Historische Darstellungen und Charakteristiken für Schule und Haus

Bd.: 3

1876

Historische Darstellungen und Charakteristiken,

für Schule und Haus

gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilh. Pütz.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Dritter Band.

Die Geschichte der neuern Zeit.

Köln, 1876.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Die
Geschichte der neuern Zeit

in abgerundeten Gemälden,

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Köln, 1876.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Uebersicht des Inhaltes.*)

Einleitung.

*) Die ganz oder theilweise vom Herausgeber bearbeiteten Aufsätze sind mit einem * bezeichnet.

Zweiter Zeitraum: Von dem westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution, 1648—1789.

I. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts.

II. Das 18. Jahrhundert bis zur französischen Revolution.

Dritter Zeitraum: Das Zeitalter der Revolution, 1789—1815.

Verzeichniß der Stammtafeln.

Einleitung.

1. Charakter der neuern Zeit.

(Nach Rudolf Lorentz, Die allgemeine Geschichte der Völker der neuern Zeit und ihrer Cultur, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die neuere Geschichte darf als das dritte Hauptstück in der gesammten Geschichte der Menschheit neben dem Alterthume und dem Mittelalter angesehen werden, obgleich keine so allgemein Epoche machende Begebenheit sie von dem vorhergehenden Weltalter scheidet, wie der weitgreifende Völkersturm und der Sturz des römischen Reiches, mit welchem die alte Welt politisch zertrümmert wurde. Manche haben die neuere Zeit dem Alterthume schlechthin entgegengesetzt und begreifen in ihr das Mittelalter mit, ohne dieses als ein besonderes Culturalter, so wie es dies verdient, von der Folgezeit zu sondern. Auch darf nicht verkannt werden, daß die Bildung des dritten Zeitalters ungleich mehr in dem zweiten, als dieses in dem ersten wurzelt; denn, während das Mittelalter über Schutt und Trümmern einer untergegangenen Welt sich erhebt und seine Keime in einem vom Blute der Vorzeit gedüngten Boden entwickelt, erscheint die Neuzeit als Fortsetzung und Vollendung aller derjenigen Bildungsstoffe, die das Mittelalter zeitigte, ohne Vernichtung des früheren und zunächst Vorhandenen. Dessen ungeachtet bereitete sich mit dem 16. Jahrhundert ein solcher Zusammenfluß von Begebenheiten vor, daß in Folge derselben die spätere Zeit ihren Charakter gänzlich veränderte und eben deßhalb als ein neues Culturalter von dem früheren mit Recht geschieden wird.

Für die Gestaltung der neuen Zeit ist die Eroberung Constantinopels durch die Türken in doppelter Hinsicht wichtig, zuerst in so fern, als mit ihr ein neuer Staat in Europa auftrat, dessen Verhältnisse nicht ohne Einfluß auf das europäische Gleichgewicht blieben. Schon daß ein Reich unterging, welches fast tausend Jahre hindurch das Andenken der alten Welt, wenn auch nur als ein Schutthaufen, erhalten hatte, schien bedeutungsvoll einen Umschwung der Dinge anzukündigen. Das Osmanenvolk, welches schon lange Europa bedroht hatte, setzte sich während eines kurzen

Zeitraumes in den Besitz schöner Länder, die allen drei Theilen der alten Welt angehören, des Ostens von Europa, ganz Vorderasiens bis zum Kaspischen Meere und der Nordküste von Afrika. Nur die ungestüme Tapferkeit und die Entschlossenheit der Anführer so wie die Uneinigkeit der Christen, zumal der Fürsten des fast zerfallenen deutschen Reiches, das aller inneren Einheit ermangelte, machen es erklärlich, daß ein asiatischer Menschenstamm auf europäischem Boden festen Fuß fassen konnte. Weit folgenreicher aber als unmittelbar in politischer Hinsicht wurde mittelbar das Eindringen der Türken in Europa dadurch, daß eine beträchtliche Anzahl griechischer Gelehrten sich bei der Eroberung Constantinopels vor dem feindlichen Schwerte nach Italien flüchtete, das in alter Handelsverbindung mit dem byzantinischen Reiche stand. Hier fanden sie Gönner und Beschützer der Gelehrsamkeit, deren Werth man mehr ahnte als anerkannte. Der frühere Eifer für die Alten stieg jetzt, als man sich nicht bloß mit Latiums Geistesproducten beschäftigte, sondern auf die lauteren Quellen von Hellas zurückging, zu einer Begeisterung, die über die Nachbarländer ausströmte. Nicht bloß, daß aus den Alten die Ideen-Masse der Neueren belebend erweitert wurde, daß die neueren Sprachen an dem Muster der lateinischen und griechischen erstarkten, auch die Wissenschaften wählten die Vorarbeiten des Alterthums zu ihrer Grundlage und wurden eben dadurch wieder hergestellt.

Eine besondere Gunst des Schicksals war es, daß wenige Jahre zuvor, ehe die Flüchtlinge des Ostens die Ueberbleibsel einer großartigen Literatur dem Westen überbrachten, diejenige Kunst erfunden war, durch welche allein das unschätzbarste Eigenthum der Vergangenheit ein Gemeingut werden konnte, die Buchdruckerkunst. Diese fand in der Vervielfältigung der alten Classiker ihre erste und edelste Beschäftigung und wurde die Dienerin der allmählich fortschreitenden, allgemein verbreiteten Intelligenz, die den Hauptcharakter unserer Jahrhunderte bildet. Europa veränderte also ebenso gut seine geistige Seite wie seine politische Gestalt.

Auch hatte die Kunst begonnen, sich in verändertem Geiste zu verjüngen, die Malerei war in der byzantinischen Schule durch griechische Künstler wieder erwacht, nahm durch die italienischen Meister einen neuen Aufschwung und gewann durch eine niederländische Erfindung (die Oelmalerei) einen außerordentlichen Fortschritt. Im 15. Jahrhunderte war Italien der allgemeine Sitz der schönen Künste und feierte schon im nächsten deren Blütezeit; von ihm lernten Frankreich, Deutschland und die Niederlande, und wie es im Alterthum und im Mittelalter in vielfacher Beziehung die Beherrscherin der Menschheit war, so wurde es im Beginn der neuern Zeit die Lehrerin Europa's.

Zugleich erhielt die ganze Kriegsverfassung eine Umgestaltung durch die allgemeine Anwendung des Schießpulvers und die Einführung stehender Heere.

Die Kunde des Schießpulvers, wovon bei den Chinesen und den alten Indern schon früh bestimmte Spuren sich nachweisen lassen, haben die Mauren mit nach Spanien gebracht, und dasselbe war schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts in verschiedenen Ländern Europa's bekannt. Die Erfindung der Feuerwaffe (Kanonen, Mörser) und ihre Anwendung zum Schutz von festen Plätzen, woher der Name Geschütz, wird um das J. 1380 gesetzt und gewöhnlich deutschen Erfindern zugeschrieben, unter denen Berthold Schwarz der bekannteste ist, der bald nach Freiburg im Breisgau oder Nürnberg, bald nach Mainz, Köln oder Goslar versetzt wird. Allein schon im Anfange des 13. Jahrhunderts wird das Geschütz von den Arabern in Spanien gebraucht, kam von da zunächst nach Flandern und von hier nach Frankreich, wo es die mit den Flamändern verbündeten Engländer schon unter Eduard III. bei Belagerungen anwandten. Die erste Ausbildung erhielt das Geschützwesen in Frankreich unter Ludwig XI., in Deutschland unter Maximilian I. — Das kleinere Feuergewehr (Flinten) kommt unter dem Namen „Luntenröhren“ oder „Feuerbüchsen“ schon im 14. Jahrhundert, namentlich im schwäbischen Städtekriege vor. Im Anfange des 15. Jahrhdts. werden sie unter den Namen „Handbüchsen“, „Handschlangen“ erwähnt, später als „Hakenbüchsen“ (arquebuse), weil sie beim Abfeuern auf eine Gabel oder einen Bock gelegt wurden. Im J. 1411 haben die Schweizer schon Handfeuerwaffen, die 25—28 Pfund schwer waren, während in andern Heeren die Schützen noch die Armbrust vorziehen.

Den ersten Grund zu den stehenden Heeren legte König Karl VII. von Frankreich durch die Errichtung einer stehenden Reiterei (der Ordonnanz-Compagnieen) und eines nationalen Fußvolkes, welches von den Freiheiten, die es genoß, den Namen Freischützen (francs-archers) erhielt. (Vergl. 2. Bd. S. 616.) Der vorher verachtete und völlig vernachlässigte Infanteriedienst kam wieder zu Ehren, und der Adel, welcher bis jetzt hauptsächlich die Reiterei gebildet hatte, verlor den Geschmack am Kriegsdienste, weil er weder zu Fuß fechten, noch in gleicher Stellung mit dem gemeinen Manne dienen wollte. Von jetzt an entschied weniger die Tapferkeit einzelner Kühnen und Starken, als ganze Massen, weniger persönlicher Muth und Kraft, als der Geist, der die Massen leitete. Die Taktik wurde neu geschaffen und die Strategik erhielt eigentlich erst ihr Dasein. Die Kriegsführung wurde zur Wissenschaft erhoben, als deren Theile sich eine ganz neue Befestigungslehre, das Artillerie- und Ingenieurwesen ausbildete. Gegen die regelmäßig geübten und mit Kunst geleiteten Schaaren vermochten die Haufen widerspänstiger Vasallen immer weniger, das Faustrecht nahte sich seinem Ende. Jeder Staat, der hinter Frankreich nicht zurückbleiben wollte, mußte ebenfalls zur Errichtung stehender Heere schreiten. Die dadurch wachsenden Geldbedürfnisse führten zu einem geregelten Steuersystem.

Nicht der Zeit, aber der Bedeutung nach stehen unter den großen Be-

gebenheiten, welche den Anfang einer neuern Zeit begründen, als die ersten und folgenreichsten oben an die Entdeckung Amerika's und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien.

Die Entdeckung der neuen Welt hat nicht bloß den Schleier gehoben, der seit Jahrhunderten einen bedeutenden Theil der Erdoberfläche den Bewohnern des andern Theiles verhüllt hatte, nicht nur dem Handel und der Industrie ein unermeßliches neues Feld eröffnet, die Masse der Metalle vermehrt, den Werth der Dinge erhöht, den Luxus und die Sitten verfeinert, sondern auch den wissenschaftlichen Forschungen ein neues, unendliches Gebiet aufgeschlossen, indem diese Entdeckung den Bewohnern der alten Welt die Werke der Schöpfung verdoppelte. Der Scharfsinn des Menschen wuchs mit der Erweiterung des Feldes, das seinen Untersuchungen dargeboten wurde. Die nautische Astronomie, die physische Geographie im weitesten Sinne, die Geologie der Vulcane, die beschreibende Naturgeschichte haben seitdem ihre Gestalt durchaus verändert. Ein neues Festland bot den Seefahrern eine Küsten-Ausdehnung von 120 Breitengraden dar, den Naturforschern neue Pflanzen- und Thier-Familien, dem Ethnologen eine gemeinsame Menschenrace, die durch den langen Einfluß der Nahrungsmittel, des Klimas und der Sitten die verschiedensten Modificationen erlitten hatte und in eine fast unendliche Anzahl von Sprachen gespalten war, deren wunderlicher Bau doch den gemeinsamen Grundtypus nicht verkennen ließ, dem Geologen die umfangreichste Gebirgskette, die, durch unterirdische Feuer emporgehoben, reich an edlen Metallen, an ihrem jähen Abhange und auf ihren terrassenförmigen Hochebenen, in einem verhältnißmäßig unbedeutenden Raume, die Klimate und Erzeugnisse der entferntesten Zonen neben einander vereinigt. Niemals hat eine rein die Körperwelt betreffende Entdeckung durch Erweiterung des Gesichtskreises eine außerordentlichere und dauerndere Veränderung in geistiger Beziehung hervorzurufen vermocht, nie hatte der Mensch das Bedürfniß lebendiger gefühlt, die Natur zu beobachten und die Mittel zu vervielfältigen, durch welche sie mit Erfolg zu befragen ist. *)

In Verbindung mit der gleichzeitigen Auffindung des directen Seeweges nach Ostindien hatte die neue Entdeckung die wichtigsten Folgen für den Welthandel, der aus Land- in Seehandel umgewandelt wurde. Die alten Handelswege wurden verlassen und neue eröffnet, dadurch aber der Rang der europäischen Staaten völlig verändert. Die Länder am Mittelmeere sanken in gleichem Grade, wie die am Atlantischen Ocean stiegen. Venedig insbesondere sah den ostindischen Handel, den es bisher fast allein getrieben hatte, in die Hände der Portugiesen und Holländer übergehen und mußte sich allmählich auf den Küstenhandel des Adriatischen Meeres beschränken.

*) Nach Alex. von Humboldt, Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt.

Spanien ging nebst Portugal den übrigen oceanischen Mächten mit der Ausführung eines ausgedehnten Colonialsystems voran, durch welches die Europäer ihre Herrschaft und mit dieser zugleich europäische Civilisation über alle Erdtheile ausgebreitet haben.

Während der allgemein verbreitete Handel ein Band der europäischen Nationen wurde, verursachte die Reformation eine große Trennung der christlichen Völker, die selbst zu blutigen Kriegen führte, und trug nicht wenig zur Ausbildung der Idee eines politischen Gleichgewichtes bei. Seit der Entdeckung Amerika's und der Reformation drehen sich die Weltbegebenheiten hauptsächlich um Schifffahrt und Handel oder um Religion, ein großer Theil der Kriege waren daher Religions- oder Handelskriege.

Welches aber sind nun die unterscheidenden Merkmale der neuern Zeit im Gegensatz zur alten und mittlern Zeit?

Zuvörderst erweitert sich mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts plötzlich der Schauplatz der Geschichte auf eine Weise, wie es die Vorzeit nie ahnte. Die alte Welt, vorzugsweise Süd-Europa, West-Asien und Nord-Afrika, waren der Boden des historischen Völkerlebens so gut für das Mittelalter, als für das Alterthum, nur daß Europa im Mittelalter sich bereits denjenigen Vorrang vor den beiden andern Welttheilen begründete, den die Neuzeit zu einem unbestrittenen machte, und daß die Geschichte von den Ländern rings um das Mittelmeer nach dem Norden und Westen hinzog. Durch die Entdeckung Amerika's aber wurde die Geschichte eine Welt- oder Erdgeschichte im eigentlichsten Sinne des Wortes, indem sie alle Theile des Erdenrunds umfaßte. Die Geschichte außereuropäischer Länder greift in die Hauptmasse der menschlichen Geschichte, welche wesentlich eine europäische ist, nur in so fern ein, als die europäische Cultur sich auch hier geltend machte. Bald wirken die Anpflanzungen auf ihre Mutterstaaten zurück und bestimmen sogar zum Theile das Verhältniß dieser gegen einander. Ein solches großartiges Schauspiel kannte weder das Alterthum noch das Mittelalter. Die vielseitige Wechselwirkung des über alle Erdtheile verbreiteten Menschengeschlechtes ist erst Charakter der neuern Zeit.

Mit dem erweiterten Schauplatze menschlicher Thätigkeit mußte sich auch der Gesichtskreis der Betrachtenden vergrößern. Wie die Schiffe zwischen Ländern und Welttheilen, welche ein unergründliches Meer trennt, freundschaftlichen und feindlichen Verkehr unterhielten, so hatte in der Erfindung der Buchdruckerkunst die Gedankenwelt das Mittel gefunden, durch welches der Geist zu dem Geiste spricht. Schnell wurden die Erfahrungen der Einzelnen zu einem Gemeingute erhoben, was sonst selten die Grenzen der Heimat überschritt, den verschiedensten Nationen mitgetheilt und durch diesen Wechselverkehr eine Intelligenz befördert, deren Allgemeinheit im fortwährenden Steigen begriffen ist. In früheren Zeiten gehörte die höhere Bildung nur einzelnen bevorrechteten Ständen und Personen an, neben denen der große

Haufe unterdrückt und verachtet dastand; die neuere Geschichte zeigt nicht bloß eine weit verbreitete Classe der Gebildeten und eine Erhebung von einst verachteten Classen der Gesellschaft, sondern auch eine steigende Volksbildung. Mit der zunehmenden Intelligenz hält gleichen Schritt die Ausbildung der Wissenschaften und Künste. Das Leben mußte sich in allen Rücksichten verfeinern und durch unzählige Erfindungen umgestalten, indem der Geist wissenschaftlicher Forschung und kaufmännischer Speculation der Liebe zum Luxus in die Hände arbeitete.

Dieser Charakter einer größeren Intelligenz offenbart sich am bewundernswürdigsten in den politischen Verhältnissen; denn obwohl die Staaten meist die alten blieben, traten doch unter ihnen weit genauere und allseitigere Beziehungen ein, so daß ganz Europa als ein System von Staaten erscheint. Das Bedürfniß der Abwehr gegen den gemeinschaftlichen Feind der Christenheit gab den Mächten Europa's die erste schwache Veranlassung zu einer solchen Vereinigung. Dazu kommt die Entstehung eines Völkerrechtes, das, eine Folge der Cultur selbst, mehr nach stillschweigender Uebereinkunft, als durch ausdrückliche Verträge sich ausbildete und im Kriege wie im Frieden sich geltend machte. Durch dieses Völkerrecht erkennen sich die Staaten gegenseitig als frei und unabhängig an und bilden einen Verein, der auf der Unverletzlichkeit ihres rechtmäßigen Besitzstandes beruht. Demnächst erzeugt sich in dem Staatenvereine die Idee eines Gleichgewichtes, zu dessen Erhaltung gegen Uebermacht und Anmaßung Einzelner die Staaten sich durch Bündnisse vereinigen; die gegenseitige Anerkennung sichert auch den Staaten von geringerem Umfange ihren Werth und läßt jeden großen Eroberungsversuch zuletzt dennoch scheitern. Auch wirkte der bedeutende Rang, den Seemächte in dem Staatensysteme einnehmen, auf das günstigste für die Erhaltung des Gleichgewichtes, schon in so fern, als sie verhinderten, daß großen Landmächten, die durch Volksmenge sich am leichtesten bildeten, die alleinige Entscheidung zustehe. Seemächte, wie England, kennt das Mittelalter gar nicht; Italiens Republiken schützten durch ihre Flotten mehr den Handel, als daß sie — die Kreuzzüge abgerechnet — entscheidend in die politischen Begebenheiten eingriffen; ähnlich war es im Alterthume, und als Rom weltherrschend wurde, vernichtete es die Seemächte, weil es selbst die Stärke seiner Landmacht ohne Nebenbuhler fühlbar machen wollte.

Weniger auffallend sind die Veränderungen, welche die Staaten in ihrem Innern erlitten. Die meisten Staaten waren erbliche Monarchieen; sie hatten sich größtentheils ihrer ganzen Verfassung nach aus den Feudalstaaten des Mittelalters entwickelt, daher findet man in ihnen neben der monarchischen Macht überall einen sehr einflußreichen Adel, der seine Rechte theils aus den ältesten Zeiten, in denen das Heergefolge mit Gütern von den Heerkönigen belehnt worden, theils aus Verträgen mit den Landesherren herschrieb. Dieser Adel bildete nächst der Geistlichkeit, die in verschiedenen

Ländern sich während des Mittelalters einen überwiegenden Einfluß errungen hatte, zwar noch jetzt die bevorrechteten Stände des Staates, welche theils sich der Steuerfreiheit erfreuten, theils auf ständischen Versammlungen bei Entscheidung der National-Angelegenheiten eine bedeutende Stimme führten; aber neben ihnen war durch das städtische Leben in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters als ein dritter Stand der bürgerliche aufgeblüht und übte, obwohl er selbst durch Steuern am meisten belastet war, doch auf Landtagen den größten Einfluß, in so fern er diese Steuern bewilligen mußte und in ihm die ganze Kraft der Nation im Allgemeinen lag.

In den beschränkteren Sphären und Schauplätzen des Alterthums und zum Theile auch des Mittelalters ergötzten uns die auf eine großartige Weise hervortretenden Gestalten der Helden und Wohlthäter der Menschheit, die durch das Dämmerlicht einer grauen Zeitferne an das Ideale streifen. Beide Weltalter haben dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß sie Gestalten und Erscheinungen vor unsere Seele führen, die so ganz von dem abweichen, was uns die nächste Umgebung in der Gegenwart bietet. Einen solchen Reiz des Ungewöhnlichen und Ueberraschenden suchen wir freilich vergebens in der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte; hier läßt die Nähe der Zeit die Gegenstände mehr in einer dürren Wirklichkeit erscheinen. Großartige Charaktere verschwinden in ihren Umgebungen, die Individualitäten der Völker werden vergessen über die Häupter, welche an ihrer Spitze stehen, die Geschichte verliert sich in die Genealogie oder in die Cabinette der Fürsten, die Hofpolitik bestimmt die Verhältnisse der Staaten in Krieg und Frieden, und selbst wo noch Republiken bestehen, werden vergebens die großen Charaktere des Alterthums und des Mittelalters gesucht. Aber wenn auch das Einzelne mehr in der Neuzeit verschwindet, so ist das Allgemeine erhabener; nicht Personen, sondern Begebenheiten nehmen auf eine großartige Weise die Theilnahme in Anspruch und setzen uns in Stand, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären. Diese Beziehungen der drei letzten Jahrhunderte zu den Begebenheiten des heutigen Tages machen das letzte Hauptstück der Menschengeschichte einem Kreise von Lesern geeignet, dem sonst die Vorwelt ferner liegt.

---

2. Die Lage Europa's im Anfange der Neuzeit.

(Nach Joh. Grafen Mailáth, Geschichte von Oesterreich, und Karl Fischer, Geschichte der auswärtigen Politik im Reformations-Zeitalter, bearbeitet vom Herausgeber.)

Im Anfange des 16. Jahrhunderts traten in jedem Lande Europa's große Veränderungen ein oder bereiteten sich vor, und die entferntesten Welttheile wurden in das Interesse der kleinsten Staaten mit verflochten.

Die pyrenäische Halbinsel hatte sich während 700jährigen Kampfes mit den Arabern und Mauren in verschiedene kleine Königreiche zersplittert, welche nach und nach in einander verschmolzen, so daß deren nur drei übrig blieben: Portugal, Castilien und Aragon. Portugal, das kleinste dieser Reiche, dessen staatliche Absonderung weniger in der Natur des Landes als in der vollständigen ethnographischen Scheidung begründet ist, erhob sich in jener Zeit durch den Geist großer Könige, durch Muth und ritterlichen Sinn der Einwohner zu einer kaum geahnten Höhe. Die Thaten der Portugiesen in Ostindien überbieten die Erfindungen des reichhaltigsten Gedichtes (des Camoens) und gaben den Handelsverhältnissen Europa's eine neue Richtung. Castilien, das Land der Castelle, das physisch dominirende, ist auch der politische Kern geworden, als es durch einen glücklichen Zufall mit Aragon in ein Reich verschmolz. Der letzte Sprosse castilischer Regenten, die Königin Isabella, vermählte sich mit Ferdinand von Aragon, und so endeten nicht nur die Fehden beider Reiche unter sich, sondern die vereinte Macht beider stieg so hoch, daß sie das alternde Reich der Mauren angreifen und stürzen konnte. So ward das Königreich Spanien gebildet. Durch die Entdeckung Amerika's und den Besitz unermeßlicher Länder daselbst, deren Goldgruben unerschöpflich schienen, erhob sich Spanien zur ersten Macht Europa's.

Zwischen Frankreich und Spanien lag das kleine Königreich Navarra, unbedeutend durch sich selbst, durch seine Lage bestimmt, einem seiner beiden mächtigen Nachbarn heimzufallen, nur als Zankapfel zwischen Spanien und Frankreich merkwürdig. (Vergl. Nr. 24.) Schon im J. 1512 ward das südliche Navarra für Spanien erobert und blieb seitdem im spanischen Staatsverbande.

Frankreich hatte sich unter zwei Königen, Karl VII. und Ludwig XI., aus dem Stande tiefer Ohnmacht zu großer Selbständigkeit und Kraft emporgearbeitet. Wenn man bedenkt, daß Karl VII. an die Loire zurückgedrängt war, daß sich der größte Theil seiner Länder in den Händen Englands befand, daß die mächtigsten Vasallen gegen ihn zu Felde lagen: so scheint es kaum begreiflich, wie er und sein Nachfolger den Engländern Alles bis auf Calais entreißen konnten, wie die Provence, die Dauphiné und Burgund in ihre Hände kamen, wie die Kraft des hohen Adels dem Könige zugethan ward, das Recht Auflagen ohne der Stände Bewilligung zu erheben, ihm zu Theil wurde. Der König gebot über die Kraft eines thätigen, kriegslustigen, geistreichen Volkes beinahe uneingeschränkt. So konnte Frankreich am Ende des 15. Jahrhdts. auf dem europäischen Schauplatze mit dem Entschluß aüftreten, dem östlichen Nachbar die herrschende Stellung mit Gewalt zu nehmen und eine Dynastie zu schwächen, deren mächtige Arme das Land immer furchtbarer zu umspannen drohten.

England mit seinem Chaos von Bevölkerung fing erst in jenen Zeiten

an, eine einheitliche Nationalität und Sprache zu gewinnen. Die besonders durch die normannischen Bestandtheile des Adels betriebene und geförderte, gegen Frankreich gerichtete Eroberungspolitik, die blutigen Bürgerkriege der rothen und weißen Rose hatten Regierung und Volk noch nicht dazu kommen lassen, die überaus günstigen physischen Bedingungen ihres Landes zu erkennen oder gar auszunützen. In Handel, Verkehr, Gewerbfleiß und Schifffahrt war es weit hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben; von Colonieen war noch keine Rede. Nimmt man hinzu, daß Irland sich in sehr loser und zweifelhafter Abhängigkeit befand, daß Schottland unter eigenen Königen zu einer England feindlichen Politik neigte, so ist leicht ersichtlich, daß Englands Machtverhältnisse in jener Zeit ihm gar keinen oder nur geringen Einfluß auf die Gestaltung der europäischen Verhältnisse gestatteten, daß seine Könige vielmehr ihre ganze Kraft und Gewalt erst sammeln und consolidiren mußten; daß der Schwerpunkt ihrer ganzen Thätigkeit für die nächste Zeit in der innern Politik lag.

Die durch die Calmarische Union (1397) herbeigeführte nominelle Einigung der drei scandinavischen Reiche war weder durch die Natur der Länder noch der Bevölkerung gefordert oder unterstützt, dazu kam eine einseitige Behandlung sehr verschiedenartiger Interessen und Wünsche bei der so durchaus verschiedenen Stellung der Stände in den drei Reichen. Die ganze Lage und geschichtliche Entwickelung wies entschieden auf eine andere Gruppirung hin, zu deren Herstellung von Schweden aus bald der Anfang gemacht werden sollte. Erst durch die Reformation wurden diese Länder in die europäischen Welthändel mit verflochten.

In Rußland war die, wie es schien, unbesiegbare Macht der Chane von Kaptschak, welche das Land vom mittlern Ural bis zum Meere von Asow in unmittelbarem Besitz hatten, durch Tamerlan gebrochen; die Unterchane konnten jetzt erfolgreiche Versuche wagen, sich der geschwächten Allmacht des Großchans zu entziehen. Der Großfürst (Iwan III.) von Moskau und Wladimir konnte sich die andern souverainen Großfürsten und die Republiken unterwerfen, sich schließlich der Einzelgebiete der Unterchane bemächtigen und ein Reich von etwa 40,000 □-Meilen hinterlassen, das seine nächsten Nachfolger noch durch Astrachan, Rjäsan, Smolensk, Kaptschak vermehrten. Der Besitz der ganzen Wolga, als des Mittelpunktes des gewaltigen Stromnetzes von Ost-Europa, bildete die Grundlage und Hauptquelle der Macht und des Reichthums des nordischen Kolosses. Diese großartige politisch-nationale Gestaltung des Ostens gab allerdings geistigen und religiösen Reformen keinen Raum.

In den schönsten Ländern Europa's waren die Osmanen gelagert; durch die Eroberung von Constantinopel war ihre Macht in Europa fest begründet. Es war vorauszusehen, daß sie über kurz oder lang ihre Eroberungen in Europa erweitern würden. Daß dies nicht sofort geschah, lag bloß

daran, weil ihre Waffen in Asien beschäftigt waren. Drei Reiche sollten der Damm sein gegen die anschwellende Macht der Osmanen: Polen, Ungarn, Venedig.

Polen war mit Litthauen seit 1386 unter der Herrschaft der Jagellonen vereint, aber diese Union hat eben so wenig Bedeutung wie die Calmarische in den scandinavischen Ländern. Wie der bedeutende Besitz des Schwert-Ordens an der baltischen Küste dem Großfürsten von Litthauen eine im Verhältniß zu der ansehnlichen Ausdehnung des Landes nach Süden nur kurze Küstenstrecke gelassen hatte, so war Polen durch Pommern und durch Preußen, das freilich seine Oberlehnsherrlichkeit anerkannte, in seinem Küstenbesitz wesentlich beschränkt. Es hatte auch eben so wenig wie Litthauen natürliche Grenzen, die ihm Schutz hätten gewähren können, und entbehrte eben so sehr eines zusammenhaltenden Stromsystems. Ein nicht geringer Theil seiner Bewohner hätte naturgemäß dem großen östlichen Nachbar zugehört. Erwägt man die Macht der Anarchie und den üblen Einfluß, der nur bruchstückweise aufgenommenen westlichen Cultur, so sieht man diese Länder langsam heranreifen, um später von den Nachbarn getheilt zu werden, denen damals noch die Kraft und die Gelegenheit dazu mangelten.

Ungarn mit seinen geschlossenen natürlichen Grenzen und seiner centralen Ebene war nicht minder einer vollständigen Auflösung entgegen gegangen, wie Polen und Litthauen. Aber das Geschick, welches dieses Land zur Beute osmanischer Barbarei bestimmt zu haben schien, hat es auch durch seine Mittelstellung zwischen Christenthum und Islam in seiner Selbständigkeit erhalten; die drei christlichen Mächte konnten sich leichter über ihr polnisches Theilungsobject verständigen, als der Kaiser und der Sultan. Die Walachei, Siebenbürgen und der nördliche Rest von Ungarn erhielten sich nur eine Scheinexistenz durch Tributzahlungen an den Großherrn.

Italien war in ähnlicher Weise und fast noch ärger zerklüftet wie Deutschland (siehe unten); die äußerste mittelalterliche Zersplitterung hatte sich hier bis auf die neuere Zeit herab erhalten und einen particularistischen Geist entwickelt, wie er in solcher Leidenschaftlichkeit wohl kaum anderswo anzutreffen war. Unter den größeren Staaten war Neapel, obschon schwer zugänglich und nur in der Fronte angreifbar, dennoch, bei der geringen Anhänglichkeit des Volkes an den König Ferdinand, leicht zu erobern. Der römische Hof begann viel von jenem Gewicht und Ansehen zu verlieren, welches er in der ältern Zeit über die ganze Christenheit behauptet hatte. Der Aufenthalt der Päpste zu Avignon; das hierauf folgende große Schisma, in dem sich zwei, ja drei Päpste zugleich wechselseitig verketzerten; die Forschungen, die eben deßhalb über die Grenzen der päpstlichen Macht angestellt wurden; die Concilien von Constanz und Basel; die Angriffe Wiclef's auf der einen und der Bettelmönche auf der andern Seite hatten das kirchliche Ansehen der Päpste erschüttert. Weniger mit den kirchlichen

Angelegenheiten als den Welthändeln beschäftigt, sanken sie in die Reihe kleinerer weltlichen Fürsten herab. Ferrara, damals dem Hause Este, Mantua, dem Hause Gonzaga gehorchend, waren kleine Staaten, ohne selbständige Politik; ihr Schicksal wurde immer durch die Pläne und Absichten der größeren italienischen Staaten bestimmt. Die Republik Florenz war, unter der Leitung Lorenzo's von Medici († 1492), zu großem Wohlstand erblüht; allein sein älterer Sohn, Peter, der Erbe seiner Reichthümer und seines Ansehens, besaß die Eigenschaften nicht, das Uebergewicht auf die Dauer zu behaupten. Savoyen und Piemont gehorchten einem dreijährigen Kinde, Karl II., dessen Mutter, Bianca, aus dem Geschlechte der Grafen Montferrat, als Vormünderin die Geschäfte leitete. Das Herzogthum Mailand, welches großen Zuwachs erhalten hatte durch Genua, Parma und Piacenza, gehorchte dem Hause Sforza. Die Republik Venedig stand unter den italienischen Staaten als der mächtigste da durch innere Einrichtung, Reichthümer und Consequenz in Plänen und Ausführung derselben. Sie besaß die Inseln Candia und Cypern, einen Theil des festen Landes von Ober-Italien, und die Stadt Venedig war das Herz des europäischen Handels. Aber der Handel, durch welchen Venedig mächtig geworden, schlug seit der Umsegelung des Vorgebirges der guten Hoffnung einen andern Weg ein, und die Republik sank rasch vom Gipfel der Macht und des Glanzes.

Die Schweizer waren die tapfersten Soldaten von Europa, und alle Monarchen bewarben sich um ihre Freundschaft; das Heer galt für das beste, in welchem die meisten Schweizer gezählt wurden. Aber hoher Sold, Beute und Siegestrunkenheit hatten die Gesinnung der Eidgenossen geändert. Sie waren dem Meistbietenden feil, wortbrüchig, der augenblickliche Vortheil entschied. Von den alten Schweizern war ihnen nur die Tapferkeit geblieben; aber es fehlte die Begeisterung des Gemüths; so geschah es, daß sie bald den Ruf der Unüberwindlichkeit verloren. Vom deutschen Reiche hatte sich die Eidgenossenschaft getrennt und einen unabhängigen Föderativ-Staat constituirt, der durch die außerordentliche Gunst der physischen Verhältnisse des Landes die scharfe ethnographische Scheidung überwand.

Das deutsche Reich befand sich in einer Art von Auflösung. In viele Staaten getheilt, hinderte das entgegengesetzte Interesse derselben Deutschland, nach Außen hin jene überwiegende Stellung einzunehmen, zu der es durch Größe des Gebiets, Zahl und Tapferkeit des Volkes berufen schien. Da schon seit dem Erlöschen der Karolinger alle nach einander auf Deutschlands Thron erhobenen Dynastieen immer wieder in kurzer Zeit ausstarben, so verfiel hier die Krone immer wieder der Wahl, während sich in den Staaten West-Europa's, und nicht minder selbst in den Vasallenthümern Deutschlands, das Erbrecht unbedingt feststellte. In Frankreich begannen die Vasallenthümer zu verschwinden, während in Deutschland die herrschende Genossenschaft das Reichsoberhaupt nur als ihren Mandatar auf Lebenszeit

anerkennen wollte. In Frankreich gelang es den Königen, sich zu Herren der herrschenden Genossenschaft zu machen, während in Deutschland einerseits die Fürsten einen Kaiser eigentlich nur deßhalb bedurften und wollten, damit er jede ihrer steigenden Forderungen, sowohl dem Reiche als den Insassen des eigenen Sondergebiets gegenüber, durch kaiserliche Briefe und Siegel zu einem Rechte stempelte, andererseits die spätern Kaiser von dem ersten Habsburger lernten, wie man die Kaiserwürde ausbeuten könne, um selbst auf Kosten des Reiches eine Hausmacht zu gründen und zu erweitern. Besonders aber wurde Deutschland durch den unglücklichen Umstand, daß seine Könige die Kaiserkrone trugen, viel tiefer in den Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht gezogen, als irgend ein anderes Reich. Nirgendwo erfolgte so häufig die Wahl von Gegenkönigen (hier: Gegenkaisern), welche wiederholte Bürgerkriege zur Folge hatte und die Autorität der höchsten Gewalt im deutschen Reiche untergrub. So gab es denn, als eine neue Zeit dem Leben der Staaten und Völker erweiterte Bahnen vorschrieb, in Deutschland keine Macht, die eine Vereinigung zu einer fester geschlossenen Gesammtverfassung bewirken konnte. Das Kaiserthum, von den Fürsten dem Inhaber unter Bedingungen auf Lebenszeit anvertraut und ohne hinreichende Stütze in der Masse des Volkes, vermochte dieses nicht, selbst wenn es sich auf eine auswärtige Macht — wie unter Karl V. und Ferdinand II. auf die spanische Weltmacht — stützte, um eine weniger beschränkte, wo möglich unumschränkte Gewalt im Reiche zu erlangen. Dieses Streben führte vielmehr, da es in geradem Widerspruche mit Geist und Streben des deutschen Volkes stand, zu einer weitern Lockerung des Reichsverbandes.

Erster Zeitraum: Von der Entdeckung Amerika's bis zum westfälischen Frieden, 1492—1648.

---

3. Columbus.

(Nach Oscar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Zehn italienische Städte und Ortschaften haben sich um den Ruhm gestritten, den Cristoforo Colombo (spanisch: Colon) als Sohn ansprechen zu dürfen. Er selbst hat in einer öffentlichen Urkunde Genua als seine Vaterstadt bezeichnet, wo er um das J. 1456 geboren war. Sein, wie es scheint, begüterter Vater schickte ihn zur Ausbildung in den mathematischen Wissenschaften auf die Universität Pavia, doch schon mit 14 Jahren begab er sich auf die See, um nie mehr das nautische Handwerk zu verlassen. Auf diesen Seereisen kam er 1477 mit einem Stockfischhändler auch nach Island. Doch erhielt er hier keine Kunde über die früheren normannischen Entdeckungen des Festlandes von Nordamerika, dessen Ostküste schon um das Jahr 1000 von Grönland aus aufgefunden und nach den dort entdeckten wilden Weinreben das Winland benannt worden war. Daß er von diesem Continente im Südwesten Islands nichts wußte, geht schon daraus hervor, daß nicht das öde Winland, sondern die Culturländer Ost-Asiens, die bewimpelten indischen Meere sein späteres Ziel waren.

Nach seinen nautischen Erfahrungen schien es ihm nicht unmöglich, den Ostrand Asiens durch eine Ueberfahrt über den Atlantischen Ocean oder in seiner Sprache „das Morgenland in westlicher Richtung" aufzusuchen. In Lissabon, wo er die Großenkelin des ersten Lehnsträgers von Porto Santo, Perestrello, heirathete und dadurch dessen Karten und Schiffsbücher erhielt, erfuhr er, daß vor ihm schon Andere diesen Gedanken verfolgt hatten, und daß namentlich der berühmte Florentiner Astronom Toscanelli, mit dem er auch in Briefwechsel trat, die atlantische Fahrt nach Ost-Asien für leicht ausführbar erklärt hatte, besonders da auf der Mitte des Weges eine Insel Antiglia angetroffen werden sollte, die freilich nicht vorhanden war, deren

Name aber später auf die westindischen Inseln (die Antillen) übertragen worden ist. Dadurch ermuthigt, machte der Genuese dem Könige Johann II. von Portugal den Vorschlag, ein Geschwader über den Ocean nach den Ländern zu führen, deren Reichthümer und hohe Gesittung Marco Polo so verführerisch geschildert hatte. Der König legte den Antrag einer nautischen Behörde vor, die den Plan als zu unsicher und die Forderungen des Columbus als zu hoch verwarf, während andere Sachverständige, wie Martin Behaim, zu dem Unternehmen ermuntert haben sollen, wozu auch die Portugiesen nach ihrer geographischen Lage in erster Linie geeignet gewesen wären. Als die ungünstige Entscheidung erfolgt war, verließ der heimatlose Wanderer, dessen Ehe der Tod bereits getrennt hatte, Portugal (1484), mit seinem Knaben Diego heimlich flüchtend. Damals trennte er sich von seinem Bruder Bartolomé, welcher nach England ging, unterwegs in die Hände von Seeräubern fiel und durch Kartenzeichnen sein Brod in London am Hofe König Heinrich's VII. erwarb, den er zugleich für die Unternehmung seines Bruders zu gewinnen suchte.

Glücklicher Weise hatte Columbus, wie die damaligen Kosmographen, von der Entfernung Asiens von Europa eine irrige Vorstellung, welche diesen Abstand nur auf 130 Längengrade schätzte. Toscanelli, dessen Karte er bei seiner Ueberfahrt benutzte, berechnete die Entfernung von Lissabon bis Zipangu (Japan) nur auf 100 Längengrade, und ein weiterer glücklicher Irrthum verminderte auch noch den Längenwerth eines geographischen Grades unter dem Aequator (auf 56 Miglien), indem Columbus die arabischen Meilen für gleich klein hielt wie die italienischen Miglien.

Das Unternehmen des Genuesen hätte nur auf einem wunderlichen Gewebe von Irrthümern geruht, wenn nicht zugleich eine Anzahl von Beobachtungen deutlich die Nähe eines Festlandes im Westen verrathen hätte. Der warme Meeresstrom, der sich aus dem Golfe von Mexico nach den Westküsten unseres Welttheils ergießt, trug nämlich die seltsame Correspondenz des unbekannten Festlandes nach Europa: künstlich geschnitztes Holz, Fichtenstämme fremder Gattung und Leichen eines unbekannten Menschenschlages.

Von Portugal wandte sich Columbus nach Spanien und trat 1486 in Dienst der castilischen Krone, welche sein Anerbieten den Gelehrten der Universität Salamanca zur Prüfung vorlegte. Diese waren verschiedener Meinung; man ließ den Anschlag zwar nicht fallen, verschob aber die Ausführung, bis der Krieg gegen die Mauren in Granada beendigt wäre. Ermüdet durch die Verzögerung des arabischen Krieges, wollte Colon 1491 sich an den französischen Hof begeben, als er von der Königin Isabella eine Einladung erhielt, im Lager vor Granada zu erscheinen, gerade zu der Zeit, als die letzte arabische Stadt capitulirte. Neue Schwierigkeiten erregten die hohen Forderungen des Genuesen für sich und seine Nachkommen: Erhebung in den Adelstand, Macht und Titel eines Vicekönigs in den neu entdeckten Ländern, den Zehnten der

Einkünfte aus denselben u. s. w. Der Schatzkanzler von Aragonien, Sant Angel, bewog nicht nur die Königin, darauf einzugehen, sondern streckte auch, weil der Kronschatz völlig leer war, aus eigenem Vermögen den Aufwand für drei Schiffe auf ein Jahr (5300 Ducaten) vor.

Erste Reise: 1492—1493.

Am 3. August 1492 verließ Columbus den Hafen von Palos in Andalusien. Die Fahrt wurde zufällig an der breitesten Stelle des nordatlantischen Thales versucht, denn die Bahama-Inseln liegen von den Canarien, den westlichsten bewohnten Inseln unter spanischer Herrschaft, fast dreimal so weit entfernt, als Neufoundland von den Azoren. Aber ein Umstand, der nicht in seiner Berechnung lag, erleichterte die Ueberfahrt außerordentlich, nämlich der unter dem Breitenkreise der Canarien in jener Jahreszeit herrschende nordöstliche Passatwind. Gerade dieser Umstand erfüllte sein Schiffsvolk mit der bangen Besorgniß, es werde nie ein Wind zur Rückkehr nach Spanien sich einstellen; daher war er sehr zufrieden, einmal vorübergehend in westliche Luftströmungen zu gerathen. Von dem Plane einiger Meuterer, den Columbus über Bord zu werfen und dann vorzugeben, er sei bei seinen astronomischen Beobachtungen zufällig ins Meer gestürzt, findet sich in dem Schiffsbuche desselben nicht die geringste Andeutung. Am 10. October klagten, heißt es im Schiffsbuche, die Matrosen über die unerträgliche Dauer der Reise. Doch ermuthigte sie Colon durch die Aussicht auf den großen, in Indien bevorstehenden Gewinn. Nachdem man am 11. October verschiedene vom Lande her schwimmende Gegenstände bemerkt hatte, erblickte am 12. October, Nachts um 2 Uhr, ein Matrose auf der vorausfegelnden unbedeckten „Pinta" zuerst Land. Es war eine der Bahama-Inseln, die Watlingsinsel, welche die nackten Einwohner derselben Guanahani nannten. Nach Anbruch des Morgens landete Colon mit den beiden andern Schiffen und ergriff als Admiral und Vicekönig für die Krone Castilien Besitz von dem neuen Lande, das er zu Ehren des Erlösers Sanct Salvador nannte, wie eine zweite Insel Sanct Maria de la Concepcion. Wie die Spanier überhaupt lange nur Inseln und Länder besiedelt haben, wo sie Gold und Silber fanden, so fragte auch Columbus, nachdem er auf der ersten Bahama-Insel den goldenen Nasenschmuck der Eingebornen entdeckt hatte, von Insel zu Insel nach dem Fundorte des Metalls, bis er nach Cuba und von dort endlich nach dem damals goldreichen Haïti gelangte und in diesem das erträumte Zipangu zu erkennen glaubte. Die lucayischen Eingebornen, welche er als Führer an Bord hatte, schilderten ihm die Bewohner von Haïti als Menschenfresser und ließen dabei den Namen Cariben laut werden, den der Admiral ungenau auffaßte, so daß durch ihn der Ausdruck „Canibalen" für die menschenfressenden Stämme Amerika's verbreitet worden ist. Auf Haïti zeigten sich bei dichterer Bevölkerung höher entwickelte Zustände als auf dem öden Cuba,

und da man auch in kurzer Zeit durch Tausch einen beträchtlichen Werth an Goldschmuck eingehandelt hatte, so gründete er hier die erste europäische Ansiedlung und erbaute aus den Trümmern eines seiner Schiffe, das auf einer Sandbank gescheitert war, eine Burg. Drei Officiere mit 40 Personen blieben in der kleinen Veste zurück. Mit den beiden andern Schiffen trat er am 16. Januar 1493 die Rückreise an und benutzte die Fucusbänke des großen atlantischen Kräutermeeres zur Ortsbestimmung auf dem Ocean. Als ein Sturm die beiden Schiffe trennte und den Untergang der Entdecker befürchten ließ, schrieb Colon die Ergebnisse seiner Entdeckung auf ein Pergament und sicherte dem Finder ein Geschenk von 1000 Ducaten zu, wenn er die versiegelte Schrift uneröffnet dem castilischen Hofe überbringe. Die Depesche warf er in einer Tonne ins Meer. Ein zweiter Sturm trieb ihn wider Willen an die portugiesische Küste und nöthigte ihn, im Tajo vor Anker zu gehen. König Johann II. von Portugal empfing ihn mit verstellter Heiterkeit und äußerte nur beiläufig, daß nach den Staatsverträgen mit Castilien die entdeckten Länder wegen ihrer Nähe an den Azoren zu seinen Besitzungen gehören müßten. Inzwischen war die Pinta in Galicien gelandet und hatte zuerst den Monarchen die Entdeckung gemeldet. Der Hof empfing den Admiral in Barcelona mitten auf dem gefüllten Markte, wo er neben dem Throne des Königspaares niedersitzen durfte, die höchste Ehre für einen spanischen Unterthanen. Er selbst, der Hof und das überraschte Spanien ahnten noch nicht das große Geheimniß eines neuen Festlandes, dessen Entschleierung die Kugelform der Erde, seither nur eine wissenschaftliche Behauptung, als erwiesene Thatsache feststellen sollte.

Spanien und Portugal nahmen alle neu von ihnen entdeckten Länder mit dem Rechte des Stärkern in Besitz und behaupteten sie, so weit dasselbe ausreichte. Um aber unter einander nicht in Streit darüber zu gerathen, riefen sie die Kirche als Schiedsrichterin an. Papst Alexander VI. übernahm gern dieses Schiedsrichteramt über die Ansprüche der eifersüchtigen Spanier und Portugiesen; er theilte durch eine Bulle (1493) die Erde mittelst eines 100 Meilen westlich von den Azoren berechneten Meridians in zwei Hälften und sprach alles westlich von dieser „Demarcationslinie" neu zu entdeckende Land den Spaniern, das gegen Osten aber den Portugiesen zu. Dieser Scheidung zufolge bemächtigte sich Portugal des von Cabral entdeckten Brasiliens als seiner einzigen Colonie in Amerika. Nach späteren Unterhandlungen mit Portugal ward jener Meridian auf 370 Leguas westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges vorgerückt.

Zweite Reise: 1493—1496.

Die glänzende Schilderung, welche Columbus von den neu entdeckten tropischen Ländern machte, veranlaßte die spanische Regierung, die Ausrüstung einer neuen Flotte mit dem größten Eifer zu betreiben. Bereits im Herbste

1493 sah sich der Admiral an der Spitze eines ansehnlichen Geschwaders von 17 Segeln mit 1500 Spaniern, die, voll hoher Erwartungen, ihm von Cadix aus in eine unbekannte Welt folgten. Mit ihnen wanderten die kostbarsten Besitzthümer älterer Cultur, unsere Hausthiere und Halmfrüchte in die neue Welt, um dieser bald ein europäisches Ansehen zu verleihen. Durch eine südlichere Richtung sicherte sich der Admiral unter geringerer Breite den Nordost-Passat, daher konnte die Ueberfahrt in 20 Tagen vollendet werden. Auf Haïti, wo man die zurückgelassenen Ansiedler im Besitz großer Gold-Reichthümer zu finden gehofft hatte, erblickte man nur Brandtrümmer an der Stelle der Burg und stieß auf Leichen, über welche das Gras hoch aufgeschossen war; nach wenigen Tagen schon zeigte das heiß-feuchte Klima seine traurige Macht: der dritte Theil der Einwanderer erkrankte am Fieber, welches auch den Admiral nicht verschonte. Nachdem er bereits früher etliche Schiffe mit Kranken und Mißmuthigen in die Heimat entlassen hatte, sah er keinen andern Rettungsweg gegen die steigende Noth und Verläumdung, als rasche Rückkehr und persönliche Rechtfertigung. Daher übertrug er seinem Bruder Bartolomé die vorläufige Statthalterschaft, verließ mit 225 kranken und gesunden Spaniern und 30 indianischen Gefangenen auf zwei Fahrzeugen S. Domingo und erreichte auf einem weiten Umwege (über Guadeloupe) unter tausendfältigen Gefahren und Drangsalen, selbst des bittersten Hungers, glücklich den Hafen von Cadix. Die neuen Ergebnisse dieser zweiten Reise beschränkten sich auf die Entdeckung von Puerto-Rico und Jamaica.

Dritte Reise: 1498—1500.

Durch die bedeutenden Kosten und die geringen Resultate der Ansiedlungen war das Unternehmen schon der öffentlichen Ungunst verfallen, als der ungeduldige Admiral auf den unseligen Einfall gerieth, die neue Welt, welche er als das irdische Paradies gepriesen hatte, der Wohlfeilheit wegen mit Verbrechern zu bevölkern, so daß die Auswanderung als Strafe erscheinen mußte. Diebe, Mörder, Betrüger und andere Missethäter beiderlei Geschlechts eilten aus den Gefängnissen und von den Galeeren herbei, um für Civilisation und Christenthum zu streiten. Am 30. Mai 1498 verließ Columbus mit 6 Schiffen S. Lucar de Barrameda, auf der Höhe von Ferro entsandte er drei derselben auf dem kürzesten (westlichen) Wege nach Haïti, er selbst schlug mit den 3 andern die Richtung nach dem Aequator ein, weil ihn die alte Truglehre beherrschte, daß unter gleichen Breitengraden gleiche Producte vorkämen; er hoffte also unter dem Breitengrade von Guinea auf das meiste Gold und die kostbarsten Dinge zu stoßen. So gerieth er (etwa unterm 5° d. Br.) in die Zone der äquatorialen Windstillen und die Hitze wurde so unerträglich, daß bereits das Pech und Harz der Planken schmolz und die Reifen von den Fässern sprangen, so daß Wassermangel eintrat. Er gab daher die südliche Richtung auf, ging mit dem Passat wieder nach

Westen und entdeckte die Insel Trinidad und das öde Orinoco-Delta, also einen Theil des Festlandes von Süd-Amerika. Damals ahnte Colon zuerst, die Küste könne vielleicht ein Festland sein. Dies schloß er mit Recht aus der Mächtigkeit der süßen Orinocowasser. Doch berührte er nur flüchtig die Insel Margarita. Denn Besorgnisse um das Schicksal der Colonie auf Haïti, die er vor anderthalb Jahren verlassen hatte, die Befürchtung, daß die Lebensmittel, die er ihr zuführen sollte, verderben möchten, Mangel an Geld, um die Matrosen zu bezahlen, und die mangelhafte Beschaffenheit der Schiffe bestimmten ihn, einstweilen von dem weitern Verfolgen des südöstlichen Reiseplanes abzulassen und nordwärts auf dem nächsten Wege nach Haïti zu segeln. Bei seiner Ankunft fand er die Colonie in anarchischem Zustande und wußte keinen andern Ausweg, als mit den (spanischen) Insurgenten eine für diese günstige Capitulation einzugehen, freilich um sie, wie er selbst gesteht, bei der nächsten Gelegenheit zu brechen. Es fehlte ihm der Zauber einer gebieterischen Persönlichkeit unter den verwegenen Abenteurern, die er nach der neuen Welt geführt hatte und die zum Theil enttäuscht als Bettler und Sieche nach Europa zurückkehrten und dem nicht ganz schuldfreien Urheber ihres Unglücks nachredeten, als habe er fiscalisches Gut unterschlagen und trachte danach, mit Hülfe der Seinigen sich unabhängig zu erklären. Der Hof erkannte selbst den politischen Fehler, in Entfernungen, die jede Aufsicht verhinderten, die Macht über Leben und Tod der Unterthanen einem Manne anvertraut zu haben, der sich dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigte. Als nun Colon selbst um die Zusendung eines „gelehrten Richters" gebeten hatte, um den Verleumdungen der unruhigen Köpfe zu begegnen, ernannten die Monarchen den Groß-Comthur des Calatrava-Ordens, Francesco de Bobadilla, zum „regierenden Richter" mit der Befugniß, Personen jeden Ranges, wenn er es für den Dienst der Krone ersprießlich halte, aus der Colonie zu entfernen. Dieser traf in San Domingo ein, als Colon mit der Unterdrückung neuer Unruhen beschäftigt war und dabei durch eine Schreckensjustiz nachholte, was er durch frühere Schwäche versäumt zu haben glaubte. Der neue Statthalter begehrte die Auslieferung aller Verhafteten mit den Untersuchungsacten, gewährte den Häuptern des früheren Aufstandes Gnade, und ließ den Admiral ohne Verhör in Ketten schließen und mit seinen Brüdern nach Spanien einschiffen; der Capitän wollte ihnen auf der Fahrt die Ketten abnehmen lassen, allein Colon litt es nicht, um mit seiner einzigen Waffe, nämlich durch Beschämung, den schnöden Fürstendank zu vergelten. Das Königspaar ließ ihn sogleich bei seiner Landung in Freiheit setzen und empfing den tief Gekränkten am Hoflager zu Granada. Seine Rede erstickte vor Schluchzen, die Monarchen aber gaben sich alle Mühe, ihn zu besänftigen, indem sie jede Ermächtigung zu Bobadilla's Rohheit ableugneten und dem Admiral den vollen Genuß seiner Würden und Privilegien zusicherten. Gern

ging man auf sein Anerbieten ein, mit 4 Schiffen auf eine neue Entdeckung auszulaufen. Die Statthalterschaft auf Haïti aber erhielt an Bobadilla's Stelle Ovando, der bisherige Comthur von Alcantara, denn er schien geeigneter zur Bezähmung aller ungestümen Elemente der jungen Ansiedlung, als Colon, der seinem Wesen und Leben gemäß mehr ein wissenschaftlicher Entdecker, als ein obrigkeitlicher Verwalter war. Bobadilla ward auf der Rückreise vom Sturme ergriffen und von der See verschlungen.

Vierte Reise: 1502—1504.

Das Ziel dieses Unternehmens blieb immer noch der westliche Weg nach China, also die Aufsuchung einer mittelamerikanischen Durchfahrt. Columbus verließ mit 4 Fahrzeugen zum letzten Male Spanien in solcher Zuversicht, westlich von Haïti das asiatische Festland anzutreffen, daß er sich mit einem arabischen Dolmetscher versorgte. Von Cuba aus richtete er die Fahrt nach dem sog. goldenen Chersones des Ptolemäus (Malacca). So gerieth er in dem Golf von Honduras auf das Festland von Mittel-Amerika, Honduras und Costa-Rica (d. h. Goldküste), wo er fand, was er so eifrig suchte, nämlich neue Goldgebiete. Von Indianern erfuhr er, neun Tagereisen gegen Westen liege ein anderer Ocean. Dies war die erste Kunde von der Südsee, die er aber durch sein hartnäckiges Festhalten an der Geographie des Ptolemäus so mißverstand, daß er die Südsee für den Meerbusen von Bengalen hielt, obgleich das paradiesische Elend der halbnackten Eingebornen des tropischen Amerika nicht im geringsten der verfeinerten Gesittung glich, die Marco Polo in China angetroffen hatte. Als er im Juni 1503 nach Jamaica kam, mußte er seine beiden Schiffe auf den Strand laufen lassen, weil sie in Folge der unsäglichen Stürme selbst unter den größten Anstrengungen an den Pumpen nicht mehr flott zu halten waren. Um dem Statthalter von Haïti (Ovando) Nachricht von seiner hülflosen Lage zu geben, unternahm es sein Flottenschreiber Mendez, auf gebrechlichem Canoe hinüberzusegeln; doch erst nach 7 Monaten erhielt er von dem argwöhnischen Ovando die Erlaubniß, in San Domingo ein Schiff zu miethen, und dazu fand sich erst Gelegenheit im Frühjahre 1504. Unterdessen fielen die Gestrandeten, von Fieber und Elend heimgesucht, mit der Leichtgläubigkeit von Verzweifelnden auf den abenteuerlichen Verdacht, der Admiral wolle sie als Pflanzer auf Jamaica festhalten und habe dem Mendez heimlich befohlen, nicht wieder zurückzukehren. Ein Versuch beinahe sämmtlicher noch gesunder Matrosen, auf indianischen Barken nach Haïti zu segeln, mußte wegen des schlechten Wetters aufgegeben werden. Bald nachher hörten die Eingebornen auf, Lebensmittel zu liefern, sei es aus Mangel oder weil sie über die Ungebühr der Verschworenen erbittert waren. Da half sich Colon mit der listigen Drohung, daß sie bald die Zeichen des Zornes am Himmel sehen würden. Als nun wirlich die ihm aus dem Kalender bekannte Mondfinsterniß eintrat,

bestürmten die Eingebornen ihn, den Grimm der Gottheit abzuwenden. Er verkündete ihnen erst dann die Erhörung, als das Licht des Planeten wieder zunahm, und seitdem blieben die Lieferungen der abergläubischen Indianer nie mehr aus. Mit dem von Mendez gemietheten Fahrzeug kehrte der erkrankte Admiral nach stürmischer Fahrt nach Spanien zurück, kurz vor dem Tode der edlen, aufgeklärten Königin Isabella, seiner letzten Stütze und Hoffnung. Weder Ferdinand der Katholische, noch sein Schwiegersohn Philipp I., der Erbe Castiliens, hatten hinlängliches Rechtsgefühl für die begründeten Ansprüche des Entdeckers. Vergebens bestand dieser auf der Wiedereinsetzung in die verbrieften Ehren, Würden und Einkünfte, bis der Tod den unbequemen Mahner von den zunehmenden körperlichen Leiden befreite. Am 21. Mai 1506 starb er zu Vallodolid, ohne eine Ahnung zu haben, daß er, wie seine Grabschrift im Carthäuser-Kloster zu Sevilla sagt, dem Reiche „Castilien und Leon eine neue Welt schenkte". Später, auf Befehl Kaiser Karl's V. in den Dom von San Domingo übertragen, ruhen seine Gebeine seit 1796 auf Cuba in der Cathedrale Habana's, wohin sie die Spanier nach Abtretung der Insel Haïti (an Frankreich) mitnahmen. Es war, als wenn dem großen Entdecker weder im Leben noch im Tode Ruhe beschieden sein sollte.

So war auf der westlichen Hemisphäre ein Land entdeckt, das sich bei näherer Untersuchung als ein ganz neuer Welttheil erwies. Columbus' Streben ging freilich nicht weiter, als auf der Fahrt nach Westen Indien zu erreichen; auch glaubte er nicht anders, als an dessen östlichen Küsten gelandet zu sein, und die Mitwelt hat diesen Irrthum durch die Benennung „Ostindien" und „Westindien" verewigt. Selbst die Entdeckung der Halbinsel Yucatan (1507) so wie Florida's (1512) ließ die Wahrheit noch nicht erkennen; sie kam erst zu Tage, als Nunez de Balboa (1513) die Landenge von Panama überschritt und sich seinen Augen von den Höhen der Cordilleren herab die endlose Wasserfläche des Stillen Oceans darbot. Nun wurde das Festland mehr und mehr bekannt und erhielt (zuerst auf einer Weltkarte des lothringischen Schulmannes Martin Waldseemüller oder Hylacomylus) von dem Florentiner A m e r i g o V e s p u c c i (einem Freunde des Lorenze de Medici), der einen Reisebericht von der neuen Welt („novus orbis", „nuovo mondo") dem staunenden Europa vorlegte (vergl. S. 22), seinen Namen A m e r i k a, zu dessen schneller Verbreitung die dem Ohre gefällige Form und eine gewisse Lautsymmetrie zu den Namen der andern Welttheile wesentlich beigetragen haben mag.

---

4. Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen.

(Nach H. Scherer, Allgemeine Geschichte des Welthandels, Oscar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, und Friedrich Kortum und Karl von Reichlin-Melbegg, Geschichte Europa's im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Während die Spanier in Amerika Entdeckung auf Entdeckung, Eroberung auf Eroberung häuften, blieben die Portugiesen im Osten nicht unthätig. Anfänglich den allgemeinen Irrthum theilend, Amerika sei das östliche Küstenland Indiens, hielten sie es für räthlicher, auf ihrem Wege um Afrika die Westküste zu besuchen, auf der sie alle Schätze des Handels in Masse vorfanden und nur zuzugreifen brauchten. Hier war der uralte, belebte Stapelplatz für die in Europa längst bekannten und gesuchten Artikel; es galt nur, dasselbe Monopol fortzusetzen, welches alle seine Besitzer von den Phöniziern ab zu den Venetianern bereichert hatte. Allein auch später, als sich jener Irrthum aufklärte, blieben die Portugiesen in der Hauptsache der östlichen Richtung zugethan. Amerika bot zum größten Theile das Bild einer Wildniß, und auch die günstigsten Bedingungen des Bodens bedurften Zeit und Pflege. Dazu flossen die Gold- und Silberquellen Anfangs nicht so reichlich, um darüber die reellern und nicht minder reichlichen Gewinne des ostindischen Handels fahren zu lassen. Eine Concurrenz der neuen Welt in Colonial-Producten aber lag bis Ende des 16. Jahrhdts. außer aller Berechnung.

Zehn Jahre verstrichen nach der Rückkehr des Bartolomeo Diaz von seiner Entdeckung des Vorgebirges der Guten Hoffnung (siehe Bd. II., S. 631), bis man in Portugal die weitere Fahrt nach Indien unternahm. Erst die erfolgreichen Fahrten des Columbus im Dienste der Spanier veranlaßten den König Emanuel den Glücklichen, den Admiral Vasco da Gama 1497 mit 4 Schiffen und 180 Mann nach Indien zu senden, nicht zum Erobern, sondern zum Entdecken. Als das Geschwader die Südspitze Afrika's umschifft hatte, wurde die Fahrt längs der Ostküste Afrika's gegen Norden verzögert durch die Strömungen des Mozambique-Canals. Erst nach einer Reise von 314 Tagen erreichte man am 20. Mai Calicut, den größten Hafen an der Küste Malabar und Indiens überhaupt. Hier hatten frühzeitig arabische Kaufleute sich niedergelassen und durch den ergiebigen Handel zwischen Morgenland und Abendland sich bereichert. Diese befürchteten die Concurrenz der Portugiesen und wußten die anfänglich günstige Stimmung der Regierung gegen die Fremden ins Gegentheil zu verkehren, indem sie die Portugiesen als Seeräuber verdächtigten. Diese maurische Handelspolitik hatte um so leichteres Spiel, je größerer Schaden dem Schatze des Zamorin oder Kaisers durch den Wegfall der bisherigen Zölle drohte. Gama, für die Aufnahme eines Kampfes zu schwach, besonders da er einen Theil seiner Mannschaft

durch den Scorbut verloren hatte, trat die lange, gefahrvolle Rückreise an und wurde bei seiner Ankunft in Lissabon (1499) vom Könige in den Adelsstand erhoben und zum Admiral der indischen Meeren ernannt.

Der Seeweg war zwar gefunden, aber der ungastliche Empfang in Indien hatte die Portugiesen hinlänglich belehrt, daß sie den arabischen Einfluß gewaltsam vernichten müßten, ehe sie zum ungestörten Genuß des orientalischen Handels gelangen könnten. Am 9. März 1500 lief Pedralvarez Cabral mit 12 Segeln und 1500 Mann an Bord von Lissabon aus. Schon Vasco da Gama hatte sich auf der Fahrt nach Indien südlich von den Inseln des grünen Vorgebirges, um den Windstillen in den Gewässern Guinea's auszuweichen, 800 Seemeilen von der Küste Afrika's entfernt und den atlantischen Calmengürtel an seiner dünnsten Stelle, nämlich hart an der brasilianischen Küste, durchschnitten. In den Vorschriften, die er für eine zweite Fahrt nach Indien zu entwerfen hatte, empfiehlt er seinem Nachfolger, von den Inseln des grünen Vorgebirges so lange südlich zu steuern, bis er die Breite des Vorgebirges der Guten Hoffnung erreicht haben würde. Dies ist noch heutigen Tages der kürzeste Weg durch die beiden Passatgürtel. Jenen Befehlen genau folgend, gerieth die indische Flotte unter Cabral nach Ueberschreitung der Linie in den Aequatorialstrom und wurde unmerklich nach Brasilien getragen. Völlig unvermuthet sah Cabral am 21. April 1500 ein Land zur Rechten auftauchen, und bevor er die Fahrt von der neuen Küste nach Indien fortsetzte, sandte er ein kleines Schiff nach Lissabon mit einem Berichte über die neue Entdeckung. König Emanuel begriff sofort den Werth eines Landes, welches seine Indienfahrer auf dem Wege nach der Südspitze Afrika's anlaufen konnten, und sandte ein kleines Geschwader ab zur Küstenaufnahme der Insel des h. Kreuzes, wie man Brasilien damals noch nannte. An dieser Fahrt nahm in untergeordneter Stellung der Florentiner Amerigo Vespucci Antheil, und ihm verdanken wir die einzigen darüber vorhandenen Nachrichten. Da Brasilien den Entdeckern kein Gold bot, sondern nur sein Farbholz, das Brasilholz, von welchem das Land den Namen erhalten hat, so wurde die Entdeckung einstweilen nicht weiter verfolgt.

Der Wendepunkt, welcher in Indien den Eroberer an die Stelle des Entdeckers setzte, trat theils mit den beiden Vettern Franz und Alfons von Albuquerque, theils mit dem Waffengefährten derselben, Pacheco Pereira, als Anfang einer wirklichen Heldenzeit hervor. Jene beiden hatten in Cochin das erste schwache Bollwerk angelegt (1504). Kaum hatten sie mit voller Ladung den Weg in die Heimat angetreten, so griff der Zamorin mit der Gesammtmacht des Reiches Calicut zu Lande und zur See Cochin an; Pacheco aber vereitelte durch geschickte Gegenanstalten alle Anstrengungen der Belagerer während 5 Monaten; diese mußten mit einem Verluste von 19,000 M. theils durch das Schwert, theils durch Krankheit abziehen. Ein solches Ereigniß weckte in Portugal den kraftvollsten Wetteifer für neue Eroberungen.

So gewannen die Portugiesen denn rasch nach einander an der ostafrikanischen Küste Mozambique, Sofala, Melinde und die große Insel Madagascar, in Asien die kleinen Inseln Socotora und (erst 1517) Aden (den Hüter des Rothen Meeres), Mascate in der Landschaft Oman und die Inselstadt Ormus, den Stapelort des persischen Handels, welcher dadurch den Todesstoß erlitt.

Sobald die Eroberung Indiens beschlossen war, übertrug König Emanuel zunächst für 3 Jahre die bürgerliche und militärische Gewalt Vice-Königen, zuerst dem Grafen von Abrantes, Franz von Almeida (1505—1509), dessen Heldensohn Lorenz einen glänzenden Seesieg über den Zamorin und die ihm verbündeten Maurenfürsten erfocht. Fortan herrschten die Portugiesen, überdies bald durch heimische Schiffe unter Tristan da Cunha verstärkt, in allen Gewässern Indiens und geboten über Handel und Wandel; nur unter Portugals Schutz- und Geleitbriefen sahen die Kauffahrer Sicherheit. Franz von Almeida, nach weitern, glorreichen Kämpfen vom Könige Emanuel abberufen, wurde auf der Heimkehr, unfern des Vorgebirges der Guten Hoffnung, in einem Raufhandel mit 65 Gefährten von den Hottentotten erschlagen.

Was Vasco da Gama als Entdecker begonnen, Franz von Almeida als Küsten- und Städtebezwinger wie als einsichtiger Ordner des Handels befestigt hatte, das vollendete als planmäßiger Eroberer weiter Gebietsstrecken und als Gründer eines eigentlichen Ostindienreiches Alfons von Albuquerque (1509—1515), nicht mit Unrecht „der Große" geheißen. Seiner Kriegskunst, die auf reiflicher Ueberlegung wie auf rascher That beruhte, stand eine gleiche Geschicklichkeit des Unterhändlers, Gesetzgebers und Verwalters zur Seite. Er eroberte die Insel- und Küstenstadt Goa und bestimmte sie, sowohl wegen ihrer centralen Lage inmitten der Malabarischen Halbinsel als wegen ihrer natürlichen Festigkeit, zum Hauptorte der Besitzungen in Hindustan, ebenso gewann er Malacca, den Mittelpunkt der östlichen Halbinsel, empfing die Botschaften der Könige von Java, Sumatra, Siam und Pegu, regelte durch Gesandte und Bündnisse den eben so lebhaften als einträglichen Verkehr mit Völkern und Fürsten, deren Namen man bisher kaum gekannt hatte. Auch China trat allmählich aus dem geheimnißvollen Dunkel hervor; der äußerste Osten rückte dem fernsten Westen näher. Selbst der mächtige Sultan Persiens mußte sich vor dem neuen Nachbar beugen und um dessen Freundschaft werben. Bald nach dem Abschlusse der persönlich geleiteten Unterhandlungen erkrankte Albuquerque und starb auf dem Rückwege im Angesichte Goa's an Bord des Admiralschiffes, 63 J. alt, von Kummer über Undank des Hofes niedergedrückt.

Bei seinem Tode stand Portugal's Macht auf ihrem Gipfelpunkte. Wie sehr Albuquerque der eigentliche Gründer und gewaltige Träger derselben gewesen, ward erst klar, als nach seinem Heimgange bei den unterworfenen oder verbündeten Fürsten und Völkern Indiens die Anzeichen von Ungehorsam und Verrath, bei den Portugiesen die von Habsucht und Zügellosigkeit

hervortraten. Zwar wurden unter Albuquerque's meist unbedeutenden Nachfolgern weitere Verbindungen mit China und Siam angeknüpft, einzelne Punkte auf Ceylon und Sumatra gewonnen, die Molukken den Spaniern abgekauft (siehe Nr. 5 am Ende); aber bald verschwand die Begierde nach Ruhm, die vorher die Triebfeder der Thaten der Portugiesen in Indien gewesen war, und an ihre Stelle trat Gewinnsucht. Die Vice-Könige betrachteten ihre Stelle, zu der sie oft durch Schleichwege gelangt waren, als ein sicheres Mittel der eigenen Bereicherung innerhalb der kurzen Frist (3 Jahre) ihrer Statthalterschaft, die Unter-Beamten folgten ihrem Beispiele, die Soldaten überließen sich, bei der gänzlich aufgelösten Kriegszucht, dem Müßiggange oder wurden Handelsleute. Seit der Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) nahm der Verfall der portugiesischen Macht in Indien mit ungleich rascheren Schritten zu, bis von ihren indischen Besitzungen allmählich eine nach der andern in die Gewalt der Holländer gerieth.

---

5. Die erste Erdumsegelung. Magalhaens.

(Nach Oscar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Unter den Eroberern, welche 1506 der Flotte des Francesco d'Almeida (siehe S. 23) nach Indien folgten, befand sich Ferdinand de Magalhaens (sprich: Magaliängs), ein Adeliger aus Oporto. Bei der Eroberung von Malacca diente er unter dem großen Alfons Albuquerque. Bei einer Razzia gegen Berbernstämme in Afrika erhielt er einen Lanzenstich in die Kniekehle, wovon er Zeitlebens einen hinkenden Gang hatte. Nach Portugal zurückgekehrt, verlangte er vom Könige Emanuel für seine indischen Dienste eine kleine Erhöhung seines Monatssoldes (von 2½ auf 3 Ducaten), und da diese verweigert wurde, trat er in spanische Dienste. Dieser große Seemann gewann den Kaiser Karl V. für den zuerst von Amerigo Vespucci (siehe S. 20) angeregten Gedanken, ein Geschwader um die Südspitze Amerika's über das Stille Meer nach dem Archipel der Molukken zu führen, die nach seiner Berechnung im spanischen Demarcationskreise (siehe S. 16) liegen sollten.

Mit großen Vorrechten ausgestattet, erreichte er mit 5 Schiffen im Januar 1520 das Cap Santa Maria (östlich von Montevideo) und begann im Süden des La-Plata-Stromes die Entdeckungen an der Küste Südamerika's. Im patagonischen Hafen S. Julian brachte er den (unserm Sommer gleichzeitigen) Winter zu und unterdrückte eine Meuterei der Schiffs-Officiere. Der Ankerplatz wurde von den Bewohnern des rauhen, damals in Schnee gehüllten Landes besucht, die, von jenen Seefahrern Patagonier genannt, in Folge

übertriebener Berichte, lange Zeit als ein Riesengeschlecht gegolten haben. Zwei von ihnen behielt man an Bord zurück, um sie als Merkwürdigkeit nach Europa zu bringen. Als Magalhaens die von ihm benannte Straße erreicht hatte, welche von dem wunderlich zerklüfteten Archipel des Feuerlandes und den trügerischen Sunden der Südspitze von Amerika gebildet wird, schickte er das stattlichste Schiff, S. Antonio, zur Untersuchung der Golfe aus. Als der S. Antonio von seiner Erforschung ohne Ergebniß zurückkehrte, fand er das Geschwader nicht mehr, das Schiffsvolk verlangte die Heimkehr und warf den sich weigernden Capitän in Ketten; in Spanien, wo der Antonio am 6. Mai 1521 eintraf, verbreitete man die schlimmsten Beschuldigungen über Magalhaens. Dieser aber vollendete die Durchfahrt in den „Stillen Ocean", den er in seinem tropischen Theile auffallend ruhig fand und deßhalb so benannte. Endlich erreichte er die Inseln, denen sein Schiffsvolk den Namen der Diebes-Inseln (Ladrones) beilegte, wegen der Frechheit, womit die olivenfarbigen, nackten Einwohner an Bord kamen und stahlen. Magalhaens setzte ans Land und plünderte ihre Vorräthe an Cocosnüssen, Yameswurzeln und Zuckerrohr, womit sich die entkräftete Mannschaft nicht wenig erquickte, da sie seit Monaten nichts genossen hatte, als den zu Staub zerfallenen, von Würmern belebten und von Ratten verunreinigten Zwieback. Bessere und reichlichere Lebensmittel fanden sie auf der Insel **Sebu**, einer der Philippinen, deren Beherrscher sich mit seiner Familie und einigen hundert Unterthanen taufen ließ und Kaiser Karl V. den Lehnseid schwur. Begleitet von dem getauften Radscha begab sich Magalhaens nach der kleinen Insel **Mactan**, östlich von Sebu, um diese seinem christlichen Bundesgenossen zu unterwerfen. Ohne die Geschütze auszuschiffen, da die Boote sich dem Ufer nicht nähern konnten, betrat er mit 55 Gefährten das Ufer, mußte aber bald vor den Mactanesen die Flucht ergreifen und wurde im Handgemenge durch einen Speerstich in den Kopf getödtet (27. April 1521). Diese Niederlage hatte auch die Sinnesart der trügerischen Christen auf Sebu geändert, der Radscha lud die Spanier zu einem großen Banket ein, und 24, welche dieser Einladung folgten, um nicht feige zu erscheinen, wurden ein Opfer dieser Treulosigkeit, während die frohlockenden Eingebornen am Ufer vor den Augen der Spanier die aufgepflanzten Kreuze fällten. Die auf 150 Mann zusammengeschmolzene Mannschaft kam auf 2 Schiffen nach den Molukken, dem eigentlichen Ziele Magalhaens'; hier trennte sie sich, da ein Schiff einer bedeutenden Ausbesserung bedurfte. Das zurückbleibende Schiff sollte seinen Weg durch die Südsee nach Panama suchen, die Victoria aber kehrte, mit Gewürzen beladen und mit 47 Europäern und 13 Eingebornen an Bord, um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Europa zurück, doch erlagen noch mehr als 20 dem Hunger und nur 13 Europäer erreichten (nebst 3 Asiaten) nach der fast dreijährigen Reise um die Welt den Hafen, wovon sie ausgegangen, am 6. September 1522. So gelangte diese erste Weltumsegelung zu dem viel

erstrebten Ziele, Indien von Europa aus in westlicher Fahrt zu erreichen und erzielte für die Wissenschaft und den Verkehr bedeutende Fortschritte.

---

6. Die Eroberung Mexico's. Cortez.

(Nach Oscar Peschel, Geschichte der Erdkunde und Friedrich Kortum und Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg, Geschichte Europa's im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nachdem Columbus den Weg nach der neuen Welt eröffnet hatte, trieb der einmal angeregte Unternehmungsgeist, noch mehr aber die Sucht, ohne Mühe reich zu werden, zu immer neuen Entdeckungen. Der Abenteurer Vasco Nunez Balboa hatte auf seinen Beutezügen von einem Indianerfürsten erfahren, daß jenseit der Cordilleren ein anderes Meer mit goldreichen Küsten liege. Er erfocht sich den Durchzug durch verschiedene Gebiete streitbarer Caziken und erblickte am 25. September 1513 von einem Höhenkamm das jenseitige Meer, welches die Spanier, von Norden kommend (nach der von West nach Ost streichenden Landenge von Panama), die Südsee nannten, ein Name, der in der Folge auf den ganzen Stillen Ocean ausgedehnt worden ist. Gleichzeitig fand der Ritter Ponce de Leon zwar nicht den von ihm gesuchten „Jugendbrunnen", der Greisen ihre Jugendkräfte zurückgeben und nach einer Sage der Bahama-Indianer nördlich von ihren Inseln liegen sollte, wohl aber eine Halbinsel, die er Florida nannte. Bald nachher (1517) gewahrte Fernandez de Cordoba, ein cubanischer Pflanzer, der von Habana ausgelaufen war, um auf den Honduras-Bai-Inseln Eingeborne als Sclaven nach den cubanischen Goldwäschen wegzuschleppen, unvermuthet zur Rechten Land, die Küste von Yucatan, und hier stießen die Spanier auf die ersten Spuren höherer Gesittung, auf gemauerte Städte, auf züchtig bekleidete und gewerbfleißige Bewohner. Im folgenden Jahre (1518) erfuhr man bei einem abermaligen Besuche dieser Küste, daß das reiche, trefflich angebaute Land dem mächtigen Kaiser Montezuma gehöre, der in der Stadt Mexico residire. Deßhalb beschloß Diego Velasquez, der Statthalter von Cuba, die Eroberung dieses ausgedehnten Reiches und wählte zur Ausführung des kühnen Unternehmens den Ferdinand Cortez.

Cortez, aus einem alten, jedoch wenig bemittelten Adelsgeschlechte in Estremadura, studirte im 14.—16. Jahre in Salamanca die Rechtswissenschaft, schiffte sich als 19jähriger Jüngling (1504) nach Westindien ein und gewann auf Domingo und Cuba einen so ausgezeichneten Namen, daß ihn der sonst mißtrauische Statthalter Velasquez zum Geheimschreiber wählte. In Folge seines abenteuerlichen Lebens entzweite er sich wiederholt mit seinem Gönner und Herrn und ging gegen dessen Willen, auf die Kunde von den Entdeckungen in Yucatan, mit 11, meist geringen Schiffen und 553 spanischen

Soldaten dorthin unter Segel. Am Grünen Donnerstage 1519 betrat er bei dem spätern Fort S. Juan de Ullua den ersehnten Boden Mexico's oder Colua's, wo er nicht bloß wilde, sondern auch vielfach gesittete und ansässige Völker antraf.

Die Hochebene Anahuac (d. h. nahe am Wasser) erhielt gegen Ausgang des 12. Jahrhdts. ihre kraftvollsten Bewohner, die Azteken, ein rohes Jäger- und Hirtenvolk, welches nach langem Umherziehen feste Wohnsitze annahm und (1325) inmitten des Hauptsees und an dessen südwestlichem Ufer als bleibende Hauptstadt Mexico gründete. An der Spitze dieses Volkes standen Anfangs republicanische, später königliche Häuptlinge, zuletzt ein Kaiser, der über Krieg und Frieden, Gesetzgebung und Steuern gebot. Mit demselben in lockerem Lehnsverbande stand ein Adel, reich an Grundstücken und abhängigen Unterthanen; der Landmann, theils den großen Herren, theils den Tempeln und Kronbesitzungen angehörig, entbehrte des echten Eigenthums und war meistens an die Scholle gebunden. Eine zahlreiche Priesterschaft beherrschte die Erziehung der vornehmen Jugend und die mit Aberglauben versetzte Wissenschaft. Diese kannte eine genaue Berechnung des Jahres auf 365 Tage, in 18 Monaten zu 20 Tagen, nebst den nöthigen einzuschaltenden Bruchtheilen. Daneben blühten, zunftmäßig überliefert, alle Arten von Gewerbe, insbesondere lieferten die Goldschmiede, Juweliere und Steinmetzen Meisterwerke, ohne das Eisen zu kennen. Vorzüglich erregte die Bewunderung der Europäer die sog. Federarbeit, welche auf Baumwollenzeuge das schillernde Gefieder der einheimischen Prachtvögel klebte. Eine ziemlich entwickelte Bilderschrift auf Aloë-Rinde war wenigstens im Stande, in die Sinne fallende Gegenstände, Verhältnisse und Begebenheiten darzustellen. Ein verderbliches Gegengewicht zu diesen Bildungselementen lag in der rohen und blutigen Religion, deren Lehren und Anstalten sowohl den fanatischen und fühllosen Volkssinn entwickelten und stützten, als den crassesten Aberglauben und den blindesten Gehorsam gegen die Befehle der Oberen einimpften. Menschenopfer galten nicht nur als Leckerbissen wie bei andern Indianern, sondern auch als Siegespreis und Kriegsregel und haben hauptsächlich den Verfall und Untergang des sonst fähigen und rüstigen Aztekenvolkes herbeigeführt.

Der damalige Kaiser Montezuma II. hatte durch Waffengewalt und List dem Azteken-Reiche eine bedeutende Ausdehnung verschafft; es zählte 12 Mill. Einwohner, an 100 größere Städte, voran Mexico mit 60,000 Häusern, mindestens 200,000 Einwohnern, 2000 Tempeln und Capellen, 50,000 Gondeln. Dennoch hatte sich eine unheimliche Stimmung ausgebildet; es drohten nicht nur offene Feinde, wie die republikanischen Tlaskalaner, sondern auch sonst getreue Unterthanen klagten über Steuerdruck und andere Vergewaltigung. Vor allem jedoch beunruhigte der auch von Montezuma getheilte Glaube, vom Osten, der ursprünglichen Heimat her, werde nächstens

der Wohlthäter des Azteken-Geschlechtes zurückkehren in das Land der Väter; mit ihm, dem „weisen und weißen Manne," werde ein neues Zeitalter der Glückseligkeit beginnen und den Jammer der Gegenwart verdrängen.

Da es unter der Handvoll christlicher Abenteurer, mit denen Cortez das mächtige Kaiserreich der Azteken angreifen wollte, nicht an geheimen Freunden des Oberstatthalters Velasquez fehlte, die zur schleunigen Rückkehr riethen, so ließ er, um die Brücken der Heimkehr für immer abzutragen, im Geheimen sämmtliche Schiffe abtakeln und verbrennen, mit Ausnahme eines einzigen zur Ueberbringung der Botschaft an Kaiser Karl. Dann verbündete er sich mit den Tlaskalanern, welche seit dem 13. Jahrhdrt. einen aristokratischen Bundesstaat unter mehreren lebenslänglichen Häuptlingen bildeten und in beständigen Fehden mit dem kaiserlichen Mexico lebten. Montezuma, unschlüssig und furchtsam, wie er war, setzte dem Vordringen der unheimlichen Fremden kein Hinderniß entgegen und empfing sie in seiner Hauptstadt als scheinbar willkommene Gäste mit aller Freundlichkeit und pomphafter Ehrerbietung. Nicht ohne Staunen durchschritten die Spanier die große, Venedig ähnliche Lagunenstadt, in der ihnen allenthalben Wohlwollen, Neugierde und Ehrfurcht begegnete. Allmählich aber erwachte Mißtrauen, Argwohn und Furcht auf beiden Seiten. Während seine Spanier schon an offenen oder heimlichen Abzug dachten, beschloß Cortez, bald von den Gleichgesinnten und Muthigsten unterstützt, die kühnste That, die vielleicht jemals ausgeführt worden. Montezuma, der unumschränkte Gebieter über Millionen streitbarer, kriegerischer Unterthanen, ward inmitten seiner Hauptstadt des Einverständnisses mit dem meuterischen Küstenstatthalter Quauhpopoca, dem Mörder von 7 Spaniern, beschuldigt und nach fruchtloser Rechtfertigung aus dem Palaste seiner Väter in das Quartier der weißen Männer als Gefangener abgeführt, ohne daß sich ein Arm dawider regte. Denn theils untersagte der muthlose Fürst jeden Widerstand, um seine Freiwilligkeit zu bezeugen, theils hatte der plötzlich fallende Streich Volk, Adel und Priesterschaft mit lähmendem Schrecken erfüllt. Der Schattenkaiser wurde zwar mit Höflichkeit behandelt, mußte aber eine Demüthigung nach der andern erleben, die Verurtheilung und den Feuertod seines Dieners Quauhpopoca dulden, ja für einige Augenblicke als dessen Mitschuldiger Fuß- und Handfesseln tragen, darauf, mit den Gästen scheinbar ausgesöhnt, dem Herrn des Ostens förmlich Krone und Reich als Lehen übertragen und seine Schätze ausliefern. Im Haupttempel wurden unter den Augen der Priesterschaft die ungeschlachten Götterbilder verstümmelt oder neben ihnen das Kreuz und das Bild der h. Jungfrau aufgerichtet, die Menschenopfer für immer untersagt. So beherrschte Cortez mehrere Monate die Hauptstadt und das Land, indem ihm der gefangene, bisweilen durch Jagden und andere Kurzweil zerstreute Kaiser als Unterpfand diente.

Plötzlich stellte eine Unglücksbotschaft den beinahe fabelhaften Gewinn in Frage. Velasquez hatte nämlich auf Cuba 18 Schiffe mit 1400 Soldaten

und Matrosen ausgerüstet und den stellvertretenden Befehlshaber Narvaez beauftragt, gegen den Eroberer Mexico's einzuschreiten. Diesem zog Cortez mit einem kleinen Häuflein nach der Küste entgegen, überfiel ihn bei Nacht, nahm ihn gefangen, bewog seine Truppen durch Aussicht auf Beute und Ehre, sich unter seinen Oberbefehl zu stellen und eilte mit ihnen nach Mexico zurück. Dort fand er Alles in vollem Aufruhr, denn der von ihm zurückgelassene Statthalter Alvarado hatte die Gebote der Klugheit und Mäßigung vergessen. Schleichende Umtriebe bei Gelegenheit eines Nationalfestes auf dem Platze des Haupttempels hatte er durch plötzlichen Ueberfall erdrückt und dabei von 600 meist unbewaffneten Edelleuten aus Beutegier und Glaubenseifer auch keinen einzigen Mann verschont. Aber statt sich dadurch einschüchtern zu lassen, erhob sich das Volk zur gerechten Wiedervergeltung und hatte die Fremden schon zehn Tage in ihrem Quartier abgesperrt, um sie durch Hungersnoth aufzureiben, als Cortez eintraf. Nun begann ein neuer Straßenkampf, in welchem die von Cortez oft persönlich befehligten Reiter bald durch die abgeworfenen Brücken, bald durch Barrikaden gehemmt wurden, während zugleich von den flachen Dächern herab Pfeile, Steine, Wurfspeere und andere Geschosse herabflogen. Auf den Wunsch des Cortez trat Montezuma selbst im königlichen Schmucke, von seinen Beamten begleitet, auf die Zinne des Palastes, um die tobende Menge zu beschwichtigen. Aber ein Regen von Pfeilen und Steinen traf den unglücklichen Friedens-Redner; tödtlich am Haupte getroffen, Volksfeind und Verräther gescholten, endigte Montezuma seine wechselvolle Laufbahn (Juni 1520). Sein Bruder und Nachfolger (Quetlavaco) setzte aber den Freiheits- und Glaubenskampf mit solchem Nachdrucke fort, daß den Belagerten endlich kein Rettungsmittel übrig blieb, als heimlicher Rückzug. In der Dunkelheit der ersten Julinacht („la noche triste“) zogen die Spanier und die ihnen verbündeten (4000) Tlaskalaner auf dem engen, durch sieben Einschnitte unterbrochenen westlichen Damm ab. Plötzlich sahen sie sich von allen Seiten angegriffen; der ganze See wimmelte von Kähnen; ein dichter Hagel von Pfeilen und Steinen flog auf die Flüchtlinge, die zuletzt nur einen wirren Knäuel bildeten. Viele wurden erschlagen oder ertranken, andere geriethen lebend in die Gewalt der Mexicaner und wurden den Götzen geopfert. Bei Anbruch des Tages fand Cortez, der, obgleich selbst verwundet, überall im Kampfe voran gewesen, kaum noch die Hälfte seiner Schar am Leben.

Schwach verfolgt und im wachsenden Kampfe mit Hunger und Elend, zog die kleine Christenschar, ihre Verwundeten und Kranken in der Mitte, über ein ödes, mit räthselhaften Spitzsäulen bezeichnetes Gebirge, um das befreundete Tlaskala zu erreichen, fand aber plötzlich den Weg versperrt. Ein kaum übersehbares Heer der Mexico zinspflichtigen Caziken lagerte im Thale von Otumba. Da ein Umkehren nicht möglich schien, so stiegen Reiter und Fußknechte in die Ebene herab, um die Schlacht zu liefern

(7. Juli). Lange wogte sie unstät auf und ab, bis im gefährlichsten Augenblicke Cortez mit einigen Reitern sich des feindlichen Banners bemächtigte und sofort das nahe Verderben in vollkommene Rettung umwandelte; die Azteken, von abergläubischem Schrecken gelähmt, zerstäubten nach allen Seiten hin. So erreichte er das Gebiet der Tlaskalaner und bereitete mit deren Hülfe Alles zum erneuten Angriffskriege gegen Mexico vor. Der steigende Ruf seines Namens zog kühne und beutelustige Abenteurer aus Cuba, S. Domingo, Jamaica, selbst vom Mutterlande heran. Die Stadt Mexico war aber ohne Schiffe nicht leicht anzugreifen, denn der Weg über die Dämme allein war zu gefahrvoll. Daher ließ Cortez in den Wäldern von Tlaskala Holz fällen und zimmern; 8000 Tlaskalaner trugen die Bretter und Balken auf ihren Schultern 18 spanische Meilen weit an das Ufer des Sees und geschickte Werkmeister erbauten aus den Haupt- und Nebenstücken 13 Rennschiffe oder Brigantinen. Dazu kam die gesicherte Aussicht auf massenhafte Hülfe der Eingebornen, welche aus Haß gegen die Reichsherrschaft der Azteken in dem wunderbaren, längst durch Götterspruch angekündigten Fremdling ihren Befreier erblickten.

Von 10,000 Tlaskalanern und andern einheimischen Bundesgenossen begleitet, zog Cortez' kleines Heer (550 M. zu Fuß und 40 Reiter) mitten im Winter abermals gegen Mexico, wo inzwischen Montezuma's Bruder an den Blattern gestorben und sein 22jähriger Neffe Guatimozin auf den Thron erhoben worden war. Dieser letzte Vertheidiger des überlieferten Glaubens und Volksthums duldete ruhig die Annäherung und Festsetzung des Feindes, den er in blindem Selbstvertrauen mit einem Schlage zu vernichten hoffte. So konnte Cortez, allmählich von 70-—90,000 indianischen Bundesgenossen als Befreier unterstützt, die Stadt von drei Seiten einschließen, und es begann eine Reihe blutiger Gefechte und Stürme, bei Tag und Nacht unternommener Angriffe und Ausfälle mit abwechselndem Glücke. Der umsichtige Guatimozin bemerkte, daß auf dem südlichen Damme, wo Cortez selbst vordrang, durch einen Einsturz den Spaniern der Rückzug abgeschnitten sei und griff hier mit solcher Uebermacht und Ordnung an, daß sich die Reihen der Feinde löſten und in wilder Flucht Rettung suchten. Roß und Mann stürzten in den Durchstich, während die Mexicaner zugleich auf unzähligen Kähnen zur See angriffen. Cortez selbst entging, mehrfach verwundet, nur durch die Aufopferung eines seiner Hauptleute der Gefangenschaft. In der auf diesen Unglückstag folgenden Nacht bot sich den Geretteten ein grauenvolles Schauspiel dar. Die festlich erleuchtete Heidenstadt war voll Jubel und die christlichen Gefangenen wurden im Tempel des Kriegsgottes geopfert, zerstückelt und beim Siegesmahle verzehrt.

Cortez, gestützt auf den massenhaften Beistand der Eingebornen, wählte nun eine neue Weise des Angriffs. Während die Spanier auf den Dämmen und in den Straßen vordrangen, füllten die Indianer rückwärts die

Durchstiche rasch mit dem Schutte der niedergerissenen Häuser aus und unterhielten die Verbindung der Standquartiere. Als sich dieser furchtbare Straßen-, Häuser- und Barrikadenkampf zu Gunsten der Spanier neigte, auch Hunger und Krankheiten viele der Belagerten wegrafften, wollte Guatimozin in einer Barke entfliehen und die Landschaft unter die Waffen rufen; aber er wurde eingeholt und ergab sich dem Gegner mit würdevoller Fassung und den Worten: „stoße diesen Dolch durch meine Brust"! Cortez aber verhieß ehrenvolle Behandlung. Auf die Nachricht von der Gefangennehmung Guatimozin's hörte jeder Widerstand auf. Nachdem die Belagerung 75 Tage gedauert, legten etwa 70,000 Menschen, meistens ausgehungert und krank, auf Befehl ihres Herrn die nicht ruhmlos geführten Waffen nieder. Der letzte Azteken-Kaiser wurde von den habgierigen Spaniern auf die Folter gelegt, um ihm die Entdeckung seiner Schätze zu erpressen, indem man seine mit Oel bestrichenen Fußsohlen an langsamem Feuer rösten ließ. Cortez selbst entriß ihn dem martervollen Tode, doch 3 Jahre später endete er durch den Strick, weil er verräthischer Umtriebe auf dem unglücklichen Zuge nach der Hondurasbai beschuldigt war.

Nach dem Sturze des neidischen, vom Aerger überwältigten Nebenbuhlers, Diego Velasquez, ward Cortez als Statthalter, Oberbefehlshaber und Oberrichter „Neu-Spaniens" mit bedeutenden Vollmachten ausgerüstet (1522) und unternahm, einstweilen ungehemmt, die Ordnung der innern Verhältnisse. Innerhalb 5 Jahren (1524—1529) stellte er Mexico als eine schöne, feste, wohl bevölkerte Stadt wieder her, gründete mehrere Ansiedlungen, entdeckte die Zinn- und Silberminen bei Tasco und dehnte die Grenzen der rasch aufblühenden Colonie über Guatimala bis an den Meerbusen von Honduras und Darien aus, fand an dem Großen Ocean zwar nicht die vermuthete Durchfahrt in den Atlantischen, wohl aber die große Halbinsel Californien (1536), deren reiche Hülfsmittel jedoch drei Jahrhunderte hindurch verborgen blieben. Auch er entging dem Neide und der Verleumdung, als strebe er nach Unabhängigkeit, eben so wenig wie Columbus. Als Kaiser Karl endlich Mißtrauen schöpfte und einen königlichen Gerichtshof von Neu-Spanien zur Untersuchung der Anklagen ernannte, kehrte Cortez nach Spanien zurück, umgeben von einem glänzenden Gefolge, in welchem sich neben dem Sohne Montezuma's viele Vornehme aus Mexico und Tlaskala befanden. Dazu gewährten nie gesehene Raubthiere und Vögel, Pflanzen und Steine ein lebendiges Bild des bezwungenen Azteken-Reiches, und der Kaiser belohnte den Eroberer mit einer wahrhaft fürstlichen Schenkung an Land und Leuten, ernannte ihn zum Oberfeldherrn Neu-Spaniens und der pacifischen Küste mit der Vollmacht, in der Südsee Entdeckungen und Ansiedlungen zu unternehmen gegen einen Antheil an dem Gewinne für sich und seine Erben. Dagegen blieb die wiederholte Bitte um Zurückgabe der Oberstatthalterschaft fruchtlos, denn diese wurde aus principieller Vorsicht vom militärischen Commando abgetrennt

und dem Antonio de Mendoza als erstem „Unterkönig Neu-Spaniens" verliehen (1534). Derselbe schirmte als Vertreter des Königs eifersüchtig alle wirkliche oder vermeintliche Rechte der Krone, mischte sich in den Heerbefehl ein und erschwerte die Entdeckungsfahrten seines gleich stolzen Nebenbuhlers, weil diese nur mit Erlaubniß des Königs geschehen dürften. Durch Zwischenträger steigerte sich die Spannung der beiden hochgestellten Männer bis zum völligen Bruch. Cortez, zugleich schwer verschuldet und von den Gerichten mit seinen Klagen auf Wiedererstattung seiner für den öffentlichen Dienst gemachten Auslagen abgewiesen, beschloß die zweite Rückkehr nach Spanien (1540). Hier fand er aber, statt der gehofften Dankbarkeit, höfliche Kälte und ausweichende Gleichgültigkeit. Denn inzwischen hatten Peru's Goldminen und Pizarro's Ruhm Mexico und dessen Eroberer verdunkelt. Nachdem er noch (1541) den unglücklichen Feldzug Karl's V. nach Algier (siehe Nr. 15) als übel belohnter Freiwilliger mitgemacht hatte, verzehrten Kummer, Aerger und Langeweile seine noch übrigen Lebenskräfte und er starb, fast 63 J. alt, unweit Sevilla (2. Dec. 1547). In ihm spiegelt sich das bereits üblich gewordene Bündniß eines tapfern Ritters, eines glaubenseifrigen Heidenbekehrers und eines gewerblichen Kaufherrn ab, wie es bei mehreren hervorragenden Persönlichkeiten, namentlich des romanischen Westens, in jener Zeit vereinigt erscheint. Der Hauptzug in seinem Charakter war eine unerschütterliche Festigkeit des Willens, eine Zähigkeit, welche weder durch Gefahren noch durch Ungunst des Schicksals gebeugt oder durch unvorhergesehene Hindernisse ermüdet werden konnte.

---

7. Die Eroberung von Peru. Die Pizarros.

(Nach Friedrich Kortum und Karl Albert von Reichlin-Melbegg, Geschichte Europa's im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Seitdem Balboa, von Eingebornen geführt, das Südmeer entdeckt hatte (siehe S. 26), richteten sich die Gedanken und Wünsche der in Panama und Darien angesiedelten und abenteuernden Spanier hauptsächlich auf die geheimnißvollen Länder und Völker im Süden und Osten, von deren fabelhaftem Reichthum an Gold, Silber, Perlen und Edelgestein man dunkle Kunde erhalten hatte. Ungeschreckt durch die bisher mißlungenen Versuche, das reiche Peru im Süden zu entdecken, entstand für diese Aufgabe ein neues Bündniß, bei welchem, wie früher, Glaubenseifer, Abenteurerlust und Habgier zusammen wirkten. An der Spitze desselben stand ein schon bejahrter Priester, Ferdinand de Luque, auf der Landzunge seit Jahren ansäßig, der nicht sowohl Reichthum als den Ruhm eines Heidenbekehrers gewinnen wollte und den höchsten Beitrag (60,000 Dollars) zu den Kosten hergab. Den ritter-

lichen, abenteuerlichen Geist verkörperte am meisten **Diego de Almagro**, ein armer Findling, ohne Eltern, Haus und Vaterland, der sich zu einem geachteten Befehlshaber emporgeschwungen hatte. Der Dritte im Bunde war **Franz Pizarro**, der uneheliche Sohn eines adeligen Hauptmanns in Estremadura, der, vom Vater schmählich vernachlässigt, in Armuth und Unwissenheit aufwuchs, sogar Jahre lang die Schweine hütete, später Kriegsdienste in Italien und West-Indien that, aber trotz glänzenden Muthes, mannhafter Ausdauer und mit List gepaarter Gewandtheit nur langsam zu Ehren und Gütern gelangte. Der bereits im 54. Lebensjahre stehende Abenteurer nahm sich Cortez, den fernen Verwandten, zum Vorbilde; was jener für den Norden geleistet, wollte er im Süden vollbringen. Anfangs nur der vollziehende Arm des Unternehmens, wurde er allmählich Haupt desselben als Feldherr und Soldat.

Seine erste Entdeckungsfahrt unternahm Pizarro 1524 mit einem einzigen Schiffe und 112 Mann, indem er vom Hafen von Panama aus der Küste entlang segelte und im Angesichte des Küstenortes Tumbez landete. Hier wie in den bald darauf bis zum 9° südl. Br. besuchten Plätzen fand man eine überraschende Gesittung der gastfreundlichen Bewohner. Da er sich zu schwach fühlte, um dort eine Colonie anzulegen, so kehrte er 1527 nach Panama zurück, und weil die drei Verbündeten schon tief verschuldet waren, so begab sich Pizarro 1528 nach Spanien und wußte Karl V. durch die anschauliche Schilderung der Reichthümer Peru's so zu gewinnen, daß er nebst hohen Ehrentiteln die Erlaubniß erhielt, alles Land in Peru bis 200 Meilen südlich vom St. Jagostrom zu erobern und als Statthalter zu regieren. Großmüthig von seinem gefeierten Vorbilde, Cortez, mit Geld und Rath unterstützt, kehrte er nach Panama zurück und unternahm 1531 die zweite Entdeckungsfahrt nach Peru, wo er an der Mündung des Flusses Piura die erste, nothdürftig befestigte Niederlassung St. Michael anlegte. Je mehr er ins Innere des Landes vordrang, um so mehr wuchs sein Staunen über den Anbau desselben und die Bildung seiner Bewohner.

Die etwa um den Ausgang des 12. Jahrhdts. gegründete Oberherrschaft der **Incas** (d. h. Gebieter) hatte eine theokratische Grundlage (wie Paraguay im 18. Jahrhdt.). Dieselbe erbte im Geschlechte der sog. Sonnenkinder vom Vater auf den ältesten Sohn, und das jedesmalige Oberhaupt schaltete, als eingeweihter Genosse der Gottheit, unumschränkt in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten. Die Religion, deren Mittelpunkt der Sonnendienst bildete, schrieb einen prunkvollen, in die Sinne fallenden Cult vor, häufige, aber in der Regel unblutige Opfer (Menschenopfer waren selten), Umzüge und Gebete. Tempel und Paläste waren aus Unkenntniß der Hebekräfte niedrig. Aber was ohne den Gebrauch des Eisens wie der gewöhnlichsten Werkzeuge (Säge, Zange) und ohne Einsicht in die Gesetze der Schönheit lediglich durch Anwendung der Massen ausgeführt werden kann, ist hier geschehen und kündigt sich

in den noch vorhandenen Trümmern an. Der vorletzte Inca, Huaina Capac, erbaute zwei große Kunststraßen, eine (500 span. Meilen lang) an der Meeresküste vorbei, eine andere von der Küste in das Innere des Landes; aber bei der geringen Lebhaftigkeit des innern Verkehrs und dem Absperren gegen die Fremde dienten dieselben fast nur für die Heere und die Schnellboten des Inca. In der Wissenschaft stand man weit hinter den Azteken zurück; es fehlte eine Bilderschrift, deren Mangel durch Knoten- oder Rechenschnüre nicht ersetzt wurde. Trotz der strengen Rechtspflege und der mißtrauischen Aufsicht der Verwaltung waren Trunkenheit und Unsittlichkeit nur zu gewöhnliche Laster. Dazu kam gerade um diese Zeit noch ein Bürgerkrieg.

Der 12. Inca, Huaina Capac, hatte nämlich bei seinem Tode (1529) den bis dahin befolgten Grundsatz der ungetheilten Erbfolge aus Zärtlichkeit aufgegeben und das Reich unter seine beiden Söhne getheilt: dem ältern, Huascar, übertrug er den Süden des Reiches, dagegen das jüngst eroberte und einverleibte Quito im Norden dem jüngern Sohne, Atahualpa, den ihm die Tochter des besiegten Königs von Quito geboren hatte. Die Eifersucht der beiden Brüder (Halbbrüder), von den Parteiungen der Großen genährt, brach bald in offenen Krieg aus, in welchem Atahualpa, dem das Heer seines Vaters anhing, den Huascar gefangen nahm. Franz Pizarro, in dessen Gefolge seine vier Brüder „von gleicher Armuth, Kühnheit und Habgier" waren, beschloß sogleich in diese Zwistigkeiten einzugreifen und rückte mit seiner kleinen Schaar in das Innere des unbekannten Landes vor. Unweit Caxamalca stieß er auf ein wohlgeordnetes Heer von 30,000 Peruanern. Atahualpa, dem Pizarro Hülfe zugesagt hatte, ließ sein Heer im Lager zurück und erschien mit unbewaffnetem oder nur zur Schau bewehrtem Gefolge zu einer von Jenem gewünschten Unterredung. Aber auf ein von Pizarro gegebenes Zeichen stürzten Spanier aus einem Hinterhalte über das Gefolge des Inca her, tödteten und zersprengten den betäubten Menschenknäuel fast ohne Widerstand. Nach dem Falle vieler Edlen ward der Inca selbst unter Pizarro's Mitwirkung bei den Haaren und Armen vom Thronsessel herabgerissen und als Gefangener weggeführt. Wenige Reiter genügten, um auf diese lähmende Kunde das vor und bei Caxamalca gelagerte Heer zu zersprengen. Die Beute an Gold und Silbergeschirren, Edelsteinen, reich verzierten Gewändern und andern Kostbarkeiten übertraf jede Erwartung. Da Atahualpa sah, wie begierig die Fremdlinge nach Gold waren, so erbot er sich, für seine Freilassung das ganze Zimmer (7 M. lang, 5½ M. breit), in welchem er gefangen saß, bis auf die Höhe der emporgestreckten Hand am Boden wie an den Wänden mit goldenen Platten, Gefäßen und Geräthschaften bedecken zu lassen. Pizarro ging auf den Antrag ein und machte selbst mit Kohle einen Strich an den Wänden des Zimmers, um die Höhe zu bezeichnen. Atahualpa ließ nun aus den Tempeln und Palästen eine Unmasse edler Metalle, meistens kunstreich verarbeitet, anhäufen, ohne daß die bezeich-

nete Höhe erreicht wurde. Da jedoch Almagro mit ansehnlicher Verstärkung zu Roß und zu Fuß im Lager angekommen war und auf gleiche Vertheilung des Lösegeldes Anspruch machte, so warfen Pizarro und seine Soldaten nach heftigen Zänkereien ein abfindendes Geschenk (100,000 Pesos à 3 Dollars) hin und theilten das Uebrige (über 50 Mill. Mark). Vergebens erwartete der gefangene Inca, freigelassen zu werden, vielmehr wurde er aus einem von Pizarro und Almagro mit zwei Beisitzern gebildeten Gerichte als Thronräuber, Brudermörder (er hatte seiner Sicherheit wegen den Huascar ermorden lassen), Götzendiener und Empörer gegen den König von Spanien zum Scheiterhaufen verurtheilt, jedoch aus Gnade, nach Annahme der Taufe, am Pfahle erdrosselt. Die Spanier, lüstern nach den Schätzen der Hauptstadt, zogen, der großen Kunststraße folgend, über Berg und Thal nach Cuzco, der von 300,000 Menschen bewohnten „Sonnenstadt", raubten und theilten deren ungeheure Tempel- und Palastschätze und setzten einen Bruder Huascar's, Manco Capac, als Lehnsmann Karl's V. ein.

Die beiden Gesellschaftsfreunde (associés), Franz Pizarro und Almagro, theilten sich nun in die fernere Aufgabe gemäß eines (abermaligen) förmlichen Vertrages, so daß Almagro, obgleich schon in vorgerücktem Alter, die Eroberung Chili's versuchen und hier, im Falle des Gelingens, als unabhängiger Statthalter regieren sollte; im Falle des Mißlingens werde ihm Pizarro zur Schadloshaltung die Hälfte Peru's abtreten. Während Almagro jetzt die Rolle des Eroberers übernahm, entfaltete der bisher rein kriegerische Pizarro in überraschender Weise das Talent verwaltender und gesetzgebender Einsicht. Da die in einem Winkel des Innern liegende Hauptstadt Cuzco eben so wenig dem Bedürfnisse der Einheit als dem des wachsenden See- und Landverkehrs genügen konnte, so gründete er eine neue Hauptstadt, Lima, mit breiten, einander rechtwinklig durchschneidenden Straßen, welche, gestützt auf den wenige Stunden entfernten Hafenort Callao an der Rika-Mündung, leicht die Schifffahrt nach Norden und Süden beherrschen und gleichzeitig für den Landverkehr als Stapelplatz dienen konnte. Daneben gab er Vorschriften für die Feldwirthschaft, welche sich fast allen europäischen Sämereien anzupassen wußte, so wie für den Bergbau und Handel, wobei die Erfahrung den Mangel an Schule und Bildung ersetzte.

Während Almagro seinen Chilizug (1535—1537) mit 570 M. unternahm, und zwar nicht auf dem Wege längs der Küste, sondern über die Hochebene (Puna) der Andeskette unter unerhörten Drangsalen, welche ihm Kälte und Hunger so wie die Tapferkeit der ihre geringe Habe mit Geschick vertheidigenden Einwohner beiderlei Geschlechts bereiteten, begannen die Peruaner plötzlich in Masse und unter Anführung des Inca Manco Capac den Befreiungskrieg und schlossen den Franz Pizarro in Lima und drei Brüder desselben (Johann, Gonzalo, Ferdinand) in Cuzco ein (1536), von denen einer (Johann) bei den 8 Monate lang fast täglich wiederholten

Gefechten umkam. Auf die Kunde von diesen Ereignissen gab Almagro, dem lauten Wunsche seiner sich längst nach der Heimkehr sehnenden Waffengefährten folgend, den Eroberungskrieg in dem unwirthlichen Chili einstweilen auf; er zog längs der Küste durch die Wüste Atacama nach Süd-Peru zurück und überschritt die Cordilleren, um Cuzco zu befreien. Der indische National-Aufstand — der erste und letzte — wurde in mehreren Gefechten niedergeworfen und der Inca Manco Capac zur Flucht genöthigt, Cuzco in einer stürmischen Nacht überrumpelt, aber als zum Regierungskreise Almagro's gehörend, für diesen in Besitz genommen und mit der Besatzung auch die beiden Brüder Pizarro's (Gonzalo und Ferdinand) zu Gefangenen gemacht, deren (ihm empfohlene) Hinrichtung Almagro großmüthig ablehnte. Franz Pizarro hatte sich inzwischen in Lima glücklich behauptet und gedachte nun an dem Nebenbuhler Rache zu nehmen. Er sandte ein Heer nach der alten Hauptstadt, wo Almagro, durch Alter, Krankheit und Kummer gebeugt, mit etwa 500 Getreuen bei den sog. Salinen Stellung genommen hatte. Diese fielen im Gefechte oder flüchteten in die Hauptstadt; der 75jährige Almagro, welcher von einer Anhöhe den wechselnden zweistündigen Kampf über die Herrschaft Peru's mehr beobachtet als geleitet hatte, wurde gefangen, von einem Kriegsgerichte als Hochverräther zum Tode verurtheilt und aus Gnade nicht öffentlich durch das Schwert, sondern im Kerker durch den Strang hingerichtet, nachdem er seinen einzigen, unmündigen Sohn Diego zum Erben und Nachfolger in der Statthalterschaft Chili oder Neu-Toledo eingesetzt hatte.

Aber der an Atahualpa verübte Frevel blieb nicht ungerächt. Franz Pizarro schaltete fortan mit seinen Brüdern fast unumschränkt, theilte Ehren und Belohnungen unter seine Anhänger mit vollen Händen aus, strafte die Freunde Almagro's (die sog. Chilileute) ebenso ungerecht als unklug um Güter und Aemter. Diese, in Armuth und Noth gestürzt, zettelten im Geheimen eine Verschwörung an, als deren Opfer der allmächtige Statthalter in seinem eigenen Palaste zu Lima fiel (1541), etwa 65 J. alt. Die Mörder des Eroberers Peru's bewerkstelligten binnen einigen Stunden eine durchgreifende Revolution; der Stadtrath erkannte den jungen Diego Almagro als rechtmäßigen Nachfolger seines Vaters, dem er an Leidenschaftlichkeit wie an Großmuth glich, besetzte die Aemter mit Chilileuten und gab denselben die Anhänger Pizarro's zur Bestrafung an Gut und Leben preis. Aber auch die Chili-Partei wußte ihren Sieg keineswegs mit der nöthigen Mäßigung zu benutzen; der junge, rathlose Almagro ward von den meisten Landschaften und Städten nicht anerkannt und, als der von Karl V. als außerordentlicher Bevollmächtigter gesandte Hofrichter de Castro vergebens die Auslieferung der Mörder Pizarro's und die Entlassung des Heeres forderte, entschied die Schlacht bei Chupas (1542) die Niederlage der Chili-Partei, als deren sichtbares Haupt der 22jährige Almagro unter dem Beile des Nachrichters fiel.

Inzwischen hatte Karl V., bestürmt von den Klagen der unterdrückten Eingebornen, zu deren Gunsten ein neues Gesetzbuch durch eine in Valladolid abgehaltene Rathsversammlung beschließen lassen, welches die Indier für freie Unterthanen der Krone erklärte, die Steuern auf ein billiges Maß zurückführte, Frohndienste in Bergwerken, Perlenfischereien untersagte u. s. w. Die rücksichtlose Vollziehung dieser Gesetze, für welche theilweise der menschenfreundliche Dominicaner Bartolomeo Las Casas gewirkt hatte, erzeugte bei den Grund- und Sclavenbesitzern ein allgemeines Mißvergnügen, welches sich bis zu offener Empörung steigerte. An deren Spitze trat Gonzalo Pizarro (1544), welcher den Ehrgeiz und die Kühnheit, aber nicht die Umsicht und Charakterstärke seiner Brüder (Franz und Ferdinand) besaß. Um den offenen Abfall vom Mutterlande zu verhindern, sandte Karl V. den Priester Pedro de la Gasca, mit einer in Spanien beispiellosen Dictatorgewalt ausgerüstet. Dieser verstand es, weniger durch Waffengewalt als durch Unterhandlungskunst zu siegen; seine Späher und Agenten wußten Mißtrauen, Argwohn und Zwietracht im feindlichen Lager zu steigern. So ging ein Führer der Aufständischen nach dem andern zu ihm über, zuletzt ergab sich Gonzalo Pizarro selbst, als er den allgemeinen Abfall der Seinigen sah, als Gefangenen und wurde mit einigen Hauptleuten von einem Kriegsgerichte als Hochverräther verurtheilt; Alle starben mit gleicher Fassung. Auch die Trümmer der Partei (in Cuzco) beugten sich dem neuen Eroberer und Ordner Peru's, der, arm wie er gekommen war, in das Vaterland zurückkehrte (1550) und 1½ Mill. Pesos in die Staatskasse niederlegte, ein beredtes Zeugniß, wie für die Umsicht und Redlichkeit Gasca's, so für die unerschöpflichen Hülfsquellen des jetzt erst nach 10jährigem Bürgerkriege vollständig unterworfenen Incareiches.

---

8. Italien, der Mittelpunkt der europäischen Politik, 1494—1515.

(Nach Wilhelm Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten, Ernst Alex. Schmidt, Geschichte Frankreichs und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als im Beginn der neuern Zeit die Staaten Europa's sich in nationale Staatswesen zusammen zu schließen und in sich abzurunden anfingen, da erhoben sich gleichzeitig aus dem Kreise der romanischen Nationen zwei Staaten, Frankreich und Spanien, welche mit der innern Erstarkung des staatlichen Lebens sich ihrer nationalen Kräfte bewußt geworden und, dem natürlichen Drange einer frischen Volkskraft nachgebend, nach Außen hin eine Politik der Eroberung eröffneten. Und da beide zunächst die italienische Halbinsel ihrem nationalen Staate einzufügen strebten, so stießen sie in

Italien feindlich zusammen. Während aber Spaniens katholischer Ferdinand die Vereinigung verwandter und gleichartiger Elemente zu einem großen romanischen Reiche bereitet, nehmen die französischen Könige jene Universal-Politik auf, die im Mittelalter schon einmal Deutschlands Kräfte erschöpft hatte, als die deutschen Kaiser die Erhebung ihres Volkes an die Spitze der ganzen Christenheit und die Errichtung eines Weltreiches der gesammten abendländischen Kirche erstrebten und mit diesen hochfliegenden Plänen völlig scheiterten. Auch Frankreich will seine Periode der Weltherrschaft haben. Da aber entsteht noch eine dritte politische Größe. In jenen Kampf um Italien, damals das Object der europäischen Politik, greift eine neue Macht ein, die eben jetzt aus den verschiedensten Elementen sich bildet: die Herren von Habsburg-Burgund, die auch die deutsche Kaiserkrone erlangen, werden die Nebenbuhler der Valois um den Preis jener Weltmonarchie. Wie beschränkt auch die Macht und wie gering auch die Mittel sein mochten, mit denen Maximilian I. ausgestattet war, so hat er doch die ausschweifendsten Pläne einer kaiserlichen Weltmonarchie verfolgt und ist im Reiche der Entwürfe nie einen Schritt vor dem Gegner zurückgewichen. Nach allen Demüthigungen und Enttäuschungen hat er zuletzt wirklich eine Zeit der Erfolge für Habsburg herannahen gesehen.

1. Eroberung Neapels durch Karl VIII., 1495.

In Neapel herrschte seit dem Sturze der Hohenstaufen (Bd. II. S. 435) das Haus Anjou. Die letzte Erbin desselben, Königin Johanna II., hatte zu ihrem Nachfolger an Kindes Statt angenommen zuerst den König Alfons V. von Sicilien, aus dem Hause Aragonien, und später Ludwig Renatus aus dem jüngern Hause Anjou, welches die Provence besaß. Bei ihrem Tode (1436) bestand Alfons auf der Gültigkeit seiner früheren Rechte, die Waffen entschieden ebenfalls für ihn und Renatus mußte als Titularkönig von Neapel nach Frankreich zurückkehren. Doch gab er seine Ansprüche nie auf, und diese erbte bei dem Aussterben des Hauses Anjou (1481) Ludwig XI., als Sohn der Schwester des Renatus. Dieser aber vermied es, seine Rechte gegen eine auswärtige Macht geltend zu machen, da er des äußern Friedens bedurfte, um durch Unterwerfung der Stände des Reiches seine unumschränkte Macht im Innern zu begründen. (Vergl. Bd. II. S. 615 ff.) Desto mehr entsprach eine solche Unternehmung der durch die Lectüre von Kriegsgeschichten und Ritterromanen entzündeten Ruhmliebe seines Sohnes und Nachfolgers Karl VIII.

Beim Herannahen eines französischen Heeres (1495) entsagte der schwache König Alfons II., der sich durch Stolz und Grausamkeit allgemein verhaßt gemacht hatte, zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II.; allein auch dieser fand keine günstige Aufnahme und schiffte sich bald nach der Insel Ischia ein. So rückte Karl VIII. ohne Widerstand in Neapel ein. Aber die

Leichtigkeit und Schnelligkeit der Eroberung täuschte die Franzosen über die Unsicherheit des gewonnenen Besitzes, und durch eigene Schuld beschleunigten sie den Verlust desselben. Die Gewaltthätigkeiten der neuen Herren gegen Geringere, sowie die Verachtung und der Stolz, welchen sie auch gegen den Adel bewiesen, verwandelte die frühere Zuneigung in den erbittertsten Haß. Auch veranlaßte die Besorgniß, daß die Eroberungspläne Karl's VIII. über die Grenzen Neapels hinausgehen möchten, ein Bündniß zwischen Venedig, dem Papste Alexander VI., dem Könige Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, dem deutschen Kaiser Maximilian I. und dem Herzoge Ludwig Sforza von Mailand zur Erhaltung der Besitzungen der Verbündeten und zur Wiedereroberung Neapels. Dies bewog den König Karl, das Eroberte aufzugeben, und der vertriebene König Ferdinand II. kehrte, begleitet von spanischem Kriegsvolke, in sein Reich zurück. Dieser italienische Feldzug hat einerseits eine engere Beziehung zwischen den Staaten des westlichen Europa's bewirkt, andererseits aber die französischen Könige auf eine dem wahren Vortheile des Reiches nachtheilige Bahn, auf die der Eroberungssucht, geführt.

2. Eroberung Mailands durch Ludwig XII., 1499.

Der tragische Ausgang des ersten italienischen Krieges schreckte Karl's Nachfolger, Ludwig XII., nicht ab, außer den alten Ansprüchen der französischen Krone auf Neapel auch, als Enkel der Valentine Visconti (Gemahlin Ludwig's von Orleans, eines Bruders Karl's VI., siehe die Stammtafel im II. Bd., S. 604), persönliche Ansprüche auf Mailand zu erheben, wo nach dem Aussterben des Visconti'schen Mannesstammes (1448) der tapfere Condottiere (Söldnerführer) Franz Sforza, der Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, das Herzogthum an sich gerissen hatte*), obgleich der Prinzessin Valentine und ihren Nachkommen die Succession zugesagt war. Da der Herzog von Savoyen (der seit der Vereinigung der Dauphiné und der Provence mit der Krone Frankreich darauf bedacht sein mußte, Freundschaft mit seinem unmittelbaren Nachbar zu halten) für Geld den Franzosen freien Durchzug durch sein Land gestattete und die Venetianer gegen das Versprechen der Abtretung von Cremona und der Landschaft Ghiara d'Adda (Land und Festungen jenseit der Adda) ihnen Hülfstruppen

*) Franz Sforza, Herzog von Mailand 1448, † 1466.
Gem. Bianca Maria Visconti.

- Galeazzo Maria, Herzog von Mailand, † 1476.
  - Johann Galeazzo, Herzog von Mailand, † 1495.
    - Franz, † 1511.
- Ludwig (Moro), Herzog von Mailand, † 1510.
  - Maximilian, resignirt auf Mailand 1515, † zu Paris 1530.
  - Franz, Herz. v. Mailand 1521 und wieder 1529, † 1535.

stellten, so war Ludwig Sforza mit dem Beinamen Moro (den er in seiner Jugend wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe erhielt und in spätern Jahren zu tragen fortfuhr, so daß derselbe das Feldgeschrei seiner Parteigänger wurde), der durch Vergiftung seines Neffen Johann Galeazzo das Herzogthum Mailand (1495) gewonnen hatte, von zwei Seiten bedroht, und da er auch bei seinen eigenen Unterthanen verhaßt, ja, von seinen Feldherren, Söldnern und Beamten verrathen war, so floh er beim Vordringen der Franzosen zu Kaiser Maximilian I. nach Innsbruck. Nach seiner Entfernung unterwarf sich Mailand und Ludwig XII. eilte aus Lyon herbei, um in herzoglicher Kleidung seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt zu halten. In 20 Tagen war der ganze Feldzug beendet. Aber die Franzosen verloren Mailand noch schneller als früher Neapel; denn sowohl das stolze, anmaßende Betragen des neuen Statthalters Trivulzio, der auf alle Weise die guelfische Partei, welcher er selbst angehörte, begünstigte, als die Ausschweifungen und Frevel der Befehlshaber und Soldaten bewirkten, daß vom Adel wie vom geringern Volke die Rückkehr Ludwig Sforza's ersehnt wurde. Dieser benutzte sofort die ihm günstige Stimmung und eroberte mit 8000 Schweizern sein Herzogthum so schnell wieder, als er es eingebüßt hatte. Aber die Franzosen erhielten Verstärkung, namentlich 10,000 neugeworbene Schweizer unter la Tremouille, welcher die Schweizer seines Gegners durch Bestechung und das Versprechen freien Abzuges zu bewegen wußte, nicht gegen ihre Landsleute zu fechten. Zwar weigerten sie sich, den Herzog auszuliefern und ließen ihn in Mönchskleidung entkommen, aber als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, verrieth ein Landmann aus Uri den verkappten Franciscaner, welcher in einem finstern Kerker zu Loches in Berry sein Leben beschloß (1510). Das ganze Herzogthum Mailand, wozu damals auch Genua gehörte, unterwarf sich wieder den Franzosen.

3. Eroberung Neapels durch die Franzosen und Spanier, 1501.

Als Ludwig XII. den Besitz Mailands gesichert glaubte, dachte er auch an die Wiedereroberung Neapels. Die meisten Schwierigkeiten befürchtete er von Ferdinand dem Katholischen von Aragonien wegen dessen Verwandtschaft mit dem aragonischen Zweige in Neapel. Deßhalb machte er ihm (wie vorhin den Venetianern) den Vorschlag, die Eroberung gemeinschaftlich zu unternehmen und das Eroberte zu theilen. Ferdinand ging auf den Vorschlag ein und sagte dennoch, als der König Friedrich II. von Neapel sich an ihn um Hülfe wandte, diese sofort zu, unter der Bedingung, daß ihm einige feste Plätze in Calabrien zur Sicherung seiner Truppen angewiesen würden. Als die Franzosen zu Lande in Neapel einrückten, während die Spanier mit einer Flotte vor dem Hafen Neapels erschienen, entfloh der schmählich getäuschte König Friedrich nach der Insel Ischia. Selbst hier nicht einmal sicher vor der Treulosigkeit Ferdinand's, trat er mit seinem

gefühlvolleren und redlicheren Gegner Ludwig XII. in Unterhandlung und gab diesem die südliche Hälfte seines Königreiches gegen das Herzogthum Anjou und eine Jahresrente ab. Vor seinem Tode, als Privatmann in Tours (1504), erlebte er noch die Genugthuung, daß seine Feinde sich über die Beute entzweiten und die Waffen gegen einander kehrten. Die beiden französischen Feldherren wurden besiegt: Aubigny bei Seminara von Antonio de Leyva, der Herzog von Nemours bei Cerignoles von Gonsalvo von Cordova. Durch diese beiden Siege wurde Ferdinand der Katholische alleiniger Herr von Neapel, welches über 200 Jahre (bis 1713) im Besitze Spaniens blieb.

4. Krieg gegen Venedig, 1508—1509.

Die Republik Venedig stand damals noch in ihrer höchsten Blüte, sie besaß außer ihrer wunderbaren, sich durch Kirchen und Paläste täglich verschönernden Hauptstadt ein ansehnliches Gebiet auf dem Festlande von Oberitalien (die terra firma), welches sich bis nach Bergamo ausdehnte, ferner die Halbinsel Istrien, die Küste von Dalmatien und Albanien, sowie mehrere neapolitanische Häfen und behauptete gegen die Türken noch die jonischen Inseln, Candia und Cypern. Diesem Gebiete entsprach ihre Land- und Seemacht. Das Adriatische Meer war so gut wie ein venetianischer Binnensee geworden; ihr Handel war der ausgebreitetste und damals noch ohne bedeutenden Nebenbuhler, ihr Reichthum unermeßlich, ihre Finanzen wohl geordnet, ihre aristokratische Verfassung bis zum Ideal ausgebildet. Aber das Gefühl ihrer Größe hatte Stolz, das Gelingen fast aller Pläne Kühnheit erzeugt, und ihre Nachbarn sahen mit Eifersucht auf diese Macht hin, in dem Augenblicke, wo Venedigs Weltstellung durch die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier aufs schwerste bedroht war. Schon 1504 hatte sich Ludwig XII. mit Kaiser Maximilian I. und dem Papste Julius II. gegen die Venetianer verbunden, um ihnen das wieder zu entreißen, was sie vom Kirchenstaate, von den Besitzungen des österreichischen Hauses und vom Herzogthum Mailand sich angeeignet hatten. Dieser Vertrag war damals nicht zur Ausführung gekommen, wurde aber 1508 unter Hinzuziehung des Königs Ferdinand des Katholischen von Aragonien erneuert als Ligue von Cambrai: Ferdinand sollte fünf, früher an Venedig verpfändete Seestädte in Unteritalien zurückerhalten, der Papst die an Venedig verlorenen Städte der Romagna, Ludwig XII., was er den Venetianern bei der Eroberung von Mailand abgetreten hatte oder diese beim Erlöschen des Hauses Visconti vom Herzogthum Mailand abgerissen hatten, der Kaiser den östlichen Theil der terra firma nebst Friaul und Istrien. Der König von Ungarn, die Herzoge von Savoyen, Mantua und Ferrara traten diesem, aus Mächten von dem verschiedensten Interesse zusammengesetzten Bunde auf die an sie ergangene Einladung bei. Venedig aber rettete seinen bedrohten Besitz auf

dem Festlande dadurch, daß der Interessenten zu viele waren, und daß jeder dem andern mißtraute.

Ludwig XII. war von allen Gegnern Venedigs der einzige, der sofort zum kriegerischen Angriffe übergehen konnte, und erschien auch diesmal zuerst auf dem Kriegsschauplatze. Durch den Sieg bei Agnadello (1509) gewann er Alles, was von dem ehemaligen Herzogthum Mailand an die Venetianer gekommen war; ebenso unterwarfen sich die Städte der Romagna, außer Ravenna, dem Papste. Da der Papst die Seele der Ligue war, so galt es zunächst, ihn von derselben zu trennen. Daher gab der venetianische Senat dem Commandanten von Ravenna den Befehl, dem Papste die Thore von Ravenna zu öffnen; ebenso befriedigte die Republik den König von Spanien (der augenblicklich mit der Unterwerfung der Mauren in Afrika beschäftigt war und daher keinen thätigen Antheil an dem venetianischen Kriege nahm) durch Abtretung der fünf Seestädte.

Nachdem Venedig gedemüthigt war, wollte der Papst die fremden Mächte, eine durch die andere, aus Italien entfernen, und zwar zuerst die Franzosen, theils weil deren König wegen seiner Hülfsquellen und Thätigkeit am meisten zu fürchten war, theils haßte Julius II. diesen persönlich, weil er seine Hoffnung, früher schon (1492) Papst zu werden, vereitelt hatte. Deßhalb stiftete der Papst 1511 eine neue Ligue, die heilige genannt, mit Venedig, Spanien und den Schweizern, der bald auch England beitrat.

5. Krieg der heiligen Ligue gegen die Franzosen, 1512—1513.

Ludwig XII. hatte die Statthalterschaft von Mailand und den Oberbefehl über die französische Armee in Italien seinem ritterlichen Schwestersohne Gaston de Foix anvertraut. Dieser zog dem spanisch-päpstlichen Heere, welches sich im mittleren Italien sammelte, entgegen und schlug dasselbe bei Ravenna nach tapferer Gegenwehr; aber der siegreiche Feldherr wurde bei der Verfolgung der Feinde tödtlich verwundet. Nun traten auch die beiden andern Mitglieder der heiligen Ligue auf den Kriegsschauplatz: die Schweizer vertrieben die Franzosen aus Mailand und setzten Maximilian Sforza, den Sohn des Ludwig Moro, der 13 Jahre in der Verbannung gelebt hatte, als Herzog ein; Heinrich VIII. von England, welcher Ferdinand's Tochter, Katharina, geheirathet hatte und gänzlich unter dem Einflusse seines Schwiegervaters stand, landete in Frankreich, um die alten Ansprüche auf dieses Land wieder geltend zu machen, und besetzte Artois. Zuletzt trat auch noch Kaiser Maximilian zur heiligen Ligue und gedachte mit Schweizer-Söldnern für seinen Enkel Karl (V.) Burgund zu erobern. Doch der Tod des Papstes Julius (21. Februar 1513) löste die heilige Ligue auf; der folgende Papst, Leo X., der zweite Sohn Lorenzo's von Medici, brachte eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Venedig und einen Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien zu Stande. So gesichert, versuchte Ludwig XII. nochmals

Mailand zu erobern; sein Heer besetzte auch schnell das ganze Herzogthum bis auf die Festung Novara, in welche sich Maximilian Sforza warf, doch wurde es hier von den Schweizern überrascht und geschlagen.

Einige Wochen später gewann auch Maximilian einen Sieg über die Franzosen, aber nicht mit deutschen, sondern mit englischen Truppen. Heinrich VIII. nämlich hatte ihn um einen guten Feldherrn gebeten; Maximilian, immer noch kriegsmuthig, bot sich selbst zum Führer an und fand in Nord-Frankreich ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer vor. Dieses hatte den Feldzug bereits mit der Belagerung der festen Stadt Terouanne begonnen; die Franzosen suchten sie zu entsetzen. Dem Kaiser war die Gegend von seinen früheren Feldzügen in den Niederlanden (siehe II. Bd., S. 651) bekannt und er stürzte sich am 16. August 1513 von der Höhe von Guinegate aus, wo er vor 34 Jahren seinen ersten Sieg gewonnen hatte, mit einer Reiterschaar auf die Franzosen, welche in gänzlicher Verwirrung auf ihr Lager zueilten. Weil sie bei dieser Flucht mehr die Sporen als ihre Waffen gebrauchten, erhielt die Schlacht den Spottnamen der „Sporenschlacht". Die Stadt Terouanne mußte sich am 22. August den Engländern ergeben. Die beiden Niederlagen bei Novara und bei Guinegate vernichteten einstweilen alle Aussichten der Franzosen auf Eroberungen in Italien. Bald darauf trat durch den Tod Ludwig's XII. eine neue Wendung ein.

6. Wiedereroberung Mailands durch Franz I., 1515.

Der folgende König, Franz I., hatte die Tochter (Claudia) seines Oheims und Vorgängers, Ludwig's XII., geheirathet und daher dieselben Rechte auf Mailand wie dieser. Er berechnete, daß nach dem Tode Ferdinand's des Katholischen und Maximilian's beider Enkel, Karl, in den Besitz einer Macht gelangen würde, die für Frankreich allzu gefährlich wäre, und setzte seine ganze Kraft ein, um Mailand wieder zu erhalten. Da er zugleich seine Regierung mit einer großen Waffenthat zu beginnen wünschte, so führte er ein wohlgerüstetes Heer von 56,000 Mann (darunter 22,000 deutsche Landsknechte), das schönste und stärkste, das noch über die Alpen gezogen war, nebst einem auserlesenen Corps von 4000 Reitern (unter diesen Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel") nach Italien. Weil die Schweizer im Dienste Maximilian Sforza's die in Susa sich vereinigenden Alpenpässe über den Mont Cénis und den Mont Genèvre besetzt hatten, ließ er einen Theil der Truppen zur See nach Genua gehen, welches sich in des Königs Schutz begeben hatte, während der andere Theil, unter dem Connetable von Bourbon, geführt von einem piemontesischen Jäger, sich einen neuen Uebergang über die Alpen bahnte und nach Coni herabstieg. Ueberrascht zogen sich die Schweizer auf Mailand zurück. Bei Marignano, fast vor den Thoren Mailands, griffen sie die Franzosen gegen Abend (13. Sept. 1515) an, der Kampf wurde durch die Nacht unterbrochen, aber am andern Morgen erneuert

und dauerte bis gegen Mittag; schon waren die beiden Flügel des französischen Heeres geworfen und das Centrum erwehrte sich kaum des Andranges der Schweizer, als die (mit Franz gegen Habsburgs Uebermacht in Italien verbündeten) Venetianer diesen im Rücken erschienen und zugleich der Marschall Trivulzio die Dämme, welche den Fluß Lambro einschlossen, durchstechen ließ, so daß die Schweizer bald bis an das Knie im Wasser standen und ihnen nichts übrig blieb, als sich zurückzuziehen. Es war die erste Niederlage, welche ihre Infanterie erlitt. Diese Schlacht, von welcher derselbe Trivulzio sagte, sie sei nicht ein Menschenkampf, sondern ein Riesenkampf und im Vergleich mit ihr die 18 Schlachten, denen er beigewohnt, Kindergefechte gewesen — entschied über das Schicksal Mailands. Der siegende König Franz I., nachdem er aus den Händen Bayard's den Ritterschlag empfangen hatte, hielt einen triumphirenden Einzug in Mailand. Maximilian Sforza, der die von ihm gehegten Hoffnungen keineswegs erfüllt hatte, dankte ab und lebte von einem Jahrgehalte (30,000 Ducaten) in Frankreich bis zu seinem Tode im J. 1530. Für die Schweizer aber war die Zeit eines selbständigen, maßgebenden Einflusses vorüber, wenn sie auch in den nächsten Jahrzehnten noch fortfuhren, bei der kriegerischen Lösung politischer Aufgaben sich als unentbehrliches Material zu erweisen.

Maximilian, von dem deutschen Reiche nicht besser unterstützt als früher, machte mit spanischem und englischem Gelde neue Rüstungen und rückte mit einem stattlichen Heere in Mailand ein. Aber da auf beiden Seiten Schweizer standen, so schöpfte der Kaiser Verdacht des Verrathes, verließ plötzlich mit einer kleinen Reiterschar das Lager und zog sich nach Tirol zurück. Sein Heer löste sich auf, ein Theil desselben ging wirklich zu den Franzosen über, ein anderer begab sich nach Hause. König Franz I. verständigte sich zuerst mit Maximilian's Enkel, Karl I. (V.), der inzwischen durch den Tod Ferdinand des Katholischen König von Spanien und Neapel geworden war, und schloß mit demselben den Vertrag zu **Noyon** (13. August 1516). Dem Kaiser blieb nichts übrig, als diesem Frieden beizutreten. Der einzige Gewinn, den er aus dem achtjährigen Kriege davontrug, war die Stadt Roveredo mit Umgebung und eine Kriegskosten-Entschädigung von 200,000 Ducaten, die Venedig zahlen mußte. Die Hoffnung auf große Eroberungen, womit Maximilian in das Bündniß von Cambrai eingetreten war, blieb gänzlich unerfüllt. Das beständige Ziel seiner Anstrengungen, das obere Italien, blieb ihm entzogen, während dies wiederholt die Beute Frankreichs wurde. Einen buntern Wechsel seiner Herrscher hat Lombardien nicht gesehen, als in den 40 Jahren seit 1494.

9. Deutschland unter Maximilian I.

(Nach Robert Rösler, Die Kaiserwahl Karl's V., und Karl Klüpfel, Kaiser Maximilian I., bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn in der Regel an jeden Thronfolger oder jungen Regenten große Erwartungen geknüpft werden, so ist dies in noch höherem Grade der Fall, wenn die Regierung des Vorgängers von ungewöhnlich langer Dauer ist. Von Jahr zu Jahr steigert sich die Spannung in der Atmosphäre der Wünsche. So trug auch die ungemeine Zähigkeit des greisen Friedrich III. das Ihrige dazu bei, den Sohn, der hierin so ganz das Gegentheil des Vaters war, populär zu machen.

Auch war Maximilian I. keine gewöhnliche Erscheinung. Durch seine unermüdliche körperliche Abhärtung, beständige Waffenübung, unausgesetzte Aufmerksamkeit auf militärische Verbesserungen, hauptsächlich der neuen Geschützkunst, sowie durch unerschrockensten Muth und feurige Kampflust hat er auf Freunde und Gegner einen bedeutenden Eindruck gemacht. Seit hundert Jahren, sagte man, sei kein König ihm darin gleich gekommen. Wie hing der Landsknechte Herz an ihm! Er war ihnen das Vorbild aller Tapferkeit und theilte jede Gefahr; dabei war seine Hand immer offen und mild. Er übertraf seinen Ahnherrn Rudolf I. an Popularität in weiten Kreisen. Denn er scherzte mit dem schlichtesten Manne, trank und tanzte mit den Bürgern, behandelte die Reichsfürsten als seines Gleichen; nichts war ihm fremder, als die steife Gravität, die später durch seinen Enkel Mode wurde. Aber von eingreifenderer Wirkung für das Reich als jene Vorzüge treten uns seine Fehler entgegen. Man hat ihn oft den „letzten Ritter" genannt, aber der Kern von Maximilian's Wesen war nicht so einfach und ritterlich, als es Manchem schien. Aller anscheinenden und häufig proclamirten Offenheit und Biederkeit zum Trotze war er immer in Intriguen und zweideutiges Spiel verflochten. Mit der „wälschen Praktik", die er an Anderen so oft tadelte, war er selber doch meisterlich vertraut. Unter der Glätte einfacher Manieren verbarg sich die berechnetste Schmeichelei, die lauerndste Arglist.

Da die Vermehrung des Hausbesitzes Maximilian unausgesetzt am Herzen lag, so war seine Politik eine rein persönliche, jeden Augenblick nach zufälligem Interesse wechselnde, die jedes höhern Princips entbehrte. Eben so wenig aber als einen großen Politiker kann man ihn einen umsichtigen Feldherrn nennen. Ihm gebrach für den Krieg die richtige Voraussicht der Schwierigkeiten einer Unternehmung; immer unterschätzt er sie und sie wachsen ihm dann über den Kopf; immer von Neuem täuschte er sich über den Umfang seiner Mittel, die er nie zu concentriren versteht. So mußte er vor Frankreich, das er so oft bekämpft hat, schließlich immer zurückweichen.

Nachdem er schon bei Lebzeiten seines Vaters, Kaiser Friedrich's III., einen zweimaligen Krieg mit Frankreich geführt (siehe Bd. II., S. 561 f.), ließ er sich bald nach seiner Erhebung zum römischen Könige zu einem Bündnisse gegen Karl VIII. von Frankreich, der eben (1495) Neapel erobert hatte (siehe S. 38), bewegen. Begeistert von dem Gedanken, an der Spitze der Verbündeten den Franzosen Neapel zu entreißen und sich als siegreichem Feldherrn in Rom die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, berief er die Stände des Reiches nach Worms (März 1495), um sich die Mittel zum Kriege in Italien bewilligen zu lassen. Aber die zahlreich versammelten Stände erklärten, daß sie keine Hülfe für auswärtige Angelegenheiten leisten könnten, bevor im Reiche Landfriede und Ordnung hergestellt sei. Zur Ausführung dieses Begehrens ward ein Ausschuß gewählt, welcher einen umfassenden Reformplan entwarf. Demzufolge sollte ein ständisches Kammergericht und ein aus 17 Mitgliedern bestehender Reichsrath zur Sicherung der Urtheile des Kammergerichts eingesetzt werden. Als der Ruf um Hülfe aus Italien dringender erscholl, weil die Franzosen nach der Eroberung Neapels auch Mailand bedrohten, ließ Maximilian den Landfrieden und die Kammergerichts-Ordnung verkünden (7. August). Aber auf das Project des Reichsrathes, der an die Stelle der monarchischen Gewalt des Reichsoberhauptes einen Ausschuß der Reichsaristokratie als vollziehende Centralgewalt einsetzen wollte, weigerte er sich einzugehen.

Schon seit den Zeiten Kaiser Friedrich's II. waren oft Landfriedens-Ordnungen verkündet worden, ohne daß sie längere Zeit beobachtet wurden; denn die Gewohnheit, da wo man die Macht dazu hatte, sich selbst Recht zu verschaffen und erfahrenes Unrecht selbst zu rächen, war so in Sitte und Rechtsanschauung übergegangen, daß man das Recht zur Gewaltthat als selbstverständlich, das Verbot als zeitweise Ausnahme ansah, wie denn auch nach den Reichsgesetzen die Selbsthülfe erlaubt war. Daher wurden die Landfriedens-Ordnungen nur durch eine Uebereinkunft unter den Ständen des Reiches für eine bestimmte Zeit (meist auf 10 Jahre) festgesetzt. Mit dieser Auffassung ward nun gebrochen und ein ewiger Landfriede als Reichsgesetz proclamirt; Niemand sollte den Andern befehden bei Strafe der Reichsacht. Mit der Handhabung des Landfriedens stand die Verbesserung der Rechtspflege im engsten Zusammenhange. Eine Hauptursache der vielen Friedensbrüche, der Versuche, durch Gewalt sich Recht zu verschaffen, war die in vielen Fällen thatsächliche Unmöglichkeit, auf gerichtlichem Wege zu seinem Rechte zu gelangen; denn nur mächtige Landesherren und der schwäbische Bund (eine vorläufige Einrichtung zur Schlichtung der Händel) vermochten, dem Ausspruch der Gerichte Vollziehung zu verschaffen. Auch waren die kaiserlichen Gerichte, welche dem Hofe des Kaisers folgten, weder competent, gegen einen Fürsten (mit eximirtem Gerichtsstande) ein Urtheil zu sprechen, noch immer mit rechtskundigen, unparteiischen, unbestechlichen Män-

nern besetzt. Um das neue Gericht dem Einflusse des kaiserlichen Hofes zu entziehen, wurde von den Ständen durchgesetzt, daß der Sitz desselben nicht der jeweilige Aufenthaltsort des Hofes, sondern für immer die Stadt Frankfurt sein, der Kaiser nur den Präsidenten, die Stände die übrigen (16) Richter ernennen sollten. Für Reichsunmittelbare war das Kammergericht die erste Instanz, für Unterthanen eines Landesherrn die zweite (also Appellationsgericht). Auch gegen Fürsten und andere Reichsstände war es befugt, die Acht auszusprechen. Der Geächtete verlor alles Recht, der Kläger konnte ihn überall verhaften und, wenn jener sich zur Wehre setzte, ihn erschlagen. Er konnte sich jedoch allzeit von der Acht befreien, wenn er dem Verletzten Entschädigung leistete oder auch nur anbot; die Acht wirkte hauptsächlich als Nöthigung, sich mit dem Gegner abzufinden.

Maximilian hatte gehofft, an der Spitze eines Heeres nach Italien zu ziehen und als Führer einer großen Unternehmung mit Ruhm bedeckt zurückzukehren; statt dessen sah er sich durch verdrießliche Unterhandlungen ein halbes Jahr hingehalten; der rechte Zeitpunkt zum Eingreifen in die italienischen Angelegenheiten war nun vorüber, denn König Karl VIII. war friedlich nach Frankreich zurückgekehrt. Mißmuthig über die ihm abgedrungenen Zugeständnisse, begab er sich von Worms nach Frankfurt, um dort das Kammergericht einzusetzen. Kein feierlicher Empfang wartete seiner. Ein Privathaus, Groß-Braunfels genannt, wurde auf 4 Jahre als Sitz des Kammergerichtes um 30 Gulden Jahreszins gemiethet. Hier erschien Maximilian am 31. October, ließ die Richter ihren Eid schwören und übergab dem Präsidenten (Grafen Friedrich von Hohenzollern) den Richterstab aus Nußbaumholz, der, so lange das Kammergericht bestand, gebraucht wurde und noch jetzt in Wetzlar aufbewahrt wird.

Der Schweizerkrieg. An den Beschlüssen des Reichstages zu Worms über die Einsetzung des Reichskammergerichtes hatten die Schweizer Eidgenossen keinen Antheil genommen und weigerten sich, sowohl den ewigen Landfrieden anzunehmen als die Jurisdiction des Kammergerichtes anzuerkennen. Auch verlangte Maximilian, daß sie dem Könige von Frankreich, als dem Feinde des Reiches, keine Söldner stellen sollten. Der Krieg kam Ende 1498 zum Ausbruche durch Grenzstreitigkeiten zwischen Tirol (welches Maximilian als Erbe seines alten Vetters Sigmund nach dessen Tode, 1496, in Besitz genommen hatte) und Graubünden, welches letztere deßhalb der schweizerischen Eidgenossenschaft beigetreten war (1498). Die Regierung in Innsbruck rief dagegen den schwäbischen Bund zu Hülfe, aber schon bei den gegenseitigen Rüstungen zeigte sich die Ueberlegenheit der Eidgenossen. Ihrem größeren Eifer und Patriotismus entsprach auch der kriegerische Erfolg. Die Schweiz, welche für das deutsche Reich hatte wiedererobert werden sollen, ging nun bleibend für dasselbe verloren, nachdem in dem kurzen „Schweizer- oder Schwabenkriege“ (wie ihn die Schweizer nennen) gegen 20,000 Menschen

Das Haus Habsburg in Deutschland und Spanien.

Ferdinand d. Kathol. v. Aragonien, Sardinien und Sicilien, später auch von Neapel und Navarra, † 1516. — **Isabelle** v. Castilien, † 1504.

1) **Maximilian I.**, † 1519. Gem.: a) Maria v. Burgund, † 1482. b) Bianca Maria Sforza v. Mailand, † 1511.

Wladislaw II., König v. Böhmen und Ungarn.

Isabelle, (Gem. Emanuel v. Portugal), † 1498. — Johann, † 1497. — **Johanna** d. Wahnsinnige, † 1555. mit Philipp dem Schönen († 1506). — Margaretha, Gem.: 1. Johann v. Asturien. 2. Philibert II. v. Savoyen. — Anna mit Ferdinand I. — Ludwig II., † 1526.

Michael, † 1500. — Eleonore, 1. Gem. Emanuel, K. v. Portugal, 2. Gem. Franz I. v. Frankreich. — 2) **Karl** (I.) V., † 1558. Gem. Isabella v. Portugal. — 3) **Ferdinand I.**, † 1564. Gem. Anna v. Böhmen u. Ungarn, † 1547. — Maria, † 1558. Gem. Ludwig II., König v. Böhmen und Ungarn.

4) **Maximilian II.**, † 1576. — Anna, Gem. Albrecht V., Hzg. v. Baiern. — Ferdinand v. Tirol, † 1595. — Karl, † 1590.

Philipp II. v. Spanien. 2. Gem. Maria v. Engl. — Margaretha, Statthalterin d. Niederlande. — Don Juan d'Austria. — 5) **Rudolf II.**, † 1612, unvermählt. — Ernst. — 6) **Matthias**, † 1619. — Max Albrecht, Statthalter d. Niederlande. Gem. Clara, Eugenia, T. Philipp's II. v. Spanien. — 7) **Ferdinand II.** † 1637. — Leopold v. Tirol, † 1633.

Don Carlos, Philipp III.

Anna, Gem. Ludwig's XIII. — Philipp IV. — Maria Anna mit 8) **Ferdinand III.**, † 1657.

Ludwig XIV., † 1715. — Maria Theresia. — Karl II., † 1700. — Margar. Theresia. — 9) **Leopold I.**, † 1705. Gem. 1. Margar. Theresia v. Spanien. 3. Eleonore v. d. Pfalz.

Ludwig, Dauphin, † 1711.

Ludwig, Herzog v. Burgund, † 1712. — Philipp V. — 1. Maria Antonie mit Max. Emanuel v. Baiern. — 2. 10) **Joseph I.**, † 1711. — 3. 11) **Karl VI.** (III. v. Spanien, 1704—1711), † 1740.

Ludwig XV., † 1774. — Joseph Ferdinand, Erbe der span. Monarchie, † 1699. — Karl Albert, Kaiser (Karl VII.), 1742—1745. — 12) **Maria Theresia**, † 1780. Gem. Franz I., Hzg. v. Lothr., sp. v. Toscana, † 1765.

13) **Joseph II.**, † 1790. — 14) **Leopold II.**, † 1792.

15) **Franz II.** (I.), † 1835.

Mit den Zahlen 1—15 sind die deutschen Kaiser (außer Karl VII.) bezeichnet.

umgekommen und gegen 200 Ortschaften und Schlösser niedergebrannt worden. Die Franzosen hatten, den günstigen Augenblick benutzend, den längst gefürchteten Einfall in Italien gemacht und Ludovico Moro floh nach der Uebergabe Mailands nach Deutschland, wo er um so eifriger für den Frieden mit den Eidgenossen wirkte, als er seine einzige Hoffnung auf die Soldtruppen der Schweizer setzte. In dem am 22. September 1499 zu Basel zwischen Maximilian und den Schweizern abgeschlossenen Frieden wurde der Streitpunkt, welcher dem Kriege eigentlich zu Grunde gelegen hatte, mehr umgangen als entschieden, nämlich die Frage, ob die Eidgenossenschaft fernerhin im Reichsverbande bleibe, zu den daraus erwachsenden Leistungen verpflichtet sei und die Urtheile des Reichskammergerichtes anzuerkennen habe. Als Maximilian im J. 1507 seinen längst beabsichtigten Römerzug und zugleich einen entscheidenden Kampf um die Herrschaft Italiens unternehmen wollte, wozu ihm die deutschen Reichsstände 3000 Reiter und 9000 M. zu Fuß bewilligten, suchte er von den Schweizern weitere Unterstützung zu gewinnen und sprach nun die Eidgenossen förmlich von dem Reichsverband los; sie sollten weder in bürgerlichen noch in peinlichen Sachen vor das Reichskammergericht geladen werden und fortan nicht mehr Glieder, sondern „gehorsame Verwandte des Reiches" heißen. Es war dies nur die officielle Anerkennung eines thatsächlich schon bestehenden Verhältnisses.

Als Maximilian im Februar 1508 von Tirol nach Italien aufbrach, hielten die Venetianer, auf Betreiben Frankreichs, die Alpenpässe besetzt, und der Papst Julius, welcher fürchtete, ein deutsches Heer könne der Curie gefährlicher werden als ein französisches, ließ durch einen Legaten dem römischen Könige melden, er wolle ihm den Romzug ersparen und ihm abwesend die kaiserliche Würde verleihen. Dieses Anerbieten ergriff Maximilian gern, um den Kaisertitel aus eigener Macht anzunehmen. In der Peterskirche zu Trient erklärte, nach feierlichem Hochamte, der päpstliche Legat Matthäus Lang den anwesenden Fürsten und dem versammelten Volke: Seine königliche Majestät sei von nun an Kaiser zu nennen. Dieser nahm den Titel eines erwählten Kaisers an.

Die Hoffnung, sich an den Venetianern für die Verweigerung des Durchzuges zu rächen, ging Anfangs wegen Mangels an Geld und Truppen so wenig in Erfüllung, daß Maximilian nach vielfachen Verlusten froh sein mußte, einen Waffenstillstand auf 3 Jahre mit Venedig abzuschließen, der Jedem die während des kurzen Krieges gemachten Eroberungen ließ. Doch bald gewann er unerwartet die Franzosen zu Verbündeten gegen das mächtige und reiche Venedig in der Ligue zu Cambrai. (Siehe S. 41.) Dieser Bund umfaßte eine Anzahl Mächte, die sonst durch politische Interessen getrennt waren und auch jetzt, bloß durch Rachsucht und Eigennutz vereinigt, zum Voraus daran dachten, einander wieder im Stiche zu lassen, sobald sie ihren Zweck erreicht und ein Stück Beute davon getragen haben würden. Maxi-

milian ward dadurch in einen fast achtjährigen Krieg (1509—1516) verwickelt, der ihm wenig kriegerischen Ruhm (nur bei Guinegate, siehe S. 43) und fast gar keinen Gewinn an Land und Leuten oder an politischer Geltung brachte. (Das Nähere siehe S. 42 f.)

Um den vielen Klagen über mangelhafte Handhabung des Landfriedens und Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile zu begegnen, versuchte man, eine Vollziehungsgewalt in den einzelnen Reichslanden zu schaffen und ging zu diesem Zwecke auf die Kreiseintheilung Kaiser Albrecht's zurück. Zu den früher bestimmten 6 Kreisen wurden noch 4 weitere hinzugefügt, so daß das ganze Reich (ohne die böhmischen Länder) in 10 Kreise zerfiel. In jedem derselben sollte ein Kreishauptmann mit einigen beigeordneten Räthen angestellt werden, um über die Landfriedens-Ordnung zu wachen und die kammergerichtlichen Urtheile zu vollziehen. Die Ernennung der Kreishauptleute mußte der Kaiser den Ständen der betreffenden Kreise zugestehen.

Maximilian's Interesse für die Dichtkunst und die bildende Kunst war mit seinem Ehrgeize eng verwachsen, er wollte beide Künste zu Verkündigern seines Ruhmes gewinnen. Wie er schon in seiner Jugend die alten Ritter- und Heldengeschichten gern gelesen und sich mit dem Gedanken geschmeichelt hatte, auch einmal ein solcher Ritter und Held zu werden, so beschäftigte ihn im reifen Alter der Plan, sein eigenes Leben zum Gegenstande einer Rittergeschichte und eines Heldengedichtes zu machen. Der „Weißkunig“ und der „Theuerdank“ (so heißt der Held, der seine Gedanken von Jugend an auf „theuerliche“ d. h. hohe, kühne Dinge gerichtet hat) erzählen beide in dichterischer Verhüllung Maximilian's Leben und Thaten. Ursprünglich wollte er selbst auf diese Weise sein Bild der Nachwelt überliefern; er machte Entwürfe zu einem derartigen Gedichte, nahm Anläufe zu eigener Gestaltung, kam aber in der Unruhe seines Lebens nicht zur Ausführung und begnügte sich dann, Materialien zusammenzutragen und Anderen (seinen Geheimsecretären Treitzsaurwein und Melchior Pfinzing) die Ausführung zu überlassen. — Auch die bildende Kunst hat ein hervorragendes Denkmal seiner Geschicke und Thaten geschaffen in dem großartigen Grabmonument, welches er sich in der Hauptstadt seines geliebten Tirols, in der dortigen Franciscaner- oder Hofkirche, gestiftet und wozu er selbst mit seinem gelehrten Freunde Peutinger von Augsburg den Plan entworfen hat. In der Mitte des Hauptschiffes erhebt sich der kolossale Marmorsarkophag, auf welchem Maximilian im Kaiserornat, betend, von den vier Cardinaltugenden umgeben, dargestellt ist. Auf den Seitenflächen des Sarkophags sind auf 24 Tafeln von carrarischem Marmor in ungemein fein ausgeführter, erhabener Arbeit die Thaten des Kaisers abgebildet. Um den Sarkophag herum stehen, wie eine Ehrenwache, 28 kolossale Statuen aus Erz, die Bilder kaiserlicher Vorfahren oder Verwandten des Hauses Habsburg, einzelne wahre Meisterwerke. So viel auch bei Maximilian's Lebzeiten (seit 1508)

an dem Denkmale gearbeitet worden, war es doch bei seinem Tode (1519) noch lange nicht fertig; erst durch die Bemühungen seines Enkels, Kaiser Ferdinand's I., gelangte es (1566) zur Vollendung.

Wenn Maximilian's politische Erfolge seinem Eifer für die Erhöhung der Macht und des Ansehens des deutschen Reiches nicht entsprachen, weil er dieses Ziel mehr durch Siege über Franzosen, Italiener, Ungarn, Türken, als durch Reformen in der Verfassung, Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung erreichen zu können glaubte, so suchte er desto mehr in der Ausdehnung seiner Hausmacht, in der Bemühung auf die Häupter seiner Enkel die Kronen reicher Länder zu häufen, eine Entschädigung. Wie er selbst durch seine Heirath mit Maria von Burgund ein reiches Erbe gewonnen, so vermählte er auch seinen Sohn Philipp (I.) schon frühzeitig mit der Tochter Ferdinand's von Aragonien und Isabellens von Castilien, welcher dadurch Spanien, Neapel und die neu entdeckte amerikanische Welt erhielt und auf seinen Sohn (also Maximilian's Enkel) Karl vererben konnte. Noch zwei andere Kronen erwarb Maximilian seinem Hause durch Heirathsstiftung. Vergeblich hatte er selbst in frühern Jahren versucht, Ungarn durch Erbansprüche, Wahl oder Eroberung zu erhalten; er mußte zusehen, wie König Ladislaus von den Ungarn ihm vorgezogen und gewählt wurde. Doch wurden dessen zwei Kinder mit habsburgischen Sprößlingen verlobt: der Sohn, Ludwig (II.) mit Maximilian's Enkelin Maria und die Tochter Anna mit seinem Enkel Ferdinand (I.). Die Ehen wurden erst nach seinem Tode vollzogen, erreichten aber den beabsichtigten Zweck. Da Ludwig II. in der Schlacht bei Mohacz fiel (1526), so kam die ungarische und die böhmische Krone an Anna und deren Gemahl Ferdinand, den nachherigen Kaiser dieses Namens. Sein Bestreben, noch bei Lebzeiten seinem andern Enkel, Karl, zu der spanischen auch die deutsche Krone aufzusetzen, gelang zwar nicht, allein es war vorauszusehen, daß sie demselben nach Maximilian's Tode nicht leicht entgehen würde. (Vergl. Nr. 11.) Allerdings ist dieses sprüchwörtlich gewordene Glück Maximilian's im Heirathstiften (bella gerant alii, tu felix Austria nube!) für Deutschland kein Glück geworden, denn durch Ungarn erhielt das nichtdeutsche Element das Uebergewicht in der österreichischen Monarchie und der Schwerpunkt derselben wurde immer mehr nach Osten gezogen.

---

10. Die Reformation in Deutschland. Martin Luther.

(Nach Joh. Jos. Döllinger, Handbuch der christlichen Kirchengeschichte.)

Den ersten Anstoß zur großen Kirchentrennung gab die Verkündigung des vom Papst Leo X. ausgeschriebenen Ablasses, dessen Ertrag zum Ausbau der von Julius II. begonnenen, unerhört prächtigen Peterskirche zu Rom

verwandt werden sollte. Für Deutschland übernahm **Albrecht** von Brandenburg, Kurfürst von Mainz, zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt, die Verkündigung des Ablasses und gebrauchte dazu den in diesem Geschäfte schon erprobten Dominicaner **Tetzel** von Leipzig. Dieser Mann überschritt noch die ihm gegebene Vollmacht, indem er den außerordentlichen Werth seiner Ablaßzettel anpries und den Käufern derselben unbedingte Nachlassung aller Schuld und Strafe verhieß.*) Als dieser Unfug auch in der Nähe von Wittenberg getrieben wurde, widersetzte sich demselben **Martin Luther**, aus Eisleben gebürtig, Augustiner-Mönch und Lehrer der Theologie auf der zu Wittenberg neu gestifteten Universität. Er predigte wider Tetzel's Ablaßhandel und machte am 31. October 1517 95 Thesen bekannt, die hauptsächlich gerichtet waren gegen die übertriebenen Behauptungen der Ablaßprediger von dem Werthe ihrer Waare, gegen die Anwendung des Ablasses auf die Seelen im Fegfeuer, wider die Lehre von dem der Verwaltung des Papstes übergebenen Schatze der Kirche u. s. w. Die wesentliche Lehre der Kirche vom Ablasse ließ Luther hier noch unangetastet; ja er sagte im 71. Satze: „Verflucht sei, wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet."

Bei diesem ersten Hervortreten hatte Luther wenig zu befürchten; der bessere Theil der Nation sah es mit Wohlgefallen, daß er sich diesem, die Kirche und die deutsche Nation gleichmäßig herabwürdigenden Unfuge kräftig entgegenstellte. Selbst Bischöfe, wie Lorenz von Bibra, Bischof von Würzburg, bezeugten laut ihren Beifall; der Bischof Johann von Meißen duldete ohnehin keinen Ablaß-Prediger in seiner Diöcese. Auch zeigten sich die ersten Gegner Luther's ihm auf keine Weise gewachsen. Diese waren, außer Tetzel, dessen Lehrer Conrad **Wimpina**, Professor zu Frankfurt an der Oder, Sylvester **Prierias**, Magister Palatii zu Rom, und Jakob **Hochstraten**, Inquisitor zu Köln, schon aus einem Streite mit Reuchlin zu seinem Nachtheile bekannt; in ihren Schriften wurde Luther als offenbarer Ketzer behandelt. Luther antwortete schnell allen diesen Gegnern, suchte aber auch durch die Herausgabe deutscher Schriften auf das Volk zu wirken, und in diesen führte er schon den für seinen Lehrbegriff so wichtigen Grundsatz aus, daß der Glaube **allein** Vergebung der Sünden gewähre. Zugleich sandte er eine zur Erläuterung seiner Thesen herausgegebene Schrift unmittelbar an den Papst selbst, versicherte in dem beigefügten, sehr demüthigen Briefe, daß er in dem Ausspruche des Papstes die Stimme Christi erkennen wolle, aber auch: daß er nicht widerrufen könne.

---

*) Diese Behauptung wird von andern Kirchenhistorikern bestritten auf Grund einer „Instruction" Tetzel's an die Pfarrer, worin Beichte und Reue als Bedingung der Erlassung der Kirchenstrafen vorgeschrieben wird. Siehe Alzog, Universalgeschichte der christlichen Kirche, S. 706. Anm. 1.

Papst Leo X. hatte bisher dieser Sache, welche er für ganz unbedeutend hielt, wenig Aufmerksamkeit gewidmet, er soll sogar dem warnenden Prierias geantwortet haben, das seien bloße Mönchszänkereien (invidie fratesche); der alte Kaiser Maximilian sah hier schärfer; er machte den Papst in einem Briefe auf die Gefahr, die von diesem Mönche drohte, aufmerksam. Doch schon vor Ankunft dieses Briefes war eine Aufforderung an Luther erlassen worden, sich binnen 60 Tagen zu Rom zu verantworten; auf die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen und der Universität Wittenberg gestattete indeß Leo X., daß die Sache in Deutschland durch den päpstlichen Legaten, Cardinal Thomas de Vio von Gaeta, geschlichtet werden sollte. Dieser, der berühmteste scholastische Theolog jener Zeit, suchte vergeblich Luthern, der sich zu Augsburg vor ihm stellte, zum unbedingten Widerrufe zu bewegen; statt dessen appellirte Luther von dem „übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden" Papst. Als nun Leo in einer Bulle die Lehre vom Ablasse, in der Form, welche Luther bestritt, doch ohne diesen zu nennen, bestätigte, ging Luther weiter und appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung. Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen schien geneigt, Luther, welcher durch seinen Ruf die Blüte der von ihm gestifteten Universität Wittenberg so sehr erhöhte, zu schützen; der Papst sandte daher seinen Kammerherrn, Karl von Miltiz, um den Kurfürsten zu gewinnen. Dieser gewandte Hofmann ließ sich auch mit Luther selbst in Unterhandlungen ein, konnte ihn zwar nicht zum Widerruf bewegen, gewann ihm aber doch das Versprechen ab, daß er schweigen wolle, wenn auch seine Gegner zum Schweigen gebracht werden könnten. Aber alle Versuche, dem bevorstehenden Schisma durch gütliche Ausgleichung vorzubeugen, wurden vereitelt durch die Disputation, welche 1519 zu Leipzig zwischen Andreas Bodenstein, genannt Carlstadt, und Luther einerseits und Dr. Eck, Professor an der Universität Ingolstadt, andererseits in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen stattfand. Hier läugnete Luther schon, durch Eck gereizt, den Primat des Papstes, und als man ihm in dem Streite über die guten Werke die bekannte Stelle aus dem Briefe Jakobi entgegenhielt, verwarf er ohne Bedenken das canonische Ansehen dieses Briefes.

Ermuthigt durch die ihm günstige Gesinnung eines großen Theils der Nation, besonders des Adels, und durch das Verhalten seines Kurfürsten, der allen Anforderungen zur Unterdrückung der neuen Lehre widerstand, wagte Luther nun 1520 in dem Buche: „An kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung" eine förmliche Lossagung von der Kirche; er begehrte Aufhebung der Klostergelübde und des Cölibats, Abschaffung der Festtage und Fasten und Vertilgung des ganzen canonischen Rechts. Der weltlichen Obrigkeit, erklärte er hier, gebühre das Recht, sündige Geistliche, Bischöfe und Päpste abzusetzen, und der Papst, dessen Gewalt die Seelen zur Verdammniß führe, sei der

Antichrist. Bald nachher erschienen seine in gleichem Geiste verfaßten Schriften von der Messe und von der babylonischen Gefangenschaft; in der ersten bestritt er die Lehre vom Opfer der Eucharistie und tadelte die Austheilung der Eucharistie unter einer Gestalt, in der andern aber verwarf er vier Sacramente: die Firmung, Ordination, Ehe und Krankensalbung.

Eck war nach der Leipziger Disputation nach Rom gereist und hatte dort durch seine Vorstellungen eine Bulle ausgewirkt, in welcher 41 aus Luther's Schriften gezogene Sätze als Irrthümer verworfen waren und dem Urheber derselben die Excommunication gedroht wurde, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufen würde. Als Verkündiger und Vollstrecker dieser Bulle trat Eck selbst in Deutschland auf, bereitete ihr aber eben dadurch den ungünstigsten Empfang; denn während einerseits die Bulle als das Werk persönlicher Rachsucht erschien, fanden andererseits die Bischöfe durch diesen ihm ertheilten Auftrag ihre Rechte verletzt; der Kurfürst von Sachsen aber, auf den hier Alles ankam, erklärte nach dem Rathe des Erasmus: Luther's Sache müsse erst durch unparteiische Schiedsrichter untersucht und seine Lehre aus der Schrift widerlegt werden, ehe er etwas gegen ihn vornehmen lassen könne. Luther selbst wiederholte in der Schrift „Wider die Bulle des Antichrist" die Appellation an ein allgemeines Concil, und verbrannte dann am 10. December 1520 die päpstliche Bulle zugleich mit dem Gesetzbuch des canonischen Rechts öffentlich vor dem Thore von Wittenberg. Die Bulle Leo's warf er mit den Worten ins Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn (Martin Luther) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." Um diese That zu rechtfertigen, berief er sich nachher auf die unchristlichen Lehren, welche im canonischen Rechtsbuche enthalten seien. Gleichzeitig boten seine Anhänger jedes Mittel auf, das Volk gegen den päpstlichen Stuhl zu fanatisiren; dazu dienten besonders die Spottbilder von Lucas Cranach und die zahlreichen Schmähschriften von Ulrich von Hutten. Unter solchen Umständen eröffnete 1521 Kaiser Karl V. den Reichstag zu Worms. (S. Nr. 12.)

---

11. Karl's V. Wahl und Wahlcapitulation.

(Nach Leop. von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, und Rob. Rösler, Die Kaiserwahl Karl's V., bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon Maximilian I. hatte auf einem Reichstage zu Augsburg 1518 die Stimmen von fünf Kurfürsten (einschließlich der jetzt wieder herbeigezogenen böhmischen) für seinen Enkel Karl gewonnen, nur die Kurfürsten von Sachsen und Trier wendeten hauptsächlich ein, daß nach alten päpstlichen Ansprüchen und Satzungen die Verbindung des Königreichs Neapel, welches Karl besaß, mit der deutschen Krone unstatthaft sei. Nach Maximilian's Tode

aber hielten sich die Kurfürsten, die sich schon früher zum Theil zu Frankreich hingeneigt hatten, an ihr Versprechen nicht mehr gebunden, zumal da ihre hohen Forderungen noch nicht befriedigt waren. Auch fehlte es nicht an Einwendungen gegen den jungen Fürsten. Man bemerkte, er verstehe nicht einmal deutsch und habe noch keine Probe persönlicher Tüchtigkeit gegeben; die Menge seiner Länder werde ihm keine Zeit lassen, sich dem Reiche zu widmen; jene päpstliche Constitution Clemens' IV. schließe ihn ausdrücklich aus. Unter diesen Umständen faßte der natürliche Nebenbuhler der österreichisch-burgundischen Macht, Franz I. von Frankreich, die ernstliche Absicht, nicht mehr insgeheim, sondern offen nach der erledigten höchsten Würde der Christenheit zu streben.

König Franz war damals noch im Aufgang seines Glückes und Ruhmes. Die Schlacht von Marignano, durch welche er Mailand wiedererobert, die persönliche Tapferkeit, die er dort bewiesen, hatte ihm einen großen Namen gemacht. Er behauptete, von Deutschland aus aufgefordert worden zu sein, sich um die Krone zu bemühen. Es haben früher und später französische Könige ähnliche Absichten gehegt: Philipp IV. von Valois, Ludwig XIV. Keiner aber hat je so viel Aufforderung in der Lage der Dinge und so viel Aussicht gehabt, wie Franz I. Mit dem höchsten Nachdruck betrieb er die Gewinnung der Kurfürsten. Seine Versprechungen übertrafen alles, was bisher erhört worden. Man versicherte in Paris, er biete jedem weltlichen Kurfürsten 200,000 Kronen als Geschenk, 100,000 Franken jährliche Pension, und jedem geistlichen die Hälfte hiervon an. Den beiden östlichen Kurfürsten, Brandenburg und Sachsen, wurden überdies, nach dem Gebrauche der damaligen Politik, glänzende Vermählungen für ihre Erben mit reichen Aussteuern in Aussicht gestellt. Auch die Oesterreicher schonten das Geld nicht. Sie hatten den eigenthümlichen Vortheil, daß das Wechslerhaus der Fugger in Augsburg, das die großen Geldgeschäfte in Deutschland machte, für den geldarmen Karl Partei nahm und den Franzosen seine Dienste versagte. Aber überdies, war nicht König Franz ein Fremder? — durfte das kurfürstliche Collegium es wagen, die Krone, von deren Behauptung auf allen Reichstagen die Rede gewesen war, so leichtsinnig von der Nation abkommen zu lassen? Und mußte nicht ein starker, hochstrebender Herrscher ihnen als eine Gefahr für ihre Territorialhoheit erscheinen? Wie wenn Franz in Deutschland eben so uneingeschränkt regieren wollte, wie er es in Frankreich gewohnt war? Obgleich es nun dem wahren Interesse des Königs durchaus entgegen war, stets auf seine bedeutende Persönlichkeit zu pochen, so ertheilte er doch seinen Gesandten ausdrücklich die Instruction, auf die ruhmvollen Thaten seiner ersten Regierungsjahre und die dadurch gewonnene mächtige Stellung hinzuweisen, seinen Nebenbuhler Karl aber als recht klein und kläglich darzustellen. Weniges hat vielleicht dem spanischen Könige so genützt, als diese von den Franzosen eifrig genährte, von den deutschen Fürsten allgemein

gehegte Meinung, er sei ein geistig unbedeutender, junger Fürst, schwach, durchaus unselbständig, ein Freund der Ruhe; seine Reiche seien überdies von Deutschland zu entfernt. Das eben war es, was die Kurfürsten seit lange wünschten, um das Reich als oligargische Republik mit einem gewählten Präsidenten zu gestalten. Sie wußten es nur zu gut, daß ihr Staatsideal in Frankreich keine Stätte habe. Auch war der deutschen Nation, trotz aller Zersplitterung, ein kräftiges Bewußtsein ihres eigenen Wesens noch nicht abhanden gekommen und namentlich den Wälschen (Franzosen und Italienern) gegenüber ungemein lebendig, besonders in den mittlern und untern Schichten des Volkes, welches stürmisch die Wahl Karl's begehrte und seinen Widerwillen gegen einen Ausländer wälscher Zunge kundgab.

Nur tauchte der Wunsch noch einmal auf, einen wahrhaft einheimischen Kaiser zu haben. Man dachte einen Augenblick an den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, den die Größe seines Hauses fortwährend beschäftigte; allein dieser war persönlich wenig beliebt, und seine Verwandten, vor Allem sein Bruder von Mainz, fanden, daß die Behauptung der kaiserlichen Würde so viele Kosten nöthig mache, daß diese die Kraft der Mark und ihrer ganzen Familie aufreiben würden. Als sich die Blicke der zu Frankfurt versammelten Wahlfürsten auf den populären Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen richteten, lehnte dieser, wegen seines vorgerückten Alters und seiner geringen Macht gegenüber den nach Unabhängigkeit strebenden Fürsten, die Krone ab und erklärte sich für König Karl, welcher doch der Abstammung nach ein Deutscher sei. Da es kaum zu erwarten war, daß sich die Stimmen auf einen andern einheimischen Fürsten vereinigen würden, so stimmten auch diejenigen bei, welche bisher noch schwankend gewesen waren; denn sie wollten der verheißenen Vortheile nicht verlustig werden und der Wahl das Gepräge einer einheitlichen verleihen. So erhielt der König von Frankreich, trotz der Empfehlung des päpstlichen Legaten, keine Stimme. Erst nach der Wahl erklärte auch der Legat die Zustimmung des Papstes zu derselben, nachdem er vergebens von Karl Zugeständnisse wegen Neapels erwartet hatte. Doch versäumten die Kurfürsten auch nicht einem durch die Menge ausländischen Bisitzthums so mächtigen Oberhaupte gegenüber ihre und des Reiches Rechte durch eine bündige Wahlcapitulation zu sichern. Denn das deutsche Fürstenthum hat von jeher die Vortheile einer starken Regierung ohne die Nachtheile derselben genießen wollen. Das Oberhaupt sollte mächtig sein nach Außen, im Innern aber nur die ständische Macht, und zwar nur die des Fürstenstandes, ohne die Forderungen des Bürgerstandes nach einem wesentlichen Antheil an der Regierung zu befriedigen und das grelle Elend des vom Adel gequälten Bauernstandes zu erleichtern.

Da Maximilian I. ohne Wissen der Kurfürsten, Fürsten und anderer Reichsstände Bündnisse geschlossen und Krieg angefangen, ohne daß darum „Fried und Recht gemehrt und dem Reiche Nutzen geschafft worden," so schien

diese Gefahr bei seinem ungleich mächtigern Nachfolger noch drohender und unvermeidlicher. Daher mußte Karl V. in der von den Kurfürsten entworfenen Wahlcapitulation (in 34 Artikeln) außer den allgemeinen Versprechen, welche bei jeder Wahl ertheilt wurden (das Reich und alle Glieder des Reiches, die Kirche, das Recht, den Frieden zu schützen, die Privilegien aller Stände, namentlich der Fürsten und Kurfürsten, zu schützen), noch insbesondere geloben, ohne Wissen und Willen der Kurfürsten kein Bündniß mit fremden Staaten zu schließen, nichts, das dem Reiche gehört, zu veräußern oder zu verpfänden, von freien Stücken keinen Krieg anzufangen, aber das Reich im Falle eines Angriffs zu vertheidigen, keine fremden Kriegsvölker in das Reich zu führen, ohne Zustimmung der Kurfürsten keine Steuern auszuschreiben und keinen Reichstag zu berufen, die Reichsämter (Kanzler, Marschall u. a.) nur an Einheimische, welche „von gutem Stande" seien, zu vergeben, in den Reichsverhandlungen und in dem Verkehr mit den Ständen sich nur der deutschen oder lateinischen Sprache zu bedienen, Niemanden zu Diensten außerhalb des Reiches zu verpflichten, selbst so viel als möglich seine Residenz innerhalb der Reichsgrenzen zu nehmen, sich zum Empfange der Krönung persönlich in das Reich zu begeben, auch später die kaiserliche Krone zu empfangen u. s. w. Den Wahlfürsten schien auch ihre Zukunft um so beruhigter, als ein Monarch an die Spitze trat, dessen voraussichtliche öftere Abwesenheit vom Reiche ihrer ständischen Selbstregierung Raum ließ, und dies war nicht das letzte Motiv der vollzogenen Wahl.

Der gesicherte Besitz des Kaiserthums verlangte, daß Karl, sobald als möglich, zum Empfang der Krönung nach Deutschland gehe. Wohl herrschte Unzufriedenheit in Spanien, die königliche Gegenwart schien nöthig, um einen gewaltsamen Ausbruch der bösen Stimmung zu verhindern. Aber die Günstlinge, die Karl aus Belgien mit sich genommen, sehnten sich aus Spanien hinweg, wo man sie beschuldigte, durch eine käufliche Verwaltung und schamlose Erpressungen sich bereichert zu haben. Diese niederländische Umgebung des Königs, in dem Verlangen, die Früchte ihrer spanischen Ernte daheim in Ruhe zu genießen, wußte die für Karl's Herrschaft aufsteigenden Gefahren als geringfügig darzustellen und konnte auf dringende Briefe, die aus Deutschland eintrafen, hinweisen. Karl bestellte den Cardinal Adrian von Tortosa zum Statthalter seiner spanischen Königreiche, der schon als Niederländer wenig geeignet war, die erbitterten Spanier zu beruhigen. In dem Augenblicke, als der König abreiste, brachen schon Aufstände in mehreren Städten Spaniens aus. Doch ihn hielt nichts zurück, er schiffte sich am 19. Mai zu Corunna in Galicien ein und landete am 1. Juni zu Vließingen. Mit Heinrich VIII. von England traf er in Dover und in Gravelingen zusammen, um das englische Bündniß fester zu knüpfen, auf das ihn das gespannte Verhältniß zu Frankreich anwies. Der Festlichkeiten bei seinem Durchzuge durch Brügge, Gent, Brüssel war kein Ende, und den in Brüssel versammel-

ten Ständen betheuerte er, daß sein Herz immer in den Niederlanden gewesen. Als er sich Aachen näherte, sah die ihm in Masse entgegen strömende Volksmenge zuerst den Herrscher, der ihre Geschicke in langer und ernster Zeit lenken sollte: eine zarte Gestalt von mittlerer Größe, ein blasses, bartloses Angesicht, ruhige, anscheinend theilnahmlose Züge. Die körperliche Entwickelung war bei Karl weit hinter seinem Alter zurückgeblieben. Die epileptische Krankheit, an der er schwer litt, ist erst später von ihm gewichen. Am 23. October setzten die geistlichen Kurfürsten in gemeinschaftlicher Handlegung die Krone Karl's des Großen auf das königliche Haupt. Von Aachen zog er nach Köln, wo die Feste endeten, und von hier aus berief er seinen ersten Reichstag nach Worms, wo zum ersten Male die neue Kirchenreformation in den Kreis der Reichstagsverhandlungen eingeführt werden sollte. Man rief dem Kaiser die bedeutsame Mahnung zu: „Wirst du erst Gottes Handel ausrichten, so wird Gott deinen Handel ausrichten."

12. Der Reichstag zu Worms, 1521.

(Nach Friedrich von Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhdrts. und Georg Waitz, in den Forschungen zur deutschen Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nachdem Karl V. in Aachen feierlich gekrönt worden, berief er, da Nürnberg, wohin die Wahlcapitulation und die goldene Bulle wiesen, wegen dort herrschender Krankheiten unzugänglich war, zu Anfang des J. 1521 seinen ersten Reichstag nach Worms, zunächst zur Bewilligung einer Reichshülfe zu dem vorzunehmenden Römerzuge, aber zugleich, um die kirchlichen Streitigkeiten zur Entscheidung zu bringen. Der päpstliche Gesandte Aleander (der welterfahrene Vorsteher der vaticanischen Bibliothek) mißbilligte es, daß eine vom Oberhaupte der Kirche bereits entschiedene Angelegenheit noch einmal weltlichen Richtern vorgelegt werden sollte, und um dies zu verhindern, wurde auf seine Vorstellung am 3. Jan. 1521 eine zweite Bannbulle erlassen, in welcher der Fluch, der in der ersten nur bedingungsweise ausgesprochen war, in den stärksten Ausdrücken ganz unbedingt über Luther und seine Anhänger wiederholt wurde. In Worms selbst bewies Aleander in ausführlicher Rede, daß keineswegs allein die Rechte des Papstes, sondern auch die wesentlichen Grundlagen des Christenthums angegriffen worden. Man dürfe den Mönch nicht dulden, welcher an dem Glauben und den Sakramenten rüttele. Obgleich manche Punkte, welche Aleander aus Luther's Buche über die babylonische Gefangenschaft mittheilte, auf etliche Fürsten und selbst auf den Kaiser einen widrigen Eindruck machten, beharrten doch mehrere dabei, man müsse genauer untersuchen, ob Luther bloß gegen Mißbräuche oder auch

gegen das wahre Christenthum geschrieben habe; alle aber erklärten, wenn man sich auf Erörterungen über Glaubenssachen auch gar nicht einlasse, müsse Luther doch darüber befragt und vernommen werden, ob er das wirklich gelehrt habe und noch lehre, was ihm der Papst zur Last lege.

Nicht vom religiösen, vom politischen Standpunkte aus fielen die Reichsstände Luther zu. So baten sie auch den Kaiser, ihre Beschwerden gegen die Curie abzustellen, wie er es bei seiner Erwählung zugesagt. Karl V. ging auf die Wünsche der Stände ein und legte einen Geleitsbrief für Luther zur Genehmigung vor. Vergebens suchte Aleander die Ertheilung des Geleites zu hintertreiben; nur Joachim von Brandenburg erklärte sich dagegen. Die andern Fürsten, deren Gebiete Luther auf der Reise nach Worms betreten mußte, fügten ihre eigenen Geleitsbriefe bei. Auf dem Wege dahin strömte Alles dem kühnen Mönche entgegen und empfing ihn mit offenen Armen.

Am 16. April in Worms angekommen, wurde Luther schon am folgenden Nachmittage durch den Erbmarschall von Pappenheim zur Reichsversammlung in den Bischofshof geleitet. Ehe er in die Versammlung eintrat, sagte der unter den Waffen grau gewordene Georg Frunsberg: „Münchlein! Münchlein! du gehest einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberst in unserer ernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so sei nur getrost und fahre in Gottes Namen fort, er wird dich nicht verlassen!" In der Reichsversammlung saßen außer dem Kaiser nebst seinem Bruder, dem Könige Ferdinand, und dem päpstlichen Legaten 6 Kurfürsten, 28 Herzoge, 30 Prälaten, viele Fürsten und Grafen, Abgeordnete von Städten und fremden Mächten, überhaupt 200 Personen. An den Fenstern, auf den Gängen und den benachbarten Straßen hatten sich mehrere tausend Menschen eingefunden. Der Vicar des Kurfürsten von Trier, Johann von Eck (nicht mit dem ingolstädtischen Kanzler zu verwechseln), führte das Wort gegen Luther und fragte ihn nach einem lateinisch gesprochenen Eingange, ob er die Bücher (deren Titel man ihm vorlas) für die seinigen erkenne und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle? Luther bejahte die erste Frage, bat aber hinsichtlich der zweiten um Bedenkzeit. Nach einer kurzen Berathung der Fürsten erhielt er durch Eck den Bescheid: aus den kaiserlichen Berufsschreiben habe er ersehen, worüber man ihn befragen werde, und hinreichend überlegen können, was er antworten wolle; doch bewillige man ihm, um keinen Grund zur Klage zu geben, 24 Stunden Bedenkzeit. Am folgenden Tage (18. April) stellte Eck in der Reichsversammlung die Frage: ob Luther alle seine Bücher vertheidigen oder aber etwas widerrufen wolle? Dieser überhörte die veränderte Form der Frage und antwortete nach einer höflichen Einleitung: „Meine Schriften sind nicht von gleicher Art. Einige, zur Erklärung der Bibel und zur Erbauung geschrieben, haben selbst meine Gegner gebilligt, und sie widerufen, hieße

Christum verläugnen; andere sind gegen die Irrthümer, Mißbräuche und Tyranneien des Papstthums, für die Wahrheit und die Rechte des Kaisers und der Stände geschrieben. Ein Widerruf auf Veranlassung der letzten würde jene Tyrannei im Namen Aller zu bestätigen scheinen und das Verderben vieler Seelen nach sich ziehen. Endlich habe ich gegen einzelne Personen (Vertheidiger jenes Unrechts) geschrieben, heftiger, als es sich für einen christlichen Gottesgelehrten schickt. Gern bekenne ich diesen Fehler; allein den gesammten Inhalt der letztgenannten Schriften kann ich eben so wenig als den der übrigen widerrufen und hierdurch die Wahrheit verläugnen. Sobald man mich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren, hellen Gründen eines Irrthums überführt, bin ich bereit, selbst meine Bücher zu verbrennen; denn nicht aus Anmaßung, sondern um der Wahrheit willen habe ich das Werk begonnen."

Der Vicar Eck erinnerte ihn, er möge nicht auf fremdartige Dinge abschweifen und bedenken, daß man von ihm nur eine einfache und deutliche Beantwortung der Frage verlange: ob er seine Bücher widerrufen wolle; nehme er nicht einmal das zurück, was schon das Constanzer Concil verdammt habe, so werde man gegen ihn als Ketzer erkennen. Aber Luther beharrte bei seiner Antwort und verweigerte jeden Widerruf. Denn dem Papste und den Kirchenversammlungen, welche sich oft geirrt und widersprochen hätten, könne er nicht unbedingt glauben, oder gegen sein Gewissen handeln. Mit fester, unerschrockener Stimme, ganz anders als am ersten Tage, schloß er: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir, Amen."

Schon am folgenden Tage (19. April) ward ein Reichsabschied Karl's vorgelegt: „Da Luther's hochmüthige Lehre alles Bestehende angreife und umstoße, so wolle er, als Nachfolger der christlichen Kaiser und der katholischen Könige Spaniens, dessen erbliche Pflicht es sei, den alten Glauben zu beschirmen und die Beschlüsse der Concilien in ihrem Ansehen zu erhalten, Alles daran setzen, diese Ketzerei auszurotten. Leid thue es ihm, so lange gezögert zu haben; jetzt solle Luther, wie der Geleitsbrief verspreche, zurückgebracht, sonst aber als ein Ketzer behandelt werden. Den Ständen liege ob, hierüber einen christlichen Beschluß zu fassen." Doch ließ sich der Kaiser (gutentheils nach dem Wunsche des Pfalzgrafen Ludwig und des Kurfürsten von Sachsen) mit Rücksicht auf die Stimmung des Volkes („des gemeinen Mannes") bewegen, daß nochmals gütliche Unterhandlungen mit Luther begonnen würden; dies jedoch, wie die Katholiken meinten, nur damit er in sich gehe; alsdann wolle man auch Sorge tragen, ihm die Verzeihung des Papstes auszuwirken. Bei der freundschaftlichen Verhandlung in Gegenwart der Kurfürsten von Trier und von Brandenburg, des Herzogs Georg von Sachsen, des Bischofs von Augsburg und mehrerer angesehenen und gelehrten Männer ersuchte der weltmännisch-kluge Kurfürst von Trier ihn milde und herablassend: er solle selbst angeben, wie ihm und der Sache könne geholfen

werden? und Luther antwortete, vielleicht mit Hinweisung auf die nationale Bewegung, die ihm zur Seite stehe: „Ist es das Werk eines Menschen, so wird's in wenig Jahren untergehen; ist's aber aus Gott, so werdet Ihr es nicht dämpfen können." So mißlang auch dieser zweite Versuch, die Spaltung zu vertilgen.

Am 26. April verließ Luther Worms, nachdem der Vorschlag, ihm das sichere Geleit nicht zu halten, nochmals, selbst von seinem Feinde, Herzog Georg von Sachsen, bestimmt verworfen worden; am 26. Mai, als schon ein Theil der Stände Worms verlassen hatte, kam zu dem geistlichen Bannfluche die Acht von Kaiser und Reich hinzu. In der Aechtungs-Urkunde heißt es: „Noch zwanzig Tage gilt das sichere Geleit; später soll man ihn ergreifen und zur Bestrafung ausliefern. Jeder, der ihn schützt, aufnimmt, seine Bücher verlegt, druckt, kauft oder lieset, wird geächtet. Ohne Erlaubniß des Bischofs (ordinarius loci) oder eines Theologen der nächsten Universität darf Nichts gedruckt und verbreitet werden, was auf Kirche und Religion Bezug hat. Jeder Uebertreter dieser Vorschriften ist ohne Weiteres als Beleidiger Kaiserlicher Majestät zu betrachten." Uebrigens trug das sog. Wormser Edict ein falsches Datum: es war vom 26. auf den 8. Mai zurückdatirt, als sei es mit der Stände „einhelligem Rath und Willen" ergangen, während doch nur noch der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der auch Luther das Geleit verweigert hatte, erklärte, das Edict entspreche der Ansicht aller Stände (Sachsen und Pfalz waren bereits abgereist).

Auf dem Rückwege von Worms nach Wittenberg verschwand Luther plötzlich, und seine Freunde klagten laut: man habe das sichere Geleit gebrochen und ihn getödtet. Erst später verlautete: er sei auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen aufgehoben und als Ritter Georg nach der Wartburg in Thüringen gebracht worden. Hier beschäftigte ihn vor Allem die Uebersetzung der heil. Schrift. Solcher Uebersetzungen gab es seit 1466 allerdings bereits etliche, allein sie waren nicht sorgfältig nach der Urschrift, sondern lässig nach der Vulgata gefertigt. Bei dieser neuen benutzte Luther den Rath von Melanchthon u. A.; im Ganzen und Wesentlichen ist sie aber sein Werk, und nach Form und Inhalt für jene Zeit und die damaligen Hülfsmittel so vortrefflich, daß selbst Gegner ihren Beifall nicht versagen können. Sie ward eine unverwüstliche Grundlage und ein unvergängliches Mittel der mannigfachsten Entwickelung unserer deutschen Prosa-Sprache.

Nachdem in Worms die religiöse Neuerung durch das Reichsgesetz zurückgewiesen war, hat dieses Gesetz zunächst doch keine Ausführung in Deutschland gefunden. Vielmehr verbreitete sich die neue Lehre immer weiter; allenthalben fanden sich einflußreiche Herren und bald auch mächtige Fürsten für die Sache der Reformation. Denn der Kaiser war in Spanien und vollauf mit dem französischen Kriege beschäftigt. Wollte er des Reiches Beistand zum Kriege gegen den Erbfeind anrufen, so konnte er nicht mit Gewalt gegen

die Verächter seines Edictes auftreten. So zwangen den Kaiser die Verhältnisse seiner auswärtigen Politik zur ruhigen Duldung der Vorgänge in Deutschland, die er nach seiner spanischen Anschauung und unter dem Einflusse seiner stets spanischen Gewissensräthe und geistlichen Leiter in tiefster Seele verabscheute. Der Reichstag zu Speyer, 1526, hat den Grund gelegt, aus dem im Reiche die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses erwachsen sollte. Der Beschluß des Reichstages, daß bis zu einem allgemeinen oder nationalen Concil ein jeder Stand „es so halte, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten getraue", daß also ein Jeder der Reformation anhängen oder ihr widerstreben möge, ward von allen Seiten gebilligt und auch der Kaiser, in die italienisch-französischen Kriegshändel verwickelt, hat in der Kirchenfrage die deutsche Nation ihrer eigenen Entwickelung überlassen.

---

13. Der Bauernkrieg.

(Nach Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte.)

Während die neue Lehre in den Erbländern des Kaisers und seines Bruders Ferdinand, in dem Gebiete des Herzogs Georg von Sachsen, im Brandenburgischen und in mehreren geistlichen Herrschaften verfolgt ward, und außer dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen eigentlich keiner der größern Stände sich ihrer annahm, ergriffen desto eifriger die zahlreichen Glieder des Reichsadels und die Städte für sie Partei. Unter den letzteren waren es Magdeburg, Nürnberg und Frankfurt, welche zuerst ihren Gottesdienst nach Luther's Grundsätzen veränderten. Städtische Obrigkeiten, die seit langen Jahren mit Bischöfen und Domcapiteln in Zwist über Gerichtsbarkeiten, Steuerfreiheiten, Zehnten, Zinsen und dergleichen standen, oder sich vielleicht gar den Hoheitsrechten derselben entzogen hatten oder entziehen wollten, war natürlich der Anlaß nicht unwillkommen, Gegnern und ungern ertragenen Obern ihr Uebergewicht fühlbar zu machen oder sich mit Hülfe der allgemeinen Volksbewegung derselben ganz zu entledigen.

Auch das Landvolk und die Bewohner der kleinen Städte in Oberdeutschland waren seit langer Zeit mit ihrem Zustande äußerst unzufrieden und für eine gewaltsame Veränderung desselben gestimmt. Die Frohndienste, welche ihre geistlichen und weltlichen Herren von ihnen forderten, die Plünderungen und Verheerungen, denen sie bei den häufigen Fehden, welche trotz des gebotenen Landfriedens in diesen Gegenden immer noch vorkamen, ausgesetzt waren, der Druck der Auflagen, welcher mit dem steigenden Aufwande der Großen zunahm, besonders aber das Beispiel der benachbarten Schweizer, welche, der Herrschaft des Adels entledigt, von ihren Obrigkeiten mit keinen

außerordentlichen Steuern belegt und durch kein fremdes Kriegsvolk heimgesucht wurden, von ihren Kriegszügen aber mit reicher Beute heimgekehrt waren, — alles dieses nährte unter den Landleuten in Süddeutschland einen stillen Grimm, der nur eines schwachen äußern Anlasses bedurfte, um in Aufruhr und Empörung auszubrechen. Da einzelne Aufstände zwar immer durch Blutvergießen gedämpft, die drückenden Verhältnisse aber niemals untersucht und erleichtert wurden, so nahm die Erbitterung in furchtbarem Maße zu. Was war natürlicher, als daß die heftigen Schriften, welche Luther gegen die geistliche Herrschaft ausgehen ließ, von den Unterthanen geistlicher Herren in weltlichem Sinne genommen und die Aufforderungen, das „Joch der Pfaffen und Mönche" abzuschütteln, auf die den Aebten und Prälaten schuldigen Dienste, Zehnten und Zinsen bezogen wurden? Dabei fehlte es nicht an schwärmerischen und verschlagenen Köpfen, welche Geschick und Neigung hatten, sich des rohen Haufens zur Ausführung kühner Entwürfe zu bedienen, und die vorhandenen Funken zur Flamme anzublasen.

Die Bauern ließen ein Manifest ausgehen, in welchem sie den Vorwurf, daß sie Aufrührer seien und daß das neue Evangelium dieses Unheil verschulde, zu widerlegen suchten. In 12 Artikeln waren ihre Forderungen zusammengestellt, welche sich hauptsächlich auf das Wahlrecht ihrer Prediger, Abschaffung der Leibeigenschaft, Zehnten, Antheil an der Jagd, dem Vogel- und Fischfang, Benutzung der Gemeindewaldungen, Festsetzung der Dienste, Abgaben und Pachtgelder und dgl. bezogen. Diese Schrift schickten sie an Luther mit der Aufforderung, einen Ausspruch darüber zu thun. Luther befand sich in großer Verlegenheit. Er konnte ihnen nicht Recht geben, ohne die Reden seiner Feinde, daß seine Lehre zum Aufruhr führe, zu bekräftigen, und ohne es mit den Fürsten und dem Adel, welche ihn gegen Papst und Kaiser geschützt hatten und ferner schützen sollten, für immer zu verderben. Daher richtete er eine Vermahnung an die Fürsten und an die Bauern zugleich und rieth, die Sache in freundschaftlicher Weise zu schlichten.

Inzwischen wurde die Gestalt des Aufruhrs immer furchtbarer. Wie stark die Macht des Wortes gewesen war, Leidenschaften zu entflammen, so schwach erwies sie sich, dieselben zu beschwichtigen. Anstatt Luther's Ermahnungen Gehör zu geben, verbreiteten sich die Bauernheere aus Schwaben über ganz Franken, eroberten und plünderten Burgen und Abteien. Die Bischöfe entflohen, die Städte aber, die zum Widerstande zu schwach oder deren Bewohner der beabsichtigten Reformation der Kirche und des Reichs geneigt waren, öffneten die Thore und traten den Bauern bei. Zu Heilbronn nahm ein engerer Ausschuß der Bauern seinen Sitz; die Grafen von Löwenstein wurden gezwungen, im Bauernkittel dahin zu wandern und die Annahme der 12 Artikel zu beschwören. Ritter Götz von Berlichingen war einer der Bauern-Hauptleute geworden, aber, wie er selbst berichtet, nur aus Zwang, indem er in seiner Burg keinen Widerstand zu leisten vermochte. Doch der Ueber-

legenheit des Geschützes und der Reiterei, wenn beide Waffengattungen gehörig angewendet wurden, vermochten die Bauern nicht zu widerstehen. Unzählige Gefangene wurden an den Landstraßen gehängt oder sonst umgebracht, zum Theil mit grausamen Martern. Markgraf Kasimir von Brandenburg ließ zu Rothenburg alle Einwohner durch einen Herold unter Trompetenschall auf den Markt berufen und 25 der Anwesenden enthaupten. Andern Theilhabern der Empörung ließ der Markgraf die Finger abhauen oder die Augen ausstechen. Dies widerfuhr zu Kitzingen 58 Personen. Zugleich wurde die alte Form des Gottesdienstes überall wieder hergestellt, und zur Vergütigung des angerichteten Schadens eine schwere Auflage auf alle Bürger und Bauern gelegt. In den übrigen Theilen von Oberdeutschland ward die Empörung in ähnlicher Weise bezwungen und bestraft. Die Zahl derer, die in den Schlachten, oder unter Henkershand, oder in den Flammen der angezündeten Ortschaften umkamen, mochte sich in die Hunderttausende belaufen. Die blühendsten und volkreichsten Landschaften waren Einöden geworden, voll rauchender Trümmer und Leichenhaufen. Die Grafen und Herren aber, die mit den Bauern gezogen waren, verschwinden aus der Geschichte; nur Götz von Berlichingen machte eine unglückliche Ausnahme. Nach mehrjähriger Gefangenschaft in Augsburg wurde er zu immerwährender Gefangenschaft auf seinem eigenen Schlosse verurtheilt. Er mußte schimpfliche Urfehde schwören, nie die Grenzen seiner Burg zu überschreiten, nie wieder zu Pferde zu sitzen und nie eine Nacht außerhalb seines Schlosses zuzubringen, für Uebertretung eines dieser Punkte aber ein Strafgeld von 25,000 Gulden zu zahlen. Erst nach 11 Jahren ward er vom Kaiser begnadigt.

Während dies in Schwaben und Franken geschah, war Thüringen und Sachsen Schauplatz einer Bewegung, die noch weit mehr als der Aufruhr in Oberdeutschland in bedenklicher Verwandtschaft mit der kirchlichen Neuerung zu stehen schien. Thomas Münzer, einer der kühnsten Freunde Carlstadt's, wollte durch eine vollkommene Umgestaltung der Kirche und des Staates nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern die „wahre Kirche", wie sie zur Zeit der Apostel bestanden, herstellen. Er selbst behauptete, einen besondern Auftrag von Gott erhalten zu haben, die Auserwählten zu einem Bunde zu vereinigen und durch denselben das Reich Gottes auf Erden zur Erfüllung zu bringen. Er schaffte die Ceremonien, den Gesang, die geistliche Kleidung und andere Formen des Gottesdienstes ab. Bald aber ging er weiter, indem er gegen die weltliche Obrigkeit auftrat. Er ging von dem Grundsatze aus, daß alle Güter gemeinschaftlich sein müßten, weil nach der Apostelgeschichte (4, 32) die ersten Christen alle ihre Habe zusammengethan und in völliger Gemeinschaft derselben gelebt hätten. In Mühlhausen, einer freien Reichsstadt in Sachsen, trieb er sein Wesen wohl ein Jahr lang, bis die anfänglichen Fortschritte des Bauernaufruhrs in Schwaben und

Franken ihm den Gedanken eingaben, in der allgemeinen Gährung und bei der Bestürzung der Fürsten sein neues Gottesreich über die Grenzen des mühlhauser Gebiets auszudehnen. Daher verkündigte er jetzt in seinen Predigten, daß die Zeit der Erfüllung nahe sei. Im Franziscaner-Kloster wurden Büchsen gegossen und das Landvolk strömte in Haufen herbei, um unter Theilnahme am großen Heereszuge gegen die sündige Welt reiche Beute zu machen.

Doch das Verderben war ihm schon nahe. Landgraf Philipp von Hessen, ein junger, thatkräftiger Fürst, hatte die Rebellion in seinem Lande durch Waffengewalt bezwungen und sich darauf mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, mit Georg von Sachsen und einigen andern benachbarten Fürsten vereinigt, und diese stellten ein Heer von 6000 Mann, meist Reisige und Adel, auf. Münzer ließ seine Leute auf einem Berge bei Frankenhausen eine Wagenburg errichten, um den Angriff der Reiterei zu erschweren, und er verhieß den Seinen gewissen Sieg nach dem Beispiele Gideon's, Jonathan's und David's, die auch mit wenigen Erlesenen viele Tausende von Heiden überwunden. „Lasset euch nicht erschrecken," schloß er, „und greift die Feinde kühnlich an. Ihr dürft das Geschütz nicht fürchten, denn ihr sollt sehen, daß ich alle Büchsensteine, die sie gegen uns schießen, im Aermel auffangen werde. Ihr sehet, daß Gott auf unserer Seite ist, denn er gibt uns jetzo ein Zeichen. Der Regenbogen, der eben am Himmel steht, bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und droht den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe." Diese Rede und die Erscheinung des Regenbogens gab denen, welche zu schlagen begehrten, das Uebergewicht über die friedlich Gesinnten. Darauf stimmten die Anführer das Lied: „Komm, heiliger Geist" an und die Menge fiel mit vollen Kehlen ein. Aber anstatt mit ihrer stärkern Masse auf die an Zahl schwächern Fürstlichen den Angriff zu thun, blieben die Bauern hinter der Wagenburg stehen und blickten im Vertrauen auf die Verheißung ihres Propheten gen Himmel, nach den Engeln, welche herabsteigen und für sie streiten sollten. Als die Reiterei in ihre Wagenburg einbrach und die Vordersten niederstach, wandten sich alsbald die Uebrigen zur Flucht gegen die Stadt Frankenhausen, welche sich ohne Widerstand ergab. Von den dort Ergriffenen wurden sogleich 300 enthauptet. Münzer ward, auf dem Boden eines Hauses im Bette liegend, gefunden und durch seine Brieftasche verrathen, welche er unvorsichtig auf dem Bette neben sich hatte. Auch er ward enthauptet und der Kopf auf einer Stange im Felde aufgesteckt; die Fürsten aber zogen ein jeder in sein Land, um die Ueberreste des Aufstandes zu bezwingen.

14. Die Reformation in der (deutschen) Schweiz. Zwingli.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die beiden Reformatoren deutscher Zunge, Luther und Zwingli, waren nach Herkunft, Charakter und Bildungsgang so grundverschiedene Persönlichkeiten, wie sie nur je unter Geistesverwandten einander entgegengetreten sind. Der Eine wie der Andere ist eines Bauern Sohn, aber die Eltern Luther's sind blutarm und bei all ihrem achtungswerthen Ehrgeize, aus ihrem talentvollen Knaben etwas Tüchtiges werden zu lassen, außer Stande, ihn ohne fremde Unterstützung zu unterrichten; die Eltern Zwingli's sind wohlhabende, einflußreiche, angesehene Leute, deren Kinder keinen „Brodreigen zu singen" brauchten; Luther hat eine trübe, an bittern Erfahrungen reiche Jugend, Zwingli wuchs auf als Kind des ersten Beamten im heimatlichen Dorfe; Jenen führt sein Hang zur Schwermuth ins Kloster, Dieser ist der Welt und dem Leben heiter zugewandt und schlägt die Anträge von Berner Dominicanern, die ihn zum Mönche machen wollten, rundweg ab; Jener wird ein Zögling der Mystiker und der Kirchenväter, Dieser ein Jünger der Humanisten und der Alten; Beide reißen sich von der Kirche los, aber Luther unter schweren Seelenkämpfen, die Zwingli so nie gekannt hat. Endlich sind sie auch in ihrer Stellung verschieden; Luther hat sich streng innerhalb der Grenze rein kirchlicher Reformen gehalten, während Zwingli's Stellung ihn veranlaßte, zugleich der politische und der kirchliche Reformator der deutschen Schweiz zu werden.

Geboren als der Sohn des Ammanns der kleinen Gemeinde Wildhaus im Toggenburger Lande, am ersten Tage des J. 1484 — also ein Altersgenosse Luther's — kam Ulrich Zwingli in frühem Alter nach Basel und Bern, um die Elemente der classischen Bildung sich anzueignen. Nachdem er auch in Wien sich in den humanistischen Fertigkeiten, der Kunst der neuen lateinischen Prosa und Poesie, ausgebildet hatte, kehrte er nach Basel zurück, wo Thomas Wittenbach, ein Gegner des Ablaßwesens, sein Lehrer und Vorbild ward und so mächtig auf ihn einwirkte, daß er beschloß, sich ganz der Theologie zu widmen. Erst als Prediger zu Glarus (1506—1516) machte er die tieferen Studien, die der Ernst seines spätern Berufs erforderte, namentlich führte ihn die eifrige Beschäftigung mit dem Griechischen zu einer genauern Bekanntschaft mit dem neuen Testamente im Urtexte. Indem er von hier aus seine Landsleute zweimal (1512 und 1515) als Feldprediger nach Italien begleitete und bei Marignano sah, wie die Schweizer, von den Franzosen bestochen, vor dem Feinde ihre Landsleute im Stiche ließen, that er auch die ersten bewußteren Blicke in die großen nationalen und politischen Schäden seiner Heimat, deren Heilung ihm nicht minder als die Kirchenreform am Herzen lag. Als „Leutpriester" (1516 bis

1518) in dem damals schon durch sein wunderthätiges Gnadenbild berühmten Kloster Maria-Einsiedeln, wagte er es, den Tausenden von Pilgern, die dort Heilung von Krankheit und Vergebung der Sünden suchten, von einer Sündenvergebung zu predigen, die nicht durch Wallfahrten und Gelübde, sondern durch Besserung des Herzens, wahre Buße und sittliche Umkehr erworben werde.

Seit Neujahr 1519 hielt Zwingli als „Leutpriester" in Zürich im Großen Münster eine Reihe von Predigten über Auslegung des Evangeliums, Mißbräuche in der Kirche und die politische Entartung der Cantone, ihre Ungerechtigkeit gegen die Schwachen und ihre Selbstwegwerfung an die Großen. Er beklagte in tief ergreifender Rede den Sturz der eidgenössischen Freiheit und Ehre durch Parteihader und Reislaufen u. s. w. Auch setzte er bei der Tagsatzung durch, daß Tetzel's schweizerischer Doppelgänger, der Barfüßler Bernhard Samson, der von den Waldstätten aus seinen Ablaßhandel auch nach Zürich verpflanzen wollte, aus der Schweiz ausgewiesen wurde.

Im Anfange des J. 1523 legte Zwingli seine gesammte Welt- und Religions-Anschauung in einem vollständigen Glaubensbekenntniß (in 67 Artikeln) nieder, und hier tritt der Grundzug, der ihn von Luther so scharf scheidet, deutlich hervor, nämlich das Streben von Kirchenthum und Glaubenslehre alles das auszuscheiden, was sich nicht aus der hl. Schrift rechtfertigen läßt, während Luther alles das beibehalten wollte, was nicht geradezu dem Wortlaute der Bibel widerspricht. Als Zwingli unmittelbar darauf eine öffentliche Disputation mit dem bischöflichen Vicar abhielt und der Züricher Rath erklärte, man habe ihn nicht widerlegt, trennte sich die Gemeinde von dem Bisthum Constanz und nahm, gemäß Zwingli's Auffassung, welche die geistliche Gewalt als eine rechtlose Anmaßung des Bischofs bezeichnete, das Kirchenregiment selbst in die Hand. Alsbald folgten sich Schlag auf Schlag die Umwandlungen, welche aus diesem Grundsatze herflossen: an die Stelle der lateinischen Sprache trat die Muttersprache in Gebeten, Tauf- und Trauformeln, das Einkommen von Stiftungen und Klöstern ward für die Zwecke der höhern und niedern Schulbildung verwandt, die Priester schlossen Ehen, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen, die Messe, die Processionen und die Bilder wurden abgeschafft, die Reliquienschreine geöffnet und die Gebeine begraben, die Orgeln aus den Kirchen entfernt, die letzte Oelung aufgehoben, endlich die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt am Grünendonnerstage 1525 durch eine feierliche Communion der ganzen reformirten Gemeinde eingeweiht.

Ueber den wiederholten Versuchen der Altgläubigen, die ganze Eidgenossenschaft gegen die Züricher Ketzer aufzuregen, war diese selbst in zwei Lager auseinander gefallen; die kirchliche Reform hatte auch außerhalb Zürichs, namentlich in den übrigen größeren Städten, wie Basel, Bern,

Schaffhausen, St. Gallen, vielfach Wurzel gefaßt und sich mit allen gährenden politischen Gegensätzen vermischt. Nur in den 5 kleinen Urcantonen, Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, denen Freiburg und Wallis sich anschlossen, hielt die altgläubige Partei fest zusammen; denn die patricische Anarchie, welche hier ihren Sitz hatte, sah ihre Herrschaft und ihre reichsten Einnahmequellen verloren gehen, wenn die religiöse Demokratie durchdrang.

Wie Zwingli die Kirche auf den Grund der Gemeinde zurückgeführt, so hatte er es auch mit dem Staate vor, und nicht bloß mit den einzelnen Cantonen, sondern mit dem großen Gemeinwesen der gesammten Eidgenossenschaft. Er war der Erste, welcher den großen Gedanken faßte, den Schweizer Cantonen eine Gesammtverfassung zu geben, ähnlich der repräsentativen Demokratie, wie sie jetzt nach drei Jahrhunderten wirklich zum Siege gelangt ist, und dabei das unnatürliche Uebergewicht der 5 kleinen Urcantone zu brechen, die auf der Tagsatzung durch Sitz und Stimme so viel bedeuteten als die großen Cantone. In der modernen Verfassung der Schweiz, die erst um die Mitte unseres Jahrhunderts zu Stande gekommen ist, haben endlich Zwingli's Ideen gesiegt.

So wenig Zwingli selber zu einer Trennung des Politischen und Kirchlichen geneigt war, so störte doch der politische Sondergeist, hier so mächtig wie in Deutschland, die Einigkeit der Reformirten. Bern und Zürich waren einig in Sachen der Kirchenreform, aber sie gingen auseinander, wenn es galt, der Schweiz eine andere Bundesverfassung mit einem neuen Vororte zu geben; da wollte keine Stadt der andern weichen. Drei Jahrhunderte hat es gedauert, bis dieser Streit ausgetragen worden und Zürich sich darin ergab, daß Bern beständiger Sitz der Bundesregierung ward. Damals war dieser Streit um den Vorrang um so schwerer auszugleichen, als Zürich, das Zwingli besaß und seine Lehre zuerst zur Geltung gebracht, die Führerrolle in der Kirchenreform vor seinem Nebenbuhler voraus hatte. Diese Uneinigkeit benutzten die Urcantone, welche in den Reformen nur Revolution und Aufruhr erblickten und denen ein Kampf gegen die alte Kirche zugleich als ein Kampf gegen das herrschende Regiment galt, mit dem sie standen und fielen. Sie überraschten die Züricher, welche höchstens 2000 M. gegen einen vierfach überlegenen Feind zusammenbrachten, und ehe Hülfe der Verbündeten herbeikommen konnte, bei Cappel am 11. October 1531 der Uebermacht erlagen. Zwingli selbst fiel in dem lange schwankenden Kampfe. Das ist auch ein bezeichnender Gegensatz zu Luther, der Nichts von Waffengewalt wissen wollte. Der Cappeler Landfrieden vom 20. November 1531 war den Reformirten ungünstig genug: sie mußten Kriegskosten bezahlen und ihre Bündnisse mit auswärtigen Mächten aufgeben; die Entscheidung über den Glauben aber ward, wie in Deutschland, den einzelnen Staatsgewalten überlassen, und hier wie dort blieb der Dualismus der Kirchen und Bekenntnisse bestehen.

An die Thätigkeit Zwingli's knüpft sich das weltgeschichtliche Princip der Machtvollkommenheit der Gemeinde, welches nicht bloß für das kirchliche, sondern auch für das staatliche und gesellschaftliche Leben von unerschöpflicher Fruchtbarkeit geworden ist.

---

15. Karl's V. auswärtige Kriege.

(Nach Friedrich Ancillon, Europäische Staatengeschichte des 16. Jahrhunderts, Friedrich v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, und Karl Fischer, Geschichte der auswärtigen Politik im Reformationszeitalter, bearbeitet vom Herausgeber.)

Karl V. befand sich in Spanien, als er die Nachricht von seiner Erwählung zum römischen Könige vernahm. Die Undankbarkeit, mit der er die Dienste des Cardinals Ximenes belohnte, der während seiner Abwesenheit Spanien regiert hatte, der seinem Verdienste Alles, der Gnade Nichts verdankte, hatte die Spanier empört. Sie konnten es Karl nicht verzeihen, daß er den Tod eines Greises beschleunigt habe*), der Alles ertragen konnte, nur nicht die Undankbarkeit seines Regenten, daß er sich sogar geweigert habe, diesen weisen Minister zu sehen, der ihm ein blühendes Königreich übergab, Oran auf seine Kosten erobert und sein Vaterland regiert, vertheidigt und bereichert hatte. In Flandern geboren (24. Februar 1500) und erzogen, standen Karl's Gewohnheiten und Sitten in einem zu großen Widerspruch mit denen der Spanier. Man sah ihn wie einen Fremden an, der sich nach den Sitten und Gebräuchen seiner Nation nicht bequemen wollte oder konnte. Die niederländischen Minister glaubten ihn nur darum begleitet zu haben, um sich auf Kosten der Eingeborenen des Landes zu bereichern; Karl selbst schien nur darum gekommen zu sein, um Gelder zu erheben zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne, die dem Wohle Spaniens geradezu entgegen oder wenigstens fremd waren. Nachdem er, um sich in Aachen krönen zu lassen, aus Spanien in höchster Unzufriedenheit abgereist war, stifteten die Mißvergnügten eine Verbindung unter dem Namen der heiligen Junta und beschlossen Anfangs, die Mutter Karl's, die unglückliche Johanna, welcher der Tod ihres Gemahls den Verstand geraubt hatte, auf den Thron zu setzen, aber ihre Absichten erweiterten sich mit ihrne Erfolgen und bald glaubten sie die Freiheit nur in den republikanischen Formen zu finden. Johann Padilla, ein junger Edelmann voll kühner Ideen, hohen Muthes, keine Gefahr scheuend, und seine Frau, Maria von Pacheco,

*) Hefele, Geschichte des Cardinals Ximenes (1844), führt den Franz Ruyz als Gewährsmann an, daß die Verabschiedung dem Cardinal nicht mitgetheilt worden, weil er bereits krank darnieder gelegen, so daß er also nicht vor Gram gestorben wäre.

glühend von Enthusiasmus und großer Aufopferung fähig, leiteten den Aufstand.

Franz I., der von dem Zustande Spaniens unterrichtet war, glaubte einen so günstigen Augenblick nicht vorbeigehen lassen zu müssen, um Navarra, das dem Johann von Albret durch Ferdinand den Katholischen war entrissen worden, wieder zu erobern. Dem Lesparre, einem Bruder von Lautrec, wurde diese Aufgabe übertragen; er dringt in Navarra ein und Pampelona öffnet ihm die Thore. Durch seinen Erfolg kühner gemacht, rechnet er auf die Einladungen der Aufrührer und dringt bis in Castilien vor; aber die Gegenwart des Feindes führt einen Theil der Verirrten wieder zu ihrer Pflicht gegen das Vaterland zurück. Die Aufrührer werden bei Villalar (1521) geschlagen, die Anführer sterben auf dem Schafott oder mit den Waffen in der Hand, oder ergreifen die Flucht; Lesparre wird in einer Schlacht, eine Meile von Pampelona, gefangen genommen. Karl kehrt in seine Staaten zurück, und nach mehreren blutigen Bestrafungen kann er ohne Gefahr eine Milde zeigen, welche die völlige Ruhe herstellt.

Erster Krieg mit Franz I., 1521—1526.

Während Karl V. lebhaft mit dem Gedanken beschäftigt war, die ihm unbequeme französische Macht zu entkräften und ganz Italien unter seinen kaiserlichen Einfluß zu bringen, erfüllte den König Franz I. noch lebhafter das Verlangen, dem glücklichen Nebenbuhler, der im Wettkampfe um die Kaiserkrone gesiegt, den errungenen Siegespreis zu verkürzen. Nach einem vergeblichen Vermittelungsversuche des Königs Heinrich VIII. von England entbrannte ein heftiger Kampf, um die Frage der Weltherrschaft zu entscheiden. Papst Leo X. beabsichtigte, den Herzog Franz Sforza wieder in Mailand einzusetzen, wo das Verfahren des Marschalls Lautrec und die Frevel, welche sich die Franzosen zu Schulden kommen ließen, die französische Herrschaft verhaßt gemacht hatte. Da Lautrec seine Schweizer zu bezahlen außer Stande war, so nöthigten diese aufrührerischen Söldner ihn, den kaiserlichen Feldherrn Prospero Colonna, der sich bei Mailand verschanzt hatte, anzugreifen; trotz seiner Tapferkeit und seiner vortrefflichen Anordnungen ward der Marschall bei Bicocca geschlagen (1521). Die Schweizer zogen sich über ihre Berge zurück und Mailand (bis auf das Castell) war verloren. Vergebens bemühte sich Leo's X. Nachfolger, Hadrian VI., der ehemalige Lehrer Karl's V., diesen mit Franz auszusöhnen, um einen Kreuzzug gegen die Osmanen zu unternehmen, die damals Rhodus belagerten.

Der Kaiser gewann einen vorzüglichen Feldherrn durch den Abfall des Connetable von Bourbon von König Franz I. Dieser war ein Gegenstand des Hasses der Königin-Mutter Louise von Savoyen geworden, weil er ihre Liebe verschmähte, und sah sich fortwährenden Kränkungen Seitens dieser rachsüchtigen Frau ausgesetzt. Deßhalb lieh er den schlauen Vorschlägen

Karl's V. ein williges Ohr. Der Kaiser versprach ihm nicht nur die Hand seiner Schwester Eleonore, der verwitweten Königin von Portugal, sondern schmeichelte ihm auch mit der Idee, einen unabhängigen Staat für ihn zu bilden und das Königreich Arelat zu erneuern. Als Franz den Feldherrn Bonivet, einen von der Königin-Mutter bevorzugten Günstling, nach Italien sandte, um Mailand wieder zu erobern, machte Bourbon mit den kaiserlichen Truppen einen Einfall in die Provence und belagerte Marseille, während Heinrich VIII., der noch immer nach der Krone Frankreichs trachtete, durch die Picardie bis 20 Meilen von Paris vordrang. Aber Beide verzweifelten, weitere Fortschritte zu machen und sahen sich zum Rückzuge genöthigt. Franz aber ging selbst, trotz des nahen Winters, über die Alpen, überraschte seinen Gegner Bourbon, dem es an Truppen und Geld fehlte, gewann Mailand, hielt sich dann aber bei der Belagerung des mit Lebensmitteln hinlänglich versehenen Pavia auf und schwächte noch seine Streitkräfte, indem er einen Theil derselben gegen Neapel sandte, um auch dieses wieder zu erobern.

Am 24. Februar 1525, dem Geburtstage Karl's V., hatte der kaiserliche Befehlshaber Pescara Alles mit großer Klugheit zur Schlacht bei Pavia vorbereitet und angeordnet. Als die Kaiserlichen dem Befehle gemäß ihre Zelte verbrannten, glaubten die Franzosen, sie flöhen; bald aber sahen sie sich angegriffen; Bonivet, dessen Rath so viel geschadet, stürzte sich unter die Feinde und fand den gewünschten Tod; die Blüte des Adels, die besten Anführer erlagen, heldenmüthig kämpfend, 8- —10,000 kamen um's Leben, alles Gepäck, alles Geschütz ging verloren. Als König Franz sah, daß jede Anstrengung vergeblich und nichts mehr zu retten sei, schlug er verwundet und fast vereinzelt den Weg zur Brücke über den Ticino ein. Hier ward ihm aber sein Pferd erschossen, ein Spanier setzte seinen Degen in die Fugen der Rüstung des Gestürzten und drohte ihn zu erstechen, wenn er sich nicht ergebe. Sobald Franz diese Lebensgefahr bemerkte, rief er: „Ich bin der König und ergebe mich dem Kaiser!" Von allen Seiten drängten jetzt die Soldaten herbei, und jeder wollte von ihm eine Beute, ein Andenken besitzen, so daß Helm und Federbusch geplündert, ja vom Kleide ein Stück nach dem andern abgeschnitten ward, bis fast nichts übrig blieb. Hierbei behielt der König solche Fassung und Heiterkeit, daß er selbst mit den Soldaten scherzte. Plötzlich sah man Bourbon nahen, den von französischem Blute noch triefenden Degen in der Hand, worüber Franz sich so entsetzte, daß Pescara jenem entgegen ging und ihn bat: er möge den Degen einstecken und sich gemäßigt und milde gegen seinen alten Herrn benehmen. Bourbon versprach es, ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, suchte, obwohl vergebens, dessen Hand zu ergreifen und sprach: „Wenn Eure Majestät meinem Rathe in manchen Dingen gefolgt wären, würden Sie sich nicht in der jetzigen Noth befinden und das Blut des französischen Adels nicht diese Felder düngen!" Alle zogen mit dem Könige gen Pavia. Unterwegs

sprachen ihn die Soldaten vielfach an; er ließ sich ihre Worte übersetzen, belachte das Heitere und gab dem Plumpen eine geschickte Wendung. Einer, seiner Kraft wegen Roland zubenannt, sagte ihm: „Ich habe gestern bleierne Kugeln gegossen für das niedere Volk, sechs silberne für die Vornehmen, eine goldene für Euch. Die meisten sind gut angebracht; da Euch aber Gott den Tod auf dem Schlachtfelde nicht bestimmte, so nehmt diese goldene Kugel, acht Ducaten schwer, und verwendet sie zu Eurer Auslösung." Lachend ging der König auf den Antrag ein. — Als man vor Pavia anlangte, gab er den Wunsch zu erkennen: man möge ihn nicht gefangen in die Stadt bringen, welche er so lange vergebens belagert habe; er ward deßhalb nach Pizzighetone geführt und von hier auf sein Verlangen nach Madrid. Vierzehn Tage nach der Schlacht von Pavia war kein Franzose mehr in Italien, und auch von der gen Neapel geschickten Abtheilung blieben nur Wenige übrig, welche Andreas Doria in Civita-Vecchia abholte.

Karl V. empfing die Nachricht von der Schlacht bei Pavia mit großer Mäßigung, erlaubte keine Freudenfeuer oder Feste, sondern ging zur Kirche, dankte Gott knieend für sein Glück und äußerte: er werde dies benutzen, um den Frieden innerhalb der Christenheit herzustellen. Auf keiner Seite (dies befahl er) sollten seine Heere in Frankreich einbrechen. Doch war er entschlossen, die Gefangenschaft des französischen Königs dazu zu benutzen, ihn nicht bloß zum Verzicht auf die italienischen Besitzungen zu bewegen, sondern ihn auch zur Herausgabe des Herzogthums Burgund (des Stammlandes Karl's) zu zwingen.

Am 14. Januar 1526 kam zu Madrid folgender Vertrag zu Stande: Franz tritt nach seiner Freilassung das Herzogthum Burgund ab und stellt dafür seine beiden Söhne als Geisel. Er entsagt allen Ansprüchen auf Italien und die Niederlande, entschädigt Bourbon und seine Anhänger und läßt alle Kriegsgefangene frei. Auch hier fehlte das übliche Heirathsproject nicht: Karl's Schwester Eleonore, die verwitwete Königin von Portugal, wird mit Franz verlobt, darf aber keine Ansprüche auf die spanische Monarchie machen. Der König sollte diesen Vertrag durch die Reichsstände bestätigen lassen und versprach auf Eid und Ehre, sich wieder in Spanien als Gefangener zu stellen, wenn diese Bedingungen nicht in der gesetzten Frist erfüllt würden. Karl begleitete deu König bis Torrejon und sprach, als sie sich endlich trennen sollten: „Bruder, erinnert Ihr Euch dessen, worüber Ihr mit mir einig geworden seid?" — „Sehr wohl," antwortete Franz und fügte hinzu: „wenn ich den Vertrag übertrete, so haltet mich für schlecht und niederträchtig!" Merkwürdigerweise begnügte sich Karl, dessen eigene Politik nicht selten zweideutig und treulos war, mit dem Eide des französischen Königs als einer ausreichenden Bürgschaft für die Ausführung des Friedens; so sehr war er in dem burgundischen Zauberkreis gefangen, den er sich selber gezogen hatte, daß er glaubte, was er wünschte. Den 21. März 1526 erreichte Franz die

spanische Grenze und den Fluß Bidassoa. Auf einem Boote fuhr er hinüber, auf einem zweiten kamen ihm seine Söhne entgegen. Nach kurzen Umarmungen und wenigen Worten der Freude und des Schmerzes trennte sich der Vater von den Kindern, sprang ans Land, bestieg ein türkisches Pferd und rief fortsprengend und den Hut schwenkend: „Noch bin ich König!"

Wenige Tage nachher ersuchten ihn die kaiserlichen Gesandten: er möge laut seines Versprechens den madrider Vertrag auf französischem Boden nochmals bestätigen. Auf wiederholte Erinnerungen Karl's hieß es: man müsse Parlament und Stände erst auf den Inhalt des Vertrages vorbereiten und für dessen Annahme zu bestimmen suchen. Indeß geschah vielmehr das Gegentheil, und die burgundischen Stände erklärten: sie dächten gar nicht daran, sich von ihrem Stamm- und Mutterlande Frankreich zu trennen. Als Karl die ihm nunmehr statt des Herzogthums gebotenen zwei Millionen Kronen nicht annehmen wollte und auf die buchstäbliche Erfüllung des Madrider Vertrags drang, warf Franz die Maske ganz ab und ließ eine lange Rechtfertigung drucken, daß und warum er jenen Vertrag nicht halten wolle und könne. Er sei nachtheilig für Frankreich und widerspreche seinem Krönungseide, Nichts vom Reiche abzubringen; er sei erzwungen, Niemand aber verpflichtet, etwas zu halten, was man ihm in der Gefangenschaft abpresse; ja es sei ein solcher Eid eigentlich niemals geleistet worden. An demselben Tage nämlich, wo Franz den Vertrag vollzog und beschwur, legte er vor seinen eigenen Dienern eine feierliche Erklärung ab, daß er Nichts erfüllen werde, da Alles erzwungen sei. Die Diener beschwuren die Geheimhaltung und vollzogen dennoch mit dem Könige den Vertrag. Endlich beschloß das Parlament: der König sei weder verpflichtet, den Vertrag zu halten, noch nach Spanien zurückzukehren; und er hielt sein Verfahren ungeachtet der kaiserlichen Widerlegungen vor seinem Gewissen und der ganzen Welt für gerechtfertigt.

Zweiter Krieg mit Franz I., 1527—1529.

Nach dem Tode des Papstes Hadrian VI. folgte der gewandte Cardinal Julius de Medici, der sich Clemens VII. nannte. Die kaiserliche Parte hatte sicher geglaubt, daß er ihren Absichten entsprechen werde, da das Haus Medici durch Spanien emporgekommen und nach Florenz zurückgeführt worden war, auch der Kirchenstaat Oesterreich-Spanien viel zu verdanken hatte. Aber dem Papste ward das Uebergewicht dieser Macht in Italien immer bedenklicher, und da er vom kaiserlichen Feldherrn vergebens die Eroberung und Auslieferung Ferrara's als Eigenthums der Kirche verlangte, so trat er nach einigem Schwanken zur französischen Partei über, wies unter Einfluß des französischen Gesandten alle Einigungsvorschläge Karl's ab und schloß, im Einverständnisse mit England, mit Venedig und Sforza ein Bündniß

zur Befreiung der Halbinsel von der Fremdherrschaft. Franz I. beeilte sich, dieser „heiligen“ Liga zu Cognac beizutreten. „Es war ein Bund des westlichen Europa gegen die Folgen der Schlacht bei Pavia, gegen die Uebermacht, die Absichten und das Glück des Hauses Burgund.“ Und auch der Osten sollte in den Kampf gegen die Allmacht Oesterreich-Spaniens hineingezogen werden. Der Sultan Soliman rückte in Ungarn vor, schlug den jungen König Ludwig bei Mohacs, welcher selbst fiel, und unterstützte die Wahl des Magnaten Johann Zapolya, Woiwoden von Siebenbürgen, zum Könige von Ungarn gegen Karl's V. Bruder Ferdinand. Doch diesem gelang es den Zapolya aus dem Felde zu schlagen und sich die Stephans-Krone aufzusetzen. (Siehe Nr. 16.) So hatte die Liga von Cognac bereits eine Niederlage erlitten, ihr sollten bald mehrere folgen. Als der Kampf des Westens in Italien begann, blieb Franz mit der versprochenen Hülfe aus, der Papst hatte seine Kräfte überschätzt.

Von der höchsten Erbitterung gegen den Mediceer erfüllt, wünschte ihn Karl so empfindlich wie möglich in Rom selbst zu demüthigen. Ein Heer von deutschen Landsknechten, zum größten Theile schon von lutherischem Hasse gegen die Päpste aufgeregt, zog unter Karl von Bourbon gegen Rom. Ungünstige Witterung, Mangel und Noth aller Art ertrugen die Soldaten in der Aussicht so großen Lohnes. Am Abend des 5. Mai 1527 langten die Kaiserlichen vor Rom an und Bourbon forderte Aufnahme in die Stadt und freien Durchzug nach Neapel. Der Papst aber glaubte, Bourbon könne mit Gewalt nichts ausrichten, weil er der Eile halber sein Geschütz zurückgelassen habe. Deßungeachtet ordnete dieser Alles zum Sturme und erinnerte die versammelten Soldaten an die Größe der Unternehmung, den Ruhm und Lohn des Sieges und an die Ehre des Kaisers. Kaum wollten sie ihn anhören, so groß war ihr Eifer. Begünstigt von einem dichten Nebel, zogen Alle am Morgen des 6. Mai zu den Mauern und der Sturm begann. Der Widerstand war aber hartnäckiger, als man erwartet hatte, und mehrere der Angreifenden wurden zaghaft; da ergriff Bourbon selbst eine Leiter, rief Alle auf, ihm zu folgen, und stieg die Mauer hinan. In diesem Augenblicke traf ihn eine Kugel in die Hüfte, er stürzte hinab und starb nach einer Stunde. Die Römer verloren die Fassung, als Einzelne durch ein Mauerfenster eindrangen, und vergaßen die Vertheidigung des Ganzen in dem Wahne, sich und ihr Besitzthum vereinzelt retten zu können. Von allen Seiten drangen die Sieger vor und nun erfolgte eine fast beispiellose Plünderung und Verwüstung Roms, dieser ersten Stadt der damaligen Welt. Nichts ward für heilig geachtet, weder Männer noch Frauen, weder Alte noch Junge wurden verschont, und Freunde des Kaisers gleich seinen Feinden geplündert, mißhandelt, umgebracht. Niemand legte dem Hasse, der Habsucht, dem Uebermuth einen Zaum an; erst nach sieben oder, wie Andere wollen, nach vierzehn Tagen, als die Sieger im Uebermaß aller Frevel selbst

ermatteten und 5000 oder gar 8000 Menschen umgekommen waren, stellte sich die Ruhe einigermaßen von selbst her. Wäre Bourbon am Leben geblieben, manches Böse hätte er verhindert. Der Papst wollte und konnte noch im Augenblicke der Bestürmung Roms entfliehen, faßte aber auf die Nachricht von Bourbon's Tode neue Hoffnung und blieb in der Engelsburg. Hier ward er von deutschen Protestanten und spanischen Katholiken belagert, bis Mangel an Lebensmitteln und Furcht, durch Minen in die Luft gesprengt zu werden, ihn zu einem Vertrage zwangen, wonach er jedem Bündnisse wider Karl V. entsagte und nebst den Cardinälen gefangen bleiben sollte, bis er, anderer Bedingungen nicht zu gedenken, 400,000 Ducaten für das Heer zahle.

Als der Kaiser von diesen unerwarteten Ereignissen Nachricht bekam, zeigte er die größte Theilnahme am Schicksale des Papstes. Wie er von jeher den Papst in sein Interesse zu ziehen gesucht hatte, so bot er auch jetzt Alles auf, um Clemens VII. den Schritt ins kaiserliche Lager zu erleichtern. Er befahl, ihn frei zu lassen. Als aber dieser Befehl in Rom kund ward, erhoben vor allen die Deutschen (welche seither am wenigsten von der Beute und dem Gelde bekommen hatten) den lautesten Widerspruch und zwangen den Papst, für die richtige Zahlung von 350,000 Goldstücken ihnen Geisel zu stellen. West- und Mittel-Europa schienen der habsburgischen Vorherrschaft anheimgefallen.

Mittlerweile war das französische Heer unter Lautrec (Juli 1527) über die Alpen gegangen, nahm (weil das obere Italien seit Bourbon's Abzug von kaiserlicher Mannschaft entblößt war) Genua, Alessandria und andere wichtige Städte ein, eroberte Pavia und behandelte diese Stadt, aus Zorn über die früher daselbst erlittene Niederlage, auf die grausamste Weise. Neapel kam, mit Ausnahme der Hauptstadt und weniger Plätze, in die Hände der Franzosen, deren Benehmen indeß nothwendig allgemeinen Haß erzeugen mußte. So wurden z. B. allein bei der Einnahme von Melfi an 7—8000 Menschen, ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts, erschlagen. Lautrec belagerte Neapel, während Andreas Doria es von der Meerseite einschloß. Dieser, ein Gegenstand der Verleumdungen der Hofleute, die ihm die gehässigsten Absichten zur Last legten, ward durch die Undankbarkeit des Königs, der diesem seinem mächtigsten Bundesgenossen in Italien mäßige Forderungen verweigerte, so verstimmt, daß er sich der kaiserlichen Seite zuwandte. Er ließ Lebensmittel in das ausgehungerte Neapel bringen, kehrte sodann mit seiner Flotte nach Genua zurück und ermunterte es, das Joch Frankreichs abzuschütteln. Lautrec starb vor Verdruß, und nur geringe Ueberbleibsel seiner Armee, in welcher die Pest große Verwüstungen angerichtet hatte, langten in Frankreich wieder an.

Karl und Franz wünschten beide den Frieden; jener um die Türken zu bekriegen (siehe Nr. 16), dieser war erschöpft. Die Unterhandlungen eröffneten

zu Cambrai Margaretha, die Tante des Kaisers, und Louise von Savoyen, die Mutter Franz' I., und der Friede wurde im Allgemeinen nach denselben Gesichtspunkten geschlossen, wie der Madrider: Karl blieb unangefochten Herr von Italien, Franz behielt — und das ist eine Concession über den Madrider Frieden hinaus — das Herzogthum Burgund, entsagte aber allen Ansprüchen auf italienischen Boden und der Oberlehensherrlichkeit über Artois und Flandern und verpflichtete sich, zwei Millionen Thaler als Lösegeld für seine Söhne zu bezahlen. Franz Sforza ward für hohe Zahlungen wieder in Mailand eingesetzt. So hatte also die Verletzung des Madrider Friedens nur dazu gedient, Spaniens Macht zu erweitern und zu befestigen. Der Papst schien sich davon überzeugt zu haben, daß er nicht im Stande sei, sich dem habsburg-spanischen Interesse auf die Dauer und mit Glück zu widersetzen. War er doch nicht nur aufs tiefste gedemüthigt worden, hatte doch seine Familie ihre Existenz in Italien eingebüßt, indem die Florentiner sie wieder vertrieben hatten. Um als Haupt der Kirche wieder eine würdige Stellung einnehmen, des Lutherthums Herr werden und seine Nepoten wieder in Florenz einführen zu können (was auch nach harter Belagerung der Stadt geschah), schloß Clemens VII. ebenfalls Frieden mit dem Kaiser. Dieser hatte schon einmal einem Mediceer die kirchliche Reform geopfert (Leo X. durch das Wormser Edict); der strenge Reichstagsbeschluß zu Speier (1529) war das Resultat derselben Politik.

Zug gegen Tunis, 1535.

Seit vielen Jahren diente die nordafrikanische Küste den verwegensten Corsaren zum Aufenthalt und Schlupfwinkel; die Küste Spaniens und Süd-Italiens war den Seeräubereien und Anfällen derselben fortwährend ausgesetzt. Die Johanniter, welchen Karl V. 1530 Malta und Gozzo eingeräumt hatte, vermochten nicht, sie abzuhalten; ja die Gefahr erhöhte sich von Tage zu Tage, seitdem Chaireddin Barbarossa, der Sohn eines Töpfers in Lesbos, durch Klugheit und Tapferkeit erst Anführer einer bedeutenden Flotte, dann nach Vertreibung Muley Hassan's sogar König von Tunis und ein begünstigter Schützling Sultan Soliman's geworden war. Im nächsten Jahre, so ging das nicht unwahrscheinliche Gerücht, wolle er Neapel angreifen, auch nahmen die Räubereien und Plünderungen schon jetzt kein Ende. Obgleich eine große Zahl Franzosen als Gefangene in Tunis schmachteten und der allgemeine Vortheil der Christenheit hervorgehoben ward, lehnte König Franz doch allen Antheil an einer Unternehmung wider jenen Raubstaat und zum Besten des Hülfe suchenden Muley ab, denn er sei mit Soliman und Barbarossa in Frieden; ja er verabredete mit Chaireddin einen Angriff auf Mailand und Genua.

Mit 420 größern und kleinern Schiffen segelte Karl von Cagliari ab und landete am 16. Juni in Afrika bei Puerto Farina, dem alten Utica.

Ungeachtet muthiger Vertheidigung ward das feste Hafenschloß Goletta erstürmt, Barbarossa selbst in die Flucht geschlagen und Tunis mit Hülfe der christlichen Sclaven erobert. Ueberall zeigte der Kaiser den größten persönlichen Muth und die Eigenschaften eines tüchtigen Feldherrn; wies aber den Vorschlag von Barbarossa's Bäcker, seinen Herrn zu vergiften, mit Verachtung und den Worten zurück: durch die Waffen, nicht durch Betrug und Verrath, bekämpfe er seine Feinde. — Muley Hassan versprach bei seiner Wiedereinsetzung (denn Stadt und Land selbst zu behalten, erschien dem Kaiser gegen seinen Schützling ungerecht und auch wohl unausführbar), er wolle keinen Seeraub treiben, den Christen Gottesdienst und freien Handel bewilligen und jährlich 12,000 Ducaten Zins bezahlen. Als Karl jetzt 10,000 oder, wie Andere wollen, gar 22,000 Christensclaven aus schrecklicher Gefangenschaft befreite, ja sie außerdem kleidete und versorgte, erhoben sie seinen Ruhm in allen Landen und verkündeten: er wage Gut, Leib und Leben in gerechtem Kriege, während alle andern Könige und Fürsten nur ihrer kleinen Streitigkeiten und des nächsten Vortheils gedächten!

Dritter Krieg mit Franz I., 1536—1538.

Niemand war über diesen Ruhm unmuthiger wie Franz, und als Karl höflichst die französischen Gefangenen dem französischen Gesandten übergab, reizte dies den König nur zu Zorn und Neid, ohne Dankbarkeit zu erwecken. Hartnäckiger als je hielt er daran fest, daß auch ihm ein Stück italienischen Bodens gebühre. Er verband sich mit Heinrich VIII. von England, der über die Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien mit Papst und Kaiser zerfiel, und um die Zeit, als Karl den Zug gegen Tunis unternahm, schloß der „allerchristlichste König" nach langen geheimen Verbindungen ein öffentliches Schutz- und Trutzbündniß mit den Türken.

Am 24. October 1535 starb in Mailand Herzog Sforza kinderlos und setzte den Kaiser zum Erben ein; was für diesen als eine neue Bestätigung seiner Rechte gelten konnte, wenn er anders einer solchen bedurft hätte. Franz, meinte dagegen: seine Ansprüche an Mailand lebten durch jenen Todesfall wieder auf, weil er ihnen nur zum Besten Sforza's entsagt habe. Daß diese letzte Behauptung dem Buchstaben und Sinn der Friedensschlüsse von Madrid und Cambrai widersprach und Sforza nur durch die Gnade Karl's wieder in den Besitz des verlorenen Herzogthums gekommen war, kümmerte Franz wenig.

Karl, welcher durch den Zug gegen Tunis so recht in dem Lichte des katholischen Königs und Kaisers der Christenheit erschien, kam im Bewußtsein dieses glänzenden Sieges über den Erbfeind der Christen nach Italien, wo Franz den Verbündeten des Kaisers, den Herzog von Savoyen, mit wenigen Schlägen seines Landes beraubt hatte; Savoyen und Piemont sollten ihm den Weg nach Mailand eröffnen. Leicht verjagte Karl, zum Theil weil der

Marchese von Saluzzo zu ihm übertrat, die Franzosen aus Savoyen und erreichte die Grenze ihres Reichs. Bei ernster Prüfung der Frage, welche Maßregeln jetzt zu ergreifen wären, erklärte der Statthalter von Mailand, Marchese del Guasto: ein Einfall in Frankreich habe die größten Schwierigkeiten und werde selbst im glücklichsten Falle keinen dauernden Vortheil herbeiführen; Antonio von Leyva hingegen behauptete: man solle die Raubthiere in ihren Höhlen aufsuchen, und ihm sei geweissagt, in Frankreich zu sterben und in S. Denis begraben zu werden. Innerhalb seines eigenen Landes müsse Franz den Krieg auf eigene Unkosten führen. Obgleich Karl dieser Ansicht geneigt war, schien es ihm doch gerathen, die Stimmung des Heeres zu erforschen, weshalb er demselben in einer Rede die Lage der Dinge auseinander setzte und zuletzt sagte: „Wer für den Einmarsch in Frankreich ist, erhebe Kriegsgeschrei." Da zeigte sich der größte, allgemeinste Beifall. Am 25. Juli 1536, dem Tage des spanischen Schutzheiligen S. Jakob, dem Jahrestage der Eroberung von Tunis, betrat das kaiserliche Heer den französischen Boden, welches Zusammentreffen bedeutsamer Umstände Karl benutzte, um Alle nochmals durch eine zweckmäßige Anrede zu befeuern. Viele Franzosen wollten kühn eine Schlacht wagen und die Feinde vertreiben; allein die Ansicht des Connetable Montmorency behielt die Oberhand. Man solle (so rieth der ernste, strenge Mann) das Land verwüsten, Lebensmittel hinwegbringen oder vernichten, die Einwohner entfernen und alle Mannschaft in befestigten Lagern versammeln, welche der Feind weder erobern noch umgehen könne. Die Franzosen hatten noch Zeit genug, diesen Plan in einem solchen Umfange vollführen zu können, daß das kaiserliche Heer schon auf dem Hinzuge nach Marseille in manche Verlegenheit kam. Das menschenleere, verwüstete Land bot keine Hülfsquellen; Feigen und Weintrauben, die man beim Mangel anderer Lebensmittel aß, erzeugten, gleichwie die Hitze des Sommers, böse Krankheiten, bis Karl durch Noth aller Art gezwungen wurde, die Belagerung Marseille's, mit Zurücklassung vieler Waffen und Gepäcks, aufzuheben. Fünf Tage nachher starb Antonio de Leyva, zum Theil aus Kummer, daß sein Rath so schlechten Erfolg gehabt hatte. Ueberall am Wege lagen Kranke, Todte, Gepäck, Waffen, Pferde in grausiger Mischung; 30,000 Menschen verloren durch den erfolglosen Feldzug ihr Leben, und wenn Montmorency jetzt so kühn vorgedrungen wäre, als er vorher verständig gezögert hätte, Wenige dürften von dem ganzen Heere Karl's entkommen sein, der schwer erkrankt Genua erreichte und von dort nach Spanien segelte.

Da auch der Feldzug des Jahres 1537 Nichts entschied, so begab sich der 75jährige Papst Paul III. im Winter selbst nach Nizza, um durch persönliche Vermittelung einen Frieden zu Stande zu bringen und die beiden Machthaber zu überzeugen, daß die allgemeine Noth der Christenheit den Türken und „Ketzern" gegenüber sie zur Einstellung ihres Streites bewegen

müsse. Er konnte aber die ebenfalls angelangten Monarchen nicht vermögen, sich zu sehen oder zu sprechen, jeder kam wieder auf seine alten Forderungen zurück. Er mußte sich daher begnügen, daß zwischen ihnen (1538) ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen ward, vermöge dessen jeder behielt, was er besaß. Auf der Rückfahrt nach Spanien trieb Sturm den Kaiser an die französische Küste. Nach so langer Feindschaft kam er unerwartet mit Franz in Aiguesmortes zusammen; beide suchten sich in wechselseitigem Vertrauen und in Höflichkeiten zu übertreffen und beschlossen eine Gemeinsamkeit der Politik in der türkischen und der kirchlichen Frage. Sie einigten sich über einen großen Feldzug zu Wasser und zu Lande gegen die Türken und über die gemeinsame Erledigung der religiösen Angelegenheiten durch Besprechungen und Verhandlungen mit den Führern der Protestanten unter Betheiligung und Leitung des Papstes Paul III.

Zug gegen Algier, 1541.

Spanien und Italien bedurften schleunigen und mächtigen Schutzes gegen die furchtbaren Plünderungen und Verwüstungen, welche Hassan Aga, von Algier aus, an allen Küsten verübte. Andreas Doria und der Marchese del Guasto stellten zwar vor: die Gefahren von Frankreich und den Türken her wären größer und dringender und für einen Feldzug gegen Algier die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Karl beharrte jedoch bei seinem Plane; denn er hielt es für beschimpfend, Mißhandlungen seiner Unterthanen länger zu dulden, auch werde die türkische Macht durch den Angriff Algiers ebenfalls geschwächt, und König Franz sei außer Stande, vor Beendigung des Unternehmens mit Nachdruck Krieg zu erheben. So ward jeder erhobene Widerspruch beseitigt; auch erschien ja die Absicht, alle nichtswürdigen Raubstaaten an der Nordküste Afrika's zu zerstören, so preiswürdig, die Erinnerung an den Erfolg vor Tunis so ermunternd und die getroffene Vorbereitung in jeder Hinsicht zweckmäßig und genügend.

Am 20. October landete Karl's treffliche Flotte vor Algier und ein muthiges Heer von 22,000 Mann ward ohne Widerstand ausgeschifft. Aber schon zwei Tage nachher begannen so furchtbare Regengüsse, daß alle Zelte fortgerissen, Schießgewehre und Pulver unbrauchbar wurden und Niemand in dem entstehenden Moraste zu bleiben wußte. Noch vertraute man der Flotte, auf welcher sich die reichlich mitgebrachten Lebensmittel befanden, als ein beispiellos heftiger Orkan die Schiffe ergriff, von den Ankern losriß, auf dem Meere zerstreute und versenkte oder an dem felsigen Ufer zertrümmerte. Diese Zeit benutzten die Algierer und griffen das erschreckte, ermattete, von Hunger gequälte Heer Karl's an. Mit bewundernswerther Fassung, Thätigkeit und Klugheit ordnete der Kaiser Alles an, was die Umstände verlangten oder erlaubten. Willig theilte er jede Noth und Anstrengung, bis Jeder sich schämte, hinter ihm zurückzubleiben. Endlich sammelten sich

die geretteten Schiffe und Karl befahl (den Eigenthümern unwillkommen), die Pferde zu ersäufen, um desto mehr Menschen fortzubringen. Kaum aber war dieses Geschäft gutentheils beendet, so erhob sich plötzlich ein zweiter Sturm, trieb die Schiffe nochmals gewaltsam aus einander und zerstörte nicht wenige. Die ängstliche Sorge, wie man die Mannschaft endlich aus Afrika hinwegbringen solle, ward auf sehr bittere Weise beseitigt, denn ansteckende Krankheiten brachen aus und rafften sehr Viele dahin. Der letzte, welcher sich einschiffte, war der Kaiser selbst; nach manchen, auf der Rückfahrt ausgestandenen neuen Fährlichkeiten erreichte er Spanien Ende November 1541.

Eben so traurig stellten sich damals die Angelegenheiten der Christen zu Soliman. (Siehe Nr. 16.)

Vierter Krieg mit Franz I., 1542—1544.

Durch die doppelten großen Unfälle vor Algier und in Ungarn hielt König Franz des Kaisers Macht für so geschwächt, daß er mit unzweifelhaftem Erfolge einen neuen Krieg beginnen könne. Er verband sich überdies mit Dänemark, Schweden und dem Herzoge von Cleve, dem unmittelbaren Nachbarn der kaiserlichen Erblande, der alle Versuche einer Ausgleichung mit den kaiserlichen Ansprüchen auf Geldern zurückgewiesen hatte. Die alten, so oft beseitigten Forderungen und Ansprüche wurden französischer Seits noch einmal hervorgesucht und außerdem ein einzelnes Ereigniß, mit lauten Klagen, als gerechte Veranlassung zum Kriege geltend gemacht: nämlich die Ermordung der französischen Gesandten Rincon und Fregoso durch spanische Soldaten in Ober-Italien. Hiermit verhielt es sich aber auf folgende Weise. Rincon war ein Spanier und entweder rechtswidrig zu den Franzosen übergegangen oder vielleicht wegen der frühern in seiner Vaterstadt vorgefallenen Unruhen geächtet; Fregoso hatte als ein Gegner Doria's und der kaiserlichen Partei Genua verlassen müssen. Beide schickte König Franz nach Venedig und Constantinopel, um wider den Kaiser Verbindungen anzuknüpfen oder zu verstärken. Verkleidet, ohne Pässe und ohne amtlichen Charakter, fuhren jene heimlich auf kleinen Booten den Po hinab, um das venetianische Gebiet zu erreichen. Der hiervon benachrichtigte Statthalter Mailands, Marchese del Guasto, gab deßhalb Befehl, sie aufgreifen zu lassen; als sie aber hierbei Widerstand leisteten, kam es zu einem ernsten Gefechte und Beide wurden erschlagen. Diese Begebenheit stellte nun Franz als einen vorsätzlichen, alles bürgerliche und Völkerrecht mit Füßen tretenden Mord dar, beschuldigte öffentlich den Marchese aufs heftigste und suchte den Schatten des Verbrechens auch mittelbar über den Kaiser zu verbreiten.

Er wagte das bis dahin Unerhörte: Barbarossa ward mit 80—100 Schiffen als Freund in Marseille und Nizza aufgenommen; mit einem französischen Gesandten an Bord plünderte er die italienischen Küsten und

machte an 5000 christliche Gefangene. Nur mit Mühe gelang es der spanisch-neapolitanischen Flotte, Barbarossa den größten Theil seiner Beute wieder abzunehmen, während die Franzosen, nach dessen Entfernung, selbst Nizza plünderten und verwüsteten. Franz machte aber nicht das Herzogthum Mailand, welches so lange das Ziel seiner Wünsche und Unternehmungen gewesen war, zum Hauptschauplatze des Krieges, sondern die Niederlande; doch beschränkte sich der ganze Erfolg des J. 1542 auf die Besitznahme eines Theiles des Herzogthums Luxemburg und auf die Eroberung mehrerer Grenzfestungen. Die zum Kriege aufgebotenen Mittel waren bald erschöpft, während der Kaiser von Heinrich VIII. 10,000 Mann zur Hülfe erhielt. Mit einem aus allen von ihm beherrschten Nationen zusammengesetzten Heere (44,000 M.) zog Karl zunächst in die Länder des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve. Dieser war der Macht des Kaisers nicht gewachsen und zog sich bei dessen Annäherung zurück, die Kaiserlichen berannten Düren an der Roer. So tapfer sich auch die Stadt vertheidigte, so wurde sie doch mit Sturm erobert, alle Einwohner niedergehauen und der Ort selbst in einen Aschenhaufen verwandelt. Dieses abschreckende Beispiel bewog alle andern Städte des Herzogthums Jülich, sich dem Kaiser zu unterwerfen, ehe ein abgesandtes Corps Franzosen ihnen zu Hülfe kommen konnte, der Herzog Wilhelm mußte dem französischen Bündnisse entsagen und auf Geldern verzichten. Während sein Bundesgenosse Heinrich VIII. bei Calais landete und Boulogne umlagerte, drang der Kaiser selbst bis in die Champagne vor. „Nur noch zwei Tagereisen," sprachen die Kriegslustigen „und wir sind in Paris und im Stande, dem Könige Franz Gesetze vorzuschreiben, ja sein Reich zu theilen." Der Kaiser ließ sich indeß von seinem Glücke keineswegs berauschen, sondern überlegte, daß ohne Schlacht Paris nicht zu erreichen, die üble Jahreszeit vor der Thüre und Geldmangel eingebrochen sei. Ebenso siegte auch in Frankreich die Königin Eleonore und der Herzog von Orleans über den Dauphin und seine kriegslustige Partei. So kam am 18. September 1544 der Friede zu Crespy (Crépy) zu Stande, demzufolge Karl V. nicht nur auf Burgund verzichtete, sondern auch versprach, den zweiten Sohn Franz' I. mit Mailand zu belehnen und mit einer habsburgischen Prinzessin zu vermählen; dagegen verpflichtete sich Franz, ein Hülfsheer gegen die Türken zu stellen, wie er das bei jedem Friedensschlusse zu thun pflegte. Auch soll Franz in einem geheimen Vertrage seine Waffen zur Unterdrückung der Protestanten zur Verfügung gestellt haben. Wenn dies aber auch zweifelhaft bleibt, so gewann der Kaiser schon durch die bloße Neutralität Frankreichs die Möglichkeit, seine Pläne in Deutschland auszuführen.

---

16. Kriege mit den Türken.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, bearbeitet vom Herausgeber.)

Unmittelbar nachdem Franz I. von Frankreich bei Pavia in die Gefangenschaft Karl's V. gerathen war, wandte sich, wie es scheint, nicht er selbst, sondern seine Mutter Louise, wohl nicht ohne seine Mitwissenschaft, an Sultan Soliman, um ihm mit seiner Hülfe die Freiheit zu verschaffen. Allein der Gesandte mit diesem Schreiben wurde schon unterwegs, vielleicht auf Anstiften Ferdinand's I. (Bruder Karl's V.), sammt seinen 12 Begleitern ermordet und aller der kostbaren Geschenke beraubt, die er dem Sultan überbringen sollte. Eine zweite Gesandtschaft (des Grafen Johann Frangipani), die von dem Könige selbst während seiner Gefangenschaft in Madrid betrieben wurde, erreichte zwar Constantinopel, erhielt aber nur allgemeine Zusagen und Beileidsbezeugungen, und so viel steht fest, daß Soliman auch ohne besondere Aufreizung von Franz I. seine Waffen damals wieder gegen Ungarn gerichtet haben würde, denn schon Anfangs 1524 (also ein Jahr vor der Schlacht bei Pavia) hatte er dem Könige Ludwig II. von Ungarn angekündigt, er werde selbst kommen, um sich seiner Hauptstadt Ofen zu bemächtigen und seine Herrschaft dann über Deutschland und ganz Europa ausdehnen.

Ludwig II. hatte zwar diese Drohung in würdiger Weise beantwortet, aber als sie zur Wahrheit werden sollte, sah er sich auf seine eigenen Kräfte hingewiesen; nicht einmal aus Deutschland von seinem Schwager Ferdinand I., dessen österreichische Länder doch am meisten mitbedroht waren, konnte er eine wirksame Unterstützung erlangen, denn die Reformationsbewegung hatte die Geister der Sache des Türkenkrieges entfremdet, so viel auch auf allen Reichstagen und in den Reichsabschieden von „Türkennoth" und „Türkenhülfe" die Rede war. So hatte denn Ludwig dem gewaltigen Feinde, dessen Stärke, freilich übertrieben, auf 300,000 Mann mit 300 Kanonen geschätzt wurde, kaum 25,000 Mann und 80 Feldgeschütze entgegen zu stellen. Bei Mohacs ward am 29. August 1526 das Schicksal Ungarns entschieden. Die ersten Angriffe der Ungarn waren wohl glücklich, die Reiterei durchbrach das erste Treffen der Osmanen, wurde aber, als sie sich ohne Nachhalt zu weit vorwagte, von dem mörderischen Feuer der osmanischen Geschütze geworfen, Alles suchte in aufgelöster Flucht Heil und Rettung, die Meisten fanden auf der Stelle ihren Tod; den entseelten Körper des erst zwanzigjährigen Königs Ludwig, der im begeisterten Siegesmuthe schon fast bis zum Pfortenzelte Soliman's vorgedrungen war, fand man später mit Wunden bedeckt in einem Sumpfe.

Nachdem Ofen, wohl gegen den Willen des Sultans, in Asche gelegt worden, trat dieser den Rückzug an, wozu ihn theils der aufgelöste Zustand seines Heeres, theils die Schwierigkeit, dasselbe während des Winters in

dem fremden, wenig bietenden Lande zu erhalten, bestimmten. Auf diesem Rückzuge wurde das ganze Land von Pesth bis Peterwardein von den in Raub- und Mordlust verwilderten Schaaren mit Feuer und Schwert in eine Wüste verwandelt, Ungarn soll in diesen wenigen Monaten 200,000 Menschen verloren haben, die theils kämpfend ihren Untergang gefunden hatten, theils als Sclaven weggeschleppt oder gewaltsam hingemordet wurden.

Uebrigens war es nicht Soliman's Absicht, Ungarn jetzt dem osmanischen Reiche einzuverleiben. Weder in Ofen noch in einem andern der von ihm eroberten Orte blieben osmanische Besatzungen zurück. Auch soll er damals den Magnaten, welche sich zu Pesth vor seinem Throne beugten, die Zusicherung ertheilt haben, daß er Johann Zapolya, den Woiwoden von Siebenbürgen, fortan als ihren König anerkennen und ihm als solchem seinen mächtigen Schutz angedeihen lassen werde. Dieser ward von seiner mächtigen Partei zum Könige erwählt und als solcher gekrönt, während auf der andern Seite König Ferdinand seine, von seiner Schwester Maria, des Königs Ludwig Witwe, herrührenden Ansprüche auf die Krone Ungarns selbst mit Gewalt der Waffen durchzusetzen entschlossen war. Er vertrieb Zapolya aus Ofen und nöthigte ihn, nachdem er ihn bei Tokay geschlagen, sich nach Siebenbürgen zurückzuziehen. Während Ferdinand zu Stuhlweißenburg (5. Nov. 1526) die ungarische Königskrone empfing, begab sich Laszky, ein polnischer Edelmann, der schon als Gesandter des Königs Sigismund von Polen die einflußreichen Persönlichkeiten am Hofe Soliman's kennen gelernt hatte, nach Constantinopel und erhielt für Zapolya, der sich König Johann nannte, die Zusage des osmanischen Schutzes gegen Ferdinand, dessen zwei Gesandtschaften an die Pforte ohne Erfolg blieben.

Im Sommer 1529 erschien Soliman mit angeblich 250,000 Mann und 300 Geschützen abermals auf der blutgetränkten Ebene von Mohacs und fand erst ernstlichen Widerstand unter den Mauern Ofens. Doch bald capitulirte die schwache Besatzung und fiel größtentheils der Mordlust der Janitscharen zum Opfer. Nachdem hier Zapolya feierlich auf den Thron Ungarns eingesetzt worden, ging der Heereszug ohne Aufenthalt weiter gegen Wien.

Das christliche Europa war in gleicher Weise bedroht, wie damals, als die Araber bis in die Mitte Frankreichs vorgedrungen, oder damals, als die mongolische Weltmacht, nachdem sie den Nordosten und Südosten von Europa überflutet, zugleich an der Donau und an der Oder das christliche Germanien angriff. König Ferdinand, der seine Residenz nach Linz verlegte, wurde nicht müde, seinen Bruder, Kaiser Karl, mit Briefen zu bestürmen, daß er ihm so schnell als möglich Hülfe schicken möge. Blieb auch, aller Bitten ungeachtet, die Hülfe von dieser Seite aus, so erhielt Ferdinand doch aus den Erbländern Böhmen und Mähren etwa 60,000 Mann; Wien selbst hatte 22,000 Mann Besatzung. Dieser ließ Soliman ankündigen, wenn sie

ihm die Stadt übergebe, so wolle er weder selbst hineinkommen, noch sein Volk hinein lassen, sondern weiter vorrücken, wo nicht, so wisse er doch, daß er am dritten Tage sein Mittagsmahl in Wien halten werde; dann werde er furchtbare Rache nehmen. Die Antwort der Besatzung soll gelautet haben: er möge nur zum Mahle kommen, man werde ihm mit Karthaunen und Hellebarden anrichten. So begann er denn die Belagerung, deren Hauptkunst damals in dem Untergraben der Mauern und dem Anlegen von Minen bestand. Die Wiener aber verstanden sich auch auf unterirdische Arbeiten, und es begann gleichsam ein Krieg unter der Erde. Die Minen der Feinde wurden aufgespürt und zerstört. Zwar gelang es den Türken, einen nicht unbedeutenden Theil der Mauer zwischen der Burg und dem Kärthnerthor zu sprengen, aber ein dreimaliger Sturm wurde mit bedeutenden Verlusten abgeschlagen. Ein vierter und letzter (14. Octbr.) war kaum mehr ernstlich gemeint, die Janitscharen mußten, ungeachtet des hohen Sturmsoldes (20 Ducaten für den Mann), fast mit Gewalt gegen die Breschen getrieben werden. Ein glücklicher Ausfall der Belagerten und die Gerüchte von einem nahen Entsatz beschleunigten den Aufbruch zum Rückzuge. Es war das erste Mal, daß dem siegreichen Sultan ein Unternehmen so ganz gescheitert war, aber es entging ihm nicht, in welche gefährliche Lage er kommen könne, wenn er mitten im feindlichen Lande, ohne feste Plätze, in der schlechten Jahreszeit, von einem Feinde angegriffen würde, dessen Tapferkeit er so eben kennen gelernt hatte. Auf dem äußerst beschwerlichen und verderblichen Rückzuge wurde das Gepränge der Belehnung Zapolya's mit der ungarischen Königskrone nochmals wiederholt. Die darauf folgenden Friedensunterhandlungen blieben ohne Erfolg, weil Ferdinand auf Ungarn nicht ganz verzichten und der Sultan keine Theilung „dieses seines Königreiches" zugeben wollte.

Die letzte Friedensbotschaft, welche im Namen Ferdinand's anbot, dem Nebenbuhler Zapolya für dessen Lebenszeit Ungarn zu lassen, wenn es nur nach dem Tode desselben an ihn zurückfallen sollte, mußte dem Heere (ebenfalls von 250,000 Mann) folgen, mit welchem Soliman 1532 abermals nach Ungarn aufbrach*), um den „König von Spanien" im Herzen Deutsch-

*) Die Beschreibung dieses Auszuges lautet bei einem Venezianischen Chronisten also: 120 Stücke Geschütz eröffneten ihn; dann folgten 8000 Janitscharen, denen man das Vergnügen ansah, das es ihnen machte, gegen die Deutschen geführt zu werden; hinter denen trugen Schaaren von Kameelen ein unermeßliches Gepäck. Hierauf kamen die Sipahi der Pforte, 2000 Pferde stark; ihnen war die heilige Fahne anvertraut, die schon bei der Eroberung von Rhodus geweht, mit Edelsteinen und Perlen auf das reichste geschmückt. An diese schlossen sich die Knaben an, die eben als ein Tribut der unterworfenen christlichen Bevölkerung ausgehoben worden und an der Pforte ihre Erziehung bekamen; in Goldstoff gekleidet, mit langen Locken wie die Frauen, rothe Hüte mit weißen Federbüschen auf dem Kopf, alle mit gleichen künstlich gearbeiteten Lanzen. Hinter denen ward die Krone des Sultans getragen, die vor Kurzem ein Venetianer für 120,000

lands aufzusuchen. Auf dem Tulmerfelde bei Wien hatte sich das Reichsheer gesammelt, dieses Mal eine stattliche Schaar, welche durch die Hülfstruppen, die der Kaiser in aller Eile aus Italien, Spanien und den Niederlanden herbeigezogen hatte, wohl 80,000 Mann betrug. Es scheint, daß es der Sultan mit dieser Macht doch nicht sogleich aufnehmen wollte. Er wandte sich, anstatt über Ofen direct auf Wien loszugehen, dieses Mal mit seiner Hauptmacht weiter westlich und fand da hinter den Mauern von Günz einen ebenbürtigen Gegner an Niklas Jurischitsch, welcher ihm schon als Unterhändler des Königs gegenüber gestanden hatte. Alle Stürme wurden von der schwachen Besatzung (kaum 700 Mann) und den kaum 2000 waffenfähigen Einwohnern glücklich abgeschlagen, alle Aufforderungen zur Uebergabe stolz zurückgewiesen. Der letzte Sturm, es war der zwölfte, wurde am 28. August von den Janitscharen unternommen, bald waren die Vertheidiger in einen letzten Verhau zurückgedrängt, schon wehten die türkischen Banner an acht Stellen auf der Mauer, da stießen die wehrlosen Flüchtlinge, Weiber, Greise und Kinder ein durchdringendes Geschrei der Verzweiflung aus, vermischt mit der Anrufung Gottes. Die siegreichen Osmanen erschraken und wichen zurück. „Der allmächtige Gott," ruft Jurischitsch aus, „hat uns sichtbarlich gerettet." Der Sultan überließ Stadt und Schloß dem tapfern Gegner, der sich keine Stunde länger hätte halten können.

Nach einem Raubzuge seiner leichten Truppen durch Oesterreich und nach einem selbst geleiteten, aber vergeblichen Angriffe auf Graz trat er den Rückzug an, überall die Spuren barbarischer Verwüstung hinterlassend. Andererseits aber sah sich auch der Kaiser und sein Bruder außer Stande, einen entscheidenden Schlag auszuführen und wenigstens Ungarn wieder zu gewinnen; denn nicht allein die Italiener, sondern auch die deutschen Reichstruppen glaubten, mit der Vertreibung der Türken sei ihre Aufgabe erledigt und die Kriegshauptleute zogen ihre Instructionen hervor, in denen von einer Eroberung Ungarns für Ferdinand nicht die Rede war. (Vgl. S. 90.) Eben so wenig war auf dem Wege der Unterhandlungen zu gewinnen, die immer wieder erneuert wurden, obgleich eine mehrjährige Erfahrung deren Nichtigkeit schon zur Genüge dargethan hatte. Neue Hoffnungen schöpfte Ferdinand, als Zapolya 1540 starb. Aber sofort erhob sich eine starke Partei für dessen erst wenige Tage alten Sohn Johann Sigmund und die verwitwete Königin und

---

Ducaten nach Constantinopel gebracht hatte. Dann erblickte man das unmittelbare Hofgesinde des Sultans, tausend der schönsten Männer, die man hatte finden können, von gigantischer Gestalt; die Einen hatten Jagdhunde an Leitriemen, die Andern führten Falken zur Vogelbeize; alle waren mit Bogen bewaffnet. In deren Mitte nun ritt Soliman in goldverbrämtem, carmosinem Gewand, mit schneeweißem, edelsteinbesetztem Turban; Dolch und Schwert an seiner Seite. Dem Sultan folgten die vier Wesire, und diesen die übrigen Herren des Hofes mit ihren Dienern.

erhielt vom Sultan die Bestätigung des verwaisten Königssohnes als Nachfolgers seines Vaters auf dem ungarischen Throne.

Im Sommer 1541 sandte Soliman eine förmliche Kriegserklärung an Ferdinand, der ein Heer bei Ofen gesammelt hatte, und verließ Constantinopel, um seine siegreichen Waffen abermals bis an die äußersten Grenzen Ungarns zu tragen. Am 2. Sept. hielt er seinen Einzug in Ofen und wandelte die Hauptkirche der blutlos eroberten Stadt durch das feierliche Freitagsgebet in eine Moschee um. Eine osmanische Besatzung und eine osmanische Verwaltung sicherten hier die Herrschaft des Sultans. Während neuer Unterhandlungen sammelte Ferdinand ein Heer von 60,000 Mann deutscher Reichstruppen, Italiener und Ungarn, unter Anführung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Dieses belagerte 7 Tage Pesth, als es aber zum Sturm kommen sollte, verlangten die meuterischen Truppen vorerst Zahlung und da man diese nicht leisten konnte, liefen sie auseinander. Desto derbere Schläge erfolgten im J. 1543, wo Soliman selbst wieder mit unerhörter Macht und Pracht im Felde erschien. Der Hauptschlag war gegen Gran gerichtet. Die nur 1500 Mann starke Besatzung hatte wenigstens den Muth, die Aufforderung zur unbedingten Uebergabe zurückzuweisen und leistete einige Tage tapfern Widerstand. Als aber, ein verhängnißvolles Wahrzeichen, das goldene Kreuz auf der Kathedrale durch eine feindliche Kanonenkugel herabgeschleudert wurde, da sank auch die Kraft und der Muth der Belagerten. Die Besatzung capitulirte auf freien Abzug, aber dem abziehenden Anführer der Spanier nahm man die Pferde höhnend: „wer zu Schiffe wegfährt, braucht keine Pferde". Man mochte durch Verrath wissen, daß die Sättel mit Gold gefüllt waren. Stuhlweißenburg büßte 10 Tage später den heldenmüthigen Widerstand einiger Tage mit Niedermetzelung fast seiner ganzen Bevölkerung. Der Sultan begnügte sich damit, das stark befestigte Gran zur äußersten Vorhut osmanischer Herrschaft gegen den Westen hin gemacht zu haben. Die 40,000 Mann, welche Ferdinand unterdessen bei Preßburg zusammengezogen hatte, scheinen ihn doch einigermaßen abgeschreckt zu haben, und da er Winterfeldzüge nach dieser Richtung hin überhaupt nicht liebte, so entließ er das Heer bei Belgrad in die Winterquartiere und kehrte nach Constantinopel zurück. Neue Unterhandlungen führten erst 1547 zu einem Frieden, oder vielmehr einem neuen Waffenstillstande auf 5 Jahre, demzufolge Ferdinand nur gegen einen jährlichen Tribut (von 30,000 Ducaten) den ruhigen Besitz des kleinen Theiles von Ungarn, den er noch gerettet hatte, sich sicherte. So endete dieser dritte, siebenjährige Türkenkrieg.

17. Die Reichstage zu Speyer und Augsburg und der Religionsfriede zu Nürnberg.

(Nach Heinrich Rückert, Deutsche Geschichte, und Wilhelm Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Bei der stets wachsenden Türkengefahr sahen der Kaiser und sein Bruder Ferdinand keine andere Rettung als einmüthige, tüchtige und dauernde Hülfe von Seiten des ganzen Reichs. Aber es war sicher, daß die evangelischen Stände sich nicht dazu verstehen würden, wenn man sie zur unbedingten Vollziehung des Wormsers Edictes nöthigen wollte, wie es die katholische Partei und der Papst laut forderten und Karl selbst fest entschlossen gewesen war. Unter solchen Umständen begann im Februar 1529 der Reichstag zu Speyer, der sehr zahlreich besucht wurde. Die kaiserlichen Vorlagen lauteten: zuerst die Reichshülfe bewilligen, dann die Religionsangelegenheiten berathen. Aber die Stände, und zwar diesmal die katholisch gesinnten, kehrten die Ordnung um. Die kaiserlichen Vorschläge in den kirchlichen Händeln schienen ihnen zu mild und so setzten sie es mit beträchtlicher Stimmenmehrheit durch, daß sie in verschärfter Fassung zum Reichsschlusse erhoben wurden. Dieser ging dahin, daß bis zu einem allgemeinen, von dem Papste ausgeschriebenen Concilium innerhalb Jahresfrist oder einer Versammlung der kirchlichen und weltlichen Häupter der deutschen Nation unter dem Vorsitz des Kaisers alle diejenigen Stände, welche bisher das Wormser Edict vollzogen, dabei verharren und ihre Unterthanen nöthigenfalls mit Gewalt dazu anhalten, die Stände dagegen, welche in ihren Ländern die neue Lehre geduldet oder eingeführt, von allen weiteren Neuerungen abstehen, auch Niemand verwehren sollten, den Gottesdienst nach alter Weise zu halten. Kein geistlicher Stand dürfe an seinen geistlichen oder weltlichen obrigkeitlichen Rechten geschädigt werden, bei Strafe der Acht.

Aber Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, Landgraf Philipp von Hessen nebst 14 Reichsstädten legten gegen den Reichsschluß, welcher die Zugeständnisse vom J. 1526 aufhob, eine kräftige Protestation ein, an die sich bald noch eine Appellationsschrift an den Kaiser und ein zukünftiges freies christliches Concil reihte. Doch die Türkenhülfe bewilligten auch sie, denn sie sahen, daß auch ihr Dasein auf dem Spiele stand, wenn es Soliman gelang, in Deutschland einzudringen. Die Stände schieden von Speyer in zwei Parteien gespalten, von denen die eine das Gesetz von 1529, die andere das von 1526 als rechtmäßig anerkannte.

Der Kaiser, der die speyerer Protestation und Appellation als eine offene Auflehnung gegen sich und das Reich bezeichnete, die er ernstlich abthun müsse, verließ Spanien und ging nach Italien. Zu Bologna empfing er

am 24. Februar 1530 (an seinem 30. Geburtstage) aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone, der letzte von allen deutschen Herrschern, der diesen herkömmlichen Schmuck seines Amtes nach alter Weise erwarb. Nachdem er Italien völlig beruhigt und die spanische Herrschaft auf der Halbinsel gesichert hatte, wollte er auch die religiöse Frage auf einem Reichstage zu Augsburg lösen und die politische Zukunft des Reiches durch Erhebung seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige sichern und nicht nur mit den Kräften des religiös geeinten Deutschland, sondern mit der vereinigten Macht aller christlichen Staaten den Kampf gegen die Türken, als Herr des Abendlandes, aufnehmen.

Den Kaiser begleitete nach Deutschland als päpstlicher Legat der Cardinal Campeggio, der schon früher allen seinen Einfluß geltend gemacht hatte, um den Papst von dem Bruche mit dem Kaiser abzuhalten. Dieser gab dem Kaiser den Rath, er solle den Ständen seinen festen Willen, die Einheit der Kirche jetzt herzustellen, erklären, dabei aber Anfangs die weicheren Gemüther durch Zureden, Freundlichkeiten und Belohnungen zu gewinnen suchen, aus den hartnäckig widerstrebenden hingegen Einzelne mit Härte strafen. Diese schlaue und feine Politik, die einstens den spanischen Aufstand (siehe S. 69) rasch niedergeworfen hatte, scheiterte jedoch an der festen religiösen Ueberzeugung jener protestirenden Fürsten, die dem Kaiser eine von Philipp Melanchthon, dem friedfertigen Freunde Luther's, ausgearbeitete Bekenntnißschrift, die Augsburgische Confession, überreichten. Karl suchte zunächst persönlich den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen, während der Legat sich sogar zu Besprechungen und zum Briefwechsel mit Melanchthon herbeiließ. Doch zeigte sich alsbald, daß die Spaltung auf dem gütlichen Wege einer theologischen Besprechung nicht mehr zu heilen sei. Die katholische Majorität setzte einen Reichsschluß durch, in welchem den Protestanten zu ihrer vollständigen Wiedervereinigung mit der Kirche eine Frist bis zum 15. April 1531 gestellt, ihnen bis dahin jede Neuerung untersagt, die früheren ihnen günstigen Reichsabschiede aufgehoben und, was das Gefährlichste war, wenn es durchgeführt werden konnte, die Reichsgerichte angewiesen wurden, gegen die Stände unnachsichtlich zu verfahren, die sich dem nicht fügen wollten, besonders aber gegen alle, welche den geistlichen Gütern und Stiften ihre Rechte und Einkommen schmälerten oder sich ihrer bemächtigt hätten. Die Protestanten überreichten noch eine Rechtfertigungsschrift, die sogenannte Apologie der Augsburgischen Confession, doch der Kaiser nahm sie nicht einmal an, sondern erklärte, daß wenn sie sich innerhalb der gesetzten Frist nicht fügten, Gewalt gegen sie gebraucht werden solle. Nunmehr verschwanden bei allen protestantischen Ständen die Zweifel, ob jetzt der Fall der Nothwehr eingetreten sei.

Daher kam nach langwierigem Verhandeln 1531 ein Vertheidigungsbündniß der protestirenden Fürsten und Städte zu Schmalkalden zu

Stande. Dieses sollte ausdrücklich weder dem Rechte des Kaisers noch irgend eines andern Reichsstandes zu nahe treten, sondern nur zur „Erhaltung des Evangeliums" dienen, wenn Gewalt zu dessen Unterdrückung gebraucht würde. Seine Einrichtung war noch ganz unvollständig, und wäre es jetzt zum Kriege gekommen, so hätte der Bund wenig Widerstand leisten können.

Auch die katholische Partei in Deutschland war mit dem Kaiser rasch wieder zerfallen. Er hatte endlich die Zeit für passend erachtet, wo er die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige und zu seinem Nachfolger im Reiche durchsetzen könnte. Wollte er seiner eigenen mühseligen Thätigkeit für die Größe seines Hauses einen sicheren Boden geben, so konnte es nur geschehen, wenn er auch über seinen Tod hinaus ihm die deutsche Krone erhielt. Wirklich fügten sich auch alle Kurfürsten, obwohl nicht mit freudigem Herzen, bis auf den einen sächsischen; doch dessen Protestation wurde nicht geachtet und Ferdinand ward römischer König.

Damals drohte wieder eine neue Türkengefahr. Soliman dachte seine Niederlage vor Wien zu rächen und seine Rüstungen ließen das Aeußerste befürchten. Wieder einmal mußte die Reichshülfe schleunigst beansprucht werden oder Oesterreich war verloren. Aber die Protestanten erklärten, sie würden bei den offenkundigen feindseligen Absichten des Kaisers keine Hülfe bewilligen, ja die Möglichkeit schien nahe zu liegen, daß sich ein großer Bund zwischen allen Feinden des Hauses Habsburg bilden könnte. Dies war Ursache genug, weshalb die angedrohten strengen Maßregeln gegen die Protestanten unterblieben. Karl und Ferdinand näherten sich ihnen sogar und wußten es in schlauberechneter Nachgiebigkeit so zu lenken, daß nach einer langwierigen, oft abgebrochenen, immer aber von Neuem angeknüpften Unterhandlung endlich am 23. Juli 1532 ein förmlicher Vergleich unter dem Namen des Nürnberger Religions-Friedens zu Stande kam, wonach bis zu einem Concil oder einhelligen Reichsschluß kein Reichsstand den andern der Religion halber beleidigen oder bekriegen solle. Alle kammergerichtlichen Processe wegen kirchlicher Angelegenheiten, der Hauptgegenstand der Besorgniß für die Protestanten, wurden aufgehoben und für die Zukunft die Annahme neuer verboten. Zum Danke zeigten sich die Protestanten jetzt zu einer nachdrücklichen Türkenhülfe bereit. Alle thaten geflissentlich ein Uebriges, im Gegensatz zu der Art, wie es sonst bei einem Reichsaufgebot herging. Besonders zeichneten sich die Reichsstädte aus, die in der Rüstung ihrer Truppen, in der Menge und Güte ihres Kriegsmaterials, vor Allem in ihrer trefflichen Artillerie ihren ganzen Reichthum zur Schau trugen. So kam das schönste Heer zusammen, welches Deutschland seit Jahrhunderten aufgebracht hatte. Soliman hatte unterdessen Ungarn überschwemmt, war aber durch die Belagerung der kleinen Festung Günz (siehe S. 85) lange aufgehalten worden. Als das deutsche Heer bei Wien eintraf,

kehrte er eiligst um, ohne es zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen. Damit war der Zweck des Feldzugs nach der Ansicht der meisten Reichsfürsten erreicht, die nicht ganz Ungarn für Ferdinand erobern, sondern nur die deutsche Grenze sichern und den Türken die Wiederkehr wenigstens für die nächste Zeit verleiden wollten. Deßhalb löste sich das Reichsheer zum größten Theil auf und nur der kleinere setzte mit den kaiserlichen Truppen den Krieg in Ungarn fort.

---

18. Die Wiedertäufer.

(Nach Georg Weber, Zur Geschichte des Reformations-Zeitalters, Umrisse und Ausführungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon im Bauernkriege (siehe Nr. 13) waren hier und da wiedertäuferische Lehren zu Tage getreten: Thomas Münzer in Mühlhausen und andere demagogische Prediger lehrten ein Fortleben der prophetischen Kraft des alten Testamentes in den gläubigen Gemüthern, ein ekstatisches Ergriffenwerden mittelst höherer Inspirationen, die insbesondere bei dem Acte der Lebenserneuerung durch die Taufe in reiferen Jahren eintreten sollten. Mit den religiösen Schwärmereien waren vielfach Ansichten und Lehren verbunden, die, auf subjectiver Auslegung biblischer Sprüche beruhend, durch praktische Anwendung im bürgerlichen Leben den bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen die größten Erschütterungen bereitet hätten. Diese wiedertäuferische Richtung, welche, im schroffsten Gegensatze zum Katholicismus, den Sacramenten und allen äußerlichen Religionshandlungen nur geringen oder gar keinen Werth beilegte, war die demokratisch-republikanische Seite der Reformation. Ihre Secten strebten nicht nur nach einer Reformation der christlichen Kirche in Lehre und Gottesdienst, wie die Lutheraner, nicht nur nach Verbesserung der Sitte und Verfassung, welche die Zwinglianer und Calvinisten als Hauptaufgabe ansahen; ihr Ziel war vielmehr die Gemeinschaft der „Heiligen", die „Sammlung aller wahrhaft Gläubigen und Wiedergebornen aus der großen verderbten Kirche in eine neue heilige Gemeinde, welche dazu berufen sei, das Reich Gottes und seine Entwickelung so wie seine Verherrlichung auf Erden in einem sichtbaren (tausendjährigen) Reiche vorzubereiten und auszuführen". In diesem Bunde der Gläubigen, in den man durch die Wiedertaufe eintrete, sollte alles Weltliche und Sündhafte durch Zucht und Bann fern gehalten, die christlichen Grundsätze wahrer Bruderliebe durch Gemeinschaft der Güter und durch ein waffen- und racheloses Leben zur wirklichen Ausführung gebracht werden; kein solcher durch die Wiedertaufe geheiligter Christ dürfe ein obrigkeitliches Amt bekleiden, das Schwert brauchen, einen Eid schwören u. s. w. Da sie den größten Werth auf

die göttliche Inspiration, auf das innere Wort und die unmittelbare Offenbarung legten, im Gegensatze zum geschriebenen Worte Gottes, so bedurften sie keines Priesterstandes als Vermittlers des göttlichen Wortes; als ein Bund der Auserwählten und Heiligen glaubten sie alle gleicher Gnade theilhaft zu sein. Die Verachtung der Ehe und Gestattung der Vielweiberei war eine auf der Uebertragung alttestamentlicher Verhältnisse in die christliche Welt beruhende Entartung des wiedertäuferischen Wesens, keineswegs ein allgemein gültiger Grundsatz. Aber solche, die christliche Sitte verhöhnende und die bürgerliche Gesellschaft gefährdende Auswüchse wurden von den Gegnern gerade mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, um die Verfolgung und Unterdrückung zu rechtfertigen.

Das Gebot des Herrn, die Völker zu lehren, und das Vorbild der apostolischen Reisen veranlaßte die Wiedertäufer, nach allen Ländern Apostel auszusenden, welche ihr Bekehrungswerk mit dem Ruf zur Buße und mit der Verkündigung der nahen Ankunft des Herrn begannen; dann werde das Weltgericht hereinbrechen und die Gottlosen vernichten, für die Auserwählten aber werde ein neues, glückseliges Leben beginnen. Die Leiden, Verfolgungen und Drangsale, welche die Apostel ohne Widerstreben über sich ergehen ließen, erhöhte die Wirkung ihrer Worte, wie denn überhaupt ihre Größe im Ertragen von Trübsal und Bedrängniß bestand; zum Ordnen und Aufbauen fehlte ihnen Geschick. Durch Melchior Hofmann, der unter unablässigem Bibellesen sich immer mehr in mystische Vorstellungen vertieft hatte, kam die neue Botschaft nach den Niederlanden, wo sie in dem Handwerkerstand der volkreichen Städte, wie Amsterdam, Leyden, Haarlem u. a., einen besonders günstigen Boden fand. Zahlreiche Hinrichtungen vermochten ihren raschen Fortschritten keinen Einhalt zu thun.

In Amsterdam trat Jan Matthys, ein Bäcker aus Haarlem, als Prophet auf, welcher weit über Melchior Hofmann hinaus ging. Während dieser ein friedliches Verfahren und ruhiges Ertragen von Leiden und Drangsalen geboten, empfahl Matthys das Schwert sowohl zum eigenen Schutz als zur Vertilgung der Gottlosen. Er sandte Apostel aus in alle Städte, wo Gläubige lebten, um die Taufe vorzunehmen. Unter diesen war ein junger Mann von schöner Gestalt und beredter Zunge, Jan Bockelsohn (Bockold) von Leyden. Er hatte anfangs das Schneiderhandwerk betrieben; als ihm dieses nicht mehr zusagte, errichtete er mit seiner Frau eine Schenkwirthschaft, wo es weltlich genug herging und er sich durch muntere Unterhaltungsgabe hervorthat. Nicht lange, so stieg sein Ehrgeiz höher: er trat in die Sängerzunft von Leyden ein, einen jener poetischen Vereine, die, gleich den deutschen Meistersängerschulen, Dichtkunst und Schauspielwesen übten und pflegten. In den Schauspielen, die er entwarf, spielte er wohl selbst eine Rolle. Bald kam er mit den niederländischen Wiedertäufern in Berührung, wurde mit dem „Propheten" Matthys bekannt und

erhielt von demselben die Mission eines Apostels in der Stadt Münster (der Heimat seiner Mutter).

Mit Bockold zogen noch viele andere Wiedergetaufte aus Holland, Friesland und vom Niederrhein in die Hauptstadt Westfalens, „das neue Jerusalem". Die gläubige Schaar beschloß, den Propheten selbst herbeizurufen. Dieser folgte der Einladung und schlug seine Wohnung im Hause Knipperdolling's, eines der hervorragendsten Anhängers der neuen Kirche, auf (Januar 1534). Von allen Seiten strömten Gleichgesinnte nach. Während diese bisher allenthalben verfolgt worden, gewährte man ihnen hier zum ersten Male Duldung. Kein Wunder also, daß Münster auf alle schwärmerischen Secten eine große Anziehungskraft übte und dem Rufe des Propheten an die Glieder des „christlichen Verbunds", mit Weib und Kind nach Münster zu kommen, um das neue „Zion" zu sehen und den Tempel Salomo's mit dem wahren Gottesdienste aufrichten zu helfen, mit Begeisterung gefolgt ward. Da die andersgesinnten Bürger, Katholische wie Evangelische, in bangem Vorgefühle der kommenden Dinge, die Stadt verließen, veranstalteten die Häupter der Wiedertäufer eine neue Rathsherren-Wahl „mehr nach dem Geiste als nach dem Fleisch". Aus dieser gingen lauter „erleuchtete" Handwerker und Gildenmänner hervor, welche nunmehr die städtischen Aemter mit ihren Glaubensgenossen besetzten und den Knipperdolling zum Bürgermeister erhoben. Damit gelangten sie auch in den Besitz von Waffen und trieben den Rest der „Gottlosen", die sich keiner zweiten Taufe unterwerfen wollten, hülflos und ohne Erbarmen aus den Thoren. Deren fahrende Habe wurde auf Befehl des Propheten nach dem Rathhaus geschafft und als Gemeingut der „Heiligen" von sieben Diaconen verwaltet. In den Kirchen wurden Orgeln, Bilder, Schnitzwerk zerstört, alle Bücher mit Ausnahme der Bibeln vernichtet oder verunreinigt, werthvolle alte Drucke und Handschriften auf dem Marktplatze verbrannt, denn auf den Trümmern der Künste und Wissenschaften sollte das neue Jerusalem errichtet werden und dessen Bürger alle ihre Gedanken auf Erbauung ihrer Seelen richten.

Inzwischen hatten die Vertriebenen die Waffen ergriffen, um mit Hülfe der benachbarten Fürsten (des Erzbischofs von Köln, des Herzogs von Cleve und des Landgrafen von Hessen) die christliche Republik in Münster zu stürzen und ihr Eigenthum und ihre früheren Rechte wieder zu erringen. Als die Stadt von den fürstlichen Hülfsmannschaften belagert und alle Zuzüge von Außen verhindert wurden, mußten die „Heiligen", fortan auf sich selbst angewiesen, „die demüthigen Waffen der Apostel zum Leiden" mit „dem herrlichen Harnisch David's zum Rächen" vertauschen und Matthys vereinigte mit dem Amte eines Propheten die Gewalt eines Kriegsobersten im Geiste der Maccabäer. Aber schon nach wenigen Wochen fiel er im Kampfe, als er mit dem Muthe eines Gottesstreiters einen kühnen Ausfall anordnete und leitete (Ostern 1534). An seine Stelle trat Jan Bockelsohn,

dem eine Stimme von oben, wie er versicherte, den Tod des Propheten im Voraus verkündet und ihn zum Nachfolger bestimmt hatte. Dieser suchte zunächst dem „Gottesreich" eine Organisation zu geben. Wie das alte Israel in 12 Stämme getheilt gewesen, so sollte das neue Israel von 12 Aeltesten regiert werden, welche alle Sünder und Missethäter auf Grund einer aus biblischen Vorschriften zusammengesetzten „Gesetzestafel" bestrafen sollten; ihre Todesurtheile mußte Knipperdolling mit dem Schwerte vollziehen. Dieser zog, von vier Trabanten begleitet, durch die Straßen, das bloße Schwert in der Hand, um alle Uebertreter der göttlichen Gebote sofort aus dem Wege zu räumen.

Der neue Prophet trug aber nicht nur Verlangen nach dem Amte, sondern auch nach der schönen Witwe seines Vorgängers; und, da er bereits verheirathet war, so gab ihm der Geist Gottes ein, daß wie im alten, so auch im neuen Jerusalem jedem Manne gestattet sei, mehrere Frauen zu nehmen. So ward auch die Vielweiberei in Münster eingeführt. Wie König Salomo errichtete Johann von Leyden, der sich jetzt „Johann von Gottes Gnaden, König in dem neuen Tempel Gottes" nannte, ein Frauenhaus, in welchem neben der Witwe des Propheten Matthys, die den Rang einer Königin erhielt, allmählich noch 16 Frauen Aufnahme fanden. Eine derselben, welche nach einiger Zeit seines Umgangs überdrüssig wurde und ihm seine Geschenke zurückgab, ward von ihm selbst auf dem Markte enthauptet, während die übrigen sangen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'". Wenn er durch die Stadt ritt, gingen zwei Knaben neben ihm, der eine mit dem Alten Testament, der andere mit dem bloßen Schwert; wer ihm begegnete, fiel auf die Kniee. Geschmückt mit den Insignien der Herrschaft, der Krone und einer an goldener Kette hängenden Weltkugel, hielt er Gerichtssitzungen auf dem Marktplatze, wo der „Stuhl Davids" aufgerichtet stand.

Dieses Zerrbild eines communistischen Despotenstaates, in welchem mystisch-religiöse Hingebung mit blutdürstiger Rohheit und niedrigster Genußsucht aufs Widerlichste gepaart waren, hätte bald an der eigenen Ueberspanntheit zu Grunde gehen müssen, wäre er nicht durch den Kampf gegen das Belagerungsheer zusammengehalten worden. Die Hoffnung auf auswärtige Hülfe stärkte den Widerstand in der Stadt und ein Sturm der bischöflichen Landsknechte ward unter König Johann's eigener Anführung zurückgeschlagen. Dieser Sieg erhöhte noch sein Selbstvertrauen, er ernannte 12 seiner Genossen zu Herzogen und theilte ihnen das Rhein- und Weserland zu. Denn des Herrn Wille hatte durch den Mund des Propheten verkündet, der neue König in Israel solle herrschen über den ganzen Erdkreis und den Stuhl David's behaupten, bis Gott das Reich wieder von ihm fordern werde. Auch als die Stadt durch Reichshülfe enger eingeschlossen wurde und der Hunger zu wüthen begann, wollte Johann nichts von Uebergabe hören. Freilich er hatte sich rechtzeitig vorgesehen, daß er

selbst und seine Umgebung keinen Mangel litten, ja er feierte mit seinen Weibern und seinen Getreuen manches schwelgerische Mahl, während die geringen Leute verzweifelnd nach Brod schrieen. Münster war nun wirklich ein Jerusalem geworden — aber das Jerusalem des Titus! Auch an todesmuthiger Tapferkeit und fanatischer Selbstaufopferung standen die Wiedergetauften den israelitischen Eiferern jener schicksalsschweren Tage nicht nach. Erst durch Verrath fiel die Stadt, indem in der Johannisnacht 1535 einige hundert Soldknechte, geführt von zwei Ueberläufern, die Wälle und Mauern überstiegen, wo sie am niedrigsten waren, ein Thor erbrachen und nach dem befestigten Domhof vordrangen. Von dem Lärm aufgeschreckt, stürzten die Einwohner aus den Häusern und sammelten sich zur Gegenwehr. Ein wüthender Kampf entspann sich in den Straßen, und erst als durch die geöffneten Thore von Außen neue Kriegsmannschaften hinzuströmten, wandte sich die Entscheidung zu Gunsten der Angreifenden. Die Ausgewanderten kehrten zurück und bildeten den Kern der neuen Bevölkerung, die kaum ein Drittel der früheren betrug. Der Katholicismus, so wie die Herrschaft des Bischofs und der Ritterschaft wurden in aller Form und Strenge hergestellt, die evangelischen Kirchen sämmtlich dem katholischen Cultus zurückgegeben. Die „Königin" und das Weib Knipperdolling's waren enthauptet worden; der „König", mit seinen Räthen Knipperdolling und Krechting in Ketten gelegt, ward längere Zeit von Ort zu Ort herumgeführt, ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, dann in Gegenwart des Bischofs und einer unermeßlichen Volksmenge auf dem Markte mit glühenden Zangen gemartert und langsam vom Leben zum Tode gebracht (23. Januar 1536). Ihre Leichen wurden in Körben von Eisengittern eingeschlossen und hoch oben an dem Thurm von St. Lamberti aufgehangen, so daß sie weithin sichtbar waren zur Warnung und zum abschreckenden Beispiel für „alle unruhigen Geister". Die Katastrophe von Münster hemmte die Entwickelung der wiedertäuferischen Secte, deren Reste sich nach allen Ländern (besonders England) zerstreuten.

---

19. Das Concil in Trient.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation und Wilhelm Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Noch niemals war das Verlangen nach einem öcumenischen Concilium allgemeiner gewesen, als im Anfange des 16. Jahrhdrts. Fürsten und Völker erwarteten von demselben, daß es einerseits den vielfältigen in der Kirche eingerissenen Mißbräuchen abhelfe, andererseits dem gewaltigen und raschen Umsichgreifen der neuen Lehren ein Ziel setze.

Zur Zeit Clemens' VII. (1523—1534) hinderten die Kriege Karl's V. mit Franz I., dessen Bundesgenosse der Papst war, die Berufung des Concils, und, wie es scheint, war dieser Papst demselben überhaupt abgeneigt. Denn in Rom war die Furcht vor einer Wiederkehr der Souverainetätsgelüste der Concilien zu Basel und Constanz noch nicht überwunden, und man ergriff gern jeden Vorwand, die Gefahren eines solchen Schrittes hinauszuschieben. Aber Clemens' VII. Nachfolger, Paul III. (1534—1549), erkannte gleich im Anfange seines Pontificats die Unumgänglichkeit einer Kirchenversammlung und schien nicht abgeneigt, eine Verständigung mit der Reform zu versuchen, deren durchführbare Theile zuzugeben und so dem immer weiter um sich greifenden Schisma vorzubeugen. Auch der versöhnliche Ton, mit welchem die römische Curie bei den Religionsgesprächen in Deutschland auftrat, ließ noch an dem Bestreben zur Aussöhnung nicht zweifeln; der Cardinal Contarini war einer Vereinbarung mit ganzer Seele zugethan. Allerdings blieb es bei diesen Versuchen, und seit 1542 begann ein Umschwung; doch hatte der Papst schon so viel zugegeben, daß er sich der Berufung des Concils nicht mehr entziehen konnte.

Der Kaiser hatte ein Concil mitten in Deutschland gewünscht, um sogleich durch die Wahl des Ortes selbst das Vertrauen der Deutschen für den obersten Gerichtshof in der großen Streitfrage zu gewinnen. Die Berufung nach Trient, das dem Namen nach zu Deutschland gehörte und dessen Bischof in dem Reichstage saß, das aber sprachlich, national und geographisch Italien näher lag, als Deutschland, galt schon als das äußerste Zugeständniß nach dieser Seite hin. Die Vertreter der neuen Lehre aber wollten das Concil, wie es Papst und Kaiser zu Stande gebracht, nicht als eine Repräsentation der gesammten abendländischen Kirche anerkennen und weigerten sich, an demselben Theil zu nehmen.

In der Berufungsbulle (vom 22. Mai 1542) ward der Anfang der Synode auf den 1. Nov. 1542 festgesetzt, allein da ein neuer (der vierte) Krieg zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ausbrach, so ward die Eröffnung des Concils suspendirt und erfolgte erst nach dem Abschluß des Friedens (zu Crespy 1544) durch drei päpstliche Legaten am 13. December 1545. Diese führten den Vorsitz in der Versammlung, durften aber in keiner Frage nach eigener Meinung handeln, sondern sollten über Alles die Weisung von Rom erwarten. Alle Entscheidung ward aber auch dadurch in die Hände des Papstes gelegt, daß die Abstimmung nicht, wie in den Reform-Concilien des vorigen Jahrhunderts (zu Constanz und zu Basel) nach (5) Nationen, sondern nach Köpfen geschehen sollte, wodurch es den zahlreichen italienischen Prälaten leicht wurde, alle anderen Meinungen zu überstimmen.

Der Kaiser hatte verlangt, man möge den Protestanten den Beitritt so leicht als möglich machen, deßhalb zuvörderst diejenigen Punkte verhandeln,

worin beide Kirchenverfassungen ihren gemeinsamen Ursprung bekundeten, und vor Allem die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern ins Werk setzen. In Rom aber erblickte man darin eine Schwäche gegen die Ketzer, zu der man sich in keinem Falle verstehen wollte, und hielt eben so bestimmt daran fest, daß die Unterscheidungslehren vorangestellt würden. Daher drehten sich die ersten Verhandlungen um die Autorität und Auslegung der hl. Schrift, die Tradition u. s. w. In der sechsten Session (13. Januar 1547) ward gegen den Willen des Kaisers das Dogma von der Rechtfertigung verkündet und dabei die Lehre von den guten Werken in einem der protestantischen Auffassung entgegengesetzten Sinne beibehalten. So war die Scheidewand zwischen der katholischen Kirche und den Protestanten aufgerichtet, und der Papst hielt durch diesen entscheidenden Schritt die Arbeiten des Concils für erledigt. Nachdem noch in der siebenten Session die Lehre von den Sacramenten festgestellt worden, setzten die päpstlichen Legaten, um den Reformdebatten auszuweichen, in der achten Session durch, daß das Concil wegen einer in Trient ausgebrochenen pestartigen Krankheit (die übrigens rasch wieder verschwunden war) nach Bologna verlegt werde (Febr. 1547). Während die italienischen Prälaten, dem Winke der Legaten gehorchend, dahin abreisten, blieben die spanischen Geistlichen in Trient zurück und wollten ihre umfassenden Reformprojecte nicht aufgeben, betreffend das Dispensationsrecht des Papstes, die Residenzpflicht der Bischöfe, die Pfarrordnung der Geistlichkeit u. s. w., wie solche Cardinal Ximenes schon vor einem halben Jahrhundert in Spanien durchgeführt hatte.

Nachdem der Papst die wiederholten Anträge des Kaisers, das Concil nach Trient zurückzuverlegen, abgelehnt hatte, erklärte Karl, er könne den Spruch der Versammlung in Bologna nicht als den Ausdruck eines wahren Concils ansehen und suchte auf dem Reichstage zu Augsburg, 1548, durch eine vorläufige Uebereinkunft, das Interim genannt, den Protestanten die Rückkehr in die alte Kirche zu erleichtern, indem er ihnen einige Concessionen machte, welche weniger das Dogma als die äußerliche Ordnung der Kirche betrafen (Priesterehe, Empfang des Abendmahls unter beiderlei Gestalten u. s. w.). Dieses Interim ward am 15. Mai 1548 von den deutschen Reichsständen zum Gesetz erhoben, aber alle Bemühungen des Kaisers, auch die Genehmigung des Papstes für dasselbe zu erlangen, scheiterten an dem Einflusse der französischen Cardinäle und Agenten.

Erst der folgende Papst, Julius III. (1550—1555), welcher einer der päpstlichen Legaten auf dem Concil gewesen, verständigte sich mit dem Kaiser über die Wiederaufnahme des Concils in Trient, das auch im Mai 1551 zum zweiten Male eröffnet wurde. Hier erschienen jetzt auch Abgeordnete der Protestanten. Als diese jedoch verlangten, daß die Debatten über die Fundamental-Artikel, worüber die ersten Sessionen, nicht nur nach des Papstes, sondern auch nach des Kaisers Ansicht, schon endgültig entschieden

hatten, wieder aufgenommen würden, und daß der Papst als Partei, nicht aber als Richter auf dem Concil erscheine, dieses vielmehr die höchste Autorität behaupte, da wollten die deutschen Kurfürsten, die hier als Häupter der katholischen Kirche in Deutschland aufgetreten waren, sich nicht ferner an den „nutzlosen Debatten“ betheiligen und verließen die Stadt. Der gleichzeitige Aufstand des protestantischen Kurfürsten Moritz von Sachsen und seiner Verbündeten (siehe Nr. 21) benahm dem Kaiser auch die letzte Hoffnung, die deutschen Protestanten dem Concil unterworfen zu sehen; daher gab er seine Einwilligung zur Suspension des Concils auf unbestimmte Zeit, die auch in der 16. Session ausgesprochen wurde (1552).

Da die Protestanten seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555, siehe S. 109) sich um Rom nicht mehr kümmerten, so gab Papst **Paul IV.** (1555—1559) aus dem Hause Caraffa die Vereinigungs- oder vielmehr Bekehrungs-Versuche auf und gedachte zunächst die alte Kirche fester und consequenter zu organisiren. Von ihm rührt das erste Einlenken in die Bahn der gewaltsamen **Gegenreformation** her: er hat die spanischen Glaubensgerichte in Italien hergestellt, den ersten „Index“ verbotener Bücher angelegt und die Jesuiten im Interesse der katholischen Restauration kräftig unterstützt. Er sprach es offen aus, die versprochenen Reformen ließen sich auch ohne Concil machen. Da aber selbst die katholischen Fürsten, deren Rechtgläubigkeit außer Zweifel stand, die Könige von Frankreich, Spanien und Ungarn so wie der Herzog von Baiern, bestimmte Anforderungen stellten, betreffend die Rechte der Landeskirchen, die Wahl der Bischöfe, die Geldzahlungen nach Rom, ja selbst die Abschaffung des Cölibats der Priester in Anregung brachten, so kam es darüber zu allerlei Conflicten. Diese hatten zur Folge, daß der nächste Papst **Pius IV.** (1559—1565) das Concil von Neuem einberief, dessen dritte Eröffnung zu Trient im Januar 1562 Statt fand.

Trotz des Einspruches des Kaisers und Frankreichs setzte die römische Curie es durch, daß dieses Concil als eine Fortsetzung des frühern betrachtet werden solle, so daß alle früheren Beschlüsse, deren Spitze gegen die Protestanten gerichtet war, ein für alle mal gültig seien. Angesehene und begabte Geistliche, vor Allen Jakob Laynez, der zweite General und eigentliche Organisator des Jesuiten-Ordens, verfochten mit großer Energie den göttlichen Ursprung und damit die Unantastbarkeit der geistlichen Autorität gegenüber den Forderungen der weltlichen Fürsten. Die Neubegründung und Feststellung der unanfechtbaren päpstlichen Autorität, als Grundpfeiler der neu gewonnenen Einheit, blieb denn auch die Seele aller Beschlüsse. Diese war auch bei allen Bestimmungen über Abstellung von Mißbräuchen und über die Kirchen-Disciplin vorbehalten. Die große Leistung des Concils für die Einheit der katholischen Kirche bestand darin, daß diese, statt vielbewegter Streitfragen, mit großer Präcision abgefaßte Dogmen, statt schwankender

Ueberlieferungen, feste Lehrsätze erhielt, daß in Glaubenssachen und in strengerer Kirchenzucht eine größere Gleichförmigkeit hergestellt und damit gegen den rüttelnden Sectengeist und Neuerungsdrang ein unerschütterliches Bollwerk aufgerichtet wurde.

Freilich als diese Einheit hergestellt und auf dauerhafte Pfeiler gegründet ward, war ein Theil des Abendlandes bereits aus dem Verbande der Weltkirche von ehedem ausgeschieden, zum Theil gerade die ehemals treuesten Söhne derselben. Unbedingt gehorchte dieser Kirche nur noch die italienische und pyrenäische Halbinsel, selbst Frankreich nur getheilt, aber innerhalb dieses beschränkteren Gebietes war die päpstliche Herrschaft fester begründet als je, ihre Unabhängigkeit von Concilien zweifelloser ausgesprochen als jemals im Mittelalter, und die Rechtlosigkeit von nationalen Reformbestrebungen, wie sie jüngst so gewaltig hervorgetreten, für immer entschieden.

---

20. Die Stiftung der Gesellschaft Jesu.

(Nach Johannes Huber, Der Jesuiten-Orden, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die älteren Mönchsorden hatten der Kirche in ihrer, durch die Reformation herbeigeführten Bedrängniß nicht viel geholfen. Daher sah die römische Curie es gern, daß sich neue Orden, mit veränderter, dem Bedürfnisse der Zeiten entsprechender Rüstung und Streitweise bildeten. Dergleichen waren die 1524 in Rom zusammengetretenen und von dem Cardinal Caraffa (nachmaligem Papst Paul IV.) besonders begünstigten Theatiner, die 1535 in Mailand gestifteten Barnabiten und Andere. Diese Ordensgesellschaften sollten dem öffentlichen Gottesdienste sein altes Ansehen wieder verschaffen und sich besonders angelegen sein lassen, durch Lehre und Beispiel dem Eingange des Protestantismus entgegen zu wirken.

Diese alle aber wurden an Ruf und Erfolg verdunkelt durch die „Gesellschaft Jesu", deren Streben weniger darauf gerichtet war, durch Entsagung und Buße das eigene Seelenheil zu fördern, sondern sich nach Außen der Laienwelt zuwandte, wie dies schon die Franciscaner und Dominicaner, im Gegensatze zu dem beschaulichen Leben der verwandten Verbrüderungen einer früheren Zeit, gethan hatten; nur sollte jetzt diese Thätigkeit mit einem noch bestimmter bezeichneten Ziele so wie mit umfangreichern Mitteln wieder aufgenommen und ihr durch eine fast militärische Organisation und Disciplin des Ordens ein großartiger Erfolg gesichert werden.

Der Stifter dieses Ordens war Inigo (Ignatius) Lopez Recalde de Loyola (geboren auf dem Schlosse Loyola 1491), ein baskischer Edelmann aus Guipuscoa, welcher, wie die meisten seiner Standesgenossen, als Page am Hofe, dann als tapferer Officier im Heere diente, bis er im 30. Lebens-

jahre (1521) bei der Vertheidigung von Pampeluna gegen die Franzosen schwer verwundet und in Folge einer schmerzlichen Amputation (eines Anfangs falsch geheilten Beines) dienstunfähig und zeitlebens hinkend wurde. Auf dem Krankenlager hatte er sich durch das Lesen von Lebensgeschichten der Heiligen (des hl. Dominicus und des hl. Franciscus) mit dem Wunsche erfüllt, sobald er erst wieder genesen sei, sich, den Glaubenshelden früherer Jahrhunderte nacheifernd, mit voller Hingebung dem Dienste Christi zu widmen. Im J. 1523 wallfahrtete er nach Jerusalem, um dort, gemäß des Gelübdes in der berühmten Wallfahrtskirche von Monserrat, sein frommes Werk mit Bekehrung der Mohammedaner zu beginnen, wurde aber von den Mönchen in Jerusalem abgewiesen und kehrte über Italien nach Spanien zurück. Jetzt erst begann er seine Studien: als ein Mann von 33 Jahren saß er in Barcelona unter Knaben, um die Anfänge der lateinischen Sprache zu erlernen, in Alcala suchte er die Philosophie und in Salamanca die Theologie sich anzueignen, fortwährend von Almosen, welche er wieder mit andern Armen zu theilen pflegte, sein Leben kümmerlich fristend. Da er nebenbei Kindern und niedrigen Leuten Religions-Unterricht gab und wohl hin und wieder auf den Straßen predigte, so zog ihn die Inquisition wiederholt vor ihr Tribunal und nahm ihn zwei Mal in Haft, fand ihn aber jedes Mal schuldlos. Vielleicht mögen solche Vorfälle dazu beigetragen haben, daß er zur Vollendung seiner Studien nach Paris übersiedelte, wo ihn wieder die äußerste Dürftigkeit bedrängte. Hier gewann er sechs Anhänger für die Gründung eines Ordens zur Bekehrung der Ungläubigen, darunter Franz Xavier und Laynez. Am Tage Mariä-Himmelfahrt (15. August) 1534 legten diese jungen Männer in der Notre-Dame Kirche auf dem Montmartre das Gelübde eines Kreuzzuges nach Palästina ab. Sollte derselbe sich als unausführbar erweisen, so wollten sie sich ganz zur Verfügung des Papstes stellen. Später fanden sie sich in Venedig, dem zur Abfahrt bestimmten Sammelplatze, wieder zusammen, nahmen die Priesterweihe, und da der Krieg dieser Republik mit den Türken keine günstige Aussicht zur Fahrt nach Palästina bot, so begab sich Loyola mit zwei Gefährten nach Rom und erlangte vom Papste Paul III. für die Statuten ihrer Gesellschaft durch die Bulle Regimini ecclesiae militantis (1540) die Sanction. In diesen Statuten war zu den drei gewöhnlichen Ordensgelübden der Keuschheit, der Armuth (im Sinne der Bettlerorden) und des Gehorsams noch ein viertes hinzugefügt, demzufolge sie Alles, was der Papst in Sachen des Heils der Seelen und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen möchte, sogleich ohne Zögerung und Entschuldigung auszuführen, auch in welche Länder er sie senden würde, zu gehen sich verpflichteten. Als fünftes Gelübde wollten sie ursprünglich noch den Unterricht der Jugend aufnehmen und, wenn dies auch unterblieben ist, so haben sie doch auch auf diesem Gebiete die einflußreichste Wirksamkeit entfaltet.

Die Jesuiten wollten kein Mönchsorden sein; schon der Name societas Jesu, als Uebersetzung des spanischen „compania“, soll von den Stiftern mit Rücksicht auf den militärischen Zweck und Geist und mit Hinweisung auf die streitende Kirche (ecclesia militans) gewählt sein, er ist aber auch geeignet, die Meinung einer ganz bevorzugten Stellung derselben in der Kirche und eines nähern Verhältnisses zu ihrem Stifter und Herrn, Jesus, zu erwecken, da doch die Kirche selbst sich nur nach dem ihm zugetheilten Namen Christus nennt. Und in der That, wie niemals ein anderer Orden, ist die Gesellschaft Jesu durch Privilegien, Indulgenzen und Exemtionen von den Päpsten begünstigt worden. Denn diese wollten die Jesuiten nicht nur zum Kampfe gegen die abtrünnig gewordene Welt mit großen geistlichen Machtmitteln ausrüsten, sondern sich auch ihrer bedienen zur Herstellung und Vertheidigung der eigenen Herrschaft über die Kirche.

Nach ihren Privilegien, die eben so unantastbar als unwiderruflich sein sollten, darf weder eine geistliche noch eine weltliche Obrigkeit die Gesellschaft hindern, überall Collegien anzulegen, Kirchen und Häuser zu bauen oder zum Geschenk zu empfangen; ihren Mitgliedern ist es gestattet überall (selbst wo das Interdict auf dem Lande ruht) zu predigen, Gottesdienst abzuhalten und die Sacramente zu spenden, ohne daß sie erst hierzu um Erlaubniß bei den zuständigen Bischöfen und Pfarrern nachzusuchen haben; sie haben ferner eine sehr ausgedehnte Absolutions- und Dispensations-Gewalt, die sich beim General den Mitgliedern gegenüber noch wesentlich steigert. Nicht minder wichtig sind die Exemtionen: die Gesellschaft, ihre Mitglieder und Güter sind exemt von jeder Superiorität, Jurisdiction und Correction der Bischöfe, frei von allen Abgaben, Steuern und Zöllen, sei es an den Papst oder an die weltlichen Fürsten und Obrigkeiten. Als Cleriker sind die Jesuiten überhaupt keinem weltlichen Souverain unterworfen. Die Kirchen und Häuser des Ordens, die Collegien mit den Gärten gewähren ein Asylrecht. Auch verlieh Gregor XIII. ihnen das Recht in allen Ländern Handel und Bankgeschäfte zu treiben. Bei der Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. (1814) sind der Gesellschaft die früheren Vorrechte nicht mehr ganz zurückgegeben worden.

Die Gesellschaft hat eine Art militärischer Verfassung. An ihrer Spitze steht der General mit dem Sitze in Rom, dem, da die Subordination der Nerv der militärischen Disciplin ist, ein unbedingter und (wie Ignatius ihn selbst nennt) „blinder“ Gehorsam geleistet werden muß. Wie einst in Aegypten ein gewesener Officier, Pachomius, zu der Stiftung des Klosterwesens aus seinem früheren Leben die Begriffe von militärischer Zucht in den geistlichen Stand mit herübergebracht, so ist es hier wiederum ein erfahrener militärischer Führer, der das Heer der neuen geistlichen Streiter zu discipliniren versteht. Denn der Entwurf des Statuts darf wohl auf Loyola zurückgeführt werden. In seiner weitern Ausbildung aber ist dasselbe vor

Allem das Werk des Laynez, des Nachfolgers des Ignatius im Generalat (1556—1565), welcher auf der General-Congregation vom J. 1558 zwei wichtige Beschlüsse durchsetzte, einmal daß den Constitutionen des Ordens zur Erklärung und Erläuterung Declarationen mit gleicher Gültigkeit beigegeben werden sollten, die den Sinn der ersteren und die Praxis feststellen, dann daß dem General allein das Recht zustehe, Regeln vorzuschreiben.

Wenn auch in den Formen des Ordens durch die spätern Generale (namentlich den fünften, Aquaviva) noch Einzelnes geändert worden ist, seinen Charakter hat derselbe von Loyola und Laynez empfangen. Die Bekämpfung der Reformation war die nächste und dringendste Aufgabe der Gesellschaft Jesu. Ueberraschend sind die Erfolge, welche nun der Katholicismus, mit dem neuen Orden als Vorkämpfer an der Spitze, in verhältnißmäßig kurzer Zeit über den Protestantismus errang, namentlich in Deutschland, wo vielleicht schon neun Zehntheile der Bevölkerung dem Protestantismus zugefallen war, wurde das von diesem eroberte Terrain zum Theile wiedergewonnen und die neue Lehre vorzugsweise auf die nördliche Hälfte des Reiches beschränkt. Während aber die Hauptkraft des Ordens sich dessen Aufgaben in Europa zuwandte, entfaltete derselbe eine nicht minder umfassende und erfolgreiche Missionsthätigkeit in der Bekehrung der Heiden, für welche ja Ignatius Anfangs überhaupt den Orden gründen wollte. Insbesondere nahm Franz Xavier, der neben Loyola als der größte Heilige des Ordens gefeiert und wie dessen zweiter Stifter betrachtet wird, nach dem Martyrium dürstend, unter portugiesischer Flagge seinen Weg nach dem fernen Indien. Von Goa aus eröffnete er die Missionen. Mit Unterstützung der portugiesischen Regierung gewann der „Apostel der Indianer" Hunderttausende für das Christenthum, wenigstens zu dessen äußerlichem Bekenntniß. Im J. 1547 ging er nach Japan und nachdem er auch hier viele Bekehrungen erzielt hatte, starb er 1552 auf der Reise nach China.

Vielleicht länger als zwei Jahrhunderte hindurch hat die Gesellschaft Jesu die Geschicke der Welt zu lenken versucht und zum Theil wirklich gelenkt. Kein Orden der katholischen Kirche hat jemals einen so weit reichenden Einfluß auf das gesammte öffentliche Leben geübt. Für die Herstellung einer katholischen Weltmonarchie, in der das Papstthum der Mittelpunkt und die Gesellschaft Jesu die Seele sein sollte, hat der Orden seine ganze Kraft eingesetzt und in dieser Absicht nacheinander die Politik Philipp's II., Ferdinand's II. und Ludwig's XIV. beeinflußt und gefördert.

21. Der Schmalkaldische Krieg. Moritz von Sachsen.*)

(Nach Wilhelm Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten, und Friedrich von Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nachdem zu Crespy (1544) der Friede mit Frankreich abgeschlossen war (siehe S. 81), suchte Karl V. vor Allem die endlosen, ihn an jeder auswärtigen Unternehmung hindernden deutschen Religionsstreitigkeiten beizulegen. Da nun die Protestanten (mit Ausnahme des Herzogs Moritz von Sachsen) die Theilnahme an dem 1545 eröffneten Concilium in Trient förmlich verweigerten, so berief der Kaiser 1546 einen Reichstag nach Regensburg. Aber auch hier erschienen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich, Kürfürst von Sachsen, und Philipp, Landgraf von Hessen, gegen des Kaisers ausdrücklichen Wunsch nicht in Person, wohl aber die beiden Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg (fränkischer Linie) und der Herzog Moritz von Sachsen. Während hier die Katholiken der Meinung waren, man müsse den Religionsstreit ganz dem Concilium überlassen und der Kaiser solle die Protestanten zwingen, sich dessen Aussprüchen zu unterwerfen, verlangten die Protestanten einen Religionsvergleich im Wege eines deutschen Concils. Darauf ließ sich der Kaiser nicht ein, sondern warb ein

*) Die sächsischen Lande der Wettiner waren 1485 in zwei Massen getheilt worden: das kurfürstliche Sachsen, dem der größere Theil von Thüringen zufiel, und das herzogliche Sachsen, welches das Land Meißen umfaßte. Bei dieser Theilung war aber nicht alle Gemeinsamkeit der kurfürstlichen Ernestiner und der Albertinischen Herzoge aufgegeben; manche Güter, Rechte und Nutzungen blieben den beiden Linien gemeinsam und veranlaßten fortwährende Reibungen und Streitigkeiten, so daß die sächsischen Vettern keineswegs befreundete Nachbarn waren. Diese kleine dynastische Rivalität der beiden Fürstenhäuser erhielt erst rechte Nahrung durch die großen Gegensätze kirchlicher und politischer Parteiung; in den allgemeinen Fragen der Reichspolitik standen Ernestiner und Albertiner im entgegengesetzten Lager. Die Häupter beider Linien zeigt folgende Stammtafel:

Friedrich II., Kurfürst 1428—1464.

- Ernest, Kurfürst 1464—1486.
  - Friedrich der Weise, Kurf. 1486—1525, (Beschützer Luther's.)
  - Johann d. Beständige, Kurf. 1525—1532.
    - Johann Friedrich, Kurf. 1532—1547,
      - Johann Friedrich, zu Gotha.
      - Johann Wilhelm zu Weimar.
    - Johann Ernst, zu Coburg † 1554.
- Albert der Beherzte, Herzog, † 1500.
  - Georg, Herzog, seit 1536 Protestant, † 1539.
  - Heinrich, Herzog, † 1541.
    - Moritz, Herzog 1541, Kurfürst 1547—1553. Gemahlin Agnes, Tochter des Landgrafen Philipp v. Hessen.
      - Anna, Gemahl Wilhelm von Oranien.

Heer. Auf die Anfrage der Protestanten, was die Rüstungen bedeuteten, ertheilte er eine unbestimmte Antwort, daß er die Erhaltung des Friedens suche, daß er aber auch gegen die Ungehorsamen nach dem Rechte zu verfahren entschlossen sei. So rettete er den Schein, als gelte es nur der politischen Partei des Schmalkaldischen Bundes, nicht aber der Religion, und so traten selbst Protestanten auf seine Seite, wie die brandenburgischen Markgrafen (Johann von Küstrin, der jüngere Bruder des Kurfürsten von Brandenburg, und Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach) und der junge, ehrgeizige Herzog Moritz von Sachsen, aus der jüngern (Albertinischen) Linie des Kurhauses, der den Beitritt zum Schmalkaldener Bunde abgelehnt hatte, weil dessen Führung in der Hand seines ihm keineswegs freundlich gesinnten Vetters, des Kurfürsten von Sachsen, lag. Da eine Bulle des Papstes die Ausrottung der neuen Lehre deutlich genug als Zweck der ganzen Unternehmung ausgesprochen hatte, so war die Taktik des Kaisers in recht unangenehmer Weise blosgestellt. Er und Moritz verkündigten, sie führten keinen Glaubenskrieg, und in Rom triumphirte man schon, noch ehe ein Waffengang geschehen war, daß die Ungläubigen diesmal der Strafe nicht entgehen würden.

Da die Protestanten ebenfalls rüsteten, so schickte der Kaiser (20. Juli) die Achterklärung über die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes nach Deutschland, und Moritz erhielt den Auftrag, zwar nicht gegen seinen Schwiegervater, Philipp von Hessen, aber doch gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen die Acht zu vollziehen. Moritz erklärte, er werde das Kurfürstenthum des geächteten Vetters besetzen, um es so vor dem Uebergange in andere fremde Hände zu bewahren. Die Macht, welche der Schmalkaldische Bund, nach Vereinigung der sächsischen und hessischen Mannschaften mit den süddeutschen Contingenten, bei Donauwörth vereinigt hatte, wird auf 47,000 M. berechnet; aber man versäumte, den noch schwachen Kaiser anzugreifen, so daß dieser die aus Italien und den Niederlanden erwarteten Truppen ohne Hinderniß heranziehen und die Offensive ergreifen konnte. Herzog Alba führte den ersten Stoß gegen die Reichsstädte Ulm und Augsburg, die am wenigsten widerstehen konnten, und als diese keinen Schutz fanden, war auch die Unterwerfung von Württemberg und der Pfalz, ohnehin sehr zweifelhafter Verbündeter, entschieden. Der deutsche Süden lag zu den Füßen des Kaisers und seiner Spanier. Die Heere der Protestanten verließen eiligst ihre Stellung den Kaiserlichen gegenüber und suchten von dem eigenen Lande zu retten, was noch zu retten war. Schon am 27. October unterzeichnete der Kaiser den durch seinen Bruder abgeschlossenen Vertrag, demzufolge er die sächsische Kurwürde von Johann Friedrich auf Moritz übertrug.

Nachdem die Unterwerfung Süddeutschlands in den letzten Novembertagen vollendet war, brach das kaiserliche Heer nach dem Norden auf, die

Truppen der Protestanten in ihren eigenen Gebieten, Sachsen und Hessen, aufzusuchen. Das Heer des Schmalkaldener Bundes hatte das des neuen Kurfürsten Moritz ohne Mühe aus Sachsen vertrieben und sogar dessen Lande erobert. Auch in Böhmen war ein Aufstand gegen König Ferdinand ausgebrochen, der dem sächsischen Kriege die Hand reichte. Je größer aber die Gefahr einer Niederlage für den Kaiser war, desto mehr eilte er, obwohl krank, die Entscheidung herbeizuführen. Es war ihm ein Bedürfniß, die hartnäckigen Rebellen persönlich zu züchtigen. Nachdem er alle Anerbietungen einer Ausgleichung zurückgewiesen, erfocht er (24. April 1547) auf sächsischem Boden bei Mühlberg an der Elbe den glänzendsten Sieg über Johann Friedrich, welcher erst nach geendetem Sonntags-Gottesdienst auf dem Kampfplatze erschienen war, dann ritterlich focht, aber verwundet wurde und sich einem Edelmann aus Meißen gefangen ergeben mußte. Der siegende Kaiser äußerte: Veni, vidi, Deus vicit.

In dem Lager der Sieger wurde die Frage aufgeworfen und ernstlich erörtert, ob Johann Friedrich Land und Leben verwirkt habe, und ob man, zum abschreckenden Beispiele für alle rebellischen Ketzer, bis zur Todesstrafe gegen ihn schreiten solle. Aber selbst der Herzog von Alba meinte, man könne größern Nutzen aus einer Begnadigung Johann Friedrich's ziehen, wenn das sächsische Land als Preis für das Leben seines Landesherrn alle festen Plätze dem Kaiser überliefere und der Gefangene selbst zum Verzicht auf die Kurwürde gebracht werde. Auf solche Bedingungen ward denn auch am 19. Mai die Capitulation im Lager vor Wittenberg abgeschlossen. Moritz ward im Kurfürstenthum als der neue Landesherr anerkannt und Johann Friedrich, jetzt Herzog von Sachsen, mußte dem kaiserlichen Lager als Gefangener folgen.

Es galt nun auch den zweiten Führer des protestantischen Bundes in die Macht des Kaisers zu bringen. Mit besonderem Eifer betrieb der neue Kurfürst Moritz die Versöhnung des Landgrafen Philipp, seines Schwiegervaters, mit dem Kaiser, und es gelang seinen und des Kurfürsten Joachim von Brandenburg Bemühungen, einen Vergleich zu erzielen, demzufolge die hessischen Festungen dem Kaiser übergeben werden, der Landgraf selbst aber sich „zu Gnade oder Ungnade" dem Kaiser ergeben sollte. Den beiden Vermittlern gab Karl dabei die Versicherung, daß diese Unterwerfung dem Landgrafen „nicht zu körperlicher Strafe oder beständigem Gefängniß" gereichen solle. Als des Landgrafen Ankunft im kaiserlichen Lager bevorstand, erwog Karl, wie sehr er seine allgemeinen Pläne für Deutschland durch die Gefangenhaltung dieses unruhigen Gegners fördern könne. Daher beschloß er die zeitweilige Gefangenhaltung des Landgrafen bis zur definitiven Ordnung der deutschen Verhältnisse. Am 19. Juni ward eine Versammlung von Fürsten, Prälaten, und Gesandten nach Halle berufen, in welcher Philipp dem Kaiser zu Füßen fiel und durch seinen Kanzler (Günderode) erklären ließ: er ergebe sich auf

Gnade und Ungnade, bitte aber um Aufhebung der Acht und Herstellung in den vorigen Stand. In der kaiserlichen Antwort hieß es: „Die Acht und Lebensstrafe werde aufgehoben, auch solle Seine Fürstlichen Gnaden nicht mit ewigem Gefängniß beschwert werden.“ Während dieses Auftrittes (so lautet der, von Einigen jedoch in Zweifel gezogene, Bericht eines Augenzeugen) lachte der Landgraf auf eine so höhnische Weise, daß der Kaiser mit dem Finger drohte und sprach: „Wart, ich will dich lachen lehren.“ Gewiß stand Philipp von selbst auf, als Karl zögerte, ihm hierzu das Zeichen zu geben, auch reichte der Kaiser ihm die Hand nicht, was bei vollständigen Aussöhnungen sonst gewöhnlich war. Den Abend brachten der Landgraf, die Kurfürsten und viele der angesehensten Personen heiter bei dem Herzog von Alba zu; endlich wollten Alle aufbrechen, da erklärte Alba: der Landgraf müsse als Gefangener bei ihm bleiben. Jeder erstaunte über diese ganz unerwartete Zumuthung, und die beiden vermittelnden Kurfürsten klagten, daß sie offenbar getäuscht wären. Die kaiserlichen Räthe und Beamten, an welche sie sich zunächst wandten, antworteten aber einstimmig: es sei billig, den Landgrafen wenigstens bis zur Erfüllung des Vertrages in sicherer Haft zu behalten; auch sei ihm nicht die Freiheit, sondern nur versprochen worden: er solle nicht mit ewigem Gefängniß beschwert werden. Als endlich dem Kaiser bekannt ward, welcher Streit über den Sinn des Vertrages und das Recht der Gefangennehmung entstanden sei, erklärte er, durch den Vorwurf des Wortbruches empfindlich berührt: ehe hierüber Mißdeutung entstehe, wolle er lieber den Vertrag aufheben, Philipp frei ziehen lassen und den Krieg weiter gegen ihn führen. Anfangs war der Landgraf geneigt, hierauf einzugehen, allein er mußte dann der Eroberung und dem Verluste seiner sämmtlichen Lande entgegensehen. Deßhalb gestanden die vermittelnden Kurfürsten zuletzt, daß der Kaiser Recht zur Verhaftung habe und daß der Fehler von ihnen herrühre; doch baten sie, die Haft möglichst abzukürzen, wozu Karl sich auch geneigt erklärte. Für Moritz war dieser Ausgang besonders peinlich; ihm schob die öffentliche Meinung die Schuld an der Gefangenschaft des Landgrafen zu. Sein Fehler war, daß er nicht mißtrauisch genug gewesen. Was er hier vom Kaiser als Lehre hinnehmen mußte, hat er diesem später in einer Weise vergolten, die den Meister noch weit übertraf.

Schon im October 1547 waren die lästigen Bedingungen des hallischen Vertrages fast ganz erfüllt und der Landgraf, so wie die bürgenden Kurfürsten Moritz und Joachim lebten in der festen Hoffnung, seine Freilassung werde nunmehr ungesäumt erfolgen. Sie stellten deßhalb auf dem Reichstage in Augsburg (November 1547) in Verbindung mit der Landgräfin und den hessischen Ständen ihre Anträge, und erboten sich wiederholt, nöthigen Falls die Söhne des Landgrafen oder andere Personen als Geisel zu stellen. Der Kaiser lehnte aber den Vorschlag der Freilassung ab und nahm den Landgrafen mit nach den Niederlanden, wo er ihn, besonders, nachdem er zu

entfliehen versucht hatte, unbekümmert um wiederholte Vorstellungen seiner Verwandten und der Kurfürsten, in strenger Haft halten ließ. Im November 1551 wiederholten die letztern, unterstützt von etlichen Fürsten, ihre Bitte um Freilassung des Landgrafen; der Kaiser ging aber nicht darauf ein. Nochmals, am 1. März 1552, schrieb Moritz aufs dringendste und beweglichste: der Kaiser, den er wie seinen Vater von Herzen liebe, werde ihn nicht abschlägig bescheiden, sondern nach fünfjähriger Geduld endlich seinen Schwiegervater entlassen und zeigen, daß des Kurfürsten Ehre ihm etwas gelte.

Inzwischen hatte die gewaltsame und mit vielfacher Willkür verbundene Durchführung des Interims (siehe S. 96) als Reichsgesetz, mit welchem keine der beiden religiösen Parteien befriedigt war, eine norddeutsche Opposition hervorgerufen und die Protestanten sich zum Kampfe gegen die Execution des Interims gerüstet. Moritz von Sachsen hatte sich zum Haupte dieses neuen Schutzbündnisses gegen des Kaisers weltliche und kirchliche Reactions-Politik aufgeschwungen, und auf seinen Rath beschlossen die Verbündeten, im nächsten Frühjahre von der Defensive zur Offensive überzugehen und so den Fehler des Schmalkaldener Krieges nicht noch einmal zu begehen. Um dazu stark genug zu sein, sahen sie sich zu einer schmählichen Vereinigung mit dem nationalen Feinde gezwungen, die noch dazu theuer erkauft werden mußte. Sie wandten sich um Hülfe an den Erbfeind des Hauses Habsburg, Heinrich II. von Frankreich, dem sie eine Berücksichtigung seiner Wünsche bei der nächsten Kaiserwahl in Aussicht stellten. Allein dieser verlangte einen sofortigen Gewinn: den Besitz der lothringischen Grenzprovinzen, welche die französische Zunge redeten, also die Bisthümer Metz, Toul und Verdun nebst den gleichnamigen freien Reichsstädten. Und der norddeutsche Fürstenbund war nicht in der Lage, diesen Preis für einen gleichzeitigen Angriff Frankreichs auf den Kaiser zu verweigern. Bei der Beurtheilung dieses schmachvollen Vertrages, wodurch die deutschen Protestanten deutsches Gebiet an Frankreich ausgeliefert haben, darf man jedoch nicht vergessen, daß das nationale Gefühl durch das Vorwalten der kirchlichen Interessen in jener Zeit bedeutend abgeschwächt war. Die protestantische Kirche zu retten, galt kein Preis für zu hoch.

Im März 1552 brach König Heinrich gegen die deutschen Grenzlande auf, in prunkendem Manifeste der Welt verkündend, daß er Deutschlands Freiheit gegen den Kaiser zu vertheidigen übernommen habe. Gleichzeitig rückten auch die Truppen des Kurfürsten Moritz, des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach, des Landgrafen von Hessen ins Feld. Auch diese Fürsten erklärten in einem Manifeste an die deutsche Nation, diese sehne sich nach Religionsfrieden, alle kaiserlichen Bemühungen für ein Concil und für gewaltsame Durchführung der neuen Religionsedicte hätten nur beigetragen, den Zwiespalt zu vermehren, wider Recht und Billigkeit halte der Kaiser den edlen Landgrafen Wilhelm von Hessen gefangen; um ihn zu retten, seien

sie entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Zugleich berührten sie die allgemeinen Beschwerden der deutschen Nation gegen die kaiserliche Regierung: fremde Räthe leiteten die Angelegenheiten des deutschen Reiches, fremde Truppen überschwemmten das deutsche Land, in allen Dingen seien die Rechte der deutschen Nation durch den Kaiser gekränkt und verletzt. Die Heere der Aufständischen wandten sich zunächst nach Süddeutschland, um dort des Kaisers Macht aufzuheben, vielleicht ihn selbst, in seinem damaligen Aufenthalte Tirol, zu fangen, der weder ein Heer zur Hand hatte noch die Mittel, ein solches rasch anzuwerben, auch, mit Concil-Ideen und Successions-Projecten (für seinen Sohn Philipp) beschäftigt, den völligen Parteiwechsel des neuen Kurfürsten nicht zu bemerken schien. Ehe er sich's versah, war Deutschland in den Händen seiner Gegner. Am 4. April nahmen die Verbündeten Augsburg ein, während der französische König sich ohne Widerstand Lothringens bemächtigte und Karl durch seinen (ihm wegen des spanischen Successions-Projectes abgeneigten) Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln ließ (zu Linz), ohne daß deßhalb die Waffen ruhten; Moritz, selbst an der Spitze seines Heeres, drang über Füssen durch die Ehrenberger Klause in Tirol ein und besetzten ohne Hindernisse (und im geheimen Einverständnisse mit Ferdinand) Innsbruck, den damaligen Sitz des kaiserlichen Hofes; Karl, gichtkrank und gelähmt, mußte in einer stürmischen Nacht weiter ins Gebirge hinein (nach Villach in Kärnten) fliehen. Zwischen Karl und Moritz mit dem Fürstenbunde stand aber eine sehr große deutsche Mittelpartei, nämlich diejenigen Reichsstände (die rheinischen Kurfürsten, Brandenburg, Cleve, Baiern, Württemberg, die süddeutschen Bischöfe und Städte), welche die Nation vor dem Unglück eines neuen allgemeinen Krieges bewahren wollten. Deren consequentes und unbeirrtes Auftreten als Vermittler in den zu Passau eröffneten Verhandlungen hat für den Religionsfrieden den Ausschlag gegeben. Sie setzten die gleichzeitige Freilassung des Landgrafen und die Entlassung des aufständischen Heeres durch, und der Kaiser, als er keine Aussicht auf Hülfe des Reiches zur Verwirklichung seines Princips der Religionseinheit sah, ließ sich endlich durch die dringendsten Vorstellungen seines Bruders zu einer momentanen Nachgiebigkeit bewegen. Am 15. August unterschrieb er den **Passauer Vertrag**, der die einstweilige Gleichberechtigung und Duldung beider Religionen als Gesetz aufstellte (also das kaiserliche Interim aufhob), die definitive Lösung der religiösen Frage aber einem innerhalb sechs Monate zu berufenden Reichstage vorbehielt. Die Freigebung Johann Friedrich's erfolgte nur, nachdem er den Status quo in Sachsen anerkannt hatte.

Karl war, seinem spanischen Charakter gemäß, auch nach dem Passauer Stillstand fortwährend darauf bedacht, die nur mit kriegerischen Hintergedanken gemachten Concessionen wieder zurückzunehmen. Und wenn auch sein mißlungener Versuch Metz wiederzuerobern (s. Nr. 22) ihm noch nicht gestattete, sich offen gegen den Passauer Vertrag zu erklären, so glaubte er doch in dem

Markgrafen Albrecht von Culmbach, der jenen Vertrag nicht anerkannte und in die rheinischen Bisthümer raubend und plündernd eingefallen war, auch mit den fränkischen Bischöfen im Streite lag, ein Werkzeug gefunden zu haben, das gern für einen lockenden Preis jedes Wagniß auszuführen unternahm. Auch durfte er in den Ernestinern natürliche Vorkämpfer gegen Moritz erwarten. Daher fanden sich die conservativen Fürsten veranlaßt, gemeinsame Schritte zur Erhaltung des Friedens zu thun, und Kurfürst Moritz, der die Rache des Kaisers für seinen Ueberfall befürchten mußte, stellte sich an die Spitze der Vertheidiger seines Friedenswerkes, zu denen namentlich auch sein bisheriger Bundesgenosse, König Ferdinand von Böhmen und Ungarn, gehörte. Dieser ließ ein Hülfsheer aus Böhmen zu den Schaaren des sächsischen Kurfürsten (der auch ihm Hülfe in Ungarn geleistet hatte) stoßen. Als nun Albrecht von seinem Raubzuge in Franken sich nach Niedersachsen wandte, um den alten Herzog von Braunschweig mit Fehde zu überziehen, eilte das sächsisch-böhmische Heer herbei und brachte ihm am 9. Juli eine förmliche Niederlage unweit des Dorfes Sievershausen bei; aber die Sachsen hatten den Sieg theuer erkauft: Herzog Moritz wurde von hinten durch einen Schuß in den Leib (angeblich mit einer silbernen, mit Speck umschlagenen Kugel) tödtlich verwundet, unter einen Weidenbaum gelegt, wo er noch die Verfolgung leitete, als er, wie Epaminondas, den Sieg erfahren hatte. Am 11. Juli verschied er.

Rascher und thätiger ist selten ein Fürstenleben über die Bühne gegangen, als das des Herzogs Moritz. In 12 Jahren fast eben so viel Feldzüge, eine große Anzahl Reisen, Besuche von Reichstagen und Fürstenversammlungen, dabei wichtige innere Institutionen füllen seine Regierung aus. Er war eine merkwürdige Erscheinung! In Erstaunen versetzt uns immer die frühe Reife und Selbständigkeit seines politischen Wesens. Viele Fäden nach den verschiedensten Seiten hält er in seiner Hand. Dem Zuschauer mag sich das Gewebe oft verwirren, er allein übersieht es mit ungetrübter Klarheit. Kühl und überlegt, weitschauend und nachhaltig ist die Politik des jungen Mannes, der mit 25 Jahren durch seine politischen Schachzüge das mächtigste Kurfürstenthum des Reiches an sich gebracht, der nachher mit 30 Jahren dem Herrn der Welt die Netze gestellt, in denen die kirchliche Weltpolitik ihren Untergang gefunden hat. Beide Male hat er geschickt seine Ziele verhüllt, und sein politisches System enthüllte sich erst, als es mit Erfolg gekrönt war. Heftig und aufbrausend war er, dabei aber doch verschwiegen und sehr zurückhaltend mit seinen politischen Gedanken. Nicht in dem Erfassen weiter Gesichtspunkte oder ferner Ziele beruht der eigenthümliche Zauber, mit dem sein Thun den politischen Beobachter anzieht, vielmehr scheint er immer nur das nächste praktische Ziel im Auge zu haben. In nicht vollen 7 Jahren hat er die Gründung einer norddeutschen Hausmacht und die Sicherung des Religionsfriedens für den bedrohten Protestantismus erreicht.

Markgraf Albrecht ward von dem Herzog von Braunschweig nochmals besiegt, dann vom Kammergericht und vom Kaiser als Landfriedensbrecher geächtet und floh aus dem Reiche. Allmählich gerieth er in die größte Noth und Verachtung, bis eine schreckliche Krankheit seinem wüsten Leben ein Ende machte (1557).

Der Reichstag, welcher den Stillstand von 1552 in einen definitiven Religionsfrieden verwandeln sollte, kam erst 1555 in Augsburg zusammen. Denn Karl konnte seine Bedenken gegen religiöse Concessionen nicht fahren lassen und gab zuletzt seinem Bruder Ferdinand unbeschränkte Vollmacht, die religiöse Frage zu ordnen, jedoch nicht als Vertreter des Kaisers, sondern aus eigener Macht und Befugniß als römischer König; er selbst wünschte alle Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Die Bürde der Weltherrschaft drückte den alternden Kaiser schwer, und schon war in ihm der Entschluß gereift, auf die Kaiserkrone zu verzichten. König Ferdinand hatte schon in Passau die Nothwendigkeit religiöser Duldung zugegeben, aber bei den Verhandlungen in Augsburg fehlte es den Protestanten an einer Leitung, wie sie Kurfürst Moritz seinen Glaubensgenossen gewährt hatte. Da setzten die katholischen Stände, unter dem Einflusse päpstlicher Agenten, die Beschränkung der Religionsfreiheit auf die unmittelbaren Reichsstände durch und verwarfen die von den Protestanten gewünschte Freigebung der Religion auch an die Unterthanen der Reichsstände, welche freilich unter den damaligen Verhältnissen den Untergang des Katholicismus in Deutschland herbeizuführen drohte. Eine zweite Forderung der Protestanten, nämlich, daß ein geistlicher Fürst nicht seine Stelle verlieren solle, wenn er sich zur Augsburger Confession bekenne, führte zu den heftigsten Debatten und hätte beinahe die ganze Friedensarbeit rückgängig gemacht, denn die Katholiken und selbst König Ferdinand, vom päpstlichen Nuncius angefeuert, wollten sich nicht zu dieser protestantischen Auffassung verstehen, die Protestanten aber drohten, den Reichstag zu verlassen, mit der Andeutung, man werde auch den unbeschränkten Frieden von den katholischen Widersachern zu erzwingen wissen. Nachdem der Nuncius den Reichstag verlassen hatte, einigte man sich endlich dahin, der beschränkende Zusatz, welcher die Augsburger Confession von den geistlichen Ständen abzuhalten bestimmt war, solle in die Urkunde des Reichsabschiedes aufgenommen werden, zugleich aber der Protest der Protestanten gegen diesen sog. „geistlichen Vorbehalt". So hatte auch der Augsburger Religionsfriede vom 25. Sept. 1555 nicht alle streitigen Fragen endgültig gelöst.

Die Sache der Religion war, wie die Regierung des Reiches, den Territorialherren überantwortet. Der Friede enthielt nicht nur die Keime der späteren, furchtbaren Religionskämpfe, sondern auch die des vollständigen politischen Verfalls. An die Stelle der deutschen Monarchie trat eine aristokratische Föderativrepublik. Das konnte Niemand erwünschter sein als Frank-

reich, das ja immer die deutsche Freiheit zu unterstützen vorgegeben hatte. Die lothringischen Eroberungen mußten ihm gelassen werden; in Piemont besaß es den Schlüssel zu Italien; das Mittelländische Meer theilte es mit den befreundeten Osmanen und dem Dey von Algier. Aber noch stand Spanien-Burgund als Großmacht über ihm. Der Krieg zwischen beiden Nachbarn war nun unvermeidlich.

22. Karl's V. Abdankung und Tod.

(Nach Fr. von Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach dem Abschlusse des Passauer Vertrages hatte Kaiser Karl V. einen Versuch gemacht, die von den Franzosen im April 1552 (in Folge des Vertrags mit Moritz von Sachsen, s. S. 106) besetzte Stadt Metz wieder zu gewinnen. Er umschloß dieselbe mit einem Heere von 60,000 Mann; aber Regen und Kälte erzeugten ansteckende Krankheiten, welche die Hälfte seines Heeres hinrafften und ihn nöthigten, die Belagerung aufzuheben (1. Januar 1553). Doch der Krieg dauerte an der Nordgrenze fort, bis die beiderseitige Erschöpfung einen fünfjährigen Waffenstillstand herbeiführte, der, abgeschlossen (am 5. Februar 1556) in dem Kloster Vaucelles bei Cambrai, den ersten Schritt zur Schmälerung Deutschlands enthielt, indem er die Franzosen im Besitze ihres, durch Bethörung deutscher Fürsten gelungenen Raubes (der Städte Metz, Toul, Verdun und einiger Orte in Luxemburg) ließ.

Wie also durch den Augsburger Religionsfrieden (s. S. 109) im Jahre vorher die Religionsstreitigkeiten vorläufig beendet waren, so stellte der Waffenstillstand von Vaucelles auch in weltlicher Hinsicht die Ruhe einstweilen her, und nun konnte der Kaiser unter dem Drange des körperlichen Ungemachs und des politischen Unglücks einem Entschlusse genügen, den er schon früher gefaßt und auch bereits zum Theil ausgeführt hatte: dem Entschlusse, der Herrschaft zu entsagen. Schon seit dem Juli 1552 hatte er seinem Bruder Ferdinand die Regierung in Deutschland auf seine eigene Verantwortung überlassen, weil er die allgemeine Strömung zum Religionsfrieden nicht mehr aufzuhalten vermochte. Nachdem er dann 1554 seinem Sohne Philipp das Königreich Neapel übergeben hatte, versammelte er am 25. October 1555 Verwandte, Beamte und Stände in Brüssel. Gestützt auf einen Stab und die Schulter Wilhelm's von Oranien, sprach der von Gichtschmerzen hart mitgenommene Kaiser, dessen angeborner Hang zur Schwermuth eine Erbschaft seiner Mutter war, kurz und würdig von seiner Regierung und seinem jetzigen Vorhaben. „Neun Mal (erzählte er unter Anderem) kam ich nach Deutschland, sechs Mal nach Spanien, sieben Mal nach Italien,

zehn Mal nach Flandern, vier Mal nach Frankreich, zwei Mal nach England, zwei Mal nach Afrika, vier Mal segelte ich über die Nordsee, acht Mal durchs Mittelländische Meer. Krieg habe ich angefangen, mehr gezwungen, denn aus Neigung. Schmerzlicher als alle Mühe und Anstrengung ist es für mich, Euch zu verlassen; aber nothwendig, da ich unfähig bin, meinen Beruf länger zu erfüllen. Schon früher faßte ich in Deutschland den Entschluß, abzudanken; Empörung jedoch, der französische Krieg und der Wunsch, Deutschlands Grenzen unverletzt zu erhalten, regten mich nochmals auf. Jetzt lege ich die Regierung nieder, nicht aus Scheu vor Anstrengungen, sondern weil meine längere untaugliche Herrschaft Euch nur schaden würde. Haltet fest an dem katholischen, von jeher in der Christenheit anerkannten Glauben; ohne ihn fehlt die Grundlage alles Guten und Unheil aller Art bricht herein. — Oft habe ich gefehlt in falschem Jugendeifer, aus Mangel an Erfahrung oder aus menschlicher Schwachheit überhaupt; betheure aber, daß ich nie mit Wissen, Bedacht und Vorsatz Jemanden beleidigt oder Unrecht gethan habe oder von Andern habe thun lassen. Sollte dennoch Einer glauben, er könne sich mit Recht beschweren, so bitte ich ihn, mir meine Irrthümer und Alles zu verzeihen, worüber Klage zu erheben wäre."

Hierauf wandte sich Karl an seinen Sohn und ermahnte ihn, er solle seine Unterthanen lieben, gerecht herrschen und den katholischen Glauben mit der Sorgfalt seiner Vorfahren aufrecht erhalten. Ganz erschöpft von der Anstrengung und Gemüthsbewegung mußte Karl sich wieder setzen; alle Gegenwärtigen waren aufs tiefste bewegt. Philipp kniete vor seinem Vater nieder und sagte: „So unwürdig ich solcher Ehre bin und so schwer die Last meinen Schultern ist, will ich doch meinem Vater gehorchen und hoffe, mit Gottes Hülfe, die Flanderer gerecht und so zu beherrschen, daß sie keinen Grund haben werden sich über mich zu beklagen." Maria, des Kaisers Schwester, legte ihre seit 25 Jahren mit Verstand und Mäßigung geführte Statthalterschaft nieder, die Stände der meisten Landschaften huldigten Philipp und dieser beschwor ihre Rechte. Auch die Nachfolge in Deutschland hatte Karl V. seinem Sohne Philipp zugedacht, als plötzlich der unerwartete Tod des jungen Königs Eduard VI. von England († 6. Juli 1553) und die Thronbesteigung der Maria Tudor (Karl's Cousine) andere Aussichten eröffnete. Philipp mußte die neue Königin von England heirathen und sollte hier die Aufgabe der Gegenreformation übernehmen. Der Besitz des englischen Reiches sicherte zugleich dem jungen Universalherrscher seine Herrschaft über die Niederlande und bedrohte den französischen Nebenbuhler noch von einer andern Seite. So wurde denn Karl's Idee von einer spanischen Succession in Deutschland, dieser Wiege der Reformation, diesem Ursitz der neuen Ketzer-Secten, aufgegeben und der Kaiser konnte seinem Bruder Ferdinand die frohe Botschaft melden, daß die spanische Linie des Hauses Habsburg auf Deutschland verzichtet habe.

Nachdem Karl am 7. September 1556 die Kaiserkrone zu Gunsten seines Bruders niedergelegt hatte, schiffte er sich mit seinen beiden Schwestern, den verwitweten Königinnen Eleonore von Frankreich und Maria von Ungarn, nach Spanien ein. Am 24. Februar 1557 (seinem 57. Geburtstage, dem Tage des Sieges bei Pavia und der Kaiserkrönung in Bologna) bezog Karl eine einfache Wohnung in dem Hieronymitenkloster des heiligen Justus bei Placentia. Schon früher hatte ihn die Schönheit dieser einsamen Gegend so angesprochen, daß er den Wunsch ausdrückte, den letzten Abend seines Lebens hier zuzubringen. Mit wenigen getreuen Dienern führte Karl hier, allen Antheil an weltlichen Geschäften von sich weisend, ein stilles, höchst einfaches Leben. Musik, Pflege seines Gartens, wissenschaftliche Beschäftigungen und geistliche Uebungen füllten seine Zeit. Dieses einfache Leben stärkte Anfangs seine Kräfte, dann kehrten die alten Uebel mit erneuter Stärke zurück und er fühlte, daß sein erschöpfter Leib ihnen bald unterliegen müsse. Deßhalb soll er, wie wenigstens von einem angeblichen Augenzeugen 20 J. später berichtet wird, dem Tode mit begeisterter Kühnheit oder wehmüthiger Sehnsucht ins Auge schauend, angeordnet haben, daß sein Leichenbegängniß schon bei seinem Leben mit allen Feierlichkeiten begangen werde. Zu diesem Zwecke ließ er sein Grabmal in der Capelle des Klosters errichten, seine Diener gingen paarweise mit Fackeln in der Hand dahin. Er selbst folgte im Todtengewande und wurde feierlich in den Sarg gelegt. Während der Seelenmesse betete er mit den Umstehenden für die Ruhe seiner Seele. Die Ceremonie endete damit, daß der Sarg mit Weihwasser besprengt wurde; die Versammlung ging auseinander, Karl stieg aus seinem Sarge und begab sich in seine Zelle, voll von den schwermüthigen Gedanken, die eine so sonderbare Ceremonie hervorbringen mußte. Die Krankheit Karl's nahm zu und artete in ein Fieber aus, dem er am 21. September 1558 erlag. In dem Grabgewölbe des Escurial ist nachher seine Leiche beigesetzt worden. Seine Schwestern Eleonore (die zweite Gemahlin Franz' I.) und Maria (Gemahlin des bei Mohacs gefallenen Königs Ludwig II. von Ungarn) starben in demselben Jahre.

---

23. Parallele zwischen Karl V. und Franz I.

(Nach Leopold von Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa und Wilhelm Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in un-

ermüdlicher Thätigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortschreiten. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Nach dem frühen Tode seines Vaters, des Erzherzogs Philipp des Schönen, und bei der unglücklichen Geisteszerrüttung seiner Mutter Johanna ward seine Erziehung von seiner Tante, der Erzherzogin Margaretha, geleitet und sein Hofmeister, Herzog von Chièvres, gewann einen solchen Einfluß über den jungen Fürsten, daß dieser zu keiner selbständigen Meinung gelangen konnte. Selbst als seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde errangen, blieb er ruhig in Spanien, dessen Regierung ihm bereits in seinem 16. Lebensjahre zugefallen war. Erst mit den Jahren entwickelten sich allmählich seine Anlagen und der Anfangs träge und theilnahmlos erscheinende kaiserliche Jüngling verwandelte sich seit seinem 30. Lebensjahre, seit seinem ersten Auftreten in Italien (1529), in den mächtigsten Selbstherrscher seiner Zeit. Obwohl im Mannesalter von der Gicht hart geplagt, war er doch immer zu rascher Thätigkeit bereit; inmitten aller körperlichen Leiden nie ganz niedergedrückt, erhob er sich bei dem ersten Rufe zu allen Strapazen, die man von ihm fordern konnte. Seine Theilnahme an den Staatsgeschäften nahm immer mehr zu, er hörte zwar auch noch später den Rath erfahrener und verständiger Minister (wie Granvella's), aber die Entscheidung in den vorgelegten Fragen gab er selbst, und persönlich vollzog er die wichtigeren Acte seiner Staatsregierung. Wie verschieden ist in dieser Beziehung Karl von seinen Zeitgenossen auf dem Throne, insbesondere von seinem französischen Rivalen! Während Franz I., den Vergnügungen nachhängend, stets dem Einflusse eines Ministers unterliegt, ist Karl seit seinem Mannesalter selbst die Seele seiner Regierung gewesen, ohne die Herrschaft oder die Leitung eines Ersten Ministers.

Auch an den militärischen Erfolgen seiner Regierung hatte Karl selbst einen bedeutenden Antheil. Von den großen Generalen, die im ersten Jahrzehnte seiner Regierung seine Heere zum Siege geführt hatten, war ihm nachher für seine vielen Feldzüge auch nicht Einer am Leben geblieben. Ein Glück, daß er selbst diesen Mangel zu ersetzen wußte. Er selbst hat den siegreichen Zug gegen Tunis geführt, ihm selbst war die Rettung des Heeres vor Algier zu danken, er selbst hat den Einfall in das Herz von Frankreich geleitet, er selbst hat endlich wohl die trefflichen Dispositionen in dem Feldzuge des Herbstes 1546 entworfen. Trotz seiner Kränklichkeit und körperlichen Schwäche war er im Lager rührig aufgeweckt, wollte Alles selbst sehen, Alles selbst leiten, wußte Vortheile und Nachtheile schnell zu übersehen; hier verläugnete er den großen Kaiser und that Dienste, wie jeder andere General.

Auch den eigentlichen Geschäften des Politikers, den Verhandlungen, Conferenzen, Audienzen, den Fürsten-Congressen und den persönlichen Zu-

sammenkünften der politischen Häupter war er nicht abgeneigt. Doch eignete sich seine reizbare Natur wenig zum Diplomaten und riß ihn oft zu Aeußerungen hin, die sich eben so wenig mit der Würde seiner Stellung wie mit dem Ernst der Sache vertrugen (so im J. 1547 dem päpstlichen Nuncius gegenüber). Dies erkennend, überließ er in spätern Jahren, als die Leidenschaftlichkeit noch durch seine zunehmende Kränklichkeit gesteigert wurde, mehr und mehr die Verhandlungen seinen Ministern und trat selbst nur in den außerordentlichsten Fällen auf.

Von dem Gefühl ganz erfüllt, daß er ein Kaiser sei, wie jene großen Kaiser des Mittelalters, wähnte er, ihm gebühre nicht nur der erste Rang in der Christenheit, sondern geradezu die Herrschaft und Hoheit über alle andern Länder Europa's. Die andern Könige erschienen ihm da nicht als gleichberechtigt; die deutschen Fürsten sah er kaum anders an, wie die spanischen Granden, das eigenthümliche Verhältniß seiner deutschen Herrschaft wollte ihm niemals in den Sinn.

Bei Karl V. wie bei seinem Sohne Philipp II. war das kirchliche Gefühl ihres Katholicismus und die politische Tendenz ihrer europäischen Stellung innig mit einander verwachsen. Durch alle Windungen und Krümmungen seiner Politik, zu Papst und zu Protestanten, bleibt ihm das Ziel unverrückt vor Augen, die katholische Kirche in alter Herrlichkeit herzustellen und in unbefleckter Reinheit aus den Händen des Protestantismus zu retten. Keinen Krieg hat er mit solcher, an spanischen Fanatismus grenzender Leidenschaft geführt, wie jenen Protestantenkrieg gegen Sachsen und Hessen. Gichtkrank und bleich wie der Tod, hat er sich bei Mühlberg selbst in den Kampf gestürzt, von Gott erflehend, daß er seine Beleidiger strafen wolle; er hat zuletzt den Sieg mit den Worten gefeiert: „Gott hat gesiegt!" (Vergl. S. 104.) Die Vernichtung der deutschen „Ketzer" war von Jahr zu Jahr immer mehr das Loosungswort seiner Politik geworden. Diese bediente sich zu solchem Zwecke als Mittel nicht nur der schärfsten „Ketzer-Edicte", sondern verschmähte es auch nicht, den Gegner zu überlisten, von den Protestanten Hülfe für politische Dinge zu erlangen, sie durch doppelsinnige Verheißungen eines Concils hinzuhalten, ja einzelne Kräfte von dem protestantischen Bunde zu lösen. Und wenn diplomatische Ueberlistung nicht zum Ziele führte, so erhob sich die kaiserliche Macht zu einem bewaffneten Angriffe, um die mittelalterliche Weltherrschaft in Staat und Kirche herzustellen. Aber alle Erfolge, die Karl im Einzelnen errungen, haben an der Unmöglichkeit des Grundgedankens seiner Ziele nichts zu ändern vermocht.

Franz I. war ein lebenskräftiger, schöner Mann, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Hauptharr, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber Alles athmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm. Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der

Begriff des erneuerten Ritterthums zur Pflicht machte. Man sah ihn des Waffenspiels in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an einem Tage hat er 60 Mal seine Lanze gebrochen. Wie der Schönste, so hatte er den Ehrgeiz, auch als der Stärkste und Gewandteste der Gesellschaft zu erscheinen. Einst in Amboise ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holze in den Schloßhof bringen, um die Augen der Gesellschaft, die ihn umgab, an der Wuth dieses Thieres zu weiden; aber der Eber fand durch eine schlecht verrammelte Thür den Weg in das Schloß; Alles floh aus einander; der König ging dem heranstürzenden Thier entgegen und versetzte ihm geschickt und stark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten verblutete; er hätte nicht gelitten, daß ein Anderer das gefährliche Abenteuer bestanden hätte. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd und ist dabei mehr als einmal in Lebensgefahr gerathen. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen.

Doch kannte er auch noch andere Beschäftigungen; denn während er den sinnlichen Vergnügen selbst über die Schranken von Zucht und Sitte nachhing, besaß er doch auch für das reinere Vergnügen und die Thätigkeit des Geistes einen leicht erweckten Sinn. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; eben in dem König stellte sich die mannichfaltige Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Cultur auf den Genius der Franzosen am lebendigsten dar. Die Tendenz des Jahrhunderts, das Studium der classischen Literatur, die profane Gelehrsamkeit überhaupt, zu erneuern nahm er ganz in sich auf. Wie manche Professoren der Sprachen oder des römischen Rechtes, wie manche Dichter und Alterthumskundige folgten seinem Hofe! Gelehrte italienische Ausgewanderte fanden hier eine Freistatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, belohnte ihre Arbeiten. Franz I. hatte eine ganz unbegrenzte Wißbegier; stets wünschte er noch mehr zu lernen, und besonders die Classiker zu lesen; da er nicht eigentlich gelehrt war, so beförderte er zu seiner eigenen Genugthuung Uebersetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich seiner Nation den größten Dienst. Denn bei weitem die Meisten waren in seinem Falle; sie folgten seinem Beispiel; mit Recht hat man den König gepriesen, daß er sein Volk, hauptsächlich hierdurch, aus der alten Unwissenheit gezogen habe.

Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Den Leonardo da Vinci nahm er mit sich aus Italien herüber, nicht allein seiner künstlerischen Verdienste, sondern auch seiner persönlichen Trefflichkeit und seiner reichen Kenntnisse wegen. Gar manche andere italienische Meister zog er an sich, eröffnete ihnen Werkstätten, besuchte sie darin und zeigte ihnen persönliche Gunst. Wie in der Literatur so in der Kunst beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes, welche weit über seine Zeit hinaus reicht. Für den Uebergang des französischen Geschmackes von der Weise

des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so großem Einfluß gewesen, als Franz I. Seine Zeit hat darin ihren Reiz, daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück: die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz; eben so aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über Alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt, der Begriff des allerchristlichsten Königthums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterischen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes und ihrem ungebundenen Vergnügen. Ein recht bedeutender Ausdruck und Repräsentant dieser Zeit ist König Franz I. selbst.

---

24. Spanien auf dem Gipfel der Macht.

(Nach Wilh. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit, und Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die pyrenäische Halbinsel, abgeschieden vom übrigen Europa, gleichsam ausgeschlossen vom europäischen Geiste, hat an dem Leben der europäischen Culturvölker in sehr eigenthümlicher Weise Theil genommen. Im Mittelalter ward das ganze Leben der spanischen Nation durch den Racen- und Religionskrieg zwischen den alten, eingesessenen, christlichen Landesbewohnern und den eingedrungenen Arabern islamitischen Bekenntnisses beherrscht. Durch einen solchen Kampf für Heerd und Glauben, der vom Anfange des 8. bis gegen Ende des 15. Jahrhdrts. dauerte, hatte sich ein fanatischer Kriegseifer entwickelt; man hatte gelernt, in kriegerischen Erfolgen die Ehre des Einzelnen zu sehen; der Spanier fand nur ein Leben voll Gefahren und abenteuerlicher Ritterlichkeit noch anziehend, dagegen an ruhiger und stetiger bürgerlicher Arbeit wenig Gefallen. Dabei hatte nicht einmal die Gemeinsamkeit der Interessen die einzelnen Spanier wider denselben Feind vereinigt; jeder mächtige Baron oder Graf, jede Stadt und jede Landschaft pflegte den Maurenkrieg auf eigene Hand zu führen. Was man dem Islam abgewann, bildete nicht einen Staat, sondern es entstanden viele kleine, selbständige Reiche nebeneinander, und wenn auch einzelne durch Erbschaft, Heirath u. s. w. unter demselben Regenten vereinigt wurden, so behielt doch jedes der Reiche die alte eigenthümliche Verfassung in voller Selbständigkeit. Die beiden bedeutendsten dieser Reiche, abgesehen von Portugal, waren im 15. Jahrhdrt.

Castilien (nebst Leon und Galicien) und Aragon (mit den Nebenländern Catalonien und Valencia). Es lag auf der Hand, daß die weitere Vereinigung von Castilien und Aragon auch sofort das staatliche Uebergewicht auf der Halbinsel und die Zukunft Spaniens entschieden haben würde. Diese Vereinigung war auch schon mehrfach versucht worden, hatte sich aber nicht zu behaupten vermocht, bis durch die Vermählung des 17jährigen Kronprinzen Ferdinand von Aragonien mit der ein Jahr ältern Isabella, der voraussichtlichen Nachfolgerin ihrer Brüder Alfons und Heinrich in Castilien, der Grund zur spanischen Monarchie gelegt wurde (1469). Man ließ jedoch die besondere Verfassung und Regierung in beiden Reichen fortbestehen.

1. Ferdinand der Katholische (1479—1516) und Isabella (1474—1504).

Ferdinand, durch und durch ein Verstandesmensch, ein überlegter Rechner, verstand es vortrefflich, sowohl in den kirchlichen Angelegenheiten, als in den politischen Fragen die bestehenden Verhältnisse zu benutzen. Um vor Allem der Rechtsunsicherheit ein Ende zu machen, die schon sein Vater (Juan II.) ohne besondern Erfolg abzustellen bemüht gewesen war, benutzte das Königspaar ein altes populäres Institut. Schon im Mittelalter hatten die Städte Castiliens „Verbrüderungen" (hermandades) zu gegenseitigem Schutze wider die Uebergriffe und Bedrückungen des Landadels geschlossen. Jetzt übernahm die Krone selbst die Führung einer neuen Verbrüderung aller Städte in Castilien und wußte dem von den Cortes genehmigten neuen Landesgesetz auch bei den Höchsten und Trotzigsten des Adels Gehorsam zu verschaffen. Diese Hermandad hatte bereits im J. 1498 die Anarchie so vollständig beseitigt, daß man sie auflösen konnte. Dann brachte Ferdinand durch eine außerordentlich geschickte Operation die Vertheilung aller kleinen Rittergüter und Ritter-Pensionen in seine Hand. Zur Zeit der Kreuzzüge waren nämlich, nach dem Vorbilde jener großen Ritterorden der gesammten Christenheit, auf spanischem Boden die drei Orden von San Jago de Compostella, von Calatrava und von Alcantara entstanden, welche den heiligen Krieg gegen den Islam lebendig zu erhalten übernahmen. Diese Orden hatten auf allerlei Weise große Reichthümer erworben; alle kleinern Leute adeligen Standes gehörten ihnen an und waren von dem Ordensmeister gänzlich abhängig, da diesem die Verleihung der Güter und Renten, über die der Orden verfügte, zustand. Diese Adels-Corporationen, in sich geschlossen, voll Unabhängigkeitssinn, bildeten wahre Staaten im Staate. Da es nicht leicht schien, diese Institute, die durch so viele Adern mit dem Gesammtleben der Nation zusammenhingen, zu beseitigen, so gerieth Ferdinand auf den einfachen Gedanken, auch hier die Führung zu übernehmen. Als die Großmeisterwürde von S. Jago (1476) erledigt war, eilte Isabella ins Capitel und wußte die Wahl ihres Gemahls als Nachfolger durchzusetzen.

Bei einer neuen Wahl im Orden von Calatrava (1487) erschien Ferdinand persönlich, zeigte den Rittern eine Bulle des Papstes, welche ihm die Großmeisterwürde übertrug, und erzwang deren Anerkennung durch Drohung mit offener Gewalt. Den dritten Orden, den von Alcantara, unterwarf er sich (1494), indem er den Großmeister zu freiwilliger Abdankung, zum Tausche dieser Stellung mit dem Erzbisthum Sevilla bewog.

In eine ähnliche Unterordnung unter das Königthum, wie den Adel, der zu einem gefügigen Werkzeuge der königlichen Politik geworden, gelang es dem Königspaare, dem der Papst den Ehrennamen der „Katholischen Könige" verlieh, die Kirche zu bringen, indem der Krone durch ein Concordat ein ganz unbedingtes Präsentationsrecht zu allen wichtigeren kirchlichen Aemtern bewilligt wurde. So konnte die Staatsgewalt nicht nur eine gründliche Reinigung des kirchlichen Personals, sondern auch eine durchgreifende Reform der kirchlichen Einrichtungen vornehmen, schon lange bevor in Mitteleuropa die Reformation begann. Auch ward durch die Erneuerung der Inquisition nicht nur für die Reinheit des Glaubens gesorgt, sondern der Staatsgewalt auch eine Maschine zur Verfügung gestellt, mit der sie jeden Gegner treffen und vernichten konnte.

Nachdem Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt war, entfalteten sich auch der Handel und Gewerbfleiß zu schönster Blüte. Und als nun im fernen Westen, jenseit des Oceans, die Spanier Entdeckungen und Eroberungen in rascher Folge machten, schwelgte das spanische Volk im Genusse seines neuen Reichthums. Mit der wachsenden materiellen Blüte des Landes hielt auch die geistige Cultur gleichen Schritt; in Wissenschaft und Dichtkunst begann sich ein reges Leben zu entfalten, so daß spanische Patrioten nicht ohne Grund die beiden Jahrzehnte von 1495—1515 als die goldene Zeit spanischer Nationalgeschichte gefeiert haben.

Am glänzendsten aber zeigte sich in der auswärtigen Politik Ferdinand's Größe, indem er seinem bisher isolirten Staate eine hervorragende Bedeutung unter den europäischen Mächten zu verschaffen wußte. Sein doppeltes Ziel, welches er mehr als 30 J. hindurch mit zähester Consequenz verfolgte, war, sowohl das ganze Gebiet der pyrenäischen Halbinsel dem neuen Doppelreiche einzuverleiben, als zugleich alte dynastische Ansprüche des Hauses Aragon auf Länder außerhalb Spaniens geltend zu machen und dadurch der drohenden Uebermacht Frankreichs ein ausreichendes Gegengewicht zu schaffen. So wurde denn in demselben Jahre (1492), in welchem die Entdeckung eines neuen Welttheiles dem strebsamen Spanier die Aussicht in eine gewinnreiche Zukunft eröffnete, der Staat sowohl im Norden als im Süden abgerundet: dort durch die Wiedergewinnung der Grafschaften Roussillon und Cerdana, welche Ferdinand's Vater an Frankreich abgetreten hatte (1462), um Hülfe gegen die aufrührerischen Catalonier zu erhalten, die aber jetzt Karl VIII. zurückgab, um für seine Absichten in Italien Spaniens

Neutralität zu erkaufen; im Süden ward das letzte maurische Reich, Granada, erobert und damit der Islam definitiv von der Halbinsel gebannt. Ferdinand's Werk war es ferner, wenn im J. 1495 fast ganz Europa gegen Karl VIII. aufstand und dessen glorreicher Zug nach Neapel (siehe S. 38) ohne jeden Erfolg für Frankreich armselig im Sande verlief. Da Ferdinand niemals die Herrschaftsrechte der Krone Aragon auf Neapel und Sicilien aufgegeben hatte, so regte er die Idee an, Neapel zwischen beiden Prätendenten, Spanien und Frankreich, zu theilen, eroberte gemeinsam mit den Franzosen Neapel (1501), vertrieb aber bald seinen Mitbesitzer (Ludwig XII.) aus dem Lande und behauptete sich im Besitze des Ganzen. (Siehe S. 39.) Wenn an eine Eroberung Portugals auch nicht zu denken war, so hat Ferdinand doch durch Heirathen (namentlich seiner ältesten Tochter Isabella mit dem Kronprinzen Emanuel) die Vereinigung Portugals mit Spanien angestrebt, aber rasch auf einander folgende Todesfälle (seiner Kinder und Enkel) haben diesen Plan nicht zur Ausführung gelangen lassen. Dagegen hat er es noch erlebt, die seit seinem Regierungsantritte so consequent gewünschte Abrundung im Norden durchzusetzen. Während nämlich Ludwig XII. in Italien vollauf beschäftigt war (1512, siehe S. 42), ließ er Navarra besetzen, und es gelang ihm, dieses Grenzland zu behaupten.

Als die Königin Isabella 1504, zwölf J. vor ihrem Gatten, starb, von der Nation tief betrauert, hatte Ferdinand in Castilien nichts mehr zu befehlen. Dort folgte seine Tochter Johanna, die den Erzherzog Philipp den Schönen geheirathet hatte. Diese aber litt an geistiger Störung und war persönlich zur Führung der Geschäfte unfähig. Damit nicht ihr Gemahl, der Habsburger, in Castilien regiere, hatte Isabella verordnet, bei Verhinderung ihrer Tochter solle Ferdinand die Regentschaft übernehmen, und diese Anordnung hatten die castilischen Cortes bestätigt. Philipp I. erhob Einsprüche, starb aber plötzlich schon 1506, und fortan regierte Ferdinand in Castilien wie in Aragon, dort als Vormund seiner Tochter und seines unmündigen Enkels (Karl), hier aus eigenem Rechte, wie früher. Philipp's I. Witwe Johanna (die Wahnsinnige) hatte den Leichnam ihres leidenschaftlich geliebten Gemahls einbalsamiren lassen; später ließ sie denselben aus dem Grabgewölbe wieder heraus nehmen und in feierlichem Zuge, von vier Bischöfen und vielen Geistlichen begleitet, von Burgos nach Granada führen. Die Reise geschah zur Nachtzeit, denn eine Witwe habe das Tageslicht zu meiden, gab sie an. Täglich ließ sie den Sarg öffnen, die Tücher aufheben und küßte dann die Füße des Gemahls. Da ein Mönch ihr erzählt hatte, er habe gelesen, daß einst ein König 14 J. nach seinem Tode wieder lebendig geworden sei, so hoffte sie, dasselbe Wunder werde Philipp widerfahren; jedenfalls erlaubte sie nicht, daß die Leiche beigesetzt wurde. Die unglückliche Fürstin, welche zur Herrscherin Spaniens berufen war, lebte noch, in Schwermuth und Trübsinn versunken, bis zum J. 1555.

2. Karl I., 1516—1556.

Als Ferdinand 1516 starb, ging die Regierung an Johanna's ältesten (16jährigen) Sohn, Karl, über, der seit 1506 dem Namen nach Herrscher der Niederlande war unter der Vormundschaft seiner Tante Margaretha. Bis dieser ankam, lag die Macht in der Hand des Cardinals Ximenes, der dem abwesenden Thronerben die Krone bewahrte, da Viele ihr Auge auf Karl's jüngern Bruder, den in Spanien erzogenen Ferdinand, geworfen hatten. Als der Cardinal bei Karl's Ankunft (1517) entlassen wurde (vgl. S. 69), welchen Schlag er nur 2 Monate überlebte († im Nov. 1517), rissen die Niederländer, welche mit Karl gekommen waren, die nationale Regierung von Spanien an sich, indem sie sich aller einflußreichen und einträglichen Staats- und Kirchen-Aemter bemächtigten und dabei an die Leistungsfähigkeit des Landes die höchsten Ansprüche stellten. Als Karl 1519 zur Krönung nach Deutschland gereist war (siehe S. 57), gerieth seine spanische Krone in die größte Gefahr durch den Aufstand der heiligen Junta, wie bereits S. 70 erzählt worden ist.

Nachdem er die Regierung der österreichischen Lande, zu denen bald Ungarn und Böhmen hinzukamen, in die Hand seines Bruders Ferdinand gelegt hatte, kehrte er 1522 nach Spanien zurück, welches das eigentliche Fundament seiner Macht war, indem es ihm die Kräfte und Mittel seiner europäischen Action lieferte. Nach der Unterwerfung der Communeros bei Villalar (siehe S. 70) ließ er die Cortes der Form nach noch fortbestehen, aber da die Deputirten der Städte von der Regierung selbst ernannt wurden, so war kaum ernstlicher Widerspruch von ihnen zu befürchten, der Absolutismus der Krone war eine vollendete Thatsache. Der Landesadel wetteiferte um die Ehre, dem Könige zu dienen, und dieser nahm dessen Dienste huldreich an. Die glänzende Rolle, welche Spanien-Habsburg in Europa spielte, die Siege, die man erfocht, die Beute, die man eroberte, die Reichthümer, die aus Amerika zuflossen — alle diese Dinge gewannen Auge und Herz des Volkes dem Herrscher, unter dessen Führung die Halbinsel allen diesen Ruhm errang. Kurz, schon in den ersten Jahren seines zweiten Aufenthaltes in Spanien war der niederländische Karl mit der spanischen Nation aufs engste zusammengewachsen.

In Spanien gereichte es dem Kaiser zur Empfehlung, daß er persönlich den Protestanten keine Concessionen gemacht. Nachdrücklich wiederholten der Staatsrath und die Cortes von Spanien ihre Vorstellungen und Bitten, der Ketzerei, wie in Spanien selbst, so auch im übrigen Europa ein Ende zu machen; Spaniens Geld und Truppen stellten sie ihm zu diesem Zwecke gern zur Verfügung; denn die Kriegslust des spanischen Charakters, die jetzt kein Object des Angriffs auf der Halbinsel selbst mehr fand, war erfreut, sich nach Außen ergießen zu können. Doch erst nach einem Vierteljahrhundert (1546) hielt er es für möglich, dem Gelüste des eigenen Herzens

und dem Verlangen der spanischen Nation zu willfahren. Als er dann den Schmalkaldischen Religionskrieg siegreich beendet hatte (1547), stand er auf dem Gipfel seiner Macht. Sein Wort und Wille gebot über Deutschland und Europa. Doch niemals hat Europa sich dauernd dem Willen eines Einzelnen gefügt. Diese Erfahrung ist auch Karl V. nicht erspart worden. Unnatürlich war die Vereinigung der spanischen, italienischen, niederländischen und deutschen Besitzungen, auf der sein Reich beruhte. Auch ihm sind Bedenken gekommen, ob diese Combination seines habsburgischen Großvaters Maximilian nach seinem Tode fortgesetzt werden könne; verschiedene Theilungsprojecte hat er entworfen, zuletzt aber brachte der Ehrgeiz der Spanier es dahin, daß er beschloß, seinen Sohn Philipp ganz in seine Stellung einzuweisen und ihm die Fortsetzung seiner Politik aufzulegen. Die Versuche, Philipp's Nachfolge im deutschen Kaiserthume zu sichern, haben dann Karl's eigene Stellung erschüttert. Die Protestanten fanden Gelegenheit zu einer neuen Erhebung, der alternde Kaiser entging mit Noth der Schmach persönlicher Gefangenschaft und mußte widerstrebend den Protestanten umfassende Concessionen gewähren. Da gab er Deutschland auf, seinem Bruder Ferdinand die Verantwortung für das Unvermeidliche überlassend. Auch das Kriegsglück hatte ihn verlassen, den Franzosen konnte er den Raub deutschen Gebietes nicht entreißen.

Schon im 35. Lebensjahre hatte Karl einmal flüchtig den Gedanken geäußert, er hoffe sein Leben in der Stille eines Klosters, fern von dem Treiben dieser sündigen Welt, zu beschließen. Nach dem plötzlichen Tode seiner Gemahlin (1539) hatte ihn ein Anfall von Lebensüberdruß ergriffen und die erbliche Anlage zur Schwermuth, eine Mitgift seiner Mutter, beförderten solche Stimmungen. Nachdem er dann noch einmal in den Taumel der Begebenheiten hineingerissen worden, schwanden immer mehr die Kräfte des Körpers und die Schwingen des Geistes. Er beschloß, einen Theil der Regierungslast seinem Sohne Philipp zu übergeben und sich selbst aus dem kühlen und feuchten Norden in das wärmere und reinere Klima der spanischen Halbinsel zurückzuziehen. Als Philipp 1554 die englische Königin Maria Tudor heirathete — für den Vater ein neuer Hoffnungsstrahl, daß England der katholischen Gemeinschaft zurückgewonnen sei —, da übertrug ihm Karl Neapel und Mailand, dann im October 1555 auch die Niederlande und endlich im Januar 1556 die spanische Krone. (Sein Ende im Hieronymitenkloster St. Just siehe S. 112.)

3. Philipp II., 1556—1598.

Als Philipp II. die Regierung antrat, war Spanien, das seit undenklichen Zeiten von keinem Feinde betreten worden, noch immer in aufstrebender Machtentwickelung begriffen, wenn es auch nicht mehr in dem Glanze der Zeit Ferdinand's und Isabellens blühte. Es besaß vor Allem die besten

Heere und die tüchtigsten Feldherren (Alba, Don Juan d'Austria, Requesens, denen sich später Spinola anreiht). Die spanische Kriegsschule war sprüchwörtlich im 16. Jahrhdrt. Der ritterliche Spanier war an sich zum Soldatenwesen vortrefflich angelegt, nicht blos mit den natürlichen Gaben des Muthes und der unerschrockenen Angriffslust ausgerüstet, sondern auch durch die Jahrhunderte hindurch fast ununterbrochenen Kriege in der Gewöhnung an Gefahr und Waffenthum erhalten. Zugleich besaß Spanien eine Flotte, wie kein anderes Reich, die größten Häfen und Seestaaten, eine ausgedehnte, noch unerschöpfte Colonialwelt, während alle die Staaten, die bald seine Nebenbuhler und später seine überlegenen Gegner werden sollten, noch ganz in den Anfängen ihrer Macht begriffen waren. Kurz, Spanien konnte für die Politik seiner Machthaber ein Gewicht in die Wagschale werfen, das ohne Beispiel war in der damaligen Welt. Daher ist es eines der lehrreichsten Schauspiele der Geschichte, wie diese ungeheure Macht in etwas mehr als einem Menschenalter zu Grunde gerichtet wird, theils durch die Mißverwaltung in den Mutterlanden und den Colonieen, theils durch die unaufhörlichen Kriege, welche fast alle unglücklich waren.

Der tiefere Grund dieses Verfalls liegt in Philipp's II. eigenthümlicher Persönlichkeit. Von jener äußern Thätigkeit seines Vaters, jenen steten Reisen, jenem Eilen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nöthig schien, war Philipp kein Freund. Dagegen war die Thätigkeit Karl's in dem eigentlichen Geschäfte mehr auf den Sohn übergegangen, freilich das vielgeschäftige Treiben eines mittelmäßigen Kopfes: er schrieb, verordnete, befahl Tag für Tag; allein dieses vielschreibende Cabinets-Regiment blieb dem wirklichen Leben vollkommen fremd. Sein Benehmen war ein Gemisch von Schüchternheit und Hochmuth, befangen und furchtsam, so daß er kaum aufzusehen wagte, und dann wieder der spröde spanische Stolz, abstoßende Kälte, verletzende Härte gegen Alle. Im Gespräch war er gewöhnlich knapp, wortkarg, abgemessen, finster, kurz ein Mann ohne eine einzige liebenswürdige, gewinnende Ader. Eine solche Natur, über ein großes, fast durchweg absolut regiertes Reich gesetzt, nicht gestützt und gelenkt durch weise, erfahrene Rathgeber, mißtrauisch gegen Alle, vertrauend nur auf sich selber, und doch bei sehr beschränkten Gaben außer Stande, die großartige Aufgabe zu bewältigen, hat die gleich anfangs erweckten schweren Bedenken nur zu sehr gerechtfertigt.

Das Hauptziel seiner Politik war einmal, die absolute Staatseinheit, die er in Spanien ererbt, in seinem ganzen Reiche durchzuführen, und sodann, die Alleinherrschaft der katholischen Kirche in den eigenen wie in fremden Ländern herzustellen. Daß dies seinem Vater mißlungen, schreckte ihn nicht ab, reizte ihn vielmehr, den Weg von Neuem und mit umfassendern Mitteln einzuschlagen. In Spanien selbst hatte ihm der Vater den Weg zum Absolutismus bereits angebahnt, die Macht der Cortes war gebrochen, die Freiheit der Städte seit dem letzten mißlungenen Aufstande ein-

geschränkt, der Adel schon durch seine Verarmung auf den Dienst der Krone angewiesen. Die Kirche erhielt ganz außerordentliche Dotationen und eine Unzahl geistlicher Anstalten. Dieses Anhäufen des Grundbesitzes in todter Hand machte das Aufkommen eines wohlhabenden Bauernstandes unmöglich. Das durch Handel und Gewerbe bis dahin blühende Spanien ward vom Auslande abgesperrt, der Weltverkehr zog sich von ihm zurück, wie von einer ungastlichen Insel, einheimische Erzeugnisse wurden im Auslande verarbeitet, weil daheim die arbeitenden Hände und der Unternehmungsgeist fehlte, die Märkte und Häfen verödeten, die Verarmung und die Entvölkerung nahm in erschreckendem Maße zu. Bei seinem Tode hinterließ er dem Lande eine Schuldenlast von 100 Millionen Ducaten zu unerschwinglichen Zinsen. Die erste Auflehnung gegen dieses System sollte nicht aus Spanien, sondern aus einem der Nebenländer kommen, aus den blühenden Niederlanden, welche vom spanischen Könige wie vom römischen Papste abfielen. (Siehe Nr. 28.) Zu Hause ließ er die Moriscos (getaufte Mauren), wie in der Ferne bei Lepanto durch seinen Bruder Don Juan d'Austria die Türken als Feinde des christlichen Glaubens bekämpfen. In Deutschland unterstützte er die Gegenreformation und zur Eroberung Englands, als des Bollwerkes des Protestantismus, sandte er die stolze Armada aus. (Siehe Nr. 34.)

Zu seinem ältern Sohne, Don Carlos, stand Philipp in einem so unglücklichen Verhältnisse, daß er von ihm Alles befürchten oder ihn ohne Mitleid umkommen lassen mußte. Die völlige Unfähigkeit seines jüngern Sohnes Philipp (III.) blieb ihm nicht verborgen und entlockte dem lebensmüden Greise die Klage: zu der Gnade, ihm ein großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe ferner zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen.

---

25. Verfall Spaniens unter Philipp III. und Philipp IV.

(Nach Friedr. von Raumer, Geschichte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der schon unter Philipp II. begonnene Verfall Spaniens machte unter Philipp III. (1598—1621) reißende Fortschritte. Statt bei der überkommenen ungeheuren Staatsschuld und der Erschöpfung aller Hülfsquellen die Ausgaben, vorzüglich bei Hofe, einzuschränken und die Zahl der unnützen Aemter zu verringern, nahmen die kostspieligen Reisen und Feste kein Ende, und bei Philipp's III. Hochzeit mit Margaretha von Oesterreich ward allein eine Million Ducaten vergeudet. Sein erster Minister Lerma, anfangs verschuldet, erwarb unermeßliche Reichthümer; bei Hofe erhielt fast Niemand Recht, der nicht ihm und seinen Unterhelfern zahlte, und der König war nicht im Stande, die unvernünftigsten Forderungen abzuschlagen. Anstatt

die zu Tage liegenden Gründe der Rückschritte Spaniens zu erkennen und ihnen entgegen zu treten, hieß es: an Allem sei der Geldmangel schuld, weshalb (natürlich ohne Erfolg) die Ausfuhr des Metalls und die Mehrung des Kirchensilbers verboten ward, und vier Jahre nachher erhöhte Lerma den Werth des Kupfergelds bis zum Werthe des Silbers, welche unsinnige Maßregel veranlaßte, daß alles Silber ins Ausland ging und Kupfermünze eingeschmuggelt ward. Durch die Vertreibung der Mauren, in Folge eines königlichen Befehls (1609), verlor Spanien wohl eine halbe Million der geschicktesten und fleißigsten Einwohner. Während Lerma darin eine Bedingung der Erhaltung und Sicherheit des Staates erkannte, erhob der hohe Rath von Castilien Klagen über die schreckliche Verödung des Landes. Der lange Krieg mit den Niederlanden hatte Spanien dergestalt erschöpft, daß man sich in eben jenem Jahre 1609 zu einem Waffenstillstande auf 12 Jahre entschließen mußte, um Zeit zur Sammlung neuer Kräfte zu gewinnen. Denn man durfte doch hoffen, daß Länder, so groß, so schön und von der Natur so begünstigt, wie Spanien, Belgien, Neapel, Sicilien, Mailand und die unermeßlichen Colonieen, sich leicht erholen und zu Macht und Reichthum neu emporsteigen würden. Spaniens Geschichte gibt aber fast mehr als irgend eine den Beweis, daß alles, was die Natur darbietet, bedeutungslos wird, wenn der Lebensquell einer wohlgesinnten und thätigen Regierung fehlt.

Ganz Spanien hoffte auf eine neue, glücklichere Zeit, als Philipp III. (31. März 1621) starb und Philipp IV. (reg. 1621—1665) den Herzog von Uzeda, den Sohn und Nachfolger Lerma's, nebst seinem Anhange entfernte. Die scheinbare Thätigkeit des jungen Königs verlor sich aber bald und ging in völlige Gleichgültigkeit gegen alle Geschäfte über. Es ist besser, pflegte er in oberflächlichem Scherze zu sagen, wenn meine Minister irren, als wenn ich irre. Er legte die ganze Regierung in die Hand seines Günstlings, des Grafen von Olivarez. Wenn ein königliches Aeußere oder die Kühnheit des Benehmens, welche unumschränkte Minister so gern annehmen, für Größe des Charakters, wenn gewisse kleine Künste der Politik für Staatsweisheit gelten und den Mangel tiefer Einsicht und Geschäftskenntniß ersetzen könnten, so wäre Olivarez der wahre Erretter Spaniens gewesen. Aber während seiner 22jährigen Regierung (1623—1644) wiederholten sich, zum Theil in Folge unglücklich geführter Kriege, alle früheren Klagen und Beschwerden über Steuern, kostspielige Verwaltung, unnütze Beamte, Müßiggang der Vornehmen, Entvölkerung des Landes, schädliche Monopole, Verfall des Handels, theure Anleihen, übermäßige Schulden, unerträgliche Münzverwirrungen u. s. w. Olivarez aber lebte der Ueberzeugung: Spaniens Schwäche entstehe nicht sowohl aus all den bezeichneten Gründen, als daher, weil die einzelnen Landschaften verschiedene Einrichtungen und Vorrechte hätten. Diese zu zerstören und alle Theile des Reiches durchaus gleichen Gesetzen und Pflichten

zu unterwerfen, sei das würdigste Ziel eines Ersten Ministers. Daß er hierbei nicht mit geschickter Hand verfuhr, beweisen zwei Ereignisse: der Aufstand in Catalonien und der Abfall Portugals.

Schon viermal hatten die Catalonier ungewöhnliche Forderungen an Geld und Mannschaft so wie den Plan einer genauen Vereinigung aller spanischen Landschaften abgelehnt. Als nun während der spätern Jahre immer mehr Soldaten in die Landschaft gelegt und 1638 von allen eingehenden Waaren eine neue Abgabe gefordert wurde, stiegen die Klagen über Verletzung der Landesrechte und Willkür der Mannschaft immer höher. Am Frohnleichnamsfeste (7. Juni 1640) drangen etwa 500 Bauern in die Hauptstadt Barcelona, plünderten das Zeughaus und suchten den Palast des Unterkönigs in Brand zu stecken. Dieser hatte sich aus der Stadt geflüchtet, ward aber verfolgt und von den Meuterern erschossen. Die catalonischen Eiferer dagegen traten erst heimlich, dann öffentlich mit Frankreich in Verbindung, beriefen aus eigener Macht die Stände, übertrugen 36 Personen die höchste Gewalt und schlossen Ende 1640 ein Schutzbündniß mit Frankreich. Nach kurzen Träumen von einer unabhängigen Republik wählten sie im Februar 1641 den König von Frankreich zum Grafen von Barcelona und erklärten sich für seine Unterthanen. Erst nach zwölfjähriger Fehde, wo das Land abwechselnd durch spanische und französische Heere gleich sehr litt und Regierung wie Volk nur zu viel Veranlassung bekamen, Irrthum und Unrecht zu bereuen, kehrten die Catalonier 1652 unter spanische Herrschaft zurück und erhielten die Bestätigung ihrer früheren Rechte.

Noch weit übler als in Catalonien gestalteten sich für Spanien die Verhältnisse in Portugal. Dessen Abfall siehe S. 133 ff.

Obgleich König Philipp IV. den Grundsatz hatte: er müsse seine Minister um jeden Preis erhalten, weil Vorwürfe, welche man gegen sie ausspreche, ihn gleichermaßen träfen, entstanden ihm nach dem Aufruhr in Catalonien und dem Abfalle Portugals doch Zweifel über die Geschäftsführung des Olivarez. Dessen kühner gewordene Feinde traten in einen Bund zu seinem Sturze. Derselbe ward entlassen, obgleich er zuletzt durch Bitten, Versprechungen und kleinliche Mittel aller Art gesucht hatte, diesen Unfall abzuwenden. Die Freude über seinen Sturz war allgemein, wenngleich man nicht wußte, ob sein allmächtiger Nachfolger (denn Philipp mußte stets beherrscht werden) ihm vorzuziehen sei. Don Luis de Haro war allerdings bescheidener, milder und beliebter, allein kein Mann so überlegenen Geistes und Charakters, daß er den sinkenden Staat hätte heben oder ihm neue Bahnen vorschreiben können. Vielmehr blieb Alles in Hinsicht auf Krieg, Verwaltung, Steuern u. s. w. ungefähr in dem bisherigen Geleise, und zu den bereits erwähnten Aufständen in Catalonien und Portugal gesellte sich während seiner Geschäftsführung ein neuer, in Neapel.

Wenn Spanien, das Stammland und Hauptreich, unter den drei

Philippen von Jahr zu Jahr sank, wie konnten da die Nebenländer emporkommen, welche der König fast nie sah, wo kaum je ein Eingeborener eine irgend wichtige Stelle bekam und Gelderpressen beinahe für den Triumph der Regierungskunst galt! Der Statthalter von Neapel, Ponce de Leon, Herzog von Arcos, legte 1647 eine Steuer auf mancherlei Lebensmittel, deren Erhebung sehr beschwerlich war und vor Allem das ärmere Volk drücken mußte. Sogleich zeigten sich einzelne Spuren der Unzufriedenheit; mehrere Male ward der Herzog vom Volke bestürmt, bis er Abstellung zusicherte, ohne daß er sein Wort halten wollte oder konnte. Am 7. Juli bei der Feier eines Marienfestes entstand auf dem Markte darüber Streit: ob der Käufer oder ob der Verkäufer verpflichtet sei, die neue Steuer zu bezahlen. Der zur Entscheidung herbeigeholte „Erwählte" Anaclerio sprach, um die zahlreichen Einwohner der Stadt zu beruhigen und zu gewinnen, gegen die fremden Verkäufer. Hierüber gerieth insbesondere ein Mann aus Puzzuoli in heftigen Zorn: denn nach Abzug des Einkaufspreises, der Fuhrkosten und der Abgabe bleibe ihm nichts übrig. „Gott (rief er aus) gibt Ueberfluß, aber die Steuerbehörde macht Theuerung! Da ich doch leer ausgehe, mögen lieber Alle davon genießen." Mit diesem Worte stieß er den Korb mit Früchten um, und sein Verwandter Tomaso Aniello, ein kühner Fischer aus Amalfi, rief beistimmend die Knaben herzu und sagte: „Eßt, Kinder, dann wollen wir gehen und für Abschaffung der Steuer sorgen." Die Knaben begnügten sich nicht mit der Beute eines Korbes, sie warfen noch andere um, bekamen Schläge, drangen aber dann in größerer Zahl mit steigendem Geschrei herzu. Anaclerio war nicht mehr im Stande, die Ruhe herzustellen; er ward mit Früchten beworfen und entfloh, weil er größere Mißhandlungen befürchtete. Hierdurch ermuthigt, zog die stets wachsende Schaar zum Palaste des Statthalters. Weil diesem nur wenige Vertheidigungsmittel zu Gebote standen, stellte er sich freundlich und versprach die Abschaffung mehrerer Steuern. Diese Bewilligung und die Ungestraftheit des ganzen Beginnens steigerte aber nur die Forderungen, und bei einem neuen Auflauf wurden die Wachen verjagt oder entwaffnet, im Palaste Spiegel und Hausgeräth zerschlagen und der größte Theil der Verbrecher aus den öffentlichen Gefängnissen befreit. Siegreich zogen die Haufen durch die Stadt, entdeckten aber den Herzog, welcher sich zur Burg in Sicherheit begeben wollte, zogen ihn aus seinem Wagen hervor und mißhandelten ihn, bis er die Argwöhnischen mit noch größeren Versprechungen beruhigte. Indeß konnte er Gewaltthaten mancherlei Art nicht verhindern; die Aufrührer brannten viele Zollhäuser und die Häuser der jungen Beamten nieder, welche für Begünstiger der neuen Steuern galten. Bei allen diesen Ereignissen hatte sich Masaniello so ausgezeichnet, daß er unbedingte Gewalt über das Volk gewann. Ein bloßes Zeichen von ihm entschied über Leben

und Tod, und wahnwitzige Anhänger riefen: so wie ein Fischer (Petrus) Rom vom Satan errettete, so ein anderer Fischer Neapel vom Untergange.

In solcher Lage hielt es der Statthalter für gerathen, Masaniello zu gewinnen und durch Verträge die Ruhe herzustellen. Bei dem Zuge nach dem Palaste saß der Fischer auf einem sehr schönen Zelter, trug ein Kleid von Silberstoff und einen mit demselben Stoffe gefütterten weißen Hut. In der Hand schwenkte er ein großes, blankes Messer und an seinem Gürtel hing eine Tasche voll Freibriefe und Forderungen. Sobald Masaniello bei dem Herzoge von Arcos eintrat, warf er sich vor ihm nieder; aber dieser hob ihn auf und umarmte ihn. Als man nun auf die Geschäfte überging, sagte Masaniello sofort, falls er in einer Stunde nicht zurück sei, habe er Befehl gegeben, den Palast anzugreifen. Da es dem Statthalter an allen Vertheidigungsmitteln fehlte, so mußte er nachgeben und binnen einer halben Stunde fast alle Forderungen bewilligen. Alles Geschehene sollte vergeben und vergessen sein, doch blieb man bewaffnet, bis die königliche Genehmigung eingehe.

Der Statthalter und Masaniello schieden hierauf in Frieden. Desto mehr zürnte der Adel über die dem Volke gemachten Bewilligungen und die Herrschaft Masaniello's, welche dieser mit steigender Willkür geltend machte, und verschwor sich zu seinem Untergange. Als Masaniello die ihn bedrohende Gefahr bemerkte, floh er in die Kirche del Carmine, bestieg die Kanzel und redete zum Volke von seinen Verdiensten. Aber Alle schrieen: „Es sterbe der Tyrann!“ und nur mit Mühe rettete er sich in das Kloster der Carmeliter. Aber auch dahin verfolgten ihn seine Feinde; er ward erschossen, der abgeschnittene Kopf als Siegeszeichen umhergetragen, der Rumpf aber durch die Stadt geschleift und aufs ärgste mißhandelt von demselben Pöbel, der noch vor wenig Tagen Masaniello in den Himmel erhoben oder wie einen Gottgesandten betrachtet hatte. Sobald der Herzog von diesem Ausgange Nachricht erhielt, ritt er durch die Straßen und überall ertönte der Ruf: „Es lebe der König von Spanien, es lebe unser Statthalter!“ So am neunten Tage nach dem Ausbruche der Empörung. Während der Nacht hatten sich aber die alten Anhänger Masaniello's zusammengefunden, von ihrer Bestürzung erholt und Rache beschlossen. Mit dem Anbruche des Tages wurden die Häuser jener Verschworenen überfallen, geplündert und niedergebrannt, der Kopf Masaniello's an den Rumpf festgenäht, dann die Leiche zur Kirche gebracht, gewaschen, gesalbt, geküßt, mit Blumen bedeckt, ihm ein Feldherrnstab in die Hand gegeben, ein Schwert zur Seite gelegt und eine Lorbeerkrone aufs Haupt gesetzt. Unter dem Geläute aller Glocken ging der Leichenzug durch die ganze Stadt bis zur Gruft in der Kirche del Carmine. In dieser Weise herrschte Masaniello an einem Tage wie ein König, ward am zweiten umgebracht wie ein Verräther und am dritten verehrt wie ein Heiliger.

Als Philipp's IV. unehelicher Sohn Don Juan mit einer spanischen

Flotte vor Neapel anlangte, hoffte jeder, daß durch ihn eine erwünschte Entscheidung herbeigeführt werde; der Herzog von Arcos also rechnete auf Strafe und Rache, die Abgebrannten und Beraubten auf Entschädigung, das Volk auf Bestätigung aller neuen Verträge. Ohne dem Volke entgegenzukommen und es klug zu lenken, stellte man die Forderung auf, es solle die Waffen niederlegen, und als dieselbe abgelehnt wurde, ward die Stadt plötzlich aus den drei Castellen (St. Elmo, Uovo und Nuovo) und von der ganzen Flotte mit Kanonen beschossen und gleichzeitig brachen die Spanier hervor, in allen Straßen das Volk vor sich hertreibend. Aber die Verzweiflung gab neuen Muth, man wollte lieber mit den Waffen in der Hand als durch die Hand des Henkers sterben. Nach einem zweitägigen Kampfe war den Spaniern Alles mißlungen, der Statthalter rathlos, Don Juan in Verzweiflung und die Neapolitaner entschlossen, sich ganz von Spanien loszureißen und sich Hülfe von Frankreich zu erbitten.

Eine französische Flotte, welche vor Neapel erschien, erweckte große Furcht, wie große Hoffnung. Sie segelte aber, nachdem sie sich mit der spanischen herumgeschossen, wieder davon, und die Klügeren konnten sich nicht verhehlen, es sei auf erheblichen französischen Beistand gar nicht zu rechnen. Als ferner der verhaßte Herzog von Arcos (1648) nach Spanien absegelte und Don Juan, einverstanden mit dem neuen Statthalter, dem Grafen Ognate, den Frieden unter billigen Bedingungen anbot, fanden die Königlichen (etwa 4000 Mann) nur an ein paar Stellen ganz unbedeutenden Widerstand, bald vereinten sich Alle zu ihrer Unterstützung und riefen: „Es lebe der König Philipp!" So endete nach neun Monaten dieser neapolitanische Aufstand. Alle größeren Pläne vom Wechsel der Herrscherfamilie, von Gründung eines Freistaates u. dgl. fielen ganz dahin; ja von dem Geforderten oder Bewilligten kam Nichts oder nur das zur Anwendung, was den Spaniern bequem erschien.

Obgleich aber die Ruhe in Catalonien und Neapel hergestellt und der Friede mit den Niederlanden (siehe Nr. 28) abgeschlossen ward, blieb Spanien doch außer Stande, Portugal zu bezwingen oder den Franzosen zu widerstehen. So lag der Verfall, welcher bei der Thronbesteigung Philipp's IV. durch das Andenken an die Macht und Größe dieses Reiches minder Scharfsichtigen noch verdeckt war, nach 44jähriger Regierung der ganzen Welt offen zu Tage.

26. Portugals Größe und Verfall.*)

(Nach Emil von Schelhorn, Dom Pedro V., und Friedrich von Raumer, Geschichte Europa's seit Ende des 15. Jahrhdrts., bearbeitet vom Herausgeber.)

Portugal war gegen Ende des Mittelalters eines der blühendsten Länder der Welt, und die portugiesische Nation behauptet, wenn auch die glänzenden Zeiten ihrer Macht seit lange vorüber sind, eine höchst ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Völker. Denn die Portugiesen waren es, welche zuerst den Weg nach Indien fanden und das Meiste dazu beitrugen, fremde Welttheile der europäischen Cultur und Nutznießung zu eröffnen. Sie übertrafen auf dem Gebiete der Entdeckungen beinahe alle andern Nationen. „Von Cab Nun", sagt ein portugiesischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, „bis nach Canton in China ist kein Vorgebirge, wo nicht ein portugiesisches Schiff sank, kein Ufersaum, wo nicht die Knochen ritterlicher Portugiesen bleichen, keine Küstenstadt der Tropen, deren Kirchhof sich nicht mit portugiesischen Colonisten als Opfern von Luft und Klima bevölkert hätte." Portugals Geschwader stritten mit den Flotten des ägyptischen Sultans, mit den Fürsten der Malabarküste, mit Javanen, Malayen und Chinesen. Die Heldenthaten und Entdeckungszüge der portugiesischen Glanzperiode aber documentiren jenen ritterlichen Hang der Nation zu abenteuerlicher Romantik, welcher viel mehr als der Sehnsucht nach Gewinn und Gold die Fähigkeit inne wohnte, Großes zu verrichten, und einen Camoëns**) zu jenen begeisterten Gesängen zu entflammen, mit welchen dieser selbst heldenmüthige Dichter die Thaten seines Volkes verherrlichte. Freilich wendete sich, wie das Schicksal anderer Völker, auch das Geschick der portugiesischen Nation mit und ohne eigenes Verschulden zum Unglücke, so daß sie schnell, sehr schnell sogar, von der Höhe ihrer Macht herabsank und dieselbe nicht wieder erklimmen konnte. Niemals aber erloschen gänzlich die edlen Eigenschaften des portugiesischen Blutes.

---

*) 1. Emanuel der Große (der Glückliche), † 1521.

- 2. Johann III., † 1557.
  - Johann, † 1554.
    - 3. Sebastian, † 1578.
- Isabella, Gem. Karl V.
  - Philipp II.
    - Philipp III.
      - Philipp IV.
- Ludwig,
  - Antonio, Malteser-Prior.
- 4. Heinrich, Cardinal, Regent 1562, König 1578—80.
- Eduard, † 1540.
  - Katharina, Gem. Johann v. Braganza.
    - Theodosio.
      - Johann IV., König 1640, † 1656.

**) Camoëns nannte sein berühmtes Heldengedicht „os Lusiadas", die Lusiaden, d. h. die Söhne des Lusus, die Lusitanier. Erst spätere Herausgeber haben aus den „Lusiaden" eine „Lusiade" gemacht. Auch sind, was der Dichter in den Einleitungsstanzen bestimmt ausspricht, die Thaten der Lusiaden oder Portugiesen der Gegenstand des Epos, Vasco de Gama's erste Seefahrt nach Indien bildet nur den Rahmen zu dem Gemälde.

Die glorreichste Epoche der portugiesischen Nation wird durch die Regierung Emanuel's des Glücklichen, 1495—1521, bezeichnet. (Vgl. S. 21.) Ungeheure Reichthümer strömten nach Portugal, dessen Hauptstadt der mächtigste Stapelplatz der Erde wurde, aus den verschiedenen Welttheilen zusammen. In Indien machten die großen Männer Francisco d'Almeida und Alfons d'Albuquerque den portugiesischen Namen hochberühmt und gefürchtet, und von Bab-el-Mandeb bis an die Meerenge von Malakka beugten sich des Orients Fürsten vor Emanuel's Macht. Herrliche Thaten vollbrachten die Portugiesen in jener glorreichen Epoche. Sie erweckte zahlreiche Helden, denen des Vaterlandes Ruhm über Alles ging. Aber noch während der kurzen Periode dieses höchsten Glanzes machten schon ganz leise Spuren des herannahenden Verfalles sich bemerkbar. In Afrika, wo Venedigs und Spaniens Eifersucht den Maurenfürsten heimlich Beistand leistete, waren Emanuel's Waffen minder glücklich. Die afrikanischen Unternehmungen erheischten einen ungeheuren Aufwand und verzehrten die aus allen Gegenden der Erde in Lissabon zusammenfließenden Schätze. Die Behauptung der Eroberungen überstieg bereits die wenn auch noch so herrlich entfaltete Kraft des Mutterlandes, und namentlich konnte aller in Indien erworbene Ruhm die Verluste an Menschenleben nicht decken, welche Portugal erlitt, indem es seine neuen Eroberungen festhielt.

Die Entdeckungen und der Handel in Ostindien wurden unter Emanuel's Sohne und Nachfolger, Johann III., 1521—1557, noch erweitert. Kaiser Karl V. trat ihm die Molukken ab, und die portugiesischen Waffen trugen noch manchen glänzenden Sieg in der neuen Welt davon. Die Einnahme von Diu und dessen Vertheidigung gegen die Mauren im Jahre 1546 sind unsterbliche Thaten. Noch im Todesjahre Johann's III. wurde in China Macao, welches Portugal bis zum heutigen Tage besitzt, gegründet. Aber die Betriebsamkeit des Mutterlandes wuchs nicht im gleichen Verhältnisse mit den rasch angewachsenen ungeheuren Besitzthümern. Der immense Geldreichthum erzeugte eine gewisse Stagnation der heimatlichen Thätigkeit; auch machte sich die Entvölkerung zu Hause bereits fühlbar durch Mangel an Arbeitskräften. Der beste Kern der Nation kehrte aus den vielen fremden Ländern nicht wieder; gerade die thatkräftigsten, die kühnsten Männer erkauften mit dem Leben den Ruhm des Vaterlandes, und Portugal, an sich doch ein kleines Land, konnte ihren Abgang nicht ersetzen.

Während in Indien noch gesiegt wurde, zeigte sich in der Nähe, im gegenüberliegenden nördlichen Afrika, bereits die Machtabnahme: denn daselbst gingen die Eroberungen, an welche Alfons V. das beste Blut seiner Streiter gesetzt hatte, verloren. Die im Jahre 1536 vollzogene Einführung der Inquisition trug zur schnellen Erschöpfung des Landes mehr bei, als alle übrigen Factoren zusammengenommen.

Von acht Kindern Johann's III. überlebte ihn keines. Sein Enkel

Sebastian folgte ihm, 1557—1578, der Sohn des Prinzen Johann, des jüngsten Sohnes König Johann's III., und der Prinzessin Johanna, Tochter Kaiser Karl's V. Er wurde 17 Tage nach dem Tode seines Vaters geboren und war 3 Jahre alt, als ihm der Thron des Großvaters zufiel. Seine Großmutter, die Königin Katharina, führte bis zum Jahre 1562 die Regierung, welche ihr die Väter der Gesellschaft Jesu so unerträglich zu machen wußten, daß sie dieselbe endlich in die Hände ihres Schwagers, des Cardinal-Infanten Heinrich, niederlegte. Von da an waren die Jesuiten die eigentlichen Herren des Landes Portugal. Sie zogen in dem jungen Könige die Idee groß, er müsse der definitive Ueberwinder der Mauren in Afrika werden. Aber erst das Jahr 1578 brachte ihm die Möglichkeit, eine Expedition gegen die Mauren auszurüsten, als Mulei Mahomet, durch seinen Oheim Mulei Moluk vom marokkanischen Throne vertrieben, gegen diesen um Hülfe bat. Am 24. Juni ging er mit einem kleinen Heere von etwas über 15,000 Mann, aus 9000 Portugiesen, 3000 Deutschen, 700 Engländern und 2400 Spaniern und Italienern zusammengesetzt, unter Segel und am nächsten Tage verließ die Flotte den Hafen von Lissabon. Die Landung bei Arzilla ging glücklich vor sich. Am 4. August 1578, am Flusse Magazan bei Alcazar, sah sich König Sebastian plötzlich von dem vier- bis fünfmal stärkeren Heere der Marokkaner umschlossen. Die Schlacht begann sogleich und endete mit der fast gänzlichen Vernichtung des christlichen Heeres. Der junge König kämpfte gleich einem Löwen und verschwand endlich im Gewühl des Kampfes, um niemals wieder gesehen zu werden. Krone und Leben ließ er in demselben sowie die Blüte der jungen portugiesischen Ritterschaft. Niemand aber hatte ihn fallen sehen, und obgleich man seinen Körper nach der Schlacht zu erkennen glaubte und die Mauren einen gänzlich verstümmelten Leichnam auslieferten, hoffte man doch in Portugal noch lange Jahre auf seine Wiederkehr. Verschiedene Individuen, welche es unternahmen, sich für den aus der maurischen Gefangenschaft zurückkommenden König Sebastian auszugeben, wurden als Betrüger entlarvt und erlitten die entsprechende Strafe. Nur einer dieser angeblichen Sebastiane schien der spanischen Herrschaft gefährlich werden zu wollen und war auch des Betruges gar nicht zu überführen. Derselbe tauchte zu Venedig im Jahre 1598 auf, sah dem König Sebastian in Gesichtsbildung und Körpergröße auffallend ähnlich, war wie dieser auf der linken Seite etwas kürzer als auf der rechten, hatte über dem rechten Auge eine Narbe von einer Wunde und unten am Fuße ein Mal wie Sebastian, wußte und offenbarte viele Geheimnisse, die nur diesem bekannt sein konnten, und erkannte den Degen, womit er einst den spanischen Gesandten beschenkt hatte, unter einer Menge anderer, die man ihm vorlegte, sowie den Schmuck, den er der Gemahlin des Gesandten verehrt hatte, wobei er entdeckte, daß man unter einem Edelsteine desselben den Namen des Königs Sebastian finden werde, was sich als richtig erwies. Auf dem Wege von Venedig nach

Portugal ließ ihn der Großherzog von Toscana zu Florenz verhaften und lieferte ihn aus. Philipp III. aber ließ ihn, als die spanischen Behörden den Betrug keineswegs nachzuweisen vermochten, in Castilien einsperren, und von da an hörte man nichts mehr von ihm.

Mit dem Großoheim Sebastian's, dem nun folgenden alten und schwachen Könige Heinrich, 1578—1580, dem bisherigen Cardinal, von dem nichts geschichtlich Merkwürdiges zu erwähnen ist, erlosch schon nach zwei Jahren die unechte burgundische Linie.

An Prätendenten fehlte es dem nunmehr erledigten Throne Portugals nicht. Der gewaltigste Candidat für die Erbschaft war Philipp II. von Spanien, der Sohn Karl's V., durch seine Mutter Isabella von Portugal ein Enkel Königs Emanuel des Glücklichen. Seinen Ansprüchen standen aber die Satzungen von Lamego entgegen, nach welchen die Krone an keinen Fremden fallen durfte. Dann kam Katharina, die Enkelin Emanuel's durch dessen sechsten Sohn Eduard, die Gemahlin des Herzogs Johann von Braganza, natürlichen Descendenten Königs Johann I. Ihre Ansprüche waren, da sie mit einem Portugiesen aus dem hohen Adel verheirathet war, vollkommen legitim. Endlich nennen wir noch den natürlichen Enkel Emanuel's durch dessen zweiten Sohn Ludwig, Anton, Großprior von Crato, sowohl weil seinen Bestrebungen das portugiesische Volk am meisten günstig war, als auch, weil er die Krone wirklich zu ergreifen wagte.

Gegen den mächtigen Philipp konnte sich keine andere Rivalität behaupten. Der arme Anton wurde zwar am 24. Juni 1580 als König von Portugal ausgerufen, aber schon am 25. August schlug ihn Herzog Alba bei Alcantara und er mußte nach Frankreich flüchten, wo er, nach einem im Jahre 1589 mit englischer Hülfe unternommenen zweiten unglücklichen Versuche, seine Ansprüche zu behaupten, im J. 1595 unter dem Schutze Heinrich's IV. seine Tage beschloß. Durch Herzog Alba wurde Portugal der spanischen Herrschaft unterworfen, welche gerade von dieser Zeit an dem eigenen Verfalle entgegen ging, und erduldete 60 Jahre lang, von 1580—1640, das Schicksal eines eroberten Landes, das Loos einer unterjochten Provinz.

Philipp II. hatte die feierliche Zusage gegeben, daß das Land seine eigene Verwaltung behalten und nicht mit Spanien verschmolzen werden sollte; allein diese Versprechungen wurden sehr bald vergessen und das portugiesische Volk aufs grausamste in seinem Nationalgefühle verwundet. Zu jener unüberwindlichen Armada, welche im Jahre 1585 in die See stach, um England zu erobern, und welche in dieser Unternehmung bekanntlich zu Grunde ging, nahm man den größten Theil der portugiesischen Flotte — und Portugal hätte derselben zum Schutze seiner auswärtigen Besitzungen so nothwendig bedurft. Unter dem Titel Anlehen erhob man von spanischer Seite große Geldsummen, und leihweise nahm man so viele Geschütze und Gewehre, daß in den bisher wohlgefüllten Magazinen Lissabons bald der

größte Mangel eintrat. Die Beamtenstellen wurden um hohes Geld in Madrid verkauft, und die Portugiesen, welche ein Wort gegen die Regierung und ihr Verfahren sprachen, traf im Geheimen die härteste Strafe: sie wurden nächtlicher Weile vom Thurme von Sanjago ins Meer gestürzt.

Philipp III. fuhr fort, wo sein Vater aufgehört hatte. Unter der Verwaltung seiner Minister wurde bei der Plünderung des Landes keine Form mehr beobachtet, sondern die Hülfsquellen desselben ganz ungescheut nach Spanien abgeleitet oder zerstört. Während Philipp's III. dreiundzwanzigjähriger Regierung wurden die Cortes ein einziges Mal zusammenberufen, lediglich nur zu dem Zwecke, seinen Sohn als Thronerben anzuerkennen, und es geschah Alles, um Portugal fühlen zu lassen, daß es nur mehr eine spanische Provinz sei. Die portugiesischen Streitkräfte schickte man nach Flandern, und die auswärtigen Besitzungen des Landes blieben wehr- und schutzlos dessen Feinden überlassen, so daß Holländer, Engländer, Mongolen und Perser die schönsten Theile der asiatischen Colonieen an sich rissen. Dort aber lagen jetzt die eigentlichen Lebenskräfte Portugals, das die eigenen zu entwickeln in demselben Maße vernachlässigt hatte, als ihm die Hülfsquellen reichlich aus den überseeischen Provinzen zuflossen. Mit ihrem Verluste, der größtentheils schon jetzt eintrat, sank das reiche Land Portugal in Armuth und Ohnmacht.

Unter Philipp IV. von Spanien wurde es gänzlich durch spanische Beamte regiert und das System der Abschwächung auf den Gipfel getrieben. Außer den ostindischen gingen nunmehr auch beinahe alle westindischen Besitzungen verloren, und ein Theil der afrikanischen Niederlassung an der Guineaküste, San Jago de la Mina, fiel 1637 in die Hände der Holländer. Mit tiefem Schmerze gedachte das portugiesische Volk seines Ruhmes und Reichthums, und indem es die spanischen Könige als die Urheber seines Elends betrachtete, verbreitete sich ein dumpfer und tiefer Grimm immer mehr durch die Nation, welcher stetig zunahm, als die Steuern die mit der größten Willkür, ja mit einer wahren Erfindungsgabe auferlegt und gesteigert wurden, immer unerschwinglicher, der spanische Druck immer härter wurde.

Der hohe Adel, welcher anfänglich der Vereinigung mit Spanien nicht ungünstig gewesen war, hatte sich in seinen großartigen Erwartungen von der Stellung der portugiesischen Grandezza an den Höfen der Philippe gewaltig getäuscht und sehnte sich wieder nach einem portugiesischen König; der niedere Adel und die Landgeistlichkeit waren ohnehin schon vom grimmigsten Hasse gegen die Spanier erfüllt; und so bereitete sich im Stillen die Katastrophe vor, welche der entsetzlichen spanischen Herrschaft ein Ende zu machen bestimmt war und durch die Bedrückungen des habgierigen Ministers Olivarez endlich zum Ausbruch kam.

Der Plan, Portugal immer mehr zu schwächen und wie eine eroberte Landschaft mit Spanien zu vereinigen, erhielt neue Bestätigung, als man

der portugiesischen Kriegsmacht gebot, wider die ungehorsamen Catalonier zu ziehen. Deren Aufstand erschien aber den Portugiesen vielmehr gerecht und als ein löbliches, nachzuahmendes Beispiel. Unter diesen Umständen traten einige edle Portugiesen zusammen und überlegten, ob Recht und Klugheit nicht geböten, sich von der spanischen Herrschaft ganz zu befreien. Die Verschworenen richteten ihre Blicke auf den Herzog Johann von Braganza, den Enkel jener Katharina, die dem Könige Philipp II. die Krone vergebens streitig gemacht hatte. Dieser besaß fast den dritten Theil des Königreiches, gebot über große Reichthümer, genoß dabei des Volkes Liebe und Vertrauen und konnte im Falle einer allgemeinen Erhebung ihm einen Führer geben. Als jedoch die Verschworenen den Herzog insgeheim von ihren Plänen unterrichteten, stimmte er keineswegs, wie sie erwartet hatten, freudig bei, sondern hob die zu Tage liegenden Bedenken hervor: die Unzuverlässigkeit aller Volksbewegungen, die größere Macht Spaniens, den Mangel an Waffen und Kriegsmitteln, die Gefahren und das Elend aller bürgerlichen Kriege. Denn er liebte mehr die Ruhe und den stillen Genuß. Erst nachdem die Verschworenen ihm andeuteten, sie würden auch ohne ihn auf ihrem Wege fortschreiten, und als seine kühne und geistreiche Gemahlin Louise, Herzogin von Medina Sidonia (eine Verwandte des Ministers Olivarez), sagte: „ihm bleibe nur die Wahl, in Lissabon wie ein König oder in Madrid wie ein Verbrecher zu sterben", einigte er sich mit seinen Freunden über die weiteren Maßregeln.

Unterdessen waren schon längst dunkle Gerüchte über aufrührerische Pläne der Portugiesen bis zu Olivarez gedrungen. Da es indessen bisher an Beweisen fehlte, um ein Rechtsverfahren einzuleiten, und an Mitteln, um Gewalt gegen den mächtigen und beliebten Mann anzuwenden, so nahm Olivarez seine Zuflucht zur List. Er bot dem Herzog von Braganza deßhalb die Statthalterschaft von Mailand an, welche dieser jedoch ablehnte, weil seine Gesundheit schwach und er ohne alle Kenntniß der italienischen Geschäfte sei. Olivarez trug ihm nunmehr auf, die spanische Flotte und die portugiesischen Festungen zu besichtigen und hatte geheime Befehle gegeben, ihn bei dieser Gelegenheit gefangen zu nehmen. Aber ein Sturm zerstreute die Flotte und in die Festungen zog Johann mit so starker Begleitung ein, daß die Spanier nichts wider ihn zu unternehmen wagten. Dringender schrieb ihm jetzt Olivarez: er möge eiligst nach Madrid kommen, weil der König mit ihm über die portugiesischen Angelegenheiten rathschlagen wolle. Nachdem alle irgend brauchbaren Gründe des Aufschubs (Krankheit, Geschäfte, Rangordnung u. dgl.) erschöpft waren, ließ der Herzog alle Vorbereitungen zur Abreise und in Madrid zu seiner Aufnahme treffen, so daß Olivarez sich bereits seines Sieges freute. Aber gerade dessen immer heftigeres und bedenklicheres Ansinnen zwang den Herzog und seine Gemahlin, gleichwie die Verschworenen, zur Beschleunigung ihres Planes. Am Morgen des 1. De-

cember 1640 wurden in Lissabon verabredetermaßen alle Wachen überfallen, fast ohne Widerstand entwaffnet, das Schloß eingenommen, Vasconcellos, der spanische Rathgeber der Statthalterin Margaretha von Savoyen (der sich versteckt hatte), aufgefunden, niedergestoßen und zum Fenster hinausgeworfen. Das Anfangs unkundige und bestürzte Volk zeigte bald die höchste Theilnahme und rief: „Es lebe die Freiheit und König Johann IV. von Portugal!"

Als die Statthalterin in ihrem Palaste von dem Allen Nachricht erhielt, und die Verschworenen auch zu ihr drangen, verlor sie keineswegs den Muth, sondern erinnerte an Eid und Pflicht und daß das Geschehene nur Entschuldigung finden könne, sofern man sich mit der an einem unwürdigen Beamten genommenen Rache begnüge und zum Gehorsam zurückkehre. Don Antonio von Menezes antwortete ihr aber: man habe die Waffen nicht ergriffen, um einen verächtlichen Menschen umzubringen, welcher den Tod durch Henkershand zu finden verdient hätte, sondern um dem Herzoge von Braganza die ihm mit Unrecht entrissene Krone aufzusetzen. Als die Herzogin nunmehr zu dem Volke sprechen und es beruhigen wollte, sagte ihr Karl Noranha: sie möge sich zurückziehen, weil man sonst die Ehrfurcht gegen sie vergessen könnte. Und was (fragte die hierdurch beleidigte Herzogin) könnte man mir wohl anthun? — Eure Hoheit, entgegnete Noranha, wenn Sie nicht zur Thür hinausgehen wollen, zum Fenster hinauswerfen! — Nach dieser Erklärung, welche jeden Widerstand vergeblich erscheinen ließ, schwieg die Herzogin und ward seitdem bis zu ihrer Abreise nach Spanien sehr anständig und ehrenvoll behandelt. So hatten einige hundert Menschen ihr Vaterland, fast ohne alles Blutvergießen, von der spanischen Herrschaft befreit. Denn binnen wenig Tagen unterwarfen sich alle Städte und Landschaften, sowie nächstdem auch die Colonieen, dem neuen Könige. Bei seinem Einzuge in die Hauptstadt am 6. December war die Freude grenzenlos. Gleiche Theilnahme und Anhänglichkeit zeigte sich am 15. Januar 1641 bei der feierlichen Huldigung und bei Eröffnung des Reichstags.

Als die Nachricht von dem Aufstande in Lissabon nach Madrid kam, erschrak Olivarez sehr und ahnte, was für ihn persönlich daraus folgen könne; doch wußte er den König so zu umstellen, daß dieser durch ihn selbst die Botschaft empfing. Ich bringe (sagte er seinem kurzsichtigen, schwachen Herrn) eine glückliche Nachricht: „Eure Majestät haben ein großes Herzogthum gewonnen; denn der Herzog von Braganza hat es verloren, indem er sich durch seine Leute und den Pöbel zum Könige hat ausrufen lassen." — Wie irrig diese Ansicht war, ergab sich indessen nur zu bald. Denn nachdem eine Verschwörung gegen König Johann war entdeckt und streng bestraft worden, mußten die Spanier Krieg erheben, um das verlorene Königreich wieder zu erobern. Aber binnen 16 Jahren waren sie nicht im Stande, dem Könige Johann irgend etwas abzugewinnen.

27. Die Reformation in den westeuropäischen Ländern. Calvin.

(Nach F. W. Kampschulte, Johann Calvin, seine Kirche, und sein Staat, und Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation, bearbeitet vom Herausgeber.)

In der Geschichte der großen kirchlichen Revolutionen des 15. und 16. Jahrhdrts. lassen sich drei Haupt-Acte unterscheiden, in denen nacheinander die drei großen Nationalitäten Europa's, Slaven, Germanen, Romanen, auf den Kampfplatz treten.

Der Angriff wird eröffnet von den Slaven. Die hussitische Bewegung war eine slavische, nicht blos in dem Sinne, daß sie von einem slavischen Volke ausging und getragen ward; sie empfing von dem Slaventhum auch Charakter und Farbe; es galt die slavische und insbesondere die „heilige“ böhmische Nation in die Rechte einzusetzen, die ihr, wie man verkündete, Jahrhunderte lang von den Deutschen vorenthalten worden. Selbst schon panslavistische Ideen sehen wir im Gefolge der hussitischen Bewegung auftauchen.

Auf den Slaven folgt der Germane, der gewaltige Mönch von Wittenberg. Auch Luther vertritt die nationale Idee, wenn auch nicht mehr in so leidenschaftlicher Weise, wie sein slavischer Vorgänger. Er wendet sich an die „deutsche Nation“, will die „lieben Deutschen“ befreien helfen von dem „unchristlichen Regiment der Römer“; nicht scharf genug kann er den Gegensatz zwischen Deutschen und Wälschen betonen. Es gab einen Moment, wo die Sache der deutschen Freiheit und Luther's Evangelium völlig gleichbedeutend zu sein schienen. Erwies sich dies auch als Täuschung, so hat das Lutherthum doch nie seinen deutschen Charakter verläugnet; bei den nicht germanischen Nationen hat es deßhalb nur geringen Anklang gefunden.

Eine merkliche Verschiedenheit zeigt hier der romanische Reformator. Wohl hat auch Calvin ein Herz für sein französisches Vaterland: einen großen Theil seiner Schriften hat er in französischer Sprache geschrieben; Frankreichs König ist sein Hauptwerk gewidmet; die Bekehrung der französischen Nation liegt ihm vorzugsweise am Herzen. Aber nichts destoweniger erscheint der nationale Gedanke zu einem untergeordneten Momente herabgesunken. Seine gesammte Wirksamkeit trägt mehr einen universalen als einen nationalen Charakter. Es gibt fast kein Herrscherhaus in Europa, dem er nicht nahegetreten, kaum eine europäische Nation, von der er nicht Vertreter um sich gesammelt und in seine Ideen eingeführt hätte. Der romanische Reformator zeigte sich überall, wo nicht das Lutherthum in dem deutschen Charakter seine Stütze fand, diesem überlegen, wie z. B. in Böhmen die deutschen Protestanten sich zur lutherischen Lehre, die slavischen Protestanten zum Calvinismus bekannten. Sogar nach der neuen Welt jenseit des

Oceans sehen wir schon um die Mitte des 16. Jahrhdrts. Glaubensboten Calvin's vordringen. Dieser universellen Richtung des Calvinismus entspricht es auch, daß gerade in seinem Schooße zuerst das Project eines „allgemeinen evangelischen Bundes" auftauchte und eine Vereinigung sämmtlicher Kräfte des Protestantismus wiederholt mit dem lebhaftesten Eifer betrieben wurde.

Zeigt sich in dieser Entnationalisirung der reformatorischen Idee ein stufenweiser Fortschritt, so ist ein solcher auch noch in anderer Weise nicht zu verkennen. Während der böhmische Reformator über die Negation des Bestehenden kaum herausgekommen ist und man bei ihm vergebens schöpferische Gedanken sucht, die den Keim zu einer neuen positiven Entwickelung der Dinge enthielten, während er sich noch mit aller Entschiedenheit gegen den Vorwurf verwahrt, als sei er Häretiker, vollzog Luther seinen Bruch mit der Kirche schon mit vollem Bewußtsein und dehnte seinen Angriff gegen die alte Kirche von dem Aeußerlichen auf das dogmatische Gebiet aus. Erst Calvin aber gelangte, an der Grenzscheide der romanischen und germanischen Welt (in der „Freistadt" Genf), nicht gehemmt durch den Druck einer fürstlichen Macht, zu einer umfassenden, internationalen reformatorischen Thätigkeit nach gründlich erwogenen, mit Bewußtsein aufgestellten Principien, die er mit rücksichtsloser Consequenz durchführt. Er geht weit über seine beiden Vorläufer hinaus. Während Luther noch in einer gewissen Abhängigkeit von der katholischen Anschauungsweise verharrt, die auch in der Gestaltung des deutschen Kirchenwesens ihren Ausdruck findet, löst Calvin seine Kirche von jeder Verbindung mit der vorangegangenen kirchlichen Entwickelung, drückt ihr den Gegensatz gegen den Katholicismus als vorherrschendes Merkmal auf und macht den Haß gegen das Papstthum gleichsam zum Grundton in der Stimmung seiner Gläubigen. Nicht blos das Dogma, auch Cultus und Verfassung der Kirche verkünden Rom unversöhnliche Feindschaft.

Calvin war am 11. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren, also ein Vierteljahrhundert jünger als Luther und Zwingli; er gehört fast schon der zweiten Generation der Träger der reformatorischen Bewegungen an. Der Vater, fiscalischer Procurator zu Noyon, hatte die Mittel dem Sohne eine gelehrte Erziehung in Paris und Bourges angedeihen zu lassen, die nach seinem Willen ihn zum Juristen ausbilden sollte. Als er aber zur Vollendung seiner Studien nach Orleans kam, trat eine ähnliche Wendung mit ihm ein, wie mit Luther auf der Hochschule zu Erfurt. Durch Umgang mit Deutschen lernte er Luther's Lehre kennen und begann die hl. Schrift und die deutschen Reformatoren zu studiren. Aus dem angehenden Juristen ward ein ganz entschiedener Theologe. Alsbald wagte er auch schon seine neue Ueberzeugung zu predigen. Aber während in Deutschland, wo der Kaiser gegen, die Nation mehr für die neue Lehre war, diese aus solchem Zwiespalt

ihre wachsende Macht und Verbreitung zog, that in Frankreich die weltliche Gewalt, eng verbunden mit Rom, Alles, die Neuerungen im Keime zu ersticken. So mußte Calvin Frankreich flüchtig verlassen. Er besuchte Italien und Deutschland und verweilte zuletzt in Basel. Hier arbeitete er sein erstes größeres Werk aus, die Institutio christianae religionis (erschienen 1536), welche, später ins Französische übersetzt, die erste bedeutsame Urkunde französischer Prosa im 16. Jahrhdrt. bildete und auf die Literatur dieses Volkes unermeßlich eingewirkt hat. Interessanter als der systematische Aufbau der ganzen Glaubenslehre in den drei ersten Büchern ist der Inhalt des vierten und letzten Buches, worin er die Gestalt der Kirche auf ihre ursprüngliche Form zurückführt, deren Grundlage die Gemeinde sei. Das hierarchische Princip der katholischen Kirche findet er im vollen Widerstreite mit der ursprünglichen Idee der Kirchenverfassung, weshalb auch die katholische Kirche in ihm stets einen viel gefährlicheren Gegner gesehen hat als in Luther. Andererseits stand er doch darin ganz auf dem Boden der katholischen Anschauung, daß auch er der theokratischen Idee anhing, Kirche und Staat müßten zusammenwachsen zu einer Einheit sich gegenseitig durchdringender Bestandtheile, auch seine kirchenstaatliche Ordnung sollte die Familie, die Kinder-Erziehung, die öffentliche Sitte beherrschen, nur sollte sie aus der Souverainetät der Gemeinde, nicht aus der des Papstes hervorgehen. Seine Auffassung vom Abendmahl unterscheidet sich sowohl von der Zwingli's, der sich mit einer sinnbildlichen Deutung abfindet, als von derjenigen Luther's, indem sie die Brotverwandlung verwirft.

Calvin's Kirchenstaat in Genf (1536—1538 und 1541—1564).

Eine der noch von alter Zeit her blühenden Reichsstädte des Burgunder-Landes war Genf, ursprünglich zum deutschen Reiche gehörend, aber der Sprache seiner Bewohner nach romanisch, auf der Grenze von Burgund und der (deutschen) Schweiz, selbst ein Bischofssitz, aber in Ueppigkeit, Genußsucht und Wohlleben fast untergegangen, ebenso politisch und kirchlich wie sittlich im Verfall. Einzelne Reformatoren, wie Farel, Beza, waren hier schon aufgetreten, aber während die deutschen Reformatoren etwas plebejisch Volksthümliches oder etwas gelehrt Theologisches haben, das sie nie vrläugnen, gehören die französischen den mittlern und höhern Ständen an, waren vornehme weltmännisch gebildete Naturen, zugleich die ersten parlamentarischen Redner Frankreichs. Darin lag die Schwäche des Calvinismus, daß seine Träger, die der Aristokratie der Gesellschaft angehörten, die große Masse des Volkes wohl gewaltsam zu beherrschen, aber nie zu gewinnen wußten. Calvin's Bedeutung lag nun darin, daß er mit dem ganzen fanatischen Ernste auftrat, der entschlossen ist, für die von ihm vertretene Sache auch sein Leben hinzugeben. Er begann damit, kleine Gemeinden zu bilden, wie in der ersten Urkirche; aber wenn sich auch die Zahl seiner Anhänger

vermehrte, so dauerte doch der weltliche Sinn derselben fort, wie früher. Daher hielt er furchtbare Strafreden, die man halb befremdet, halb erschrocken anhörte, und als die Osterzeit 1538 heran kam und die Gemeinde das Abendmahl nehmen wollte, wagte er den unerhörten Schritt, die ganze Gemeinde als unwürdig vom Altare zurückzuweisen. Der Eindruck war unbeschreiblich, kaum konnte er sein Leben retten, er mußte die Stadt verlassen und irrte abermals an der Grenze seines Vaterlandes, in den deutschen Städten Basel, Straßburg u. a. umher.

Drei Jahre stritten sich die Parteien in Genf in wilder Anarchie, bis man fast einmüthig sich nach dem Manne sehnte, der den Glauben, die Sitten und die Freiheit neu schaffen wollte. Dringende Bitten gelangten an ihn, zurückzukehren und der Gesetzgeber der Stadt zu werden. Im September 1541 kam er wieder und begann seine welthistorische Wirksamkeit. Genf ward die reformatorische Schule für den ganzen europäischen Westen.

Während es einer der charakteristischen Züge des Mittelalters gewesen war, daß die Kirche die Sinne, die Phantasie der Gläubigen schon früh eben so mächtig und noch mächtiger beschäftigte, als die religiöse Empfindung und die innere Erbauung, kehrte Calvin aufs consequenteste die andere Seite hervor. Innerhalb kahler, schmuckloser Wände sollte der „gereinigte Gottesdienst“ vor sich gehen, kein Altar, kein Christusbild, kein Schaugepränge irgend welcher Art die Erhebung der Seele stören, diese nur durch das „Wort Gottes“ und das einfache geistliche Lied gefördert werden. Alles Andere, was Luther noch beibehalten hatte von überliefertem Außenwerk, Ceremonien, Schmuck jeder Art, ward beseitigt. Die Zahl der Sacramente führte er auf zwei (Taufe und Abendmahl) zurück, aber der Gedanke, den Einzelnen in der Kirchenzucht fest zu halten von der Wiege bis zum Grabe, wurde von ihm mit der größten Strenge durchgeführt.

So war der Calvinismus eine merkwürdige Verbindung von mittelalterlichem und reformirtem Kirchenthum, von modern monarchischer und antik republikanischer Staatsordnung, und deren Stifter durch Einfluß und Ansehen Dictator des kleinen, aber mächtigen Genfer Staates. Seine kalte, starre, fast düstere Erscheinung, halb ein Prophet des alten Bundes, halb ein republikanischer Demagoge, vermag Alles in diesem Staate, aber nur durch die Macht der Person, die Gewalt des Wortes, durch die „Majestät des Charakters“, wie der Genfer Magistrat nach Calvin's Tode sagte. Bis an sein Ende blieb er der einfache Geistliche, dessen knappe Lebensweise seinen Feinden als Geiz erschien. Nach seiner 23jährigen Verwaltung war die Stadt unermeßlich reich geworden, er selbst blieb arm, und das war sein Stolz, denn nur für das Ganze lebte er und wollte er leben.

Mit der Kirchenzucht hat es keiner der Reformatoren so ernst genommen, wie Calvin. Diese verband eine ganz neue Anschauung von Verbrechen mit einer äußersten Strenge in den Strafen und verfiel durch ihre consequente

Durchführung alsbald wieder in die Einseitigkeit des mittelalterlichen Büßerlebens. Alle lärmende Kurzweil, Gelage, Tanzen, Absingen lockerer Lieder, Fluchen, selbst dem Vieh gegenüber, war verboten, ebenso das Theater, außer wenn biblische Stücke aufgeführt wurden; todeswürdig war jede Aeußerung, in der mittelbar eine Gotteslästerung gefunden werden konnte. Dagegen war die Sonntagsfeier und der Kirchenbesuch streng vorgeschrieben.

Diese Schule des strengen Calvinismus entfaltete nach Außen eine mächtige Propaganda. Wir finden sie wieder bei den holländischen und französischen Calvinisten, und hauptsächlich bei den englischen Puritanern und den schottischen Presbyterianern, die alle Ausläufer des Calvinischen Mutter- und Musterstaates in Genf sind.

---

28. Der Abfall der Niederlande.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation und N. G. van Kampen, Geschichte der Niederlande, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Die Niederlande vor Philipp II.

Die französische Krone hatte in einem einzigen Falle ihr Princip verläugnet, Prinzen des königlichen Hauses nicht mit großen Herzogthümern zu versorgen. König Johann hatte seinen Sohn Philipp den Kühnen mit Burgund ausgestattet und so den Kampf der hohen Aristokratie gegen die Krone selbst wieder erneuert. Aus jenem Herzogthum **Burgund** erwuchs allmählich durch Kauf und Eroberung, durch Erbschaft, nicht selten auch durch Erbschleicherei, verbunden mit förmlichem Zwang, ein Gebiet, das im Vergleich mit dem ursprünglichen Kern ein außerordentlich stattliches genannt werden mußte. Noch Philipp der Kühne (1363—1404), der Stifter der jüngern Linie Burgund, erwarb durch Heirath mit der Witwe des letzten Herzogs von Burgund aus der ältern Linie Burgund (1369): **Flandern**, **Artois**, **Mecheln** und **Antwerpen**; sein Enkel Philipp der Gute (1419 bis 1467) erkaufte (1428) die Grafschaft **Namur** und erbte (1430) von seinem Vetter Philipp die Herzogthümer **Brabant** und **Limburg**, erhielt durch eine Art Zwangsvergleich mit Jacobäa von Baiern (1436) die Grafschaften **Hennegau**, **Holland**, **Seeland** und **Friesland** und erwarb (1443) durch Kauf auch noch **Luxemburg**. Nachdem Karl der Kühne, Philipp's des Guten Sohn, 1477 bei Nanzig gefallen war, zog Ludwig XI. von Frankreich das Herzogthum Burgund (Bourgogne) als eröffnetes Lehen ein; das Uebrige erheirathete mit Maria, Karl's des Kühnen Tochter, der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, der auch den herzoglichen Titel von Burgund beibehielt. Auf dem Reichstage zu Köln (1512) ward Burgund für einen der 10 Kreise des „römischen Reiches deutscher Nation" erklärt. Mari-

milian's Enkel und Nachfolger im Kaiserthum, Karl V., brachte (1528) vom Bischof (Heinrich) von Utrecht die Hoheit über Utrecht und Over-Yssel, vom Herzoge Karl von Geldern (1536) das Herzogthum Geldern nebst der Grafschaft Zütphen an sich, worauf (in demselben Jahre) sich ihm auch die Herrschaft Groningen unterwarf. Diese 17 Provinzen übertrug Karl V. (1556) seinem Sohne Philipp (II. von Spanien).

Das Land, welches das heutige Belgien (außer dem Hochstift Lüttich) und Holland (nebst Luxemburg) sowie einen nordwestlichen Theil von Frankreich umfaßte, enthielt die ergiebigsten Quellen vielseitigen Wohlstandes und Reichthums zugleich in sich, je verschiedener die Landestheile in Erzeugnissen und Lebensweise waren. Flandern, Hennegau, Artois und Namur sind üppige Fruchtlande, deren Bodenertrag das ganze, große Reich versorgen konnte; in Gent, Brügge, Antwerpen, Brüssel und andern Städten blühte das Gewerbe wie nirgends in Europa; Antwerpen war eine Weltstadt, mit der keine der Erde an Blüte sich messen konnte. Zugleich war das ganze nördliche Gebiet Küstenland, zum Theil durch Kunst dem Meere abgerungen, der „natürliche Hafen und Stapelplatz für den Handel der europäischen Welt", mit seinen zahlreichen Häfen (von Rotterdam bis an die äußerste Spitze Frieslands), die aus kleinen Fischerdörfern große Handelsemporien geworden, bewohnt von einem zähen, tüchtigen friesischen Volksstamme, der mit bewunderungswürdiger Ausdauer, im steten Kampfe mit Sturm und Flut, mit Wind und Wellen, sich dort eine Heimat zu schaffen gewußt hatte. Dieser Zug germanischer Zähigkeit ist dem Volke bis auf den heutigen Tag eigen geblieben; noch in unsern Tagen haben die Holländer Binnenmeere ausgetrocknet und fruchtbare Gelände daraus gemacht.

Der geistige Zustand der Bevölkerung stand nicht zurück hinter ihrer äußern Blüte. In diesem, dem prosaischen Handels- und Gewerbebetriebe fast ausschließlich hingegebenen Lande fanden auch Kunst und Wissenschaft eine nicht unebenbürtige Pflege durch einflußreiche Malerschulen und namhafte Universitäten, welche der neue humanistische Geist rascher und tiefer ergriffen hatte, als die irgend eines andern Landes. Bei aller Hast materiellen Erwerbs war ein wirkliches Bedürfniß nach geistiger Bildung bis in die untersten Schichten des Volkes eingedrungen.

Jede der 17 Provinzen hatte ihre eigene Verfassung, deren Grundcharakter sich nach dem Ueberwiegen dieser oder jener Volksclasse bestimmte, mit den vielfältigsten Abstufungen vom Feudalismus bis zur Demokratie; in Flandern und Brabant (wo ein großer, grundbesitzender Adel seine Güter nach Quadratmeilen maß) mehr aristokratisch, im Norden (wo der wohlhabende Bürgerstand vorherrschte) und namentlich in Friesland (wo das mit Fischerei und Seefahrt beschäftigte Volk keinen Adel kannte) mehr demokratisch. Das Ganze ein vielfarbiges Conglomerat von kleinen Republiken, nicht unähnlich der alten Schweiz, jedoch mit loser monarchischer Verbindung. Diese vielge-

staltige Welt war einerseits leicht zu beherrschen, weil der Particularismus nicht leicht einen gemeinsamen Widerstand aufkommen ließ, aber auch schwer, weil sie Schonung so vielfacher überlieferter Rechte erheischte.

2. Philipp's II. Politik in den Niederlanden, 1555—1559.

Da Philipp nicht selbst in den Niederlanden bleiben konnte, sondern einen Statthalter ernennen mußte, um in seinem Namen die Regierung zu führen, so erwarteten die Wortführer der zahlreichen Aristokratie, daß Einer aus ihrer Mitte dazu bestellt werde, den Reichthum, Name, Verdienst und Einfluß zum Regenten befähigten. Unter den zahlreichen Candidaten, deren Ehrgeiz nach der Statthalterschaft strebte, ragten zunächst Graf Egmont und Prinz Wilhelm von Oranien hervor. Philipp mißtraute dieser Aristokratie und fürchtete ihre Macht; aber bei jenen beiden lag dazu in ihrem bisherigen Verhalten so wenig Grund, daß man sie eher für die eifrigsten Vertreter des königlichen Willens hätte halten sollen. Graf Egmont hatte eben noch einen Theil der spanischen Armee gegen die Franzosen geführt und durch seine Siege bei S. Quentin und Gravelingen den nach dem Waffenstillstande (von 1555) bald wieder ausgebrochenen Krieg mit Frankreich (1557—1559) glücklich zu Ende gebracht. Er war überhaupt keine Natur, die Mißtrauen erregen konnte, ein ausgezeichneter Soldat, der Stolz seines Meisters Karl V., der ihn schon, als er eben die Waffen tragen konnte, mit ins Feld nach Tunis genommen, dabei einer der größten Herren in Flandern und Brabant, mit deutschen Fürstenhäusern verwandt und dem königlichen Hause treu ergeben. Wenn auch zu jähzornigem, heftigem Aufbrausen geneigt, in dem Selbstgefühl eines Aristokraten leicht verletzt, war er doch eine offenherzige, arglose Natur, ohne alle die Eigenschaften, die zu Mißtrauen Anlaß geben konnten. Wilhelm von Oranien war als Page an des Kaisers Hofe und als dessen erklärter Liebling aufgewachsen, schon seit seinem 20. Jahre mit wichtigen Sendungen betraut worden, wie noch eben mit der Unterhandlung des Friedens zu Cateau-Cambresis (1559). Er erschien der Welt als ein gewandter, prachtliebender Cavalier, der den bedenklichen Ehrgeiz seiner spätern Tage nicht entfernt verrieth. Wenn es nun auch zweckmäßig schien, den Adel ins Interesse der Regierung zu ziehen, so hielt es der argwöhnische Philipp doch für gefährlich, diesem Adel, der fast durchweg tief verschuldet war, eine so große Macht anzuvertrauen, und wählte auf die Empfehlung des Herzogs Alba seine natürliche Schwester Margaretha von Parma als eine Niederländerin von Geburt (aus Oudenarde in Flandern) und als eine Frau, deren rein katholische Religiosität keinem Zweifel unterworfen war, während ihr Gemahl Ottavio Farnese, später Herzog von Parma, in Italien dem Könige für ihre Treue haften konnte. Außer der allgemeinen Stellvertreterin des Königs hatte jede Provinz oder einige zusammengenommen ihren eigenen Statthalter: Oranien bekam Holland, Seeland und Utrecht, die zusammen noch nicht

das Ansehen und Gewicht des einzigen Flanderns hatten, welches Egmont erhielt. Der Graf von **Horn**, Egmont's Freund, erhielt die Admiralitätswürde. So waren also die vorzüglichsten Stellen im Lande alle mit Niederländern besetzt, doch man verzieh es dem Könige nicht, daß er einen Fremden (Burgunder), **Granvella**, Bischof von Arras, fast mit despotischer Macht zurückließ, denn sehr bald zeigte sich die Abhängigkeit der Statthalterin von diesem ränkevollen Minister nur zu deutlich.

3. Margaretha von Parma, Statthalterin, 1559—1567.

Eine der vorzüglichsten Beschwerden der Nation, die zu allen folgenden Unruhen führte, war die Vorliebe des Königs **für Fremde**, vorzüglich für Spanier; denn die nationale Abneigung der Niederländer gegen die Spanier war so entschieden, wie je zwischen zwei Völkern unter demselben Scepter. Daß dieser Haß sich nicht besserte, sondern noch bis zur Unversöhnbarkeit verschärfte, dafür sorgte das neue Regiment nach Kräften. Eine zweite Ursache der Unzufriedenheit gaben **die spanischen Truppen**, welche Philipp in den Niederlanden zurückgelassen hatte. Schon Karl V. hatte oft in seinen Kriegen spanische Soldaten, welche damals die erste Infanterie Europa's ausmachten, gebraucht, doch sie nach dem Frieden gleich wieder entlassen. Philipp aber ließ, nach Abschluß des Friedens mit Frankreich, 3000 Mann Kerntruppen in Flandern auf der französischen Grenze zurück, die sich in ihrem Nationalstolz und in der Verachtung der Niederländer die gröbsten Ausschweifungen gegen das Landvolk erlaubten. Oranien und Egmont legten in der Versammlung der Generalstaaten zu Gent, die der König noch vor seiner Abreise hielt, eine dringende Bittschrift gegen diese fremden Krieger und gegen die Anstellung von Fremdlingen in der Staatsverwaltung vor. Man erzählt, daß Philipp, hierüber entrüstet, gefragt haben soll: „ob man denn auch ihn als einen Fremdling vertreiben wolle?" Jedoch gab er sein Wort, daß die Truppen nach vier Monaten abziehen sollten. Aber gegen Egmont und Oranien, die ersten Urheber dieser Demüthigung seines Stolzes, hegte er von nun an einen unversöhnlichen Groll. Einen dritten, sehr allgemeinen Grund zum Mißvergnügen gab die **Errichtung neuer Bisthümer**. Bisher waren in den Niederlanden nur vier Bisthümer, wovon drei (Arras, Cambrai, Tournay) in den südlichen und nur eins (Utrecht) in den nördlichen Provinzen. Schon Philipp der Gute soll beabsichtigt haben, eine größere, der starken Bevölkerung angemessene Zahl Bischöfe anzustellen; auch war es, wie die Anhänger Philipp's II. versicherten, der Zweck Karl's V., als wichtigere Unternehmungen ihn beschäftigten, und er soll diese Anordnung seinem Sohne dringend empfohlen haben. Gleich nach seinem Regierungsantritt beschäftigte sich dieser damit. Man wollte zugleich die Abhängigkeit einiger Provinzen von fremden Bisthümern und Erzbisthümern (Köln, Rheims und Lüttich) aufheben; und beide Gründe,

eine bessere Seelsorge und die Stiftung eigener Kirchen, schienen diesem Schritte den Beifall der Nation versichern zu müssen. Doch sollten die neuen Hochstifte aus den Einkünften der bestehenden Bisthümer, Abteien und Präbenden dotirt werden. Da regte sich die ganze zahlreiche und mächtige Geistlichkeit für ihr Hab und Gut. Der Erzbischof von Mecheln sollte Primas der Niederlande sein, und dazu ward gerade der verhaßte Granvella ernannt, der noch dazu den Cardinalshut bekam. Das Volk wollte von dieser Neuerung nichts wissen, denn man befürchtete, es handle sich vorzugsweise um Vermehrung der Ketzergerichte. Eine vierte Quelle der Unzufriedenheit, und gewiß die fruchtbarste in ihren Folgen, war die nicht nur fortgesetzte, sondern immer zunehmende Verfolgung der neuen Lehre. Man fürchtete allgemein, daß Philipp die spanische Inquisition, deren Schrecknisse in Europa bekannt und vielleicht übertrieben waren, aufdringen wolle.

Aus diesen verschiedenen Gründen war vorzüglich der Cardinal von Granvella verhaßt. Er war Fremdling, er der Primas des Landes, der von der Beraubung der Geistlichkeit die reichsten Früchte genoß, er hatte am längsten den Weggang der spanischen Truppen aufgehalten, er war der furchtbarste Verfolger der neuen Lehre. Dazu kamen Gründe der Eifersucht beim hohen Adel, der sich durch ihn vom Ruder der Geschäfte entfernt sah. Nicht bloß Spott und Hohn, z. B. Caricaturen, wo man ihn Bischöfe aus Eiern ausbrüten ließ, sondern auch laute Klagen, Gesandtschaften nach Spanien und endlich das Wegbleiben aus dem Staatsrathe waren die Mittel, deren sich der hohe Adel gegen den verhaßten Burgunder bediente.

Die Statthalterin sah diesem Sturme erst mit Mißvergnügen, dann mit Schadenfreude zu; sie dachte, wenn doch Jemand fallen müsse, so sei es besser Granvella, als sie. Deßhalb wechselte sie plötzlich ihre Taktik; erst die Vertheidigerin Granvella's, ward sie jetzt seine Anklägerin, indem sie, ohnehin der langen Vormundschaft müde, die allgemeine Stimmung in ihren amtlichen Briefen weder verhehlte noch mißbilligte. So ward Granvella entfernt (1564), scheinbar, um seine Gegner mit der Krone zu versöhnen, in der That, um ihn dem allgemeinen Hasse zu entziehen, mit seinem System aber nun erst vollen Ernst zu machen. Später (1580) war er Philipp's Stellvertreter in Spanien, während dieser Portugal in Besitz nahm, und starb (1585) in der vollsten Gunst seines ihm gleichgesinnten Königs. Nach Granvella's Abberufung, die im Lande eine unglaubliche Freude erweckte, kehrten Oranien und Egmont in den Staatsrath zurück. Sie fühlten aber bald, daß man sie mißbrauche und für Dinge mitverantwortlich machen wolle, die sie verabscheuten. Als der König die vollständige Einführung der Beschlüsse des Concils von Trient verlangte, hielt Oranien im Staatsrathe eine so gewaltige Rede, daß ihr Eindruck dem Präsidenten Viglius einen beinahe tödtlichen Schlaganfall zuzog und man beschloß, den Grafen

Egmont, als einen ebenso eifrigen Katholiken wie loyalen Unterthan, nach Madrid zu senden, damit er dem übel unterrichteten Könige die Augen öffne und ihm darlege, es sei mit dem bisherigen Systeme nicht mehr durchzukommen. Der König empfing den Sieger von St. Quentin und Gravelingen mit der größten Auszeichnung und wußte den eitlen Grafen so mit Schmeicheleien zu betäuben, daß dieser, überglücklich in dem Gefühle, Alles durchgesetzt zu haben, nach Hause zurückkehrte, während hinter seinem Rücken die Statthalter die Weisung erhielten, die alten Edicte streng durchzuführen. Oranien erkannte, daß sein Freund vollständig getäuscht worden sei. Als nun die Trienter Beschlüsse allenthalben verkündet wurden, verpflichteten sich gegen 500 Adlige, denen sich später viele Bürgerliche zugesellten, in einem „Compromiß", gegen die spanische Tyrannei, die das Land zu Grunde richte, gemeinsamen Widerstand zu leisten, ohne jedoch an Losreißung oder Empörung zu denken. Die bisherigen Führer der Aristokratie, Egmont, Oranien, Horn, waren damit nicht einverstanden; insbesondere Oranien hatte kein Vertrauen zu der aus verschiedenartigen Elementen entstandenen Verbindung und zu deren geringen Kräften. Für das nächste Frühjahr ward eine großartige Demonstration verabredet. In feierlichem Zuge überreichten am 5. April 1566 die Cavaliere des Bundes der Statthalterin zu Brüssel eine Beschwerdeschrift, worin sie nur Aufschub der Verfolgung verlangten, bis man die gänzliche Aufhebung der Edicte von der Gnade des Königs erlangt haben würde. Auf eine ausweichende Antwort Margarethens folgte eine zweite, noch gemäßigtere Bittschrift, worin nur Milderung der Ketzergesetze gefordert wurde. Es fehlte den Bundesgenossen nur noch als Erkennungszeichen ein Name; für diesen sorgten ihre Feinde. Als nämlich die Blüte des jüngern Adels, 200—300 Köpfe stark, vor der Statthalterin erschien, sprach Barlaimont ihr Muth ein mit den Worten: „es ist nur eine Bettlerbande" (ce n'est qu'une troupe de gueux), womit er die Geldverlegenheit des verschuldeten niedern Adels ausdrückte. Diese Worte, von den Umstehenden gehört, waren sehr bald auch bei der Versammlung bekannt, die im kuilenburgischen Hause ein Festmahl hielt. Der Schimpfname ward (wie später in andern Revolutionen) als Ehrenname angenommen, und der Ruf: „Es leben die Geusen!" war hinfort die Losung der Insurgenten; sogar in unsern Zeiten ist das Wort noch nicht ganz verschollen. Der Name Geuse ward bald von Sinnbildern begleitet. Der „Großgeuse" Graf Brederode hing sich eine Bettlertasche um und trank auf die Gesundheit des Geusenbundes aus einem hölzernen Napfe, in welchen nachher jeder der Gäste einen Nagel schlug, als Zeichen des Beitrittes. Bei dem Lärm, den diese Orgie verursachte, erschienen auch die gerade vorbeigehenden Egmont und Oranien und konnten sich nicht erwehren, ein Glas mitzutrinken. Dies ward nachher dem Grafen als eine des Todes werthe Handlung angerechnet.

Während der geheime Rath sich mit einer „Moderation" der Ketzer-Edicte abmühte und endlich mit Hülfe des scharfsinnigen Viglius glücklich dahin kam, daß die Ketzer künftig nicht mehr verbrannt, sondern gehenkt werden, die Inquisition dabei aber „bescheiden und vorsichtig" auftreten sollte, fing das Volk an, sich selbst zu helfen. In zehn oder zwölf Tagen wurde von dem durch fanatische Feld-Predigten aufgeregten Pöbel in Flandern eine fast unglaubliche Zahl Kirchen aller ihrer Heiligen-Bilder, Gemälde und Cultus-Gegenstände beraubt, und darunter viele Meisterwerke der Kunst zertrümmert. Von Flandern pflanzte sich die Raserei nach Antwerpen fort, wo die herrliche Kathedrale, eine der schönsten der Christenheit, in einigen Stunden durch den Hafenpöbel verwüstet ward. Auch in Holland blieben nur wenige Städte verschont, in Friesland und Groningen ließ die Obrigkeit die Bilder hinwegnehmen. Die Herzogin wollte aus Brüssel entfliehen, ward aber von Oranien, Egmont, Horn zurückgehalten und mußte endlich die völlige Religionsfreiheit, ja sogar die Abtretung einiger Kirchen an die Protestanten und den Bau anderer für ihre beiden Religionsparteien gutheißen. Da traten die katholischen Mitglieder des Bundes von einer Vereinigung ab, die sie nun für eine Verschwörung gegen ihre Religion halten mußten. Egmont selbst warb 1500 Mann Kriegsvolk, überfiel die Insurgentenhaufen und schlug sie vollständig; auch strafte er viele der Bilderstürmer in seiner Statthalterschaft mit dem Galgen. Die Herzogin hatte indessen Zeit gewonnen; der Enthusiasmus der Menge war verraucht, und diejenigen Städte und Edeln, die sich zur Wehre setzten, wurden ohne große Mühe bezwungen. Die Reaction fand seit der Niederlage der Freischaaren des Geusenbundes nirgends mehr auch nur einen Versuch des Widerstandes. Schon früher hatte Margaretha die Maske abgeworfen. Sie forderte einen neuen Eid, worin dem König unbedingter Gehorsam gegen Jeden, wer es auch sei, angelobt ward. Dies war ein Mittel, die Freunde und Feinde kennen zu lernen. Der Kunstgriff gelang vollkommen; auch Egmont leistete den Eid, Brederode und Oranien weigerten sich, denn sie wollten sich nicht verpflichten, die Henker ihrer protestantischen Landsleute zu werden. Dem Scharfblicke Oraniens konnte die völlige Niederlage seiner Partei nicht mehr zweifelhaft sein. Er war der Rache Philipp's gewiß, und warnte noch zum letzten Male seinen Freund Egmont, dem kein besseres Schicksal bevorstand; er bat ihn, sich auf bessere Tage zu sparen und gleich ihm das Land zu verlassen. Egmont indessen, loyal bis zur Verblendung, blieb unerschütterlich in seinem Zutrauen auf den Landesherrn, dem er so große Dienste geleistet hatte. Oranien sagte zu Egmont: „Du wirst die Brücke sein, über welche die Spanier ins Land ziehen und die sie nachher abbrechen werden." Unter Thränen verließen sie einander, um sich nie wiederzusehen. Egmont gewann dabei nur einen Rächer. Horn, obschon der neuen Lehre mehr geneigt als sein Freund und weniger sicher als er, konnte sich doch nicht entschließen, ihn zu verlassen. Oranien legte seine

Würden nieder und begab sich ins Nassauische nach Dillenburg, der alten Besitzung seines Hauses, zurück.

Die protestantischen Kirchen wurden mit der nämlichen Wuth zerstört, wie früher die Bilder in den katholischen, und die Balken zu Galgen gebraucht. Die Edicte wurden in ihrer ganzen Strenge wieder hergestellt. Als man vernahm, daß ein Heer Spanier unter Alba's Befehle erscheinen sollte, floh alles, was nur einigermaßen an den Unruhen Theil genommen; kaum waren noch Schiffe zu bekommen, und man berechnete die Anzahl der Fliehenden auf 100,000.

4. Die Regierung Alba's, 1567—1573. Der Abfall Hollands und Seelands.

Obgleich in Madrid ein Bericht der Herzogin eingelaufen war, daß die Religion in ihrem alten Glanz hergestellt, die Einwohner alle beruhigt seien, und daß der König auch ohne Truppen, blos durch seine Gegenwart, die etwaigen Ueberreste der Unzufriedenheit leicht beseitigen werde, drang Alba auf kräftige, bewaffnete Dazwischenkunft: schon zu lange habe die Rebellion den König herausgefordert; der Aufstand möge vielleicht für jetzt ruhen, aber um bald, wenn er ungestraft bliebe, mit erneuten Kräften, hervorzutreten. Diese Gründe bestimmten den König, der selbst das Regiment seiner Schwester für mitschuldig an dem Aufstande hielt, den Herzog Alba mit einer Armee nach den Niederlanden zu schicken.

Alba, der seinen bei Mühlberg errungenen Ruf eines ausgezeichneten Feldherrn bei der Belagerung von Metz wieder eingebüßt hatte, zog mit dem besten Heere, das seit lange ein spanischer Befehlshaber geführt, von Cartagena aus über Genua, durch Savoyen, die Freigrafschaft Burgund, Lothringen und Luxemburg ohne Widerstand nach Brüssel, um ein Volk, das bereits unterworfen und beruhigt war, niederzuschlagen. Die bürgerliche Regierung blieb Margarethen überwiesen, mit Ausnahme der Vergehungen gegen die Religion und des Hochverrathes; diese sollte der Herzog strafen. Derselbe begann damit, die angesehensten Führer der Aristokratie unschädlich zu machen. Egmont nahm durchaus keine Sicherheitsmaßregeln, als Alba ihm Freundlichkeit und sogar eine Art Vertraulichkeit zeigte, die den Helden, der die Eifersucht Alba's auf seine Thaten kannte, desto behutsamer hätte machen müssen. So wurde er in Alba's Wohnung, nachdem er mit dessen natürlichem Sohne Karten gespielt, zugleich mit seinem Freunde, dem Grafen von Horn, gefangen genommen. Die heimtückische Art, wie man die Beiden in die Falle lockte, bewies am besten, wie wenig man sie für schuldig hielt. Sofort nach der treulosen Verhaftung der beiden Edelleute begann die Organisation des Terrorismus. Alba errichtete mit Beseitigung des Staatsrathes den „Rath der Unruhen", gewöhnlich „der Blutrath" genannt, weil dessen Bluturtheile das Land zu einer ungeheuren Richtstätte machten.

Alle ordentliche Rechtspflege ward eingestellt, alle beschworenen Freiheitsbriefe, alle bestehenden Gesetze, alle Privilegien von Städten und Provinzen wurden mit einem Federzuge aufgehoben. Das Revolutions-Tribunal sollte den Hochverrath bestrafen, aber die Verbrechen des Hochverraths waren tausendfältig (in 16 Artikeln); je härter die Strafe, Verlust des Lebens und des Vermögens, desto einfacher und summarischer das Verfahren. Margaretha's rechtmäßiger Stolz, daß die Unruhen durch ihre weise Verwaltung ganz beseitigt seien, war durch Alba's bewaffnete Sendung trotz ihrer Einwendungen und durch seine Gewaltstreiche tief gekränkt. Sich dem Herzoge unterzuordnen, das litt ihr Stolz nicht. Sie erbat also ihre Entlassung, die der König ihr in den Ausdrücken höfischer Freundlichkeit gewährte. Ende 1567 verließ sie die Niederlande und suchte in Italien friedlichere Tage.

Ein Mann war Alba entwischt, von dem Granvella sagte: „Wenn ihr den Schweiger nicht habt, so habt ihr Nichts!" Wilhelm von Oranien sammelte in Deutschland ein Heer. Sein Bruder, Ludwig von Nassau-Oranien, fiel in die Provinz Groningen ein und schlug beim Kloster Heiligerlee den Statthalter von Friesland und Groningen, Herzog von Aremberg. In Holland machte man sich schon die größte Hoffnung auf Befreiung. Doch nun wollte Alba sich, selbst an die Spitze des Heeres stellen, ließ aber zuvor, um sich die Hauptstadt zu sichern, die Hinrichtung Egmont's und Horn's vollziehen, die sich, im Falle ihm das Waffenglück nicht günstig wäre, an die Spitze einer allgemeinen Empörung gestellt und den Siegern im Osten die Hand gereicht haben würden. Vergeblich hatten Beide das Recht der Vließritter, nur durch ihres Gleichen gerichtet zu werden, in Anspruch genommen; vergeblich hatten die edle Sabine von Baiern, Egmont's Gattin, und die Mutter des Grafen von Horn sich deßhalb an den Kaiser, die Vließritter in Spanien, Italien und Deuschland und an die Staaten von Brabant gewendet und Letztere das Gesuch unterstützt. Ohne dies zu achten, machte man ihnen zu Gent den Proceß. Egmont wurde nebst Horn des Majestätsverbrechens beschuldigt, wegen Begünstigung des Prinzen von Oranien, des Adelsbundes und der Ketzer, und ging mit ihm zum Tode. Er war noch ein schöner, kräftiger Mann von 47 Jahren. Man glaubt, daß ihm des Königs Undankbarkeit so unbegreiflich schien, daß er noch auf dem Blutgerüste Gnade erwartete. Er starb in den Gebräuchen der katholischen Kirche, die Horn verschmähte. Der französische Gesandte, der der Hinrichtung zusah, soll gesagt haben, daß er hier den Kopf fallen sehe, der zweimal Frankreichs Schrecken gewesen.

Schon früher war Oranien's Urtheil gesprochen. Auch er ward des Hochverraths beschuldigt, bei Todesstrafe aus des Königs Staaten verbannt und alle seine Güter eingezogen. Gegen dessen Bruder Ludwig, der nach der Schlacht bei Heiligerlee Groningen belagerte, zog Alba in Person. Sein Heer war 15,000, das des Grafen höchstens 12,000, Andere sagen, nur 7000

Mann stark. Zudem waren Alba's Truppen abgehärtete Krieger, die Soldaten Ludwig's frischgeworbene Banden, die auch des Geldmangels wegen murrten und die Schlacht verweigerten: so war die Niederlage Ludwig's vollkommen, er selbst schwamm verkleidet über die Ems und entkam dem Gemetzel, worin 6000 der Seinigen blieben.

Indessen hatte der Prinz von Oranien sein großes Heer, wovon Ludwig's Truppen nur die Vorhut ausgemacht hatten, gesammelt, welches jetzt 30,000 deutsche Landsknechte zählte. Sein Uebergang über die Maas im Angesichte des feindlichen Heeres galt für ein Meisterstück der Kriegskunst; doch er fand hier einen noch größern Meister sich gegenüber. Da Alba des Prinzen Geldnoth kannte und wußte, daß der Verlust einer Schlacht das Signal zum Abfall mehrer Provinzen sein würde, ging er bloß vertheidigungsweise zu Werke, verschanzte sich in der Nähe des Prinzen, schnitt ihm die Zufuhr ab, nöthigte ihn, mehr als zwanzig Mal sein Lager zu wechseln, und zwang ihn endlich, aus Mangel an Geld und Lebensmitteln sein Heer (bei Straßburg) zu entlassen. Oranien ging nach Frankreich zum Heere der Hugenotten. So war der erste Feldzug mißlungen und Alba's Gewaltherrschaft fester begründet als je. Nun begannen erst die schwersten Zeiten für die Niederländer.

Bisher hatte der Herzog die Protestanten oder deren Begünstiger zu Feinden. Er schien jedoch alle Klassen von Einwohnern erbittern zu wollen. Die bisherigen königlichen Einkünfte waren außer den Domainen die „Bitten“, von den verschiedenen Provinzen erhoben. Schon dieser Name war dem unbeugsamen Manne zuwider. Er ersann also drei neue bleibende Auflagen, die ihn der ewigen Geldverlegenheit für immer entheben sollten: eine einmalige Abgabe von einem Procent von allen beweglichen und unbeweglichen Capitalien, sodann als dauernde Abgabe fünf Procent von allen unbeweglichen und zehn von allen beweglichen Gütern, jedesmal beim Verkaufe zu entrichten. Die Steuer erwies sich trotz aller Gewaltmaßregeln als unerschwinglich und Alba mußte sich mit zwei Millionen jährlich für alle Niederlande begnügen, deren Einforderung er den Staaten überließ. Auch zeigte sich Alba feindlich gegen den Handel. Eine geringe Zwistigkeit mit England vermochte ihn, den englischen Handel ganz zu verbieten, der nun von Antwerpen auf Hamburg überging.

Der Prinz von Oranien war seit 1568 nicht unthätig gewesen. Seine öfteren Unterredungen mit dem Oberhaupte der französischen Reformirten, dem Admiral Coligny, hatten ihn mit der Idee vertraut gemacht, sein Glück auf dem Meere, dem Elemente der Holländer, zu versuchen. Die meisten der Flüchtlinge aus Holland und aus Seeland ergriffen dieses Mittel, sich an ihren Bedrückern zu rächen, mit Freuden. Ihr Augenmerk war zuerst auf Texel gerichtet; doch widriger Wind trieb sie nach der Maas, an deren Mündung das Städtchen Brielle liegt. Alba, der „Vicekönig“, hatte den unver-

zeihlichen Fehler begangen, aus Verachtung dieses Feindes, der „Wassergeusen", die Seeküste unbesetzt zu lassen, welches die Eroberung dieses Ortes durch List (April 1572) sehr erleichterte. So war ein fester Punkt an der Küste gewonnen, von dem aus bald der ganze Norden den Spaniern entrissen werden konnte. Der erste Versuch glücklichen Widerstandes gegen die scheinbar unbezwingliche spanische Macht ermuthigte die Holländer so, daß binnen Kurzem alle wichtigeren Seestädte Hollands und Seelands: Vliessingen, Enkhuisen, Leyden, Dortrecht, Haarlem abfielen und sich der Aufstand bald über das ganze Land ausbreitete. Die Abgeordneten der abgefallenen Landschaften versammelten sich in Dortrecht und ernannten Wilhelm von Oranien zu „des Königs rechtmäßigem Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Friesland". Dieser kam mit einem in Deutschland neu geworbenen Heere nach den Niederlanden und zog nach der Einnahme von Roeremonde nach Brabant, während sein Bruder Ludwig sich der wichtigen Stadt Mons im Süden bemächtigt hatte. Da aber die aus Frankreich erwartete Unterstützung an Geld und Truppen ausblieb, weil dort mit der Pariser Bluthochzeit die Politik eine andere Wendung genommen hatte, so mußte er den Rückzug antreten und sein Heer abdanken; Geldern, Overyssel und Friesland unterwarfen sich den Spaniern und der ganze Krieg wälzte sich nach Holland. Hier erfuhr zuerst Naarden die Rache der Spanier. Die Stadt hatte sich dem Obristen Romero gegen Versicherung der Schonung freiwillig ergeben und seine Mannschaft freundlich aufgenommen. Die Bürgerschaft ward zu neuer Eidesleistung unbewaffnet in die Kirche beschieden. Kaum aber war diese angefüllt, so brachen die Soldaten unter die Wehrlosen ein, hieben sie nieder, steckten die Kirche in Brand, verbreiteten sich darauf in alle Theile der Stadt und verübten Greuel aller Art. Diese Treulosigkeit war für alle Einwohner Hollands die Losung zur verzweifeltsten Gegenwehr. Bei Haarlem wiederholte sich die Treulosigkeit. Der Sohn Alba's, Friedrich von Toledo, dem sich die Stadt nach siebenmonatlicher Belagerung ergeben hatte, ließ, trotz der versprochenen Schonung, 300 Menschen paarweise mit dem Rücken zusammenbinden und in den Haarlemer See werfen, ein Vorspiel zu Carrier's erfindungsreicher Grausamkeit. Dagegen widerstand die Stadt Alkmar, bis Friedrich von Toledo, gewarnt durch einen aufgefangenen Brief des Prinzen, daß man die Umgegend überschwemmen werde, die Belagerung aufhob. Zudem siegten die Geusen in der Zuyder-See über die königliche Flotte und nahmen nach 28stündigem Kampfe das Admiralsschiff, „die Inquisition" genannt. Endlich war Alba seiner fruchtlosen Henkersarbeit müde und bat, seine allerdings angegriffene Gesundheit vorschützend, um seine Entlassung. An seine Stelle trat der Groß-Comthur von Castilien.

5. Don Louis de Zuniga y Requesens, 1573—1576.

Er war an militärischer Tüchtigkeit Alba mindestens ebenbürtig, aber durch seine versöhnliche Milde befähigt, mehr Siege zu erfechten, als Alba

durch alle seine Schlachten. Der Krieg dauerte zu Wasser und zu Lande, in offenem Felde wie vor belagerten Städten mit allen seinen Greueln fort. Zwar besiegten die Spanier (unter Avila), großentheils mit deutschen Söldnern, auf der Mooker Heide an der Maas (an der Grenze Gelderns und des Clevischen), ein von Ludwig von Nassau neugeworbenes Heer, dessen Anführer, Ludwig und sein Bruder Heinrich von Nassau und der Kurprinz Christoph von der Pfalz, auf dem Schlachtfelde blieben, dagegen vertheidigte sich die von den Spaniern blokirte Stadt Leyden mit unbezwinglichem Muthe, und als nach Oranien's Vorschlage die umliegenden Dämme durchstochen wurden und bei einer ungewöhnlich starken Flut eine Flotte der Geusen zum Entsatze der ausgehungerten Stadt heransegelte, da warfen die Spanier ihr Geschütz ins Wasser und nahmen die Flucht. Leyden erhielt zur Belohnung für seinen Heldenmuth, auf Oranien's Vorschlag, von den Generalstaaten eine Universität; daß die Einwohner zwischen diesem Geschenk und Steuerfreiheit die Wahl gehabt, ist nicht erweisbar. In jener kleinen Flotte verwegener Piraten, die von dem Raube spanischer Kauffahrer lebten und ihren Feinden Grausamkeit mit Grausamkeit vergalten, lag der Keim zu jener See- und Colonialmacht, welche die mächtigste der Welt geblieben ist bis zur Navigationsacte und noch heute, obschon nur ein Schatten früherer Größe, zu den Seemächten zählt.

Im freien Felde unbestritten Meister, waren die Spanier in der Belagerung der abgefallenen Städte des Nordens fast überall ebenso unglücklich wie zur See gegen die Meergeusen. Dagegen gelang es der weisen Mäßigung des Statthalters, im Süden Vertrauen und Anhang zu gewinnen, wie dies Alba niemals möglich geworden war. Denn während im Norden der Protestantismus unbedingt herrschte und seit der Losreißung der vier Landschaften die letzten Spuren des Katholicismus verschwunden waren, konnte im Süden die Reformation durchaus keine Wurzel fassen. Auch hatten die Wallonen eine weniger starke nationale Abneigung gegen die Spanier, als die Friesen, in denen das germanische Element am schärfsten hervortrat; endlich waren die südlichen Provinzen schon länger bei dem Hause Habsburg-Burgund, während die nördlichen meist erst durch Karl V. erworben worden waren. Seitdem Requesens den Blutrath hatte fallen lassen und das ganze Regiment wieder erträglicher geworden, war auch in der Stimmung der Bevölkerung ein Umschwung eingetreten. Aber der ganz plötzliche Tod des Statthalters (5. März 1576) gab den Dingen sofort eine neue Wendung. Es dauerte Monate, bis er einen Nachfolger erhielt, und während dieses Zwischenreiches begannen die spanischen Sold-Truppen, die für 22 Monate Sold zu fordern hatten, eine Meuterei, um, mit Verachtung aller Bande der Kriegszucht, sich selbst bezahlt zu machen. „Baar Geld oder eine Stadt!" rief das an jede Art strafloser Brutalität gewöhnte Söldnervolk den Officieren zu, die es beruhigen wollten; keines von beiden konnte gewährt werden, und

so stürzten sich die entfesselten Schaaren wie Räuberbanden auf einzelne Städte: Mastricht wurde von ihnen geplündert und mit Greueln aller Art erfüllt; in Antwerpen, der reichsten Stadt der Christenheit, kamen 5000 Einwohner durch Feuer und Schwert um, der Werth der geraubten Güter wird auf 4 Millionen, der verbrannten auf eine gleiche Summe geschätzt. Diese große Beute wurde gleich in den ersten Tagen vergeudet, einzelne Soldaten verspielten 10,000 Piaster.

Inzwischen hatte der König seinen Halbbruder

6. Don Juan d'Austria, 1576—1578,

der 1571 bei Lepanto einen glänzenden Sieg über die Türken gewonnen und deren Seemacht für immer vernichtet hatte, zum Ober-Statthalter der Niederlande ernannt. Er kam eben in Luxemburg an, als die spanischen Truppen Antwerpen plünderten. Zu ihrer Vertreibung hatten sich die südlichen mit den abgefallenen Provinzen im Frieden von Gent vereinigt, und jetzt schlossen, mit Ausnahme Luxemburgs, Hollands und Seelands, alle Niederlande die sog. Brüsseler Union. Nach langem Zögern bewilligte Don Juan durch das sog. „ewige Edict“ (im Februar 1577) alle Forderungen der Staaten, den Abzug der spanischen Truppen, die Duldung der Reformirten; wogegen er von den zu dieser Union gehörigen Ständen als Statthalter anerkannt wurde. Die spanischen Truppen verließen das Land unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes; nur die deutschen Söldner blieben. Doch die Freude des Volkes war von kurzer Dauer. Don Juan, von schlechten Rathgebern umringt, strebte nach absoluter Gewalt und, nachdem er sich zweier fester Punkte (Namur und Charlemont) bemächtigt hatte, verlangte er unbedingten Gehorsam. Diese Treulosigkeit brachte Alles unter die Waffen und man schloß sich von Neuem an Wilhelm von Oranien an, der, namentlich in Brabant, allgemein als Beschützer und Retter des Vaterlandes begrüßt wurde. Don Juan rief seine, schon wieder nach Genua zurückgekehrten, spanischen Banden, 6000 M. stark, zurück, die mit Freuden auf ihren wohlbekannten Schlachtfeldern neuen Ruhm zu ernten suchten. Sie standen unter dem jungen Alexander Farnese, Prinzen von Parma, Sohne der ehemaligen Statthalterin Margaretha und des Prinzen Ottavio Farnese. Er war von gleicher Tapferkeit, aber sanfterer Gemüthsart und einem weit höheren Grade von Staatsklugheit, Gewandtheit und Menschenkenntniß als sein Oheim Juan. Er hatte sich in der Schlacht bei Lepanto ausgezeichnet und war überhaupt der letzte hervorragende Feldherr Spaniens im 16. Jahrhundert. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft entwickelte er seine Talente, indem er mit der bloßen Reiterei das niederländische Heer in einem engen Wege bei Gemblours anfiel (31. Januar 1578) und zerstreute, welches dabei 10,000 Mann an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Zerstreuten einbüßte. Diese entscheidende Schlacht, welche noch einmal das

Uebergewicht der spanischen Truppen im freien Felde gezeigt hatte, kostete dem Staatenbunde fast das ganze südöstliche Brabant nebst einigen Städten im Hennegau. Doch rafften Krankheiten einen großen Theil des spanischen Heeres hinweg und Don Juan selbst verschied, an jedem ferneren Gelingen verzweifelnd.

7. Alexander Farnese von Parma, 1578—1592.

Der Nachfolger Don Juan's war Alexander von Parma, der Sieger bei Gemblours. Er entwarf einen von denen seiner Vorgänger durchaus verschiedenen Plan. Alles, was die Religion betraf, sollte wieder auf den alten Fuß, wie unter Karl V., hergestellt werden, doch alle politischen Freiheiten und Vorrechte, welche die Niederländer fordern konnten, sollten sie ungeschmälert genießen. Man wollte ihnen sogar wieder die Entfernung der Spanier zugestehen, wenn sie ein Heer zusammen brächten, im Stande, den Feinden die Spitze zu bieten. Hiermit gewann Farnese sogleich die wallonischen, fast ganz katholischen Provinzen. Da es dem Norden immer klarer wurde, daß auf die Verbündeten im Süden kein Verlaß sei, so war bei ihm der Entschluß gereift, wenn nicht das ganze Niederland sich dauernd vereinigen lasse, wenigstens den zuverlässigsten Theil in einem Bündniß zusammenzufassen. So entstand durch Oranien's unermüdliche Thätigkeit im Januar 1579 die Utrechter Union, indem Holland und Seeland sich mit Utrecht, Geldern, Friesland, Overyssel und Groningen als ein unzertrennliches Ganzes zu wechselseitigem Schutze und gemeinsamer Kriegsführung vereinigten. Eine förmliche Lossagung von der spanischen Herrschaft ward noch nicht ausgesprochen, vielmehr, der einmal angenommenen Fiction getreu, auch diese Union „im Namen des Königs" abgeschlossen. Dieselbe besaß bei ihrer Stiftung mehr Eintracht, als später, nachdem durch Oranien's Tod der Mittelpunkt des Ganzen fehlte und die parlamentarische Souverainetät mit der militärischen Dictatur in fortwährenden Conflict gerieth. Oranien ward nämlich von Philipp II. im Juni 1580 förmlich geächtet und jedem, der ihn, „den Feind des Menschengeschlechtes", todt oder lebendig ausliefern würde, eine Belohnung von 25,000 Goldstücken und Erhebung in den Adelstand versprochen. Wilhelm stellte den Anklagen des Königs eine den Ständen überreichte Rechtfertigungsschrift entgegen, deren Inhalt diese bekräftigten. Am 26. Juli 1581 kündigten sie Philipp förmlich den Gehorsam auf, und jetzt erst nahm Oranien, nach langem, vergeblichen Sträuben die Wahl zum Oberhaupte der neuen Republik an. Doch seit dem Achtspruche Philipp's hatten fünf Mörder seinem Leben nachgestellt und ein sechster ihn in den Kopf geschossen (1582), ohne ihn tödtlich zu verwunden; zwei Jahre später fand sich ein geschickteres Werkzeug für Philipp's Rache: Balthasar Gerard begab sich (10. Juli) unter dem Vorwande, einen Paß zu suchen, in den Palast des Prinzen zu Delft und traf ihn mit drei Kugeln so, daß er

niederstürzte und nur noch ausrufen konnte: „Mein Gott, erbarme Dich meines armen Volkes!" Der Mörder ward ergriffen und unter schrecklichen Martern hingerichtet, seinen Verwandten die verheißene Belohnung erst verweigert, dann nur theilweise ausgezahlt.

Die Generalstaaten der Union übertrugen die Regierung des Landes einem Staatsrathe von 18 Mitgliedern, an dessen Spitze ein 17jähriger Jüngling gestellt wurde, der damals auf der Universität Leyden studirte, Moritz von Nassau-Oranien, der zweite Sohn Wilhelm's (dessen älterer Sohn noch in Spanien gefangen war) und einer Tochter jenes sächsischen Moritz, der Karl V. aus Innsbruck vertrieben und für Deutschland den Passauer Religionsvertrag errungen hatte.

Indessen schienen die Kräfte des Landes zu längerem Widerstande gegen die spanische Macht nicht hinreichend: die Cassen waren leer, die Bande der Kriegszucht aufgelöst, man hatte keinen Bundesgenossen und eben das Haupt aller Unternehmungen verloren, der Feind dagegen hatte einen großen Mann an der Spitze, der die Waffen der Intrigue nicht weniger als die des Krieges zu führen verstand und der allmählich Gent (1584), Brüssel (1585), Mecheln, Nymegen und endlich nach einer höchst denkwürdigen 14monatlichen Belagerung, bei welcher beide Theile sich an Kühnheit, Tapferkeit und Ausdauer überboten, auch Antwerpen eroberte (17. Aug. 1585). Der Verlust dieser ersten Handelsstadt der Welt war für die Union freilich empfindlich, doch ward er die Ursache der bald zu unglaublicher Höhe gestiegenen Größe Hollands, welches nun auch die wohlhabendsten Einwohner Gents, Brüssels und anderer belgischen Städte empfing. Der Fall von Antwerpen entschied denn auch die Trennung der südlichen Niederlande von den nördlichen, und wie die Grenze sich damals feststellte, so ist sie, abgesehen von kleineren Veränderungen, in der Folge geblieben. Von Brabant behielten die Spanier den südlichen Theil, während Nordbrabant zur Union gehörte.

Um sich gegen die wachsende Macht Spaniens zu behaupten, boten die Generalstaaten der Utrechter Union der Königin Elisabeth die Souverainetät an; diese lehnte sie zwar ab, bewilligte aber, gegen die Verpfändung von drei Seefestungen, ein kleines Hülfsheer, unter der Führung ihres Günstlings, Robert Dudley, Grafen von Leicester, des Sohnes des ehrgeizigen Northumberland, der unter Eduard VI. England fast unumschränkt regiert hatte. Diesem trugen nun die Generalstaaten die allgemeine Statthalterschaft auf, die er jedoch, da sein Erscheinen dem Kriegsglücke keine bessere Wendung gab, bald niederlegte.

Durch die Unterstützung der Niederländer war die Königin von England in offenen Krieg mit Philipp II. gerathen, welcher, als im J. 1587 auch die Hinrichtung der Maria Stuart erfolgte, die „unüberwindliche Armada" zur Eroberung Englands rüstete (siehe Nr. 34). Deren Untergang gab auch dem

niederländischen Kriege eine unerwartete Wendung: England und die Republik waren jetzt völlig Herren der See, und auch zu Lande kam eine sehr vortheilhafte Wendung der Angelegenheiten zu Hülfe. Als in Frankreich Heinrich IV. den Thron bestieg, unterstützte Philipp gegen ihn die Ligue, und so mußte Parma, obschon mit dem größten Widerwillen, sein Heer theilen und zugleich Heinrich IV. von Paris und die Holländer von Brabant und Flandern zurückhalten. Dies nöthigte ihn zu einem Vertheidigungskriege, welcher die Wiedereroberung der vereinigten Niederlande unmöglich machte. Vielmehr begannen diese im J. 1590 den Offensivkrieg, unter Leitung des inzwischen vom Jünglinge zum Manne herangereiften Moritz von Nassau-Oranien, der während einer 25jährigen militärischen Laufbahn das unsichere Spiel offener Schlachten, so viel er konnte, vermied, aber in der Belagerung und Vertheidigung fester Plätze, wobei es auf wissenschaftliche Berechnung ankam, seines Gleichen suchte. Im März 1590 wurde Breda den Spaniern wieder entrissen; ungleich glänzender war der Feldzug von 1591 durch die Eroberung von vier Festungen: Zütphen, Deventer, Hulst und Nymegen, und bis zum Frühjahre 1594 war durch weitere Eroberungen die Existenz der Republik der vereinigten Niederlande gesichert. Parma war inzwischen (1592) auf einem (dritten) Zuge nach Frankreich zu Arras gestorben, nach Einigen an langsamem Gifte (ihm aus Spanien beigebracht), nach Andern aus Verdruß.

8. Albrecht von Oesterreich, 1595 († 1621).

Noch weniger als Parma konnte sein Nachfolger, der alte Graf Mansfeld, den rascheren Moritz von weiteren Eroberungen abhalten. Deßhalb ernannte Philipp (1594) den Bruder Kaiser Rudolf's II., den Erzherzog Ernst von Oesterreich, zum Statthalter und, als dieser schon im Februar des folgenden Jahres (1595) starb, dessen Bruder, Albrecht von Oesterreich, den jüngsten Sohn des Kaisers Maximilian II., der in Spanien erzogen war und früher die Statthalterschaft in Portugal verwaltet hatte. Kurz vor seinem Tode (1598) wollte Philipp einen, wie er meinte, schlagenden Beweis seiner veränderten Gesinnung geben, nämlich die Niederlande von der spanischen Krone trennen und sie seiner Tochter Isabella Eugenia zum Brautschatz geben, die dann mit Albrecht von Oesterreich, dem jetzigen Statthalter, vermählt werden sollte; doch müßte, wenn die Ehe unfruchtbar bliebe, das Land wieder an Spanien fallen. Die katholischen Landschaften gingen darauf ein; die vereinigten Niederländer dagegen beharrten auf ihrer Unabhängigkeit und Religionsfreiheit. So dauerte der Krieg fort. Der Erzherzog verkannte nicht die Gefahr, wie leicht Belgien von der See abgeschnitten werden konnte, und strebte daher nach dem Besitze des Hafens von Ostende, der dem Feinde das Eindringen in das Innere des fruchtbaren Flanderns eröffnete. Doch war diese Belagerung eine der schwierigsten, weil der Gegner,

als Beherrscher der See immer Gelegenheit hatte, die Stadt mit Lebensmitteln, Kriegsbedarf und frischen Truppen zu versehen und im Nothfalle auch England als Bundesgenosse in der Nähe war. Sie machte erst Fortschritte, als der tapfere Marchese Ambrosio Spinola aus Genua sie leitete und die Festung mit aller Kraft von der Landseite angriff, während man bisher nur versucht hatte, den Belagerten durch Besetzung des Hafens die Zufuhr abzuschneiden. Aber auch die Belagerten bewiesen außerordentlichen Heldenmuth. Wenn die Belagerer mit ungeheurer Anstrengung ein Bollwerk erobert hatten, sahen sie gleich ein anderes dahinter aufgeworfen; eins unter andern hatten die Vertheidiger Neu-Troja genannt, als ob es wie diese Stadt zehn Jahre aushalten sollte. Erst nach dreijähriger Belagerung, welche dem Erzherzoge 72,000 Mann gekostet haben soll, ergab sich die Stadt (2. September 1604); sie war völlig in einen Schutthaufen verwandelt und blieb eine Zeit lang unbewohnt.

Die Königin Elisabeth hatte den Ausgang dieser Belagerung nicht erlebt. Ihr Nachfolger, Jakob I., schloß mit Spanien Frieden. So waren die vereinigten Niederlande wieder, wie im J. 1585, auf ihre eigenen Kräfte verwiesen, doch diese waren seitdem durch Handel, Schifffahrt und Eroberungen auch in andern Welttheilen fast verdoppelt. Denn da Philipp II. bald nach der Eroberung Portugals (siehe Nr. 26) den Niederländern den Markt von Lissabon verboten hatte, so waren diese selbst nach Indien gegangen und hatten in dem kurzen Zeitraume von 7 Jahren (1595—1602) ihren Handel über den Archipel der Sunda-Inseln, die Molukken, Ceylon und einen Theil von Hinterindien ausgebreitet. Damit die einzelnen deßhalb entstandenen Gesellschaften sich nicht durch nachtheilige Concurrenz schadeten, so wurde die vereinigte ostindische Gesellschaft gegründet, welche 1602 von den Generalstaaten (zunächst auf 20 J.) das ausschließliche Privilegium erhielt, nach Ostindien zu handeln.

Die Erschöpfung der spanischen Finanzen nöthigte den König Philipp III., trotz der Vortheile, welche Spinola zuletzt errungen hatte, mit der niederländischen Republik, wie mit einer unabhängigen Macht, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Doch konnte man sich über einen definitiven Frieden nicht einigen und es kam, unter Vermittelung Englands und Frankreichs, nur ein Waffenstillstand auf 12 Jahre (9. April 1609) zu Stande. Spaniens Absicht, einen ganz kurzen Stillstand zu schließen, lediglich um seine Kräfte zu neuen Angriffen zu sammeln, war vereitelt.

So endigte, wenigstens für eine Zeit lang, ein Krieg, der 40 Jahre fast ununterbrochen gewährt, der unendlich viel zerstört, aber auch ein neues Vaterland für religiöse und bürgerliche Freiheit, für Wohlfahrt und Volksglück geschaffen und dem Welthandel eine neue Richtung gegeben hatte.

29. Die letzten Valois in Frankreich.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation, und E. Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich, bearbeitet vom Herausgeber.)

Dem Könige Franz I. war sein Sohn Heinrich II. (1547—1559) gefolgt, dessen zwölf Regierungsjahre wesentlich ausgefüllt sind durch die Erbschaft der äußern Politik seines Vaters. Es gelingt ihm, durch sein Bündniß mit den deutschen Protestanten die lothringischen Bisthümer (s. S. 106) zu besetzen und im folgenden Feldzuge gegen Karl V. zu behaupten. Auch aus dem weniger glücklichen Kriege gegen Spanien und England (1557 bis 1559) geht Frankreich nicht leer aus: die Schlachten bei St. Quentin (1557) und bei Gravelingen (1558) werden zwar verloren, aber Calais, die letzte englische Besitzung auf französischem Boden, wird erobert und im Frieden von Cateau-Cambresis an Frankreich abgetreten. Im Innern schreitet noch dasselbe Streben, die verschiedensten Machtmittel in der Hand des Königs zu vereinigen, mit gleichem Erfolge fort, wie unter Franz I. Als Heinrich in einem Turnier eine schwere Wunde erhielt, die ihm das Leben kostete, folgte unter seinen drei ältern, einander auf dem Thron folgenden Söhnen ein Religions- und Bürgerkrieg, welcher Jahrzehnte hindurch (1562 bis 1598) Frankreich zerrüttete, jede Einwirkung auf das Ausland verhinderte und nicht allein die Bedeutung, die das Königthum am Ende des Mittelalters erlangt hatte, wieder zu vernichten, sondern auch eine Auflösung des Staates herbeizuführen drohte.

Franz II. (1559—1560), der älteste der vier Söhne Heinrich's II. *), war beim Antritte seiner Regierung ein Jüngling von 15½ Jahre, an Geist

---

*) Heinrich II.
mit Katharina von Medici.

Franz II. mit Maria Stuart.	Elisabeth mit Philipp II.	Karl IX.	Heinrich III., Herzog v. Anjou (K. v. Polen).	Franz, Herz. v. Alençon.	Margaretha mit Heinrich IV.

†) Karl von Bourbon, erster Herzog von Vendôme, † 1537.

Anton, verm. mit Johanna v. Albret, Erbin von Nieder-Navarra und Béarn, † 1562.	Karl, Cardinal von Bourbon, † 1580.	Ludwig I., Prinz von Condé, † 1569.
Heinrich IV., König von Navarra 1562, K. v. Frankreich 1589, † 1610. 1. Gem. Margaretha, Tochter Heinrich's II. 2. Gem. Maria v. Medici.		Heinrich I., Prinz von Condé, † 1588.

Ludwig XIII. Gem. Anna von Spanien.	Isabella, verm. mit Philipp IV. von Spanien.	Henrietta Maria, verm. mit Karl I. von England.

und Körper gleich schwach. Die Ausübung der königlichen Gewalt in seinem Namen wurde deßhalb der Gegenstand der ehrgeizigen Bestrebungen derjenigen Männer, welche wegen ihrer Geburt, wegen ihres persönlichen Verhältnisses zum Könige oder wegen ihrer Verdienste darauf Ansprüche machen zu können glaubten. Durch ihre Abstammung standen dem Throne am nächsten die Prinzen von Geblüt, die Bourbons †), Nachkommen eines jüngern Sohnes Ludwig's IX., des Grafen von Clermont, Gemahls der Besitzerin der Herrschaft Bourbon, welche später zum Herzogthum erhoben worden war. Das Haupt dieser Familie war jetzt Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, welcher durch Vermählung mit Johanna von Albret zu dem Titel eines Königs von Navarra und zum Besitz von Béarn gelangt war. Johanna war eine eifrige Calvinistin, ihr Mann aus Politik mit ihr einverstanden, und dessen jüngerer Bruder, der Prinz Ludwig von Condé, schloß sich derselben Partei an, als Gegner der Guisen. Alle drei Brüder waren bisher gänzlich von der Staatsverwaltung ausgeschlossen gewesen; jetzt schienen die Umstände ihnen die Theilnahme an derselben, welche sie wegen ihrer Geburt in Anspruch nehmen konnten, zu versprechen; allein es fehlte dem Könige von Navarra rasche Entschlossenheit, um die Verhältnisse zu seinem Vortheil zu benutzen, und als er endlich am Hofe erschien, befand sich die höchste Gewalt bereits in den Händen Anderer.

Schon unter Franz I. hatte ein angesehener Edelmann aus Lothringen, Claudius von Guise *), sich bei Marignano und später gegen Karl V. hervorgethan. Die alt-französischen Adelsfamilien, vor Allem die Bourbons und Montmorencys, sahen das Haus der Guisen, welches, ohne großen Güterbesitz, in Lothringen selbst nicht einmal viel galt, wie ein Geschlecht dreister Emporkömmlinge an, das sich am Hofe eine anderwärts nicht gefundene Existenz suchen und dort die Träger alter, wohlverdienter Namen bei Seite drängen wollte. Ihre Fähigkeiten und Verdienste konnte man nicht bestreiten. Nachdem Franz I. vier unglückliche Kriege geführt, hatte Franz von Guise (Sohn des Claudius) die drei lothringischen Bisthümer gewonnen, Metz gegen Karl V. mit ausgezeichnetem Geschick vertheidigt, und die einzige glückliche Waffenthat in dem letzten Kriege gegen Spanien und England, die Eroberung von Calais, war sein Werk gewesen. Sein Bruder Karl von Guise war in den geistlichen Stand getreten, früh Erzbischof

---

†) S. die zweite Stammtafel S. 157.

*) Claudius von Guise, Sohn René's von Lothringen.

- Franz, Herzog von Guise, † 1563.
  - Heinrich, † 1588.
  - Karl von Mayenne, † 1611.
  - Ludwig, Cardinal, † 1588.
- Maria, Gem. Jacob's V. von Schottland.
  - Maria Stuart, verm. mit Franz II.
- Karl, Cardinal von Lothringen, † 1574.

von Rheims und Cardinal von Lothringen geworden und auf dem Concil in Trient (neben Lainez) einer der entschiedensten Wortführer der päpstlichen Partei. Es gelang den Brüdern, eine politische Heirath zu stiften, die ihnen den geistig minderjährigen König ganz in ihre Hände zu liefern versprach. Sie verheiratheten nämlich den jungen König mit ihrer Nichte Maria Stuart, der Tochter Jakob's V. von Schottland und (ihrer Schwester) Maria's von Guise. Diese Stellung gab ihnen die ganze Staatsgewalt in die Hände: der Herzog hatte das Kriegswesen, der Cardinal die Finanzen und das Auswärtige unter sich. Die ganze Beschaffenheit des Hofes erinnerte an die statt der letzten Merowinger regierenden Majores Domus. Nachdem also Frankreich lange Zeit (von Ludwig XI. bis Heinrich II.) Könige gehabt, die wirklich regierten, trat jetzt ein bedenklicher Günstlingseinfluß hervor: eine herrschsüchtige Königin-Witwe, Katharina von Medici, Nichte des Papstes Clemens VII., deren fieberhafter Ehrgeiz, unter der Regierung ihres Gemahls zurückgehalten, jetzt um so heftiger durchbrach, mächtige religiöse und politische Parteien, eng mit einander verflochten, der Protestantismus verknüpft mit den unzufriedenen Elementen des hohen und höchsten Adels, der die Allmacht der Guisen sehr widerwillig ertrug.

Aus jenem Mißvergnügen ging ein Versuch hervor, die Macht der Guisen zu stürzen, die Verschwörung von Amboise (März 1560), deren Zweck ein doppelter war: man wollte den Verfolgungen der Reformirten ein Ende machen und ihnen freie Religionsübung verschaffen, dann sich der Personen der Guisen bemächtigen und die Bourbons in den ihnen durch ihre Geburt gebührenden Antheil an der Regierung einsetzen. Bald wurden die Guisen von der weiten Verzweigung der Verschwörung durch den Verrath einiger Mitwisser unterrichtet. Der Herzog von Guise, welchen der König zu seinem General-Lieutenant im ganzen Reiche, um die Empörung zu unterdrücken und zu bestrafen, ernannte, versammelte eine beträchtliche Kriegsmacht; die aus den verschiedenen Provinzen heranziehenden Verschworenen dagegen trafen nicht zu derselben Zeit in der Umgegend von Amboise ein, sie wurden niedergehauen oder gefangen genommen. Die zahlreichen Gefangenen wurden sogleich ertränkt, gehängt oder enthauptet.

Obwohl auch Katholiken an der Verschwörung von Amboise Theil genommen hatten, so betrachteten die Guisen doch mit Recht die Reformirten, welche von den Katholiken mit dem Spottnamen Hugenotten bezeichnet worden *), als ihre gefährlichsten, unversöhnlichsten Feinde, und sie hegten

*) Diese Benennung verbreitete sich zur Zeit der Verschwörung von Amboise von Tours aus. In dieser Stadt herrschte nämlich der Aberglaube, daß ein Gespenst, welches man den König Hugo nannte, Nachts durch die Straßen ziehe, und da die Reformirten sich nur zur Nachtzeit zu versammeln wagten, so gaben ihnen die Katholiken den Spottnamen Hugenots. Andere erklären den Namen daraus, daß die Refor-

die Ueberzeugung, daß zur Befestigung ihrer Macht vor Allem die Vertilgung derselben nothwendig sei. Sie erließen nicht nur strenge Verordnungen gegen die Versammlungen der Ketzer, sondern in der Dauphiné und Provence wurde auch offene Gewalt gegen sie verübt. Da man fand oder finden wollte, daß der jüngste der bourbonischen Prinzen, Ludwig von Condé, in die Verschwörung von Amboise verflochten sei, so wagten die Guisen das Ungeheure, diesen Agnaten des regierenden Hauses durch ein willkürlich zusammengesetztes Gericht zum Tode verurtheilen zu lassen.

Der gesammte Adel stellte sich auf die Seite Condé's in dem richtigen Gefühl, daß keiner von ihnen sicher sei, wenn dieser falle. Unerwartet starb der junge König an einem Kopfgeschwüre schon am 5. December 1560 und es trat ein völliger Umschwung ein.

Sein rascher Tod entzog den Guisen ihre bisherige Macht, denn gleich beim Beginn der Regierung seines ältesten Bruders, Karl's IX. (1560 bis 1574), bemächtigte sich die Königin-Mutter der Vormundschaft über den erst 10jährigen Knaben, doch bedurfte sie der Unterstützung der hohen Aristokratie, der Prinzen von Geblüt, welche die Guisen haßten, aber auch selber ihren Antheil am Regimente forderten. Diesen mußte sie dem Könige Anton von Navarra zugestehen, und sie gab den verurtheilten Condé frei.

Da sie sich mit den Protestanten, die bereits mehr als 2000 Gemeinden zählten, auf einer annehmbaren Grundlage auseinander zu setzen wünschte, ohne mit dem Papste und Philipp II. zu brechen, wurde die seit fast 40 Jahren verfolgte Politik, die Protestanten im Auslande zu unterstützen und sie im Innern zu verfolgen, aufgegeben und wenigstens eine beschränkte Duldung gewährt, indem das Edict von St. Germain (17. Januar 1562) den Hugenotten freien Gottesdienst außerhalb der Städte bewilligte.

Schon bald ereignete sich eine unerhörte Verletzung des Januar-Edicts. An einem Sonntagmorgen (1. März 1562) war der Herzog von Guise mit seinem Bruder, dem Cardinal, durch das Städtchen Vassy in der Champagne gekommen, als die Protestanten sich vor demselben in einer Scheune zum Gottesdienst versammelten. Leute von dem Gefolge des Herzogs störten die Andacht und fingen Händel an. Als die Versammelten sich ihrer zu erwehren suchten, wurden die Unbewaffneten, 60 an der Zahl, theils mit Flintenschüssen, theils mit Säbeln niedergemacht und ihre Häuser geplündert. Die Ansicht war in Frankreich allgemein, daß hier ein absichtlicher Friedensbruch der frevelhaftesten Art geschehen sei. So ward dieses Blutbad von Vassy das Signal zum ersten der acht Bürgerkriege, welche Alles entfesselt

---

mirten zu Tours ihre Versammlungen in der Nähe des nach dem Könige Hugo benannten Thores hielten. Die innere Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung gibt ihr den Vorzug vor der Meinung, nach welcher der Name Hugenotten aus dem Worte Eidgenossen entstanden sein soll.

haben, was einen Krieg furchtbar machen kann: religiösen und politischen Fanatismus, Einmischung des Auslandes, Leidenschaft jeder Art und die Ausbrüche jenes entsetzlichen Bruderhasses, der verwandte Elemente in der Entzweiung zu beseelen pflegt.

In dem ersten Hugenottenkriege (1562) stand von den beiden Hauptheeren, das eine unter Franz von Guise, das andere unter Ludwig Condé. Auf beiden Seiten dienten Religion und Staatswohl zum Vorwande, unter welchem Parteigeist, Raubgier und Privathaß Befriedigung suchten und jedes Verbrechen ungestraft verübt wurde. Condé wurde von der königlichen Armee bei Dreux (19. Dec.) überrascht, geschlagen und gefangen, dagegen der Herzog von Guise im Lager vor Orleans durch einen reformirten Edelmann meuchlings erstochen, angeblich auf Coligny's Veranlassung, der nach Condé's Gefangennehmung den Oberbefehl der reformirten Armee übernommen hatte. Der Tod Guise's und andererseits die Gefangenschaft Condé's beschleunigten den Frieden zu Amboise (19. März 1563), in welchem man einen Schritt weiter ging: die freie Religionsübung blieb den Reformirten in Paris untersagt und ward in denjenigen Städten, wo sie bisher nicht Statt gefunden hatte, auf die Vorstädte beschränkt.

Beide Religions-Parteien waren durch den Frieden keineswegs befriedigt, und die gegenseitigen Beschuldigungen über die Verletzung desselben wurden immer häufiger und heftiger. Der Zug des Herzogs Alba nach den Niederlanden (1567) gab dem Hofe einen günstigen Vorwand, (Schweizer als) Söldner zu werben; Condé und Coligny waren überzeugt, daß die Rüstungen nur ihnen gälten und beschlossen, sich nicht überraschen zu lassen. So begann der zweite Hugenottenkrieg (1567—1568). In der Schlacht bei St. Denis (10. Nov. 1567) behaupteten die Katholiken das Schlachtfeld, aber ihr Anführer, der Connetable Montmorency, wurde tödtlich verwundet. Der Mangel an Kriegszucht in der königlichen Armee, andererseits die Verlegenheit Condé's, den Sold für die deutschen (pfälzischen) Miethtruppen aufzubringen, machten beide Parteien zum Frieden geneigt, der 1568 im Dorfe Longjumeau geschlossen wurde und das Edict vom Januar 1562 im Wesentlichen erneuerte.

Der Friede dauerte kaum ein halbes Jahr, da dessen Bedingungen weder von der einen noch von der andern Partei erfüllt wurden und sich das Gerücht verbreitete, daß Alba mit der Königin-Mutter einen ähnlichen Schlag gegen die Protestanten in Frankreich verabredet habe, wie er ihn gegen die Ketzer in den Niederlanden geführt. Zwei königliche Edicte, deren eines bei Verlust des Lebens und Eigenthums die Ausübung jeder andern Religion, als der katholischen, verbot, das andere allen Reformirten binnen 14 Tagen alle öffentlichen Aemter und Würden niederzulegen befahl, führten den dritten Hugenottenkrieg (1568—1570) herbei. Zweimal siegte die königliche Uebermacht: bei Jarnac an der Charente (13. März 1569), wo

Condé nach heldenmüthigem Widerstande erschossen wurde, und bei Montcontour (3. Oct. 1569), wo Coligny, Condé's Nachfolger im Oberbefehl, gleich im Anfange der Schlacht schwer (im Gesicht) verwundet wurde. Da jedoch zunehmender Geldmangel die Fortsetzung des Krieges erschwerte, so erhielten die Hugenotten im Frieden zu St. Germain en Laye (18. Aug. 1570) nicht nur freie Religionsübung in allen Städten außer Paris und außer der Stadt, wo sich der Hof aufhielt, sondern auch Zulassung zu allen Aemtern und sogar zu ihrer Sicherheit vier feste Plätze (La Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac) auf zwei Jahre. So war man nach achtjährigen Kämpfen, trotz aller Siege der katholischen Partei, immer wieder auf die Nothwendigkeit der Duldung zurückgekommen. Die Königin-Mutter war jetzt im besten Vernehmen mit den Protestanten, und die Heirathspläne, die jetzt entworfen wurden, die Bourbons und Valois zu verknüpfen, hatten das Ansehen, daß sie ernstlich gemeint seien.

Der König sprach gegen die Abgeordneten der Hugenotten den Wunsch aus, durch Vermählung seiner Schwester Margaretha mit dem Prinzen Heinrich von Navarra den Frieden zu befestigen, und zugleich die Absicht, die Niederländer gegen Spanien zu unterstützen. Coligny wünschte diese Unterstützung nicht allein aus Theilnahme für seine niederländischen Glaubensgenossen, sondern auch, weil er glaubte, daß ein auswärtiger Krieg und zwar ein nationaler Krieg, in welchem beide Parteien ihre Macht gegen Spanien vereinigen sollten, am sichersten den Wiederausbruch des Bürgerkrieges verhindern werde, und daß das politische Interesse Frankreichs um so mehr die Unterstützung der protestantischen Niederländer fordere, als sie sonst bei den Engländern Schutz suchen und diese dann, im Besitz der Niederlande, die gefährlichsten Feinde Frankreichs werden könnten. Er erhielt eine Einladung, an den Hof nach Blois zu kommen, weil der König ihm die Anführung in jenem Kriege bestimmt habe und über mehrere, denselben betreffende wichtige Punkte seine Meinung zu erfahren wünsche. Er wurde von dem ganzen Hofe aufs ehrenvollste empfangen, der König erklärte, daß er keinen schönern Tag im Leben gehabt habe als diesen, welcher ihm die Gewißheit gebe, daß die Unruhen in seinem Reich beendet seien. Am 18. Aug. 1572 fand die Trauung des Königs Heinrich von Navarra mit der Prinzessin Margaretha von Valois zu Paris durch den Cardinal von Bourbon Statt. Zu dieser Vermählungsfeier waren die Hugenotten schaarenweise nach Paris geströmt.

Die Gunst und das Vertrauen, welches der König den Reformirten und vor Allen dem Admiral Coligny fortwährend bewies, ließ die Königin-Mutter, Katharina, fürchten, daß sie allen Antheil an der Regierung verlieren werde. Maßloser Ehrgeiz bestimmte sie zu dem verzweifelten Entschluß, durch die Ermordung Coligny's die verlorene Gewalt über ihren Sohn sich wieder zu verschaffen und dadurch zugleich, wie sie hoffte, die Kraft der reformirten Partei zu brechen. Mit ihrem jüngern Sohne Heinrich eines Sinnes, wandte

sie sich an die Guisen, die ihre Feinde waren, als sie herrschten, und ihre guten Freunde wurden, als sie so wenig bedeuteten wie die Königin selber. Diese schnaubten Rache gegen die Hugenotten und waren sofort bereit, die Ermordung Franzens von Guise durch einen Mordanfall auf Coligny zu rächen. Ein gewisser Maurevel, wurde zum Morde gedungen, und der Herzog von Aumale verbarg ihn in einem Hause, welches einem im Dienste seiner Familie stehenden Manne gehörte und bei welchem der Admiral vorbeizukommen pflegte, wenn er vom Louvre nach seiner Wohnung zurückkehrte. Als dieser am 22. August langsam und eine ihm zufällig übergebene Schrift lesend vorüberging, fiel aus einem mit einem Vorhange versehenen Fenster jenes Hauses ein Schuß und er wurde von zwei Kugeln getroffen, deren eine ihm einen Theil des Zeigefingers der rechten Hand wegriß, während die andere ihm schwerer den linken Arm verwundete. Das Haus wurde sogleich von seinen Begleitern erbrochen, der Mörder war aber schon auf einem bereit gehaltenen Pferde entflohen. Dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé, welche sich über die That beklagten und Paris verlassen wollten, weil sie und die Ihrigen daselbst nicht mehr sicher seien, gab der König die nachdrücklichste Versicherung, daß er die Anstifter, Ausführer und Mitwisser der That in einer Weise bestrafen werde, welche sie und den Admiral befriedigen und zum Beispiele für die Zukunft dienen solle. Am Nachmittage desselben Tages besuchte er, begleitet von seiner Mutter, seinen Brüdern, den Herzogen von Anjou und Alençon, und vielen Andern, den Admiral, bezeugte den tiefsten Schmerz über seine Verwundung und schwur ihm, nach seiner Gewohnheit mit starken Flüchen, daß er diese so streng bestrafen werde, daß man es nie vergessen solle. Katharina mußte befürchten, daß die vom Könige befohlene Untersuchung ihre Theilnahme an dem Mordanschlage gegen Coligny enthüllen werde. Der Tod Coligny's und der andern Häupter der Reformirten konnte allein ihr Sicherheit gewähren und wiederum Antheil an der Regierung verschaffen. Ein solcher Plan erforderte eine rasche Ausführung, da mehrere der angesehensten Reformirten darauf drangen, daß man sich ohne Aufschub aus Paris entferne. Katharina begab sich deßhalb mit den Herzogen von Anjou (dem spätern Könige Heinrich III.) und Nevers, den Marschällen von Tavannes und Retz und einigen Andern am Nachmittage des 23. August zum Könige, überredete ihn, daß die reformirte Partei wegen der Verwundung Coligny's sich zum Kampfe gegen ihn rüste, und gab vor, daß der Admiral Leute abgeschickt habe, um in Deutschland und in der Schweiz Söldner zu werben. Der König gerieth durch die eindringliche Schilderung der ihm drohenden Gefahr in den heftigsten Zorn; er schwur mit seinem gewöhnlichen Fluche, „bei Gottes Tod", er wolle, daß nicht allein der Admiral, sondern alle Hugenotten in Frankreich getödtet würden, damit keiner von ihnen übrig bleibe, welcher ihm nachher Vorwürfe machen könne, und er befahl den Anwesenden, sogleich für die

Ausführung zu sorgen; nur der König von Navarra und der Prinz von Condé wurden ausgenommen, weil man das Gehässige einer Ermordung von Prinzen des königlichen Hauses scheute. Dem Herzog von Guise wurde die obere Leitung der Ausführung und insbesondere die Ermordung Coligny's, mit welcher begonnen werden sollte, übertragen. Marcel, welcher bei der Königin in Gunst stand, theilte den Anführern der Bürgermiliz, welche sich um Mitternacht auf dem Stadthause versammelten, den Mordplan mit; eine weiße Binde um den linken Arm, ein Kreuz am Hute sollte das Zeichen der Katholiken sein, das Signal zum Morde durch die Glocke des Louvre gegeben werden.

Am 24. August, einem Sonntage, dem Bartholomäustage, begab sich der Herzog von Guise, von Bewaffneten begleitet, nach Coligny's Wohnung; während er im Hofe des Hauses verweilte, drangen seine Begleiter in dasselbe ein und ermordeten Coligny, welcher bei dem sich nähernden Waffengeräusch das ihm bevorstehende Schicksal geahnt und es in unerschrockener Fassung erwartet hatte. Sein Leichnam wurde zum Fenster hinaus, zu Guise's Füßen herabgeworfen, verstümmelt, durch die Straßen geschleift und zuletzt am Galgen aufgehängt. Als darauf die Glocke des Louvre ertönte, verbreiteten sich die bereit gehaltenen Mörderschaaren durch die ganze Stadt; bald schlossen sich ihnen zahlreiche Pöbelhaufen an, eben so wohl um zu rauben und zu plündern, als um zu morden. Die Herzoge von Nevers, Guise und Montpensier und der Marschall von Tavannes durcheilten die Straßen und entflammten die Wuth der Mörder, indem sie Coligny und seine Genossen einer Verschwörung gegen den König und dessen Brüder beschuldigten und verkündigten, daß es der Wille des Königs sei, daß die Ketzer gänzlich vertilgt würden. In das Gebrüll der Mörder mischten sich das Geschrei, die Klagen und Verwünschungen der Sterbenden, in allen Straßen wurde geschossen, überall sah man blutgefärbte Schwerter, kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont. Die Gouverneure in den Provinzen erhielten den Befehl, sich der Güter und der Personen der Reformirten zu bemächtigen und, wenn auch nicht diese selbst umbringen zu lassen, doch der fanatischen Wuth des Volkes nicht zu wehren. Der König von Navarra, später auch Condé traten zur katholischen Kirche über, theils aus Furcht, theils durch Ueberredung eines angesehenen reformirten Geistlichen, welcher, um sein Leben zu retten, seinen Glauben abgeschworen hatte.

Es begann ein vierter Hugenottenkrieg (1572—1573), denn was nicht gemordet war von den Hugenotten, griff zu den Waffen, und obgleich sie ihrer meisten Führer beraubt waren, bewies ihr Widerstand in La Rochelle, daß die gänzliche Unterdrückung ihres Glaubens nicht so leicht sei wie ihre Feinde gewähnt hatten. Der Herzog von Anjou, welcher mit vielen Geldopfern zum Könige von Polen gewählt worden war, wünschte die Beendigung des Krieges, bevor er Frankreich verließ. Daher bewilligte

ein Vergleich den Einwohnern von La Rochelle, Nismes und Montauban freie Ausübung der reformirten Religion in ihren Häusern und an den ihnen gehörenden Orten mit Ausnahme der öffentlichen Plätze und Orte.

Seit dem Bartholomäustage hatte die Qual der Gewissensangst den König unaufhörlich verfolgt, die heftigsten Jagden, durch welche er sie zu betäuben suchte, rieben seine Kräfte nur rascher auf; schlafend und wachend glaubte er die Leichname der Gemordeten zu erblicken; oft sprang er in der Nacht von seinem Lager auf und eilte verzweifelnd durch die leeren Räume seines Palastes, von blutigen Gestalten verfolgt; weinend und schluchzend beklagte er es, daß er bösem Rathe gefolgt sei und rief Gott um Verzeihung an. So starb er am 30. Mai 1574. Auf diese Nachricht eilte sein Bruder Heinrich von Anjou, ohne in Polen förmlich abzudanken, nach Paris, um den kaum bestiegenen polnischen Thron mit dem französischen zu vertauschen.

Die Hoffnungen und Erwartungen, welche Heinrich III. (1574—1589) dadurch veranlaßt hatte, daß er als Jüngling an der Spitze der königlichen Armee gestanden, daß er den Ruhm der Siege bei Jarnac und bei Montcontour getheilt und daß er, wenn auch nicht die Eigenschaften eines Feldherrn, doch Muth und Unerschrockenheit bewiesen hatte, waren gänzlich unerfüllt geblieben. Sogleich im Anfange seiner Regierung zeigte er eine ungemessene Vertraulichkeit gegen junge, verdienstlose Menschen, welche sich durch ihr anmaßendes, stolzes und possenhaftes Benehmen und durch ihren weiblichen Putz lächerlich und verächtlich machten, so daß das Volk sie die „Mignons des Königs" nannte. Durch seine knabenhafte Liebhaberei für kleine abgerichtete Hunde, für Affen, Papageien und andere Thiere, für welche er große Summen vergeudete, ward er selbst ein Gegenstand des Spottes. Seine fortwährend ausschweifende Lebensweise stand in einem scharfen Widerspruche mit seiner gewissenhaften Theilnahme an den Religionsübungen. Die schon sehr drückenden Abgaben vermehrte er unablässig, selbst mit den höhern Staatsämtern trieb er einen schimpflichen Handel und verschwendete das dadurch erlangte Geld an seine unwürdigen Günstlinge. So richtete man den Blick immer mehr auf diejenige Familie, welche schon seit längerer Zeit als die Hauptstütze des katholischen Glaubens galt, auf die Guisen. Liguen wurden in einzelnen Städten und Provinzen geschlossen zur Vernichtung des reformirten Glaubens in Frankreich und zur Erhebung der Guisen an die Spitze des Staates. Man hoffte für diese Absicht auf die Unterstützung des Papstes und des Königs von Spanien. Bücher (wie das bekannte Stemmata) wurden verbreitet, in welchen die Guisen wegen ihrer Abstammung von einer Tochter des Herzogs Karl von Lothringen, welchen Hugo Capet von der Thronfolge ausgeschlossen hatte, als Nachkommen und Erben Karl's des Großen dargestellt wurden.

Der König, dem die innere Macht und die auswärtigen Verbindungen der

1576 geschlossenen heiligen Ligue (namentlich mit Philipp II. von Spanien) noch furchtbarer dargestellt wurden, als sie wirklich waren, vereinigte sich zuletzt mit derselben (1585), hob alle früheren Bewilligungen zu Gunsten der Hugenotten auf und verbot die Ausübung der protestantischen Religion; der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé, welche zur reformirten Religion zurückgekehrt waren, wurden vom Papste Sixtus V. mit dem Banne belegt und zu der Erbfolge unfähig erklärt. Dessen ungeachtet sammelten sich zahlreiche Kriegshaufen um Heinrich von Navarra, welcher bei Courtras (1587) einen glänzenden Sieg über das königliche Heer gewann, den ersten, welchen die Reformirten in einer Schlacht erfochten. Dagegen wurde ein zu ihrer Unterstützung bestimmtes deutsches Heer vom Herzoge von Guise überfallen, und die großen Hoffnungen, welche der Sieg bei Courtras unter den Reformirten veranlaßt hatte, gingen keineswegs in Erfüllung.

In Paris erhob sich inzwischen eine neue feindliche Macht gegen den König, die Ligue der Sechszehn, indem die regelmäßigen städtischen Obrigkeiten entfernt und die 16 wüthendsten Eiferer unter den Bürgern an ihre Stelle gesetzt wurden. Diese Ligue, ein Vorbild der Commune von 1792 und 1871, berief den Herzog von Guise nach Paris. Als nach dessen Ankunft auch der König die in der Nähe zusammengezogenen Truppen (Schweizer und Garden) in die Stadt einrücken ließ, bauten die Bürger in vielen Straßen Barricaden, und die dadurch vereinzelten königlichen Truppen sahen sich bald genöthigt, die Waffen zu strecken oder sich aus der Stadt zu entfernen. Der König berief eine Ständeversammlung nach Blois, in welcher er eine Stütze gegen die Anmaßungen der Ligue zu finden hoffte. Allein durch die Thätigkeit und den Einfluß des Herzogs von Guise und seiner Anhänger fielen die Wahlen zum Reichstage fast überall zum Vortheile der Ligue und zum Nachtheile der Royalisten aus. Der Reichstag verlangte sofort die Ausschließung des (excommunicirten) Königs von Navarra von dem Throne. Warnungen, welche dem Könige von verschiedenen Seiten zukamen, bestärkten ihn in dem Argwohne, daß Guise sich von den Ständen zum General-Statthalter des Königreichs wolle erklären lassen, um sich dadurch den Weg zum Throne zu bahnen. Die Ermordung Guise's erschien ihm als das einzige Mittel, um sich die Krone zu sichern und die Macht der Ligue zu stürzen. Auf den Morgen des 23. December 1588 berief der König die Mitglieder des Staatsrathes in den königlichen Palast. Als Guise eintrat, befanden sich im Vorzimmer des Königs acht zum Morde ausgewählte Edelleute, und sobald er die Hand ausstreckte, um den Vorhang aufzuheben, welcher vor der Thür des Cabinets des Königs hing, stieß ihm einer von jenen einen Dolch von hinten in den Hals, sogleich hieben auch die andern mit ihren Degen auf ihn los, er stürzte, von vielen Wunden bedeckt, nieder und starb augenblicklich, in den-

selben Räumen, in welchen er 16 Jahre vorher die Bluthochzeit eingeleitet hatte. Der Cardinal von Guise, in welchem der König einen unversöhnlichen Rächer des Ermordeten fürchtete, wurde am folgenden Tage erschossen. Die Königin Katharina lag krank zu Bett, als die Ermordung Guise's, deren Absicht ihr unbekannt geblieben war, vollführt wurde. Der König theilte ihr dieselbe durch die Worte mit: er sei jetzt König von Frankreich geworden, indem er den König von Paris habe tödten lassen. Sie starb schon am 5. Januar 1589 im 70. Lebensjahre.

Nach dem Tode der beiden Guisen stellte sich ihr Bruder, der Herzog von Mayenne, an die Spitze der Ligue, in der Ueberzeugung, daß seine Ehre gebiete, die Ermordung seiner Brüder zu rächen. Heinrich III. war außer Stande, zu gleicher Zeit den Krieg gegen die Reformirten und den König von Navarra und den gegen die Ligue zu führen; nur in der Vereinigung mit einer der Parteien schien für ihn Rettung. Er versuchte zunächst, die Ligue zur Versöhnung mit ihm zu bewegen. Als der Herzog von Mayenne jedoch seine Anerbietungen zurückwies, als mehrere der angesehensten Herren der Ligue offen und bestimmt erklärten, daß sie ihn nicht mehr für ihren König anerkennen wollten, da sah er sich gezwungen, Hülfe im Lager der Hugenotten, bei dem Könige von Navarra zu suchen. Die beiden Könige brachen gegen Paris auf, und bei der mehrfachen Ueberlegenheit ihres Heeres über die Kriegsmacht Mayenne's und der Entmuthigung der Pariser konnte Heinrich III. mit Zuversicht auf die Einnahme der Stadt und die Herstellung seiner königlichen Macht hoffen, als er durch Meuchelmord sein Leben verlor. Jakob Clement, ein 22jähriger Dominicanermönch, aufgereizt durch leidenschaftliche Predigten, welche den König als Tyrannen und als Feind der Kirche verdammten, begab sich von Paris in das Lager desselben und verlangte, vor ihn gelassen zu werden, um ihm einen Brief des Parlaments-Präsidenten Harlay, welcher noch zu Paris gefangen gehalten wurde, zu übergeben und außerdem mündliche Mittheilungen zu machen. Am 1. August übergab er den angeblichen Brief, indem er äußerte, daß er dem Könige noch etwas Geheimes mitzutheilen habe, und als dieser darauf die Anwesenden etwas zurücktreten ließ, versetzte er ihm mit einem Messer zwei Stöße in den Leib. Der König riß das Messer sogleich wieder heraus und verwundete den Mörder am Kopfe; die bei dem sich erhebenden Lärm in das Zimmer tretenden Edelleute hieben ihn nieder. Der König erklärte gegen Heinrich von Navarra: die Gerechtigkeit wolle, daß er sein Nachfolger sei, er werde aber viele Hindernisse finden, wenn er die Religion nicht ändere, und er ermahne ihn dazu. Am Morgen des 2. August 1589 starb Heinrich III. zu St. Cloud. Der Königsmord, seit lange offen gepredigt, war zum ersten Male praktisch geworden.

30. Heinrich IV. in Frankreich.

(Nach Martin Philippson, König Heinrich IV. von Frankreich im Neuen Plutarch von Rudolf Gottschall, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Königreich Navarra, welches sich, wie seine glücklicheren Nachbarländer Castilien und Aragon, aus den Kämpfen der in die Pyrenäen geflüchteten Westgothen gegen die Araber gebildet hatte, war durch Theilungen früh geschwächt worden und ein Zankapfel zwischen den mächtigeren Reichen Frankreich, Castilien und Aragon gewesen, bis es um die Mitte des 15. Jahrhdrts. in den Besitz des französischen Hauses d'Albret kam, welches in Folge seines Anschlusses an die französische Politik im J. 1512 den größten Theil des ohnehin kleinen Reiches an Spanien verlor. Den Herren von Albret blieb nur der eitele Königstitel und das Fürstenthum Béarn nebst Niedernavarra, d. h. Navarra nördlich von den Pyrenäen. Der Souverain von wenigen Quadratmeilen gelangte aber in Folge seines Königstitels zu einer verwandtschaftlichen Verbindung mit dem königlichen Hause von Frankreich. Heinrich von Albret erhielt nämlich die Schwester des Königs Franz I., Margaretha von Valois, zur Gemahlin, die mehr aus Neuerungssucht als aus religiöser Ueberzeugung eine Beförderin des Protestantismus in Frankreich wurde, der von ihrem Bruder, dem Könige, verfolgt ward. Die einzige Tochter aus dieser Ehe, Johanna, bot wieder eine gute Gelegenheit, ein bedürftiges Mitglied des französischen Königshauses anständig zu versorgen. Im J. 1547 mußte Johanna Albret, die Erbin von Navarra, den Prinzen Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, heirathen, dessen Haus direct auf Ludwig den Heiligen zurück ging. Auf dem alten, düstern Schlosse zu Pau gebar sie (1553) einen Sohn, Heinrich von Navarra, der in ländlicher Einfachheit und im protestantischen Glauben erzogen wurde.

Im Alter von 18 Jahren ward er, als nominelles Oberhaupt der Reformirten in Frankreich, mit König Karl's IX. Schwester Margaretha vermählt (siehe S. 162) zum Zeichen der völligen Aussöhnung des Hofes mit den Hugenotten. Sechs Tage später (24. August 1572) erweckte ihn der Todesschrei seiner zur Feier der Hochzeit nach Paris gekommenen Freunde aus dem Schlummer, und der König, umgeben von aufgehäuften Leichen, stellte ihm die Alternative: „den Tod oder die Messe!" Der Jüngling rettete wenigstens sein Leben, indem er die Messe wählte. Da man ihm aber weder Liebe für seine neuen Verwandten noch Aufrichtigkeit für seinen neuen Glauben zutraute, so blieb er mit seinem jungen Vetter Heinrich von Condé am Hofe in ehrenvoller Gefangenschaft. Hier lernte er die Kunst der Verstellung, die er dann sein ganzes Leben hindurch meisterlich zu handhaben verstand. Indem er die Maske eines gutmüthigen, harmlosen, nur genußsüchtigen Menschen annahm, wußte er seine Umgebung völlig zu täuschen, bis sich ihm im Februar 1576 eine günstige Gelegenheit bot, vom

Hofe zu entfliehen, zum Protestantismus zurückzutreten und sein angebornes Amt als Führer der Hugenotten, die er mehr als politische, denn als religiöse Partei ansah, wieder zu übernehmen. (Vergl. S. 166.)

Indem das königliche Haus der Valois mit erschreckender Schnelligkeit ausstarb, da von den vier Söhnen Heinrich's II. keiner ein rechtmäßiges Kind hinterließ, war niemand mehr übrig, der mit Recht dem Bourbonen Heinrich IV. die Krone hätte streitig machen können. Aber die Umstände waren ihm wenig günstig. Mit spanischem Gelde rüstete der schwerfällige, vorsichtige Herzog von Mayenne, der liguistische Generalstatthalter, Schweizer und Deutsche anwerbend, mehr als 20,000 M., mit denen er im September 1589 von Paris aufbrach, um, wie er verkündete, den „Béarner" ins Meer zu stürzen. Fenster an der Rue St. Denis wurden bereits zu hohen Preisen gemiethet, um den Ketzerkönig als Gefangenen in Paris einziehen zu sehen. Selbst Heinrich's Anhänger hielten ihn, dem höchstens 15,000—20,000 Hugenotten zur Verfügung standen, für verloren. Die Einen riethen ihm, zur Besänftigung der Ligue den bejahrten Cardinal Karl von Bourbon, den Mayenne, — selbst zu schwach und zu bequem, die Krone zu übernehmen — als König Karl X. ausgerufen hatte, zum Mitregenten anzunehmen, die Andern meinten, er solle nach England fliehen. Allein Heinrich zählte auf seiner Truppen Entschlossenheit und zwang mit nur 9000 M. bei Arques unweit Dieppe durch eine Reihe kleiner Gefechte den dreifach überlegenen Feind zum Rückzuge. Dieser Erfolg war an und für sich wenig entscheidend, aber er erschütterte das Ansehen Mayenne's und befestigte das Zutrauen auf den König so, daß dieser jetzt zur Offensive übergehen konnte. In einem neuen Kampfe bei Ivry (14. März 1590) entschied er selbst durch einen Cavallerie-Angriff auf das beste Corps des von Mayenne nicht ungeschickt aufgestellten Heeres die hin- und herwogende Schlacht; die feindliche Reiterei ward zur Hälfte, die Infanterie ganz vernichtet, die Armee so gut wie aufgelöst. Der König, der sich hier nicht weniger durch persönliche Tapferkeit als durch Feldherrngeschicklichkeit ausgezeichnet hatte, konnte abermals zur Belagerung von Paris übergehen. Die Hauptstadt mit ihren 220,000 Einwohnern wäre, wie in neuester Zeit, durch Mangel zur Uebergabe gezwungen gewesen, wenn nicht im letzten Augenblick ein spanisches Heer, auf Philipp's II. Befehl, aus den Niederlanden herbeigeeilt wäre. Denn Philipp verschwendete Truppen und Schätze, um seine Tochter Clara Eugenia, die durch ihre Mutter eine Enkelin der Valois war, zur Königin von Frankreich zu erheben und ihr dann einen Gemahl nach seinem Wunsche zu geben. Zu diesem Zwecke machte der spanische König den Parisern so glänzende Anerbietungen, daß selbst die Gemäßigten jeden Gedanken an Versöhnung mit Heinrich aufgaben. Da dieser die Unmöglichkeit erkannte, die von Spanien unterstützte Ligue mit Waffengewalt niederzuschlagen, so entschloß er sich, der Ruhe und Größe Frankreichs und seinen eigenen Wünschen nach Herrschaft sein religiöses

Bekenntniß zum Opfer zu bringen und erklärte öffentlich, er wolle sich von einer Anzahl katholischer Theologen und Bischöfe in deren Religion unterrichten lassen. Er schloß mit Paris einen Waffenstillstand und ließ sich am 25. Juli 1593 in St. Denis, nach kurzer Scheinbelehrung, vom Erzbischofe von Bourges in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen. Binnen einem Jahre unterwarf sich nun der größte Theil der noch rebellischen Provinzen und Städte; Brissac, der Gouverneur von Paris, weil er die Sache der Ligue für verloren hielt, benutzte eine Abwesenheit Mayenne's, um den König mit 6000 M. in die Stadt einzulassen (22. März 1594); nicht eine einzige Hinrichtung trübte die allgemeine Freude. Die Messe hatte dem Könige nicht allein, wie er selbst sagte, Paris, sie hatte ihm vielmehr das ganze Reich eingetragen.

Da auch der Papst Clemens VIII., weil er zwar nicht den Sieg des Protestantismus in Frankreich, wohl aber den völligen Sieg des nicht minder nach Unabhängigkeit von Rom strebenden Gallicanismus dort befürchtete, trotz aller Gegenanstrengungen der spanischen Partei in Rom, die völlige Absolution Heinrich's IV., freilich unter ziemlich demüthigenden Ceremonieen, aussprach (1595), so war den Liguisten der letzte Vorwand des Widerstandes benommen. Auch suchte Heinrich, da er noch mit Spanien den Krieg ohne besonderes Glück fortsetzte, den innern Frieden selbst mit großen Opfern zu erkaufen, indem die Führer der Ligue mit ebenso hohen Geldsummen als Aemtern abgefunden wurden, so daß die Finanzen nicht minder durch die Friedens- als durch die Kriegskosten unglaublich zerrüttet wurden und das durch den Bürgerkrieg verarmte Volk die ihm auferlegten Steuern nicht erschwingen konnte. Endlich ward auch der äußere Krieg beendet, indem Philipp II. noch kurz vor seinem Tode, um seinem Sohne, dessen gänzliche Unfähigkeit er erkannte, Ruhe zu schaffen, im Frieden zu Vervins (2. Mai 1598) alle seine Eroberungen in Nord- und Ost-Frankreich, mit Ausnahme von Cambrai, ohne Entgelt zurückgab. Ja Heinrich beendete überhaupt die 36jährige Aera der Religionskriege in Frankreich, indem er durch das Edict von Nantes (13. April 1598) die Reformirten in bürgerlicher Hinsicht den Katholiken gleichstellte und durch besondere Anordnungen mit thatsächlichen Garantieen gegen jede Vergewaltigung schützte.

Mit der Herstellung des innern und äußern Friedens beginnt eine neue Epoche in dem Leben Heinrich's IV. Bisher hatte er sich als Partei- und als Kriegsführer gezeigt, jetzt hatte er sich als Regent zu bewähren, für das Heil des Staates als eines Ganzen Sorge zu tragen. Dies ist der schönste und fruchtbarste Theil seines Wirkens. Die glanzvolle Erhebung Frankreichs, die Gewinnung des Uebergewichts auf geistigem, politischem, zum Theil auch auf industriellem Gebiete datirt keineswegs erst von Ludwig XIV. oder selbst von Richelieu, sondern von Heinrich IV., dessen Verdienste um den äußern und innern Fortschritt des Staates meist nicht genug gewürdigt

werden. Er war weniger der „gute" König, zu dem man ihn hat stempeln wollen, als vielmehr ein feiner, listiger, gedankenreicher Politiker, ein einsichtsvoller Begünstiger des Handels und der Industrie. Seine kirchliche Politik, welche die Glaubensparteien als politische Mächte ansah, die man soweit als möglich dem Staate unterwerfen müsse, wollte weder die bisherige strenge politische Organisation der Hugenotten und deren stete Kriegsbereitschaft gestatten, noch die doppelte Forderung des katholischen Clerus bewilligen, welche Wiederherstellung der Bischofswahlen durch die Capitel und Verkündigung der Beschlüsse des Concils von Trient verlangte. Durch Concordat vom December 1516 hatte Leo X. dem Könige Franz I. das Recht gegeben, alle Aebte und Bischöfe in seinem Reiche selbst zu ernennen. Dadurch war die französische Kirche durchaus abhängig vom Königthume geworden. Natürlich wünschte die Mehrheit der französischen Prälaten, dieser Abhängigkeit ein Ende zu machen, die Wahl ihrer Genossen und Nachfolger den Dom- und Kloster-Capiteln zurückzugeben. Aber sie fand mit diesem Verlangen bei dem Könige um so entschiedenere Zurückweisung, als sie selbst zugestehen mußte, daß er sein Wahlrecht nur zu Gunsten würdiger Personen ausübe. Noch weniger wollte er sich zur Verkündigung der Trientinischen Beschlüsse herbeilassen, von denen er Stärkung der päpstlichen und Minderung der staatlichen Gewalt, vor Allem aber Wiederaufleben des kaum beschwichtigten Kampfes zwischen Katholiken und Protestanten erwartete. Ohnehin konnte er mit den Hugenotten, die ihre politische Selbständigkeit mit aller Macht aufrecht halten wollten, zu keiner vollständigen Aussöhnung gelangen.

Wenn Heinrich schon auf diesem streitigen Gebiete den Vorrang der Staatsgewalt vertheidigte, so war er um so mehr bemüht, auf rein politischem Boden denselben zu sichern. Der hohe Adel wurde grundsätzlich von jedem Einflusse auf die Staatsgeschäfte entfernt, die sog. Generalstände, welche die Gesammtheit seiner Unterthanen vertraten, berief er nicht mehr, nachdem er trübe Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte, und nun durch seine musterhafte Finanzverwaltung im Stande war, ohne erhöhte Ansprüche an die Steuerkraft seines Volkes, fertig zu werden. Wie er diese einst mächtige Volksvertretung stillschweigend, ohne jede Gewaltsamkeit, beseitigte, duldete er auch den letzten Rest der in ihrem Wesen schon zerstörten municipalen Selbständigkeit nur in so weit, als diese sich dem Staatsganzen unterordnete und ihm selbst nicht unbequem wurde. Nicht nur übte er stets consequent sein Oberaufsichtsrecht über die städtische Verwaltung, sondern, wo es ihm gut schien, griff er auch ganz unbedenklich in wohl erworbene städtische Gerechtsame ein.

Wie Heinrich überhaupt das Geschick besaß, für den rechten Mann stets die rechte Verwendung zu finden, so traf er auch eine besonders glückliche Wahl für die Reorganisation der, wie erwähnt, völlig zerrütteten Finanzen. Maximilian von Bethune, den er zum Marquis von Rosny und endlich

zum Herzog von Sully erhob, stellte die Finanzen her durch genaue und gewissenhafte Buchführung, durch Unzugänglichkeit für die Forderungen der Hof- und Edelleute, der Maitressen und Finanzbeamten, und, unterstützt von der Fruchtbarkeit des Landes und zwölf Friedensjahren, erzielte er zuletzt, statt des bisherigen Deficits, einen Ueberschuß von 18 Millionen Livres (nach heutigem Geldwerthe 39 Mill. Thaler), und zwar bei einer Verminderung der directen Steuern. Diesen ansehnlichen Ueberschuß verwandte er theils zur Verminderung der Schuldenlast (im Ganzen um 124 Mill. Livres oder etwa 270 Mill. Thaler), theils zur Gründung eines Staatsschatzes, der sich bei Heinrich's Tode auf 41 Mill. Livres belief. Und daneben wurden aus den Staats-Einkünften die in den innern Kriegen zerstörten Brücken und Landstraßen, allerdings mit Heranziehung der Provinzen und Städte, hergestellt, das Bett der schiffbaren Flüsse gereinigt, ein Canal zwischen Seine und Loire gezogen, Vorstudien betrieben zu einem ungeheuren Canalnetze, welches alle großen Ströme Frankreichs und dadurch die Nordsee, den Ocean und das Mittelmeer unter einander in Verbindung setzen sollte. Aber die großen Fortschritte für Verkehr und Gewerbethätigkeit geschahen ohne, ja zum großen Theile gegen Sully's Willen, der in dieser Beziehung alten, beschränkten Ansichten huldigte. Vielmehr war der König selbst nach allen Seiten hin schöpferisch thätig: er begünstigte den Ackerbau, er belebte die Industrie, er eröffnete dem Handel im Innern des Staates Straßen zu Lande und zu Wasser, nach außen freie Märkte, er begründete eine Colonisation, die sich in den nächsten anderthalb Jahrhunderten über einen großen Theil des nordamerikanischen Continents auszudehnen bestimmt war. Ruhe, Ordnung und Sicherheit herrschten unter dem Schutze eines starken Königthums im ganzen Staate, dessen Bevölkerung während der Bürgerkriege von 12 auf 10 Mill. gesunken war, während der 12 Friedensjahre unter Heinrich's Regierung aber sich wieder von 10 auf 13 Mill. hob.

Neben der materiellen Blüte seines Reiches suchte Heinrich IV. auch Kunst und Wissenschaft nach Kräften zu fördern. Insbesondere widmete er eine vorzügliche Sorgfalt dem Unterrichte durch Reorganisirung der während der Ligue gänzlich verfallenen Pariser Universität, durch Herstellung des von Franz I. zur Förderung des Sprachstudiums gestifteten Collége royal (jetzt Collége de France) und Berufung der berühmtesten Gelehrten des In- und Auslandes an diese Anstalt. Ebenso verdankt ihm die Pariser Nationalbibliothek, jetzt die größte der Welt, ihr Dasein, da sie während der Bürgerkriege fast völlig zerstört worden war. Er beauftragte mit ihrer Neubildung den berühmten Geschichtschreiber Nic. de Thou und gab ihr später in dem ersten Philologen seiner Zeit, Casaubonus, den geeignetsten Leiter.

Die meiste Sorgfalt wandte Heinrich der äußern Politik zu, deren leitender Gedanke war, das Haus Habsburg zu schwächen und Frankreich an dessen Stelle zur leitenden Macht in Europa zu erheben. Doch wollte

er keineswegs sein durch die innern Kämpfe geschwächtes Reich sofort in einen gefährlichen Krieg mit Spanien und dem Kaiser stürzen. Zunächst suchte er den Habsburgern so viele Verlegenheiten zu bereiten und so viele Feinde zu erregen als möglich, sowohl in Deutschland (namentlich unter den Protestanten) als in England und im Orient. Erst im J. 1609, als Heinrich sein Land wohl bevölkert, seine Arsenale gefüllt, seine Festungen in guten Stand versetzt sah, als seine eigenen Bemühungen und die Fehler seiner Gegner ihm eine große Zahl von Bundesgenossen (in Deutschland, Italien, Holland, der Türkei) verschafft hatten; erst da nahm seine Politik eine entschieden kriegerische Wendung.

Seine vorzüglichste Absicht war, die evangelischen Reichsstände Deutschlands zu einer wohl organisirten Union zu vereinigen, deren Spitze sich natürlich gegen den eifrig katholischen Kaiser und das mit demselben eng verbündete Spanien richten mußte. Eine solche Union kam wirklich im J. 1608 zu Stande zur Bekämpfung der fortschreitenden Gegenreformation (siehe Nr. 36) und diese schloß ein Bündniß mit Heinrich IV. Derselbe fand in dem Jülich'schen Erbfolgestreite (siehe Nr. 36) den Anlaß zu dem großen Kriege, welcher die Entscheidung über die Obmacht Frankreichs oder Habsburgs in Europa herbeigeführt haben würde, wenn nicht der gewaltsame Tod des Königs ihn an der Krönung seines gesammten politischen Gebäudes verhindert hätte. Was aber von einem „großen Plane" Heinrich's IV. überliefert ist, Europa in 15 gleich mächtige Staaten zu zertheilen, die als „christliche Republik" sich zur Vertreibung der Türken aus unserem Erdtheile vereinigen sollten, das beruht auf den phantastischen Memoiren Sully's, der, unter der folgenden Regierung ungnädig verabschiedet, seine unfreiwillige Muße dazu benutzte, sich und seinen verstorbenen König auf Kosten der beiderseitigen Nachfolger verherrlichen zu wollen. Die Pläne eines so praktischen und nüchternen Politikers, wie Heinrich IV., waren viel einfacher, natürlicher und leichter zu realisiren, auch viel weniger uneigennützig, als Sully uns glauben machen möchte. Gerade über diese Entwürfe und Vorgänge ist man jetzt durch ein umfangreiches diplomatisches Material auf's genaueste unterrichtet.

Nach umfangreichen Rüstungen zur Unterstützung der beiden Gegner des Kaisers im Jülich'schen Erbfolgestreite, des Kurfürsten von Brandenburg und des Pfalzgrafen von Neuburg, welche trotz des kaiserlichen Verbotes die Erbschaft in gemeinsamen Besitz genommen hatten und daher den Namen der „Possedirenden Fürsten" erhielten, wollte der König am 17. Mai zur Armee abgehen und seine Gemahlin als Regentin zurücklassen. Diese wurde ihrem Wunsche gemäß noch vor der Abreise ihres Gemahls in aller Eile zu St. Denis mit großer Pracht gekrönt (13. Mai). Drei Tage später sollte der feierliche Einzug der Königin-Regentin in Paris Statt finden. Heinrich kehrte vorher (14. Mai) nach der Hauptstadt zurück, um die Vorbereitungen

zum Einzuge zu überwachen. Da traf ihn, als er in offenem Wagen langsam durch eine enge versperrte Straße fuhr, der Dolch des Mörders, Franz Ravaillac, eines fanatisirten Menschen, der den König als einen Feind strenger Katholicität haßte und unter den furchtbarsten Martern dabei blieb, er habe keine Mitwisser seines Verbrechens, sondern sei der allein Schuldige.

Selten hat der Tod eines einzelnen Menschen so überaus wichtige, für die ganze europäische Entwickelung entscheidende Folgen gehabt. Mit Heinrich IV. endeten seine umfassendsten Pläne und Entwürfe. Nicht einer der besten, wohl aber einer der einsichtsvollsten, schlauesten und beharrlichsten Männer seiner Zeit, hat er fast in allen Beziehungen die Richtung vorgezeichnet, in welcher Frankreich in den nächsten beiden Jahrhunderten sich bewegte und zu glänzenden Erfolgen gelangte. Spätere große Staatsmänner mußten genau an den Punkten wieder anknüpfen, wo die Fäden der Hand Heinrich's IV. entsunken waren.

---

31. Ludwig XIII. Richelieu.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Der Tod Heinrich's IV. mußte eine völlige Umwandlung in den äußern und innern Verhältnissen Frankreichs zur Folge haben, da diese wie jene fast allein auf seinen Ansichten, auf seiner Kraft und seinem Willen beruhten, da die Persönlichkeit derjenigen, welchen in der nächsten Zeit die Regierung zufiel, von der seinigen völlig verschieden war, und da das, was er geschaffen und begründet, noch nicht innere Festigkeit genug erlangt hatte, um sein Leben überdauern zu können. Die Jugend seines ältesten, 1601 gebornen Sohnes, Ludwig's XIII. (1610—1643), machte eine vormundschaftliche Regierung nothwendig. Die Königin Maria von Medici ward einstimmig vom Parlamente zur Regentin von Frankreich während der Minderjährigkeit ihres Sohnes ernannt. Die Schwäche der Regierung trat bald deutlich hervor. Die Regentin, mehr eine eitle, lebenslustige als eine ehrgeizige Italienerin, daher in keiner Weise mit Katharina zu vergleichen, suchte vergeblich eine Versöhnung zwischen Sully, dessen Verdienste sie nicht verkannte, und den übrigen Ministern zu Stande zu bringen. Diese bemühten sich vielmehr auf alle Weise, ihn aus dem Ministerium zu verdrängen; auch Condé verband sich mit seinen zahlreichen Gegnern; man stellte der Königin vor, daß er ihre Freigebigkeit beschränke, und daß ein Reformirter im Ministerium den Unwillen des Papstes erregen müsse. So sah sich Sully genöthigt, das Amt eines Ober-Intendanten der Finanzen niederzulegen. Da-

gegen hatte die Königin aus Florenz eine Kammerfrau mitgebracht, deren Gatte **Concini**, Sohn eines Secretärs des Herzogs von Florenz, sich zum Kammerherrn und Marschall von Ancre emporzuschwingen verstand. Diese Günstlingswirthschaft wurde allgemein gehaßt. Schon daß es Fremde waren, beleidigte die Eitelkeit der Nation. Inzwischen war der König 16 Jahre alt geworden und für mündig erklärt worden. Auch er fand seine Höflinge und Rathgeber, und um ihn sammelte sich ein anderer Kreis, der den Sturz der italienischen Günstlinge betrieb. Concini, welcher den Prinzen (Heinrich II.) von Condé, der zweimal die Waffen gegen ihn ergriffen hatte, gefangen nehmen ließ, beschleunigte selbst seinen Untergang. Ein junger Mann, Herzog von **Luynes**, der schon seit der frühesten Jugend als Kammer-Page viel Anhänglichkeit an Ludwig XIII. geäußert hatte, war in dem Besitze des Zutrauens seines Königs, der an seinen angenehmen Talenten Gefallen fand. Entschlossen, sich durch den Sturz des Marschalls von Ancre zu erheben, rieth Luynes dem Könige, des Marschalls sich zu bemächtigen. Dieser wurde zum Könige befohlen, und in dem nämlichen Augenblicke, als ein Garde-Capitän ihm seinen Degen abforderte, fielen die Garden über den Unglücklichen her und ermordeten ihn unter dem Vorwande des Widerstandes. Das Volk sättigte seinen Haß an seinem Leichnam (April 1617). Auch seiner Frau wurde der Proceß gemacht, der sie auf das Schaffot führte. Man dichtete ihr, um sie zu stürzen, Verbrechen an. Als der junge König hörte, daß Concini gefallen sei, rief er aus: „Jetzt bin ich König," allein es zeigte sich nur zu bald, daß er statt eines fremden Hausmeiers einen nationalen eingetauscht hatte.

Dem Sturze Sully's war jene lockere Wirthschaft, jenes Verschleudern von Aemtern und Würden, von Gnaden und Pensionen gefolgt, das sich von einer Frauen-Regierung, gegenüber einer herrschsüchtigen, anspruchsvollen Reichs-Aristokratie, erwarten ließ. Bald waren die Finanzen, kaum aus 40jähriger Zerrüttung emporgehoben, wieder so verworren, die Krone so mittellos geworden, daß man abermals hervorsuchen mußte, was Sully geräuschlos hatte einschlummern lassen, — die **Reichsstände**. Diese kamen im October 1614 zum letzten Male im alten Frankreich zusammen, eine Versammlung, recht geeignet, um die letzten ständischen Rechte für immer zu begraben. Die Aufgabe des Reichstages war, wie sie der König in der kurzen Eröffnungsrede bezeichnete, die Klagen der Stände vor den Thron zu bringen. Sofort trat die große Verschiedenheit der Interessen zu Tage. Adel und Geistlichkeit verlangten Aufhebung des Aemterverkaufs, d. h. Ausschließung der Bürgerlichen aus der Verwaltung, aber die Vertreter des dritten Standes, die fast sämmtlich Inhaber der verkauften Stellen waren, erklärten sich dagegen, bis die Jahrgelder und Gratificationen, die den großen Herren zu Gute kamen, auch abgeschafft seien. Darüber kam es zu sehr heftigen Anklagen der Einen wider die Andern, aber zu keiner Einigung. Eben so

wenig konnte man sich über die von der Geistlichkeit verlangte Verkündigung der Beschlüsse des Trienter Concils (jedoch mit Vorbehalt aller Freiheiten der gallicanischen Kirche) einigen, da der dritte Stand neue Ketzerverfolgungen befürchtete. Dabei zeigte sich die Regierung täglich hülfloser und machte Zugeständnisse nach allen Richtungen, die sich gegenseitig aufhoben.

Seit der Ermordung Concini's war der König mit seiner Mutter zerfallen; die Königin verschmerzte es schwer, mit ihrem Günstling allen Einfluß verloren zu haben, und als der Herzog von Luynes bereits 1621 starb, dachte sie an den Bischof von Luçon, den nachmaligen Cardinal Richelieu, der auf dem Reichstage von 1614 aller Augen auf sich gezogen hatte, als er mit großer Entschiedenheit das Recht des katholischen Clerus auf Mitregierung vertrat und die Verkündigung der Trienter Beschlüsse verlangte.

Armand Jean du Plessis, Cardinal und erster Herzog von Richelieu, am 5. September 1585 zu Paris geboren, gehörte einer der ältesten Adels-Familien in Poitou an. Anfangs zum Kriegsdienst bestimmt, trat er in den geistlichen Stand, als der jüngere von seinen Brüdern in ein Kloster ging, dem Bisthum Luçon entsagend und Heinrich IV. dieses ihm verlieh. Der römische Purpur war für ihn nur ein äußeres Gewand, aber durch seine Autorität eine willkommene Unterstützung. Der Kirche gegenüber wahrte er die Rechte des Staates. Die, wenn auch nur kurze, Verwaltung des Amtes eines Staats-Secretärs hatte ihm eine genaue Kenntniß der äußern und innern Verhältnisse Frankreichs verschafft, er hatte die Mängel einer dreizehnjährigen Mißregierung ohne Grundsätze und ohne Kraft durchschaut und die Mittel erwogen, von welchen er Abstellung derselben erwartete. Während die Kraft seines Geistes und Willens ihm seine Stellung gegen zahlreiche, mächtige Gegner sicherte, die 20 Jahre hindurch Alles aufboten, ihn zu stürzen, wußte er dem Könige seine Abhängigkeit von ihm weniger fühlbar zu machen. Er gab sich den Schein, als wenn er nur den Willen und die Befehle desselben ausführe und demselben stets die Entscheidung überlasse, indem er ihm die verschiedenen Entschlüsse, unter welchen man wählen konnte, vorlegte, jedoch in solcher Weise, daß er der Wahl die Richtung gab; er fand auch eine bedeutende Stütze in der dem Könige sich aufdrängenden Ueberzeugung, daß kein Anderer als er im Stande sei, die verwickelten Verhältnisse zu lösen, in welche er Frankreich gebracht und vielleicht absichtlich gebracht hatte, um sich unentbehrlich zu machen. Einzig in der Geschichte ist diese selbstverleugnende Unterordnung eines Königs unter einen Minister, den er niemals liebte, dem er nicht einmal vertrauensvoll entgegenkam. Der Bruder Ludwig's XIII., der Liebling seiner Mutter, Gaston, verschwor sich gegen Richelieu. Wenn dieser Prinz auch weniger gefährlich war, so diente doch sein Name zum Vereinigungspunkt und zur Entschuldigung der Mißvergnügten, deren Plan die Ermordung des Cardinals war. Er ward

entdeckt, die meisten der Verschworenen retteten sich, Andere starben auf dem Schaffot.

Wie er sich Rom gegenüber nur als weltlichen Politiker zeigte und kein Bedenken trug, mit den Protestanten im Auslande sich gegen die Katholiken zu verbinden, so duldete er auch nicht, daß die Hugenotten, denen Heinrich IV. feste Plätze mit eigenen Besatzungen und große Privilegien verliehen hatte, einen Staat im Staate bildeten.

Er belagerte die Festung La Rochelle, den Mittelpunkt der Macht der Protestanten zu Wasser und zu Lande. Zweimal rüstete England Flotten aus, um die protestantische Religion zu vertheidigen und diesen Keim der Unruhen und der Zwietracht in Frankreich zu unterhalten, aber zweimal scheiterte das Unternehmen. Ein Damm von 900 Toisen Länge, welcher die Rhede einschloß, machte jede Annäherung der Hülfstruppen unmöglich. Nachdem die Stadt alle Greuel der Hungersnoth erfahren hatte, übergab sie sich (1628) der unwiderstehlichen Gewalt des Cardinals. Die Hugenotten verloren ihre Privilegien und ihre politische Sonderstellung, behielten aber die Freiheit ihres Gottesdienstes; sie blieben nur noch eine Confession, aber keine politische Partei mehr.

Nach der Besiegung der innern Feinde konnte Richelieu die Waffen gegen die auswärtigen richten. Er lenkte zurück zu dem Systeme Heinrich's IV. die Macht des Hauses Habsburg zu schwächen, die Verbindung Frankreichs mit Spanien zu zerreißen und durch Theilnahme an dem 30jährigen Kriege in Deutschland Frankreichs Gebiet zu erweitern und abzurunden, denn noch besaß Spanien Burgund und einzelne Theile Süd-Frankreichs, so wie den ganzen Gürtel von Festungen von den Ardennen bis nach Ostende. Da es jedoch an Truppen und Geld fehlte, um sich in einen offenen Krieg mit Oesterreich einzulassen und es zugleich für Europa ein ärgerliches Schauspiel gewesen wäre, den „allerchristlichsten König“ mit den deutschen Protestanten im Bunde zu sehen, so mußte er sich vorläufig darauf beschränken, die Feinde Oesterreichs insgeheim durch Hülfsgelder zu unterstützen. Als Gustav Adolf in Deutschland erschien, glaubte der Cardinal, Schweden sei hinreichend, das Haus Oesterreich zu beschäftigen und zu schwächen. Als jedoch der Tod Gustav Adolf's und vorzüglich die Begebenheiten, die ihm folgten, die Niederlage der Schweden bei Nördlingen und der Prager Friede, Oesterreich sein altes Uebergewicht wieder verschafft hatten, sah Richelieu die Nothwendigkeit ein, diese Macht, deren Mittel sich mit der Fortdauer des Krieges zu vervielfältigen schienen, nun auch unmittelbar anzugreifen. Der innere Zustand Frankreichs erlaubte es ihm, seine Kräfte jetzt auch auf das Ausland zu richten. Der Cardinal hatte soeben über seine Feinde am Hofe triumphirt. Die Königin Mutter, Maria von Medici, die sich nach Brüssel begeben hatte, und Gaston, des Königs Bruder, der nach Lothringen geflüchtet war, hatten Montmorency, den Gouverneur von Languedoc, bewogen, die

Waffen gegen den Minister zu ergreifen. Gaston war mit einer kleinen Armee, die aus lauter Ueberläufern aller Nationen bestand, zu ihm gestoßen, aber, als er sich bei Castelnaudari, eben so unvorsichtig als tapfer, in die Mitte des Kampfes stürzte, gefangen genommen worden. Alle seine Freunde und Anhänger wurden mit in seinen Sturz verwickelt. Maria von Medici konnte nicht die Erlaubniß ihrer Zurückkunft erwirken: umherirrend in fremden Landen, ohne Ansehen und Geld, erregte die Königin das Mitleid aller, nicht aber Richelieu's, der wohl wußte, daß ihr Erscheinen am Hofe nichts Anderes als seinen Untergang zur Folge haben würde. So hatten die wiederholten und schlechtberechneten Angriffe der Feinde Richelieu's ihm nur dazu gedient, seine Macht zu vermehren, und er war nunmehr seines Platzes und seines Ansehens so sicher, daß er ohne Furcht das Feld seiner politischen Operationen erweitern konnte.

Nach dem Tode Gustav Adolf's hatte der Herzog **Bernhard von Weimar** den Plan, sich zu einem mächtigen Regenten emporzuschwingen. Da er sich von den Schweden, die ihm mißtrauten und denen er gleichfalls nicht traute, unabhängig zu machen gedachte, so hatte er Frankreich den Vorschlag gethan, ihm Hülfsgelder vorzustrecken, mittels deren er zur Führung des Krieges am Rheine eine Armee anwerben und unterhalten könne. Sein geheimer Zweck dabei war, Frankreichs Geld zur Eroberung des Elsasses zu benutzen, das den Grund zu dem neuen Staate, den er zu gründen gedachte, legen sollte. Richelieu, der gleichfalls nach dem Besitze dieser Provinz trachtete, wollte sich Bernhard's Arm und Kopf bedienen, um das Elsaß zu unterjochen und es mit Frankreich zu vereinigen. Mitten unter seinen Erfolgen raffte der Tod den Herzog plötzlich dahin (1639). Man hielt allgemein dafür, er sei vergiftet worden. Frankreich allein genoß die Frucht der Siege des Herzogs; es bemächtigte sich nicht nur des Elsasses, sondern auch der Armee. Richelieu's Emissarien machten den Gemeinen und Oberen der Bernhard'schen Armee die vortheilhaftesten Anträge. Die ganze Armee nahm den französischen Sold an.

Bei seinem Tode empfahl Richelieu dem Könige als Nachfolger den Cardinal **Mazarin**, den er mit seinen Grundsätzen bekannt gemacht hatte und dessen Gewandtheit sein Werk vollenden sollte. Ludwig gehorchte seinem Minister noch nach dessen Tode, und es blieben dieselben Grundsätze, welche Frankreichs Politik in Ansehung des Auslandes leiteten. Der König folgte dem Cardinal bald ins Grab nach; er endigte seine trübe Laufbahn 1643 zu St. Germain-en-Laye, im 42. Jahre seines Alters.

32. England unter den vier ersten Tudors. Die Reformation.

(Nach Wilhelm Maurenbrecher, England im Reformationszeitalter, und Reinhold Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Heinrich VII., 1485—1509.

Der junge Graf von Richmond, Heinrich Tudor, machte die Erbansprüche der Lancasters, die ihm durch seine Mutter vererbt waren, geltend, und als Lancaster besiegte er bei Bosworth (siehe 2. B., S. 638) den König aus dem Hause York. Er trat seine Regierung an, nicht wie man öfters gesagt hat, indem er die Rechte beider Parteien in sich und seiner Frau, der Prinzessin Elisabeth von York, vereinigte. Er war keineswegs geneigt, ein Thronrecht seiner Gemahlin gelten zu lassen, welches ihn in ihren Unterthanen verwandelt haben würde. Vielmehr strebte er als Lancaster die Uebermacht über die Yorks, die er auf dem Schlachtfelde erfochten, allseitig auszunutzen und zu befestigen. Alsbald gelang es ihm, aus einem solchen Parteihaupte ein König von ganz England zu werden; seine kluge Politik trug wesentlich dazu bei, die Krone von Jahr zu Jahr mehr auf seinem Haupte zu sichern. Um dieselbe gegen andere Bewerber durch das ebenfalls damals zur Großmacht aufstrebende Spanien garantirt zu sehen, war er auf ein Ehebündniß unter den beiden königlichen Familien bedacht, wie denn solche fürstliche Heirathen in jener Zeit vorzugsweise politische Motive hatten. So schloß nun der englische Thronerbe, Arthur von Wales, den Ehebund mit Ferdinand's des Katholischen jüngster Tochter Katharina, als beide kaum dem Kindesalter entwachsen waren. Und als der Prinz von Wales schon nach wenigen Monaten (April 1502) starb, entstand bei den Eltern der jungen Witwe sofort der Plan, an Arthur's Stelle dessen jüngern Bruder, den Prinzen Heinrich (VIII.) zu bringen, um so das politische Bündniß zwischen beiden Herrscher-Familien auch fernerhin festzuhalten. Die Bedenken gegen die rechtliche Gültigkeit dieser Ehe zwischen Verschwägerten beseitigte ein förmlicher Dispens des den Spaniern gern gefälligen Papstes Julius II. Die Ehe wurde erst nach dem Tode des Königs Heinrich († 22. April 1509) vollzogen (11. Juni 1509).

Bei der isolirten Lage des Landes ward es der friedlichen Politik des Königs nicht schwer, sich von Einmischung in fremde Angelegenheiten fern zu halten und mit der Rückkehr des Friedens blühten Handel und Wandel wieder auf. So gelang es Heinrich VII. mit Hülfe einer knappen Haushaltung einen Schatz anzusammeln, der bei seinem Tode 1,800,000 Pfd. St. betragen haben soll, der indeß von seinem verschwenderischen Nachfolger auf der Stelle verschleudert wurde. Auch hat er zuerst die Uebermacht des Adels beschränkt, dessen ehrsüchtige Parteiungen seither das Land durch Bürgerkriege zerrissen hatten, dagegen das Bürgerthum in den Städten begünstigt und dem Landvolk große Erleichterungen in den Lehnsverhältnissen verschafft,

indem er den freien Lehnsbesitzern die Erlaubniß gab, ihre Lehen nach Belieben zu veräußern und so den Grund und Boden beweglicher und der Erwerbung Seitens des dritten Standes zugänglich zu machen. In gleicher Richtung wirkte später die Reformation und die Aufhebung der Klöster. Mehrere Verordnungen beschränkten und milderten die Frohndienste der Bauern, während sie auf dem Continent eher vermehrt als vermindert wurden. Derartige Umstände sind nicht außer Acht zu lassen bei Aufzählung der Ursachen, welche die Handelsgröße Englands vorbereiteten. Dieser erste Tudor-König, der im Innern Gesetz und Ordnung herstellte, hat auch den Grund zur Großmacht England gelegt.

2. Heinrich VIII., 1509—1547.

Der zweite Tudor erst ist der wahre Vereiniger der Rosen, denn in ihm mußten auch die Yorkisten, wegen seiner Mutter, den rechten Thronerben sehen. Also unbestrittenes Erbrecht, wie es lange nicht mehr dagewesen, unvergleichlicher Reichthum und in dem blühenden Alter von 18 Jahren die Aussicht auf eine lange Regierung finden sich hier zusammen. Dazu kam eine ungemeine körperliche Stattlichkeit und ein unbeugsamer Muth. Voll Lebenslust, ritterlichen Uebungen ergeben, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, auf welcher er zehn Pferde müde reitet, war er das entschiedene Gegenbild seines Vaters. Auch die Geschmacksrichtung des jüngst eingedrungenen Humanismus hatte ihn wohl schon berührt: er sprach außer seinem heimischen Englisch Latein, Spanisch, Französisch; Erasmus hat sein gewandtes Latein gelobt; war er doch als jüngerer Sohn ursprünglich für ein hohes Kirchenamt gebildet. Wenn noch der Zuversicht auf die Dauer der Dynastie, die auf zwei Augen stand, etwas abgehen mochte, so erfüllte die Vermählung des Königs mit der 6 J. ältern Witwe seines Bruders, Katharina von Aragonien, gleich im ersten Sommer alle Wünsche.

Heinrich fühlte sich mächtig versucht, von der zähen Zurückhaltung seines Vaters in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten abzuweichen. Sein Schwiegervater, Ferdinand der Katholische, und Kaiser Maximilian I. speculirten mit Ludwig XII. um die Wette auf ein Bündniß mit England. Je mehr der König von Frankreich durch seine italienischen Erfolge den Bundesgenossen gefährlich wurde, desto mehr ward auch England in die neue Coalition hereingezogen, in welcher sich, trotz aller früheren Differenzen, der Kaiser und Spanien, Papst Julius II. und das bisher bekämpfte Venedig zusammenfanden. Alle diese Mächte und England als fünfte schlossen im October 1511 die heilige Liga gegen Frankreich. (Siehe S. 42.) Eine Expedition der Engländer unter dem Marquis von Dorset nach Süd-Frankreich wurde von Spanien im Stiche gelassen und ging theils durch die Einwirkung eines fremden Klimas, theils durch Mangel an Disciplin fast zu Grunde. Selten hat eine neue kriegslustige Regierung einen so schimpflichen Anfang gehabt.

Die Häuser Tudor, Stuart und Hannover.

Heinrich VII. Tudor, Sohn Margaretha's von Somerset, Urenkelin Johann's von Lancaster, † 1509, vermählt mit Elisabeth, Eduard's IV. Tochter und Erbin des Hauses York.

- Arthur, Prinz v. Wales, † 1502. Gem. Katharina, T. Ferdinand's des Katholischen.
- Heinrich VIII., † 1547, Gem. 1) Katharina, seines Bruders Witwe, 2) Anna Boleyn, 3) Johanna Seymour, 4) Anna von Cleve, 5) Katharina Howard, 6) Katharina Parr.
  - 1 **Maria**, † 1558, Gem. Philipp II. von Spanien.
  - 2 **Elisabeth**, † 1603, ohne Gem.
  - 3 **Eduard VI.**, † 1553.
- Margaretha, verm. mit Jacob IV. von Schottland.
  - **Jakob V.** Gem. Maria v. Guise.
    - **Maria Stuart**, † 1587. Gem. 1) Franz II. von Frankreich, 2) Heinr. Darnley, 3) Graf v. Bothwell.
  - Margaretha, verm. mit Matthäus Stuart.
    - Heinr. Darnley.
  - 1) **Jakob VI.** in Schottland, König von Großbritannien 1603, † 1625, Gem. Anna von Dänemark.
    - Elisabeth, Gem. Friedrich V. v. d. Pfalz, König von Böhmen.
      - Karl Ludwig, Kurfürst v. d. Pfalz.
      - Sophia, Gem. Ernst August v. Hannover.
        - 7) **Georg I.**, 1714—1727.
          - 8) **Georg II.**, 1727—1760.
            - Ludwig, Prinz v. Wales, † 1750.
              - 9) **Georg III.**, 1760—1820.
                - 10) **Georg IV.**, 1820—1830.
                - 11) **Wilhelm IV.**, 1830—1837.
                - Eduard, Herzog v. Kent, † 1820.
                  - 12) **Victoria**, Königin seit 1837, verm. mit Albrecht v. Sachsen-Coburg, † 1861.
                - **Ernst August**, Herzog von Cumberland, König von Hannover, 1837, † 1851.
                  - **Georg V.**, König von Hannover, 1851—1866.
                - August Friedrich, Herzog von Sussex, † 1843.
                - Adolph Friedrich, Herzog v. Cambridge, † 1850.
                  - Georg. August. Marie.
    - 2) **Karl I.**, † 1649.
      - 3) **Karl II.**, 1660—1685.
      - Maria, Gem. Wilhelm II., Prinz v. Oranien.
        - 5) **Wilhelm III.** von Oranien, König 1689—1702.
      - 4) **Jakob II.**, 1685—1688, † 1701.
        - Maria.
        - 6) **Anna**, 1702—1714. Gem. Prinz Georg von Dänemark.
          - Wilhelm, † 1700.
        - Jacob Eduard, der Prätendent, † 1766.
          - Karl Eduard, † 1788.
          - Heinrich, Cardinal, † 1807.
- Maria, Gem. 1) Ludwig XII., 2) Herzog von Suffolk.
  - Francisca, verm. mit Heinrich Gray.
    - Johanna Gray, † 1554, verm. mit Guilford Dudley, Sohn des Herzogs von Northumberland.

Um diese Scharte schleunigst auszuwetzen, bestand Heinrich's Minister Thomas Wolsey, der die Regierung selbständig leitete, auf einer Allianz mit dem Kaiser Maximilian. Mit diesem machte Heinrich gemeinsam einen Einfall auf französischen Boden, gemeinsam erfocht man Siege (wie bei Guinegate, siehe S. 43), gemeinsam eroberte man französische Städte, wobei Kaiser Maximilian freilich die für den Weltbeherrscher nicht gerade sehr rühmliche Rolle eines Landsknechtsführers spielte, der in englischem Solde für englische Rechnung Krieg führte.

Damals ward die Lage plötzlich umgewandelt durch zwei Ereignisse: den Erfolg der französischen Waffen unter Franz I. in Ober-Italien und die Verschmelzung der spanischen Macht mit dem Habsburgischen Besitz in Folge der Wahl Karl's V. zum Kaiser. Es konnte nicht fehlen, daß jene beiden jugendlichen, ehrgeizigen und mächtigen Fürsten, Franz und Karl, um die Wette nach der europäischen Herrschaft strebten. Und da hat die englische Regierung nicht lange gezaudert, auf die Seite Habsburgs, als des Mächtigern, zu treten. Auch schmeichelten die Minister Karl's V. dem Ehrgeize des Cardinals Wolsey mit der Aussicht auf die Papstwürde; sie versprachen ihm, des Kaisers Einfluß in Rom solle bei dem nächsten Conclave ihm ganz zur Verfügung stehen, damit lockten sie ihn vollständig auf die Seite des Kaisers. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Pavia, welche den französischen König als Gefangenen in Karl's V. Hände lieferte, schickte Heinrich einen Gesandten an den Kaiser und schlug einen gemeinschaftlichen Einfall in Frankreich vor. Man wollte in Paris zusammentreffen; der englische König wollte dann die französische Krone als rechtmäßiges Erbtheil an sich nehmen, der Kaiser sollte die burgundischen Provinzen, die ihm Frankreich vorenthielt, erhalten. Die Ausführung dieses Planes, an sich unendlich schwer, hätte den Kaiser um die Früchte seines Sieges, um die Uebermacht über den Welttheil gebracht, die er erstrebte, und diese Früchte an seinen launischen Oheim in England übertragen. Die Ablehnung erklärt sich daher leicht. Auch Wolsey fühlte sich persönlich in seinen Erwartungen getäuscht. Zweimal war der päpstliche Stuhl in diesen Jahren erledigt gewesen, und in beiden Conclaven hatte des Kaisers Politik ihn nicht zu der ersehnten Höhe erhoben. Es scheint unzweifelhaft, daß gerade der kaiserliche Gesandte in Rom die Erhebung eines Medici in beiden Conclaven erstrebt und bei der zweiten Wahl auch durchgesetzt hat. Daher veranlaßte derselbe Wolsey, der früher die Allianz mit dem Hause Habsburg betrieben hatte, jetzt einen völligen Systemwechsel und wendete seines Königs Sinn von dem Kaiser zu dem eben bekämpften Frankreich, mit welchem Friede und ein Subsidienvertrag geschlossen wurde.

Bis dahin hatte Wolsey in der Leitung des Staates auf die Zustimmung der Königin Katharina rechnen können, die stets regen Antheil an den Staatsgeschäften genommen und mit Nachdruck die Verbindung Englands

mit ihrem kaiserlichen Neffen gepflegt hatte. Da die Königin gegen Wolsey wegen seiner Intriguen mit Frankreich schon heftig und entrüstet aufgetreten war, so beschloß der Cardinal zur eigenen Rettung, die Königin selbst von Heinrich's Seite zu entfernen und mit der Lösung der spanischen Allianz auch die spanische Ehe zu lösen. Als er 1527 nach Frankreich ging, um das gemeinsame Auftreten der beiden verbündeten Reiche gegen Karl's italienische Stellung näher zu verabreden, betrieb er auch die Scheidung Heinrich's VIII. von der Spanierin und die Vermählung desselben mit einer französischen Prinzessin — eine Idee, die auch in den innern Zuständen Englands reichliche Nahrung fand.

Achtzehn Jahre hatte Heinrich, trotz gelegentlicher Untreue, in guter Gemeinschaft mit Katharina gelebt. Sie hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter geboren, die freilich alle bis auf die schwächliche Prinzessin Maria kurz nach der Geburt hinstarben. Als die Königin zu altern und zu kränkeln begann, auch ihre spanische Orthodoxie dem lebenslustigen (36jährigen) Gemahl täglich unbequemer wurde, erschien der Mangel eines männlichen Thronfolgers immer bedenklicher, denn im Volke war man noch durch kein Beispiel an die Thronbesteigung einer Königin kraft eigenen Rechtes gewöhnt, und da noch versprengte Sprossen des Hauses York übrig waren, so entstand die Sorge, es könne abermals zu einem Erbfolgekriege (wie dem der beiden Rosen) kommen. Neben der Sehnsucht nach einem Sohne erhoben sich bei dem Könige Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Ehe; sein Beichtvater, der Bischof von Lincoln, soll den frühen Tod der königlichen Kinder, den mosaischen Satzungen entsprechend, als eine Strafe des Himmels für die Ehe mit seines Bruders Witwe ausgelegt haben. Während aber Wolsey hastig ein Bündniß mit Frankreich, daher auch eine Heirath mit einer französischen Königstochter betrieb, hatte des Königs Neigung bereits eine jüngst aus Frankreich zurückgekehrte, wenn nicht gerade schöne und sittenstrenge, doch anmuthige und durch ihren Widerstand um so mehr reizende Hofdame gefesselt, die Tochter des Sir Thomas Boleyn, welcher für seine Dienste als Gesandter zum Grafen Wiltshire erhoben worden, mütterlicherseits die Nichte des Herzogs von Norfolk. Schwerlich ohne Einwirkung ihrer Anverwandten hat Anna Boleyn den königlichen Anbeter schmachten lassen, denn sie wollte nur die rechtmäßige Gemahlin des Königs werden. Da der Papst, durch den Einfluß des damals in Italien siegreichen Kaisers (dessen Mutterschwester die Königin war) bestimmt, die von ihm verlangte Lösung der Ehe immer entschiedener von der Hand wies, so entschloß sich der König, voll leidenschaftlichen Dranges nach der Erfüllung seiner Sehnsucht, Volk und Reich von der geistlichen Jurisdiction des römischen Stuhles loszureißen. Cardinal Wolsey, welcher eine französische Ehe dieser Liebesintrigue mit einer Verwandten des hohen Adels, der ihn als einen hochmüthigen Emporkömmling haßte, vorgezogen hätte, erhielt plötzlich den Abschied.

Des Cardinals Wolsey Regierung hatte bisher die alten kirchlichen Zustände fest und treu erhalten; Heinrich selbst hatte gegen Luther eine Vertheidigung der 7 Sacramente geschrieben und sich dafür vom Papste Leo X. den Titel „defensor fidei" erworben. Auch nach Wolsey's Entfernung aus der Regierung blieb die Orthodoxie seiner Nachfolger noch eine Zeit lang unantastbar, und der gepriesene Humanist Thomas More entfaltete als Kanzler von England eine besonders rührige Thätigkeit in Verfolgung der Ketzer. Aber neben ihm saß auch Thomas Cromwell (als Großsiegelbewahrer) im Cabinet des Königs und seine reformatorischen Ideen drangen bei Heinrich immer mehr durch. Was sich im 14. Jahrhdrt. schon einmal geregt hatte, war im 16. allgemeinster Wunsch geworden, die Aufhebung der Ausnahmestellung, welche den Clerus den für alle Engländer gleichen Gesetzen zu entziehen schien, und die Besserung des Lebens der Geistlichen, — die Reform der Kirche, wie man dies nannte — wozu selbst Wolsey schon einmal einen Versuch gemacht hatte.

Als das Parlament nun nach Wolsey's Sturze berufen wurde (1529), fühlte es sofort, daß der Druck der letzten Jahre entfernt sei, und dictirte jetzt der Kirche die Bedingungen ihrer Existenz: das Ausnahmegericht wurde dem Clerus genommen, die Geldzahlungen nach Rom verboten und jede Berufung von einem englischen Gericht an das höchste kirchliche Tribunal des Papstes streng untersagt. Bischof Fisher von Rochester, früher der geistliche Berather des Hauses Tudor, und der (weltliche) Kanzler Thomas More büßten ihre Opposition gegen weiteres Vorgehen mit dem Tode. Inzwischen vollzog der König seine Ehe mit Anna Boleyn (1533); nachher trat dann ein Gericht aus englischen, vom Hof abhängigen Geistlichen unter Vorsitz des Erzbischofs Cranmer von Canterbury zusammen und sprach die Nichtigkeit der Ehe mit Katharina aus, welche als „Prinzessin-Witwe von Wales" die Krönung ihrer frühern Hofdame erleben mußte.

Das Schisma der englischen Kirche wurde vollendet durch eine Parlaments-Acte von 1534, welche den Supremat der englischen Kirche auf den König feierlich übertrug und jede Verbindung mit dem Papste förmlich abbrach. Dabei sollte das katholische Dogma auch ferner dem Glauben der Engländer Gesetz, das Schisma also nur ein äußeres sein. Thomas Cranmer im Staatsrathe und Thomas Cromwell in der Kirche schritten jedoch auf dem Wege protestantischer Neuerungen weiter: man hob die Klöster in ganz England auf, zog die geistlichen Güter und Besitzungen ein, störte die Verehrung, die das Volk den Reliquien der Heiligen zollte, ja, man dachte sogar an eine dogmatische Vereinigung mit den deutschen Reformatoren; Cromwell's Ziel war, England an die Spitze des protestantischen Europa zu erheben.

Der englischen Geschichte jener Zeit verleiht das Uebergreifen der allerpersönlichsten Angelegenheiten des Königs in die politischen und kirchlichen

Geschicke seiner Nation ihre eigenthümliche Färbung. Anna Boleyn, welche im achten Monate der Ehe eine Tochter, die nachmalige Königin Elisabeth, gebar, hatte durch ihren ungezwungenen Verkehr mit ihrer Umgebung die Eifersucht des Königs erregt, wurde, weil dieser schon von einer neuen Schönheit geblendet war, des Ehebruches mit mehrern Edelleuten (selbst ihrem eigenen Bruder) schuldig befunden und von einer Commission von 26 Pairs zum Tode verurtheilt. Sie ging, nachdem der Erzbischof Cranmer ihre nach seinem Urtheile von Anfang an ungültige Ehe geschieden, unter Betheuerungen ihrer Unschuld zum Blutgerüste. Am nächsten Morgen heirathete der König ihr Kammerfräulein Jane Seymour. Diese gebar ihm endlich den längst ersehnten männlichen Erben, den nachherigen König Eduard, und starb im Wochenbette. Darauf blieb der König zwei Jahre lang Witwer, bis ihm Cromwell's Politik die vierte Gattin zuführte, eine deutsche, protestantische Prinzessin, Anna von Cleve, um bei der Wiederaufnahme der Allianz mit den protestantischen Fürsten Deutschlands eine solche Verbindung durch eine legitime, womöglich ebenbürtige Heirath seines Herrn zu besiegeln. Die neue Königin, welche Heinrich, obgleich seit geraumer Zeit höchst wählerisch, auf ein Portrait von Holbein's Hand hatte kommen lassen, flößte ihm bald eine unüberwindliche Abneigung ein, um so mehr, als sie nur Deutsch sprach, aber weder Englisch noch Französisch. Die Großen und das Parlament bestärkten den König in seinen Aeußerungen über das Unerträgliche seiner Lage, denn sie sahen darin eine Gelegenheit, den gegen den Adel übermüthigen Minister Cromwell zu stürzen. Mitten in seiner Thätigkeit überraschte ihn (wie einst Wolsey) der Haftbefehl des Königs. Auch ohne die umständlichen gerichtlichen Formen, welche man sonst so sorgfältig beobachtete, ward er als Hochverräther zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Mit seinem Haupte fielen auch seine Pläne zu Boden. Denn die weiteren Neuerungen abgeneigte Partei, vom Bischof Gardiner mit Einsicht geleitet, beherrschte jetzt den König. Eine Reaction brach herein, welche alle protestantischen Schritte Cromwell's zurücknahm und mit blutigem Ernste die katholisch-anglikanischen Grundsätze durchführte.

Als der König nach der Scheidung von der deutschen Anna Katharina Howard, aus einer orthodoxen englischen Familie, heirathete, hoffte alle Welt, er werde nun endlich in dem Hafen des wahrhaft häuslichen Glücks geborgen sein. Auch verstrich wirklich ein Jahr ohne Unheil verkündende Symptome. Man sah dem corpulenten Herrn die Zufriedenheit aus dem gewaltigen Antlitze strahlen. Da bringt eines Tages ein Brief des Erzbischofs Cranmer die unzweifelhaftesten Belege für die Lasterhaftigkeit der fünften Königin, die beschuldigt wird, schon vor ihrer Verheirathung, während derselben und gar noch auf der jüngsten Reise Untreue und Ehebruch begangen zu haben. Der enttäuschte Gemahl, dem nun wirklich beschieden wurde, was er an Anna Boleyn vergebens nachzuweisen gesucht

hatte, ließ die Howard hinrichten und mit ihr die Vermittlerin der Ehe, Lady Rochefort, die Gemahlin von Anna's unglücklichem Bruder, auf welcher seit dessen Hinrichtung der Verdacht ruhte, aus boshaftem Hasse das Zeugniß von seiner Blutschuld erfunden zu haben.

Alsbald erkor sich Heinrich aus freier Wahl eine sechste Gattin, Katharina Parr, die noch jugendliche Witwe Lord Latimer's, die ihm keine Kinder gebar, aber als kluge Gefährtin seiner letzten Tage es verstand, das immer launenhafter und unberechenbarer werdende Gemüth des Königs mit Tact zu behandeln. Sie bewahrte sich, obwohl der protestantischen Lehre zugethan, die Gnade des Königs, der weder römischer Katholik noch protestantischer Christ sein wollte, hauptsächlich dadurch, daß sie der Politik fern blieb. Inzwischen lenkte der Bischof Gardiner, Wolsey's Schüler, die Regierung wieder auf den Boden zurück, auf welchem Heinrich's politisches Leben begonnen hatte; er schloß eine neue, weit aussehende Allianz mit dem Kaiser gegen Frankreich, und noch einmal fochten die englischen und die kaiserlichen Heere gegen denselben Feind auf französischem Boden. (Vgl. S. 81.)

Von körperlichen Leiden gequält und von Sorge um die Zukunft seines unmündigen Sohnes erfüllt, verschied am (28. Januar 1547) der König, dessen Wille, ja dessen Launen die englische Nation mit absoluter Gewalt beherrscht hatten, dessen Regierung aber den Samen eines neuen Zeitalters ausstreute, indem sie die englische Nation in die gewaltigen Bewegungen der Reformation, welche damals Europa erschütterte, einführte.

3. Eduard VI., 1547—1553.

Die Vormundschaft über den jungen König Eduard VI. und die Regierung des Reiches während seiner Minderjährigkeit hatte der letzte Wille Heinrich's VIII. nicht in die Hand eines Einzelnen zu legen gewagt; eine Verbindung der verschiedensten Elemente sollte Bürge sein, daß die Politik der letzten Jahre unverändert fortgesetzt werde. Aber der Ehrgeiz des Mutterbruders des Königs, Eduard Seymour, ließ diese Absicht gar nicht ins Leben treten. Er wußte den durch Heinrich's Testament als Vormund eingesetzten Staatsrath zu überreden, ein Protectorat werde die Absichten des heimgegangenen Königs noch besser verwirklichen können. So wurde Seymour zum Lord-Protector ernannt und führte die Regierung ziemlich unabhängig von dem Willen seiner Genossen im Staatsrathe, fast mit dictatorischer Gewalt. Er nahm nun den Titel eines Herzogs von Somerset an.

Mit weit größerem Eifer, als es Thomas Cromwell einmal versucht hatte, gestattete der Protector, der sich für ein Werkzeug des göttlichen Willens ansah, dem Protestantismus die freieste Entwickelung, ließ aber alle seine Schritte von dem Parlamente, welches damals eine willenlose Masse in der Hand der Regierung war, noch genehmigen, um sich so in formeller Weise zu sichern. Man gestaltete den Gottesdienst nach dem Muster der reformirten

Kirche, Cranmer arbeitete rastlos an einer neuen Liturgie und man beschäftigte sich eifrig mit einem dogmatischen Werke, das sich dem Systeme der festländischen Reformatoren anschloß; mit offenen Armen nahm man die protestantischen Flüchtlinge vom Continent auf und räumte ihnen Lehrstühle der Theologie in Oxford und Cambridge ein; man scheute sich auch nicht, die widerstrebenden Elemente im Lande mit Strafen zu dem protestantischen Systeme zu bekehren; selbst Cranmer, wie feingebildet und milde er sich sonst bezeigte, hat Andersdenkende verbrannt.

Da Somerset ein warmes Gefühl der Theilnahme für die vom Adel bedrückten niedern Classen des englischen Volkes hatte und diesen eine gerechte Erleichterung zu verschaffen suchte, während sonst die englische Landesregierung stets die Forderungen der besitzenden Classen gegen die unmächtigen kleinen Leute zu vertreten pflegte, so führte die Aristokratie seinen Sturz herbei. Nachdem einer der Lords nach dem andern den Hof Somerset's, besonders wegen seiner Haltung in der socialen Frage, verlassen hatte, zwangen sie ihn, der höchsten Gewalt zu entsagen und, als er nochmals für ein neues Protectorat intriguirte, fiel sein Kopf. An seine Stelle trat Graf von Warwick, jetzt Herzog von Northumberland. Somerset's Sturz hatte bei den Katholiken die Hoffnung erregt, daß mit ihm auch das reformatorische Treiben zum Falle gekommen; aber dies erwies sich als eine Täuschung. Vielmehr schritt die neue Verwaltung der Lords nur noch rücksichtsloser und gewaltsamer in der kirchlichen Umgestaltung weiter. Aber da der streng reformirt erzogene König schon früh zu kränkeln begann, so schien alles, was man in den letzten Jahren begründet hatte, sofortiger sicherer Zerstörung ausgesetzt, wenn ihm wirklich die von Heinrich VIII. bestimmte Erbin, seine ältere Schwester Maria, folgen sollte. Denn diese war von dem Anhange ihrer Mutter, der spanischen Katharina, im Hasse gegen die neue Lehre erzogen worden und hatte bereits allen Mißvergnügten im Lande das herzhafteste Beispiel gegeben, sich den kirchlichen Anordnungen der Staatsregierung nicht zu fügen, indem sie öffentlich und nachdrücklich jede Betheiligung an dem anglikanisch-protestantischen Gottesdienste ablehnte, wobei sie den Kaiser Karl V. im Rücken hatte.

Unter diesen Umständen dachte das Haupt der protestantischen Adelsregierung an eine Abänderung der Thronfolge. Warum sollte auch Eduard VI. nicht durch einen Machtspruch das Belieben seines Vaters aufheben dürfen? Es war ja noch Elisabeth vorhanden, Anna Boleyn's 19jährige Tochter; es lebten auch Enkelinnen der jüngern Schwester Heinrich's (Maria), die er selbst vor der ältern (schottischen) Linie bevorzugt hatte. Auf dieses Vorzugsrecht baute Northumberland alle seine Pläne. Er gewann die einflußreichsten Männer des hohen Adels, brachte auch die protestantische Geistlichkeit, selbst den zaudernden Cranmer, auf seine Seite, er erhielt die Zusage französischer Unterstützung. Nachdem er einige Zeit in der Wahl seines

Werkzeuges zwischen Elisabeth und Jane Gray (einer Enkelin jener bevorzugten Schwester Heinrich's VIII., s. d. Stammtafel S. 181) geschwankt, entschied er sich für die letztere, die er mit seinem eigenen Sohne vermählte und zur Königin von England bestimmte. Als Eduard gefährlicher erkrankte, bewog ihn Northumberland zur Unterzeichnung des neuen Thronfolgegesetzes. So war Alles wohl vorbereitet, um die Regierung in den bisherigen Bahnen einer protestantischen Politik unter Northumberland's Führung zu erhalten. Der Plan ist aber gescheitert an der Energie einer königlichen Frau. Dem protestantischen Parteiregimente mußte erst eine katholische Schreckensherrschaft folgen, ehe die Kirche von England zu einer Sache der Nation werden konnte.

4. Maria Tudor, 1553—1558.

Wenige Tage nach dem Tode Eduard's VI. († 6. Juli) ließ Northumberland seine Schwiegertochter Jane Gray als Königin von England ausrufen. Aber die schwächliche Prinzessin Maria, welche gefangen zu nehmen den Verschworenen nicht gelungen war, stellte sich ohne Zögern an die Spitze treuer Schaaren; auch der Staatsrath, der zum Theil die Umänderung der Thronfolge für ungesetzlich ansah, erklärte sich für sie; so schnell wie es Niemand erwartet, hat ihre Energie die Aufrührer besiegt; Northumberland und einige seiner Genossen büßten ihr Unternehmen mit dem Tode; auch das junge Königspaar, welches 9 Tage regiert hatte, ward verurtheilt; doch schien die Hinrichtung dieser beiden verführten Siebenzehnjährigen fast zu grausam. Am letzten Tage des Monats hielten beide Töchter Heinrich's VIII., Maria und Elisabeth, ihren feierlichen Einzug zu Pferde in London. Man konnte keine ungleichartigeren Erscheinungen sehen, als diese beiden, durch das Blut weit mehr getrennten als verwandten Prinzessinnen: auf der einen Seite die 38jährige Maria, eine kleine, magere und zartgebaute Figur, im Aeußern ihrem stattlichen Vater wenig ähnlich, aber mit einem scharfen, furchteinflößenden Blicke und einer tiefen, kräftigen, fast männlichen Stimme, durch ihren persönlichen Muth und ihre Entschlossenheit fast allenthalben Achtung gebietend, und neben ihr Elisabeth, halb so alt als ihre Halbschwester, mehr einnehmend als schön, körperlich und geistig das Ebenbild ihres Vaters, der sie besonders zärtlich liebte.

Maria Tudor, in richtiger Erkenntniß, wie wenig die reformirte Lehre noch im Leben des Volkes Wurzel gefaßt habe, beseitigte mit schnellen Schlägen alle kirchlichen Einrichtungen aus Eduard's Tagen. Die bisherigen Gewalthaber wichen erschreckt aus der Regierung; die fremden Theologen wurden unverzüglich aus dem Lande gejagt, die Messe überall hergestellt und Erzbischof Cranmer, als er entschlossen für sein Reformationswerk auftrat, kurzweg in den Tower geworfen. Das von den Tudors an gefügigen Gehorsam gewöhnte Parlament genehmigte die katholischen Aenderungen in

kirchlichen Dingen mit großer Majorität; nur von einer Unterwerfung unter den Papst wollte man nichts mehr wissen, die nationale Gesinnung des Engländers billigte es nicht, daß man Gelder an einen Ausländer zahle, ohne irgend eine Gegenleistung dafür zu empfangen. Noch offener trat das Parlament den Neigungen der Königin entgegen, als Maria sich nach Kaiser Karl's V. Rathschlag und zum Besten der katholischen Kirche einen Gatten erwählen wollte. Karl ließ ihr seinen Sohn und Erben, den spanischen Philipp, vorschlagen, auf den auch Maria schon ihren Willen hingelenkt hatte. Als das Parlament die Königin zur Wahl eines Engländers statt des in sittlicher Beziehung schlecht beleumdeten Fremden bereden wollte, entgegnete sie dem Sprecher des Hauses: „Ich werde den Mann heirathen, auf den Gott meine Wahl lenkt, zu seines Namens Ehre und zu Englands Heil!" Ihr Wille, einmal entschieden, war niemals zu erschüttern.

Der 26jährige Philipp, den nicht Zuneigung, sondern lediglich politische Berechnung in die Arme der 12 J. ältern, wenig reizenden Königin führte, bewies nicht nur dieser viele Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, sondern bemühte sich auch die Herzen der Engländer zu gewinnen, indem er die mächtigsten Lords reichlich beschenkte und die niedere Classe durch Theilnahme an Aufzügen und Schaustellungen befriedigte. Dabei suchte er seinen Einfluß auf die englische Regierung zu verbergen und hielt stets den Schein aufrecht, als wenn er eine völlig gesonderte und selbständige Landesregierung schalten lasse. Doch jetzt erst begannen die Pläne einer vollständigen Reaction sich zu verwirklichen und die Spanier in Philipp's Begleitung boten sich als geschickte Werkzeuge dazu dar: die Verbindung mit Rom ward hergestellt und die schon vom Bischof Gardiner vorbereitete Verfolgung Andersgläubiger mit allen Mitteln ins Werk gesetzt. Der Cardinal Pole, ein Glied des York'schen Hauses, der vor Heinrich's VIII. Schisma geflohen, kam aus den Niederlanden als päpstlicher Legat zurück und sprach kraft apostolischen Auftrages Regierung und Volk von England frei von dem Fluche, den der Wille Heinrich's und des Adels auf England geladen; er nahm die bußfertigen Sünder in die Gemeinschaft der katholischen Kirche wieder auf. Die Häupter der Ketzerei endeten auf dem Scheiterhaufen. Alles Errungene aber war der Zukunft nicht sicher, wenn Maria keinen leiblichen Erben erhielt. Denn die Thronerbin, die Prinzessin Elisabeth, hatte sich trotz alles Drängens und Drohens hartnäckig zu der protestantischen Partei unter den Großen gehalten, und es war außer Zweifel, daß sie als Königin andere Wege als die der jetzigen Regierung wandeln werde, unter deren Druck sich schon ein Umschlag in der Gesinnung der Nation allmählich vollzog. Die Excesse der Reaction haben mehr zur Entfremdung Englands von der katholischen Kirche beigetragen, als alle protestantischen Prediger unter Somerset's und des Adels Regierung. Wenn da Maria's Staatskunst einmal versuchte, Philipp's und der Spanier Herrschaft auch über ihren Tod hinaus zu verlängern, so weigerte sich doch selbst

jenes unterwürfige Parlament dazu die Hand zu bieten und die Gesetze in spanischem Interesse abzuändern.

Philipp, der für Maria niemals etwas empfunden, ward schon im zweiten Jahre (1555) durch seine niederländische Politik aus England abgerufen und erschien nachher (1557) nur noch einmal in London, um den Staatsrath zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich (s. S. 157) zu bewegen, welche England durch den Verlust von Calais, seiner letzten Besitzung auf französischem Boden, büßen mußte. Einsam und elend, gebrochenen Herzens und Geistes starb Maria, und ganz England athmete leichter auf, wie von schwerem Drucke erlöst.

---

33. Die Reformation in Schottland. John Knox.

(Nach Georg Weber, Zur Geschichte des Reformationszeitalters, Umrisse und Ausführungen, bearbeitet vom Herausgeber.)

In den Bewohnern der britischen Inseln lag von jeher ein tiefes religiöses Gefühl, wie dies aus dem großen Eifer hervorgeht, mit dem schottische und irische Missionare im frühesten Mittelalter die Bekehrung der heidnischen Völker des Festlandes zum Christenthum betrieben, und wie man es bis auf den heutigen Tag an der kirchlichen Strenge der Engländer sehen kann. Der elende Zustand der schottischen Kirche im 16. Jahrhdrt. mußte daher in manchem Gemüthe Unruhe erzeugen, als durch äußere Umstände einige Kunde von der Reformation in andern Ländern nach Schottland gelangte. Da nämlich König Jakob V. (1513—1542) sich mit seinem Oheim Heinrich VIII. von England entzweite und sich an Franz I. von Frankreich anschloß, dessen Tochter und, nach deren baldigem Tode, eine Schwester der nachmals so mächtigen Guisen (siehe S. 158) heirathete, so kam dadurch Schottland in nahen Verkehr mit Frankreich; junge Schotten besuchten französische Schulen, lernten daselbst die Schriften Calvin's und der deutschen Reformatoren kennen und brachten die neuen Lehren als Geheimnisse ihren Landsleuten aus der Fremde mit. Und da man bei näherer Betrachtung alle Mängel und Mißbräuche, gegen die man in Deutschland und der Schweiz ankämpfte, in der schottischen Kirche in größerem Maße als irgendwo vorfand, so bildeten sich auch hier Ansichten, die von dem herrschenden Clerus als ketzerisch verfolgt wurden. Die Zahl der Bekenner der neuen Lehre mehrte sich mit der Verfolgung, besonders als Heinrich VIII. in England sich gegen das Papstthum auflehnte und mit despotischer Willkür das kirchliche System änderte; denn die benachbarte Lage, der stete Verkehr und die Gleichheit der Sprache erleichterten die Mittheilung und Verbindung.

Nach dem Tode des Königs Jakob V. (1542) bildeten sich zwei Parteien am Hofe: eine französisch-katholische, an deren Spitze, außer der verwitweten Königin Maria von Guise, der herrschsüchtige Cardinal David Beaton, Erzbischof von St. Andrews, stand, und eine englisch-protestantische, wozu der größte Theil des einheimischen Adels gehörte. Das Haupt der ersteren, Cardinal Beaton, ließ den thätigsten Apostel der protestantischen Lehre, Georg Wishart, einen vertrauten Freund von John Knox, der ihn auf seinen Reisen durch das Land begleitete, ergreifen, von einem geistlichen Gerichte in St. Andrews verurtheilen und, ohne die Genehmigung der weltlichen Obrigkeit eingeholt zu haben, vor seinem Palaste verbrennen. Dies führte eine Verschwörung mehrerer schottischen Edelleute herbei, in Folge deren Beaton in seinem eigenen Schlosse ermordet wurde (Mai 1546). Knox suchte Schutz in dem Schlosse von St. Andrews gegen die Verfolgungen, welche jetzt mit erhöhter Strenge gegen alle der Religionsneuerung Verdächtigen losbrachen, wurde aber nach der Uebergabe desselben an den Befehlshaber eines französischen Hülfsheeres mit den übrigen Belagerten ausgeliefert und nach Frankreich auf die Galeere gebracht. Nach beinahe zweijähriger harter Gefangenschaft erlangte er, man weiß nicht auf welche Weise, die Freiheit und fand eine Zuflucht in England, wo unter Eduard VI. Cranmer und Andere die Reformation rasch weiter führten.

Als Maria Tudor bald nach ihrer Thronbesteigung mit qualvollem Flammentode alle diejenigen bedrohte, die es wagten, von dem katholischen Glauben abzuweichen, flüchtete sich Knox, wie viele Andere, die nicht mit jedem Regierungswechsel ihre religiösen Ansichten ändern wollten, nach dem Festlande und, nach kurzer Beschäftigung als Prediger bei einer englischen Gemeinde, die in Frankfurt a. M. ein Asyl gefunden hatte, begab er sich nach Genf, wo er schon vorher mit Calvin eine freundschaftliche Verbindung angeknüpft hatte. Im Umgange mit diesem und andern Gelehrten, die damals in größerer Anzahl aus allen Ländern dort verweilten, erkannte er das Mangelhafte seiner theologischen Bildung und suchte das Fehlende durch unermüdlichen Fleiß zu ergänzen. Hier veröffentlichte er auch jene Schrift, deren Titel schon Ton und Inhalt bezeichnet: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", die zunächst gegen die „englische Jezabel" gerichtet war und ihm den unwandelbaren Haß der Königin Elisabeth, die damals auf dem englischen Throne folgte, zuzog. Auf den Gang der Reformation in Schottland wirkte Knox hauptsächlich durch seine Briefe und Ermahnungsschreiben an die Häupter der Protestanten und bewog sie (December 1557), den Covenant zu schließen, d. h. einen Bund, worin sie sich verpflichteten Gut und Blut zu wagen „zur Begründung der lautern Wahrheit des Evangeliums und zur Vertilgung der Abgötterei und des Aberglaubens". Dieser mehrmals erneuerte Bund hat wesentlich zum endlichen Siege des Protestantismus in Schottland beigetragen.

Als die Königin Maria Tudor von England starb (1558) und die Guisen im Namen ihrer Nichte Maria Stuart Ansprüche auf den Thron Englands machten, wobei sie auf die Unterstützung des Papstes und der Katholiken in England rechneten, begann eine Verfolgung der protestantischen Prediger. Da eilte Knox aus Genf herbei und entwickelte in dem beginnenden schottischen Religionskriege eine ungewöhnliche Thätigkeit. Er begleitete das Heer auf allen Zügen, ermuthigte die Wankenden und Zagenden, tröstete die Bekümmerten und verhieß mit prophetischem Geiste denen, die bis ans Ende ausharren würden, den göttlichen Beistand und glorreichen Sieg. Dieser wurde auch erlangt durch die Unterstützung Seitens der Protestanten in England, während die französische Hülfe für die Königin und die Regentin bei der wachsenden Parteiung in Frankreich selbst abnahm. Entscheidend war insbesondere der Tod der Regentin Maria von Guise (10. Juni 1560), denn nun kam (schon am 8. Juli) ein Vertrag zu Leith zwischen Frankreich, England und Schottland zu Stande, demzufolge (im August 1560) ein Parlament berufen wurde, welches ein von Knox entworfenes „Glaubensbekenntniß der schottischen oder presbyterianischen Kirche" annahm. Nicht nur wurden alle früheren Beschlüsse des Parlamentes zu Gunsten der katholischen Religion für nichtig erklärt und die päpstliche Suprematie förmlich aufgehoben, sondern man gab auch Befehl, die einer früheren Verwüstung noch entgangenen Kirchen und Klöster zu zerstören und verbot die Messe unter strengen Strafen (Vermögensconfiscation, körperliche Züchtigung, Verbannung, im zweiten Wiederholungsfalle Todesstrafe). So fern war man im 16. Jahrhdrt. von dem Begriffe der Toleranz, daß dieselben Männer, die noch kurz zuvor unter dem Joche der Verfolgung geseufzt hatten, nun dieselbe Geißel über ihre früheren Verfolger schwangen.

Als die Kunde von dem Tode des Königs Franz II. (1560) und von der Rückkehr der Maria Stuart in ihre Erbstaaten nach Schottland gelangte, fürchtete Knox und seine Partei Gefahr für die neu gegründete Kirche, da die Königin sich bisher entschieden geweigert hatte, den Vertrag von Leith und somit die Parlaments-Beschlüsse vom J. 1560 zu bestätigen, auch ihre Unzufriedenheit über die Religions-Aenderung bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab. Als Maria's Halbbruder, der nachherige Graf Murray, nach Frankreich reiste, um die Königin im Namen des Parlamentes zur Rückkehr in ihr Vaterland einzuladen, bestand Knox darauf, man solle das gegen die Messe erlassene Gesetz auch auf die königliche Schloßcapelle anwenden. Dieser Antrag ward verworfen, weil Murray und viele andere Edelleute der Königin die Rückkehr nicht von vornherein verleiden wollten. Bald nach ihrer Ankunft erließ Maria eine Proclamation, wodurch sie versicherte, die Religion in dem Zustande lassen zu wollen, wie sie dieselbe vorgefunden, und nur für sich und ihre Dienerschaft den ungestörten Besuch der Messe in der Schloßcapelle sich vorbehielt. Trotz dieser Proclamation fuhr Knox fort,

sowohl von der Kanzel herab als in seinen Schriften in den derbsten Ausdrücken seinen Zuhörern den Geist rücksichtsloser Unduldsamkeit einzuimpfen gegen die „schottische Jezabel“ und ihren „frivolen“ Hof. Alle Versuche Maria's, den Reformator durch Freundlichkeiten und Bitten zu gewinnen, scheiterten an diesem unbeugsamen Manne, der ihre Thränen ebenso wenig beachtete wie ihre Drohungen und ihren Zorn. Besonders eiferte Knox und die ganze presbyterianische Geistlichkeit gegen die Vermählung der „papistischen“ Königin mit dem „Papisten“ Darnley. In dem Günstlinge David Rizio (siehe S. 197) sah er das Werk des Antichrists, der die Königin verleitet habe, dem Bunde mehrerer katholischer Fürsten des Festlandes zur Ausrottung der Ketzerei beizutreten, und billigte daher dessen Ermordung, um die er auch gewußt zu haben scheint, da auf diese Zeit ein allgemeiner Buß- und Fasttag ausgeschrieben worden, um den Beistand des Himmels für das Unternehmen zu erflehen! Darum glaubte sich auch Knox nicht mehr sicher in Edinburg und begab sich mit den fliehenden Verschwornen (worunter der Vater von Knoxens zweiter Gemahlin war) nach England. Erst nach Maria's Gefangennehmung (siehe S. 198) kehrte er wieder nach Edinburg zurück, wo er bei allen Berathungen auf ihre Hinrichtung antrug. Maria's Flucht nach England krönte endlich das Streben des Reformators und führte die feste Begründung der presbyterianischen Kirche durch den „guten Regenten“ Murray herbei, wiewohl dieser schon im Anfang des J. 1570 erschossen wurde und Knox ihm 1572 ins Grab folgte.

---

34. Elisabeth und Maria Stuart.

(Nach Leop. von Ranke, Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, Wilhelm Maurenbrecher, England im Reformationszeitalter und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.

Elisabeth, die Tochter Anna Boleyn's, erzogen in den protestantischen Kreisen und Sympathieen ihrer Mutter, war während der Regierung ihrer Schwester Maria Tudor in den Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Maria's Thron und deßhalb in den Tower gekommen. Die damals herrschende spanische Partei, welche sich ihrer gern für immer entledigt hätte, unterwarf sie einem peinlichen Verhör. Aber so eifrig man nach Beweisen gegen sie suchte, so fand man doch keine, und sie ohne eine offenkundige Verschuldung anzutasten, hätte man nicht wagen dürfen. Als sie in jener Gefahr in London erschien, von zahlreichem Gefolge umgeben, in offener Sänfte, mit einem Ausdruck, in welchem sich die hoffnungsreiche, lebensvolle Jugend mit dem Gefühle der Unschuld und der Bedrängniß mischte, beherrschte sie die Menge, die sich um sie schaarte, in unzweifelhafter

Sympathie. Groß und wohl gebaut, mit kräftigen Formen, war sie doch eher eine angenehme als eine schöne Erscheinung zu nennen, lebendig und geistreich in ihren Gesprächen, eine Meisterin in Unterhaltung und Rede. Italienisch sprach sie mit den Italienern, um ihre Kenntniß der Sprache zu zeigen, eine lateinische Rede aus dem Stegreif zu halten ward ihr nicht schwer; sogar Verständniß des Griechischen wird von ihr gerühmt. Vor allen Dingen liebte sie leidenschaftlich den Tanz; bis in ihr hohes Alter hinein pflegte sie an den Bällen und Festen ihres Hofes aus eigener Lust Theil zu nehmen. Sie glänzte durch eine seltene Verbindung von Hoheit und Herablassung, die ihr zuweilen eine persönliche Huldigung erweckte, nach der sie in tiefster Seele Verlangen trug. Mit dem Alter wuchs ihre persönliche Eitelkeit und Gefallsucht immer mehr; der sicherste Weg zu ihrer Gnade war übertreibende Bewunderung ihrer strahlenden Schönheit. Wie sie gegen solche Verehrung sich huldreich bewies, ebenso heftig und reizbar fuhr sie gegen jeden Widerspruch auf.

Elisabeth war nicht allein die Fürstin der populären Opposition gegen die Politik ihrer Schwester; vom ersten Augenblicke an stieß sie noch auf eine andere Gegnerin, deren Anspruch die Verhältnisse ihres Lebens bestimmen sollte. Wenn einst Heinrich VIII., bei der Festsetzung seiner Succession, über die Rechte seiner nach Schottland vermählten Schwester, die jetzt an ihre Enkelin Maria Stuart gekommen waren, mit Stillschweigen hinwegging, so kamen diese nach ihm bei der katholischen Partei im Lande um so lebhafter in Erinnerung. Sobald Elisabeth, die von den Katholiken nicht als legitime Tochter Heinrich's VIII. anerkannt wurde, wegfiel, war nach altem Herkommen in England Niemand dem Throne näher, als der Sprößling der ältern schottischen Schwester Heinrich's, Maria Stuart, die Königin von Schottland und die Kronprinzessin von Frankreich. Auch an einem politischen Grunde für die Bevorzugung Maria Stuart's fehlte es nicht. Wonach schon Heinrich VII. (durch die Vermählung seiner Tochter Margaretha an Jakob IV.), und eifriger noch Heinrich VIII. (durch die beabsichtigte Verbindung zuerst seiner ältern Tochter Maria Tudor mit seinem jüngern Neffen Jakob V., dann seines Sohnes Eduard mit Maria Stuart) gestrebt hatten, das wäre dadurch ohne Weiteres erreicht worden: die Verbindung der beiden auf einander angewiesenen Nachbarreiche Englands und Schottlands, auf dem natürlichen Wege der Erbfolge.

Wenige Stunden, nachdem Maria Tudor verschieden, versammelte sich das Parlament und man rief Elisabeth als Königin aus; diese hielt ihren Einzug in die Hauptstadt unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes, welches ihre Thronbesteigung als eine Befreiung von dem Drucke der starken Regierung ihrer Vorgängerin begrüßte. Noch ließ man die Krönung nach katholischer Weise geschehen. Auch hatte man sich schon bemüht, ihr einen katholischen Gatten zu verschaffen, um ihrer desto sicherer zu sein; allein sie gab

die oft wiederholte, niemals recht geglaubte Antwort, sie wolle unverheirathet bleiben, sie habe ihrem Volke sich angetraut. Alsbald erhob sie einen eifrigen Protestanten, William Cecil, zu ihrem ersten Minister, und dieser, weit gereifter, weit fester, als die Königin, ist der wahre Gründer der Größe Englands geworden. Der neue Geist eines kühnen und frischen Lebensmuthes, der sich in Ackerbau, Schifffahrt und Handel, selbst in Literatur und Geistesleben Bahn zu brechen begann, hat damals ganz England wie neugeboren.

Die Vollendung der Reformation in England war Cecil's und seiner Freunde nächstes Ziel. Wie eifrige Reformirte diese Staatslenker auch waren, sie handelten bei ihrer Protestantisirung Englands mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit. Die Anfangs aufgestellten dogmatischen Ordnungen waren so unbestimmt und so weit umfassend, daß es nur Wenigen Bedenken erregte, sich ihnen zu fügen. So ward eine anglikanische Kirche zu Stande gebracht, national geschieden, ohne den Zusammenhang mit den reformirten Kirchen des Continents aufzugeben, und reformirt, ohne die hergebrachten bischöflichen Formen fallen zu lassen.

Auf die Antipathieen der katholischen Welt gegen Elisabeth, vor Allem auf die Beistimmung des römischen Stuhles rechnend, trug man in Frankreich kein Bedenken, die Rechte der Dauphine Maria Stuart auf den englischen Thron unumwunden anzuerkennen. Noch bedeutender wurde dieser Anspruch nach dem unerwarteten Tode Heinrich's II., als Franz II. den französischen Thron bestieg. Die Oheime der nunmehrigen französischen Königin Maria, die Guisen, die in deren Sache ihre eigene Größe sahen, bekamen die Leitung der französischen Politik in die Hand. Maria nahm ohne Weiteres den Titel einer Königin von England an. Dieses Recht zur Geltung zu bringen, dem Rechtstitel auch den Besitz zu verschaffen und, nach Beseitigung der Feindin, die ihr England vorenthielt, dieses Reich mit ihrem schottischen zu vereinigen — das war von nun an Maria's Lebensaufgabe.

Die junge Königin von Schottland war am französischen Hofe und in französischer Gesellschaft aufgewachsen, wo man den Geboten der Sitte und Zucht mit einer genialen Leichtfertigkeit nur zu oft in ungescheuter Weise Hohn sprach. Mit ihren feinen und gefälligen Formen übte diese jugendliche Erscheinung den blendendsten Eindruck auf Jeden, der ihr nahe kam. In allen Fertigkeiten, die nur eine Prinzessin zieren können, war sie unterrichtet; sogar ernstern Studien widmete sie hier manche Stunde. Neben den lebenden Sprachen, die sie sprach und schrieb, verstand sie auch Lateinisch; sie spielte und sang mit hinreißendem Zauber; auch in der Dichtkunst wußte sie, von Ronsard unterrichtet, durch Wahrheit des Gefühls, durch Einfachheit des Ausdrucks die Herzen der Hörer zu fesseln. Nach ihrer Vermählung mit dem Dauphin Franz (II.) am 23. April 1558 lebte sie, unbekümmert um die Politik der französischen Regierung und um die Geschicke des heimischen

Schottlands, in beständigen Festen und Vergnügungen. Als aber schon im December 1560 König Franz II. plötzlich starb und damit die Guise'sche Politik ein Ende hatte, indem die Königin-Mutter, Katharina von Medici, die Zügel der Regierung ergriff, da mußte die junge Königin-Witwe nach Schottland, in ihr Reich, zurückkehren. Am 19. August 1561 landete sie an der schottischen Küste, sie, die Königin, die ihrem Volke fremd geworden, bei einem Volke, das ihr fern stand. Wenn sie sich der inzwischen durchgedrungenen kirchlichen Reform nicht fügen wollte, so mußte sie gegen ihr eigenes Volk kämpfen und konnte leicht selbst ein Opfer dieses Kampfes werden. Obgleich sie bisher mit leichtem Sinne eine rauschende, festliche Jugend verlebt hatte, erschien sie doch auch im Ernste des Lebens nicht als ein schwaches Weib, sondern entschlossen, ohne Zaudern den gebotenen Kampf aufzunehmen gegen die unruhigen Vasallen, gegen die rücksichtslos neuernden Reformer. Die Schotten sollten zum Gehorsam gebeugt, die Alleinherrschaft der katholischen Kirche hergestellt werden, und das Endziel blieb England. Durch Schottland wollte sie England erwerben; ein katholisches Großbritannien war ihr Ideal.

Nun gab es zwei Wege um zu diesem Ziele zu gelangen. Entweder konnte sie ihr Anrecht auf den englischen Thron durch eine Uebereinkunft mit der Besitzerin desselben anerkennen lassen, was so unerreichbar nicht schien, da Elisabeth sich ja die Grabschrift einer „jungfräulichen Königin" verdienen wollte — oder sie konnte mit einer mächtigen Dynastie eine Verbindung eingehen, um durch deren Streitkräfte einmal zur Durchführung ihrer Rechte in Stand gesetzt zu werden. Während nun, nach dem Wunsche ihres protestantischen Halbbruders Murray, der die Regierungsgeschäfte leitete, mit Elisabeth lebhafte Unterhandlungen darüber gepflogen wurden, wer nach dem Tode der unvermählten Königin die englische Krone erben sollte, verband man bald mit diesen Erörterungen die eben so wichtige Frage, wen Maria sich zum Gemahle erwählen solle. Von großen und kleinen Fürsten in ganz Europa wurde damals um die Hand der Schottin geworben, deren Bild schon bei Jedem lebhafte Bewunderung erregte. Maria selbst hielt eine Weile mit großer Zähigkeit an der Idee fest, den spanischen Erbprinzen, den häßlichen, verwachsenen, halb geistesschwachen Don Carlos zu heirathen. Offenbar war es nur das politische Interesse, welches sie auf diesen Gedanken gebracht: der spanische Prinz sollte ihr den Rückhalt der ganzen spanischen Macht sichern und zuführen. König Philipp II., der den Ehrgeiz seines Sohnes nicht nähren wollte, gab nach einigen Verhandlungen den Plan wieder auf und empfahl ihr statt seines Sohnes seinen Neffen, Erzherzog Karl von Oesterreich; aber dessen Besitzthümer waren ihr zu geringfügig und zu entfernt für die Erreichung ihrer Absichten. Da stellte sich ihr ein Bewerber um ihre Hand dar, der ihr zwar keinen Zuwachs an Macht, aber eine Verstärkung ihrer Rechte zubrachte, die ihr sehr wünschenswerth erschien.

Der junge Lord Henry Darnley, durch seine Mutter ebenfalls ein Nachkomme der nach Schottland vermählten Tochter Heinrich's VII., durch seinen Vater, Graf Lenox, der Familie der Stuarts angehörig, machte durch seine schöne Körperbildung auf die Königin gleich bei seiner ersten Erscheinung einen günstigen Eindruck. Im Juli 1565 ward die Vermählung vollzogen und Heinrich Darnley zum König ausgerufen. Bald aber gewann in Maria's Umgebung ein Italiener, David Rizio, der als Secretär den Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland begleitet hatte, durch seine musicalischen Fertigkeiten und seine Dienstfertigkeit von Tag zu Tag größern Einfluß. Vor ihm zogen sich Murray und dessen Freunde zurück. Er sah die Fürstin, die an seiner Gesellschaft Wohlgefallen fand, so oft er wollte, und speiste an ihrer Tafel. Darnley, der nicht allein König heißen, sondern es auch sein wollte, verlangte die förmliche Uebertragung der Krone, die ihm selbständige Rechte gegeben hätte, durch das Parlament. Die Königin ihrerseits wollte die höchste Gewalt ungeschmälert in ihrer Hand behalten, und wohl mag Rizio sie darin bestärkt haben, da sein eigenes Ansehen darauf beruhte. Darnley schrieb den Widerstand, den er bei seiner Gemahlin fand, nicht so sehr ihrem eigenen Entschlusse zu, als dem Fremdling von niedriger Herkunft, gegen den er nun einen heftigen Haß faßte.

In den engen Räumen von Holyroodhouse findet sich ein kleines Gemach, wohin sich die Königin zurückzog, wenn sie allein sein wollte. Hier saß Maria am 9. März 1566 mit ihrer natürlichen Schwester, Gräfin von Argyle, ihrem natürlichen Bruder, der die Wache im Palast befehligte, und einigen andern Mitgliedern ihres Haushalts, unter denen auch Rizio war, beim Abendessen, als der König mit einigen Gefährten erschien und bei seiner Gemahlin vertraulich Platz nahm. Erschrocken fragte die Königin, was ihn zu dieser ungewohnten Stunde herführe. Man ließ sie nicht lange in Zweifel. „Ich sehe hier einen Menschen", sagte Lord Ruthven, „der einen Platz einnimmt, welcher ihm nicht gebührt; von einem Dienstboten, wie dieser, wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen", und schickte sich an, Hand an ihn zu legen. Rizio nahm seine Zuflucht in ihre Nähe, aber über ihre Schulter hinweg verwundete man Rizio und schleppte ihn fort. Auf der Flur und an der Treppe ist er mehr als fünfzig Wunden erlegen. Wenn auch Maria Stuart ihrem Gemahl und den Verschwornen Vergessen des Vorgefallenen verkündet und Freundschaft gelächelt hatte, so dürstete doch ihr Herz nach blutiger Rache und schmählicher Vernichtung derer, die ihr den Freund erschlagen, vor Allen des verachteten Gatten. Ihre Neigung hatte sie jetzt einem rauhen Krieger, dem Grafen Bothwell, geschenkt. Noch sind uns Briefe erhalten, die sie ihm geschrieben, feurige, starke Ergüsse einer schrankenlosen Leidenschaft. Ihn zu sehen, hat sie einmal einen Weg von 25 engl. Meilen zu Pferde zurückgelegt, um dann nach zweistündiger Rast in gleicher Eile an denselben Ort zurückzukehren. Man machte ihr den Vor-

schlag, sie von ihrem Gemahl zu scheiden. Aber sie befürchtete, dadurch könnten die Rechte ihres eben gebornen Knaben, des nachmaligen ersten Königs des vereinten Großbritanniens, in Frage gestellt werden. Dann, meinte Maitland, müsse man auf Mittel sinnen, sie von Darnley zu befreien — in einer Weise, daß es den Rechten des Sohnes nicht schade. Wenn Maria dazu auch nicht ihre förmliche Zustimmung gab, so scheint sie doch um die weitern Absichten ihrer Freunde gewußt zu haben; wenigstens hat sie nichts gethan, den gefaßten Anschlag gegen Darnley zu hindern. Sie besucht den in Glasgow erkrankten Gemahl, verspricht, ihn in eine bessere und reinere Luft zu bringen, und als er nach Kirk a Field unweit Edinburg übergesiedelt ist, kommt sie am 9. Februar, während im untern Geschoß des einsam gelegenen Hauses Pulver aufgehäuft wird, noch einmal hinauf zu Darnley, mit ihm ein Stündchen zu liebkosen. Als sie dann ein Zeichen erhält, daß Alles in Ordnung sei, verläßt sie ihn unter zärtlichem Abschied und eilt zur Hochzeitfeier einer ihrer Hofdamen. Gegen zwei Uhr Nachts flog das einsame Haus mit seinen Bewohnern in die Luft. In Edinburg bezeichnete die Stimme des Volkes den Grafen Bothwell als den Thäter. Als die Königin, der dringenden Forderung von Darnley's Vater nachgebend, eine Klage gegen Bothwell zuließ, sprachen seine Freunde ihn, den mächtigsten Herrn im Lande, von aller Schuld frei. Dem Erstaunen der Welt stand aber noch Weiteres bevor. Bald verbreitete sich das Gerücht, die Königin werde den Mann heirathen, dem man den Mord ihres Gemahls zuschrieb. Dieser erzwang von einer Adelsversammlung eine Billigung seines Vorhabens und entführte die willig folgende Braut auf sein Schloß, bis die Ehe ihm möglich geworden. Denn auch er war vermählt; aber diese Schwierigkeit zu beseitigen, ließ er die Scheidung von seiner Frau durch ein protestantisches Gericht aussprechen. So konnte denn der Bund der ehebrecherischen Königin mit dem Mörder ihres Gatten am 15. Mai vor einem reformirten Prediger abgeschlossen werden.

Doch nun war das Maß voll. Es brach ein allgemeiner Aufstand aus, Bothwell wurde schmählich verjagt, um als Seeräuber fortzuleben; die Königin gerieth in die Gewalt der Lords, die sie nach dem festen Schlosse Lochleven in der Mitte eines Binnensees abführten. Durch Androhung einer peinlichen Anklage erzwangen die Lords die Abdankung Maria's; sie riefen den jungen Jakob (VI.) zum Könige aus, Graf Murray übernahm die Vormundschaft und Regentschaft über Schottland. Das schottische Parlament billigte alle diese Maßregeln und erkannte auch die Königin selbst auf Grund ihrer Briefe an Bothwell der Theilnahme an Darnley's Ermordung für schuldig. Doch war Maria noch nicht gemeint, sich zu unterwerfen. Hauptsächlich wieder durch ein persönliches Verhältniß, das sie mit dem jungen Georg Douglas anknüpfte, der sich Hoffnung auf ihre Hand machte, gelang es ihr, aus dem Schloß über den See zu entkommen. In dem Lande gab es Viele, die so hoch über dem Bastard Earl von Murray zu stehen meinten,

daß sie es für einen Schimpf hielten, ihm zu gehorchen: diese alle sammelten sich um sie; und wie sie denn gleich am ersten Tage nach ihrer Flucht ihre Abdankung widerrief, so verbanden sich die ihr ergebenen Vasallen, sie wieder auf den Thron zu setzen und zugleich die katholische Kirche herzustellen. Ein ansehnliches Heer ward zu diesem Zweck ins Feld gebracht. Aber Murray und die Seinen waren doch die Stärkeren, ihre Kriegsvölker die geübtesten. Die Königin, welche auf einer Anhöhe bei Langsyde dem Zusammentreffen der beiderseitigen Streitkräfte zusah, mußte erleben, daß die Ihren, ohne dem Feinde Schaden zugefügt zu haben — Murray soll nur einen Mann verloren haben — aus einander getrieben wurden. Da faßte sie den Gedanken, sich persönlich von der Königin von England Hülfe zu erbitten. Denn in den stärksten Ausdrücken hatte diese den schottischen Baronen ihr Mißfallen zu erkennen gegeben und ihnen gedroht, die Rechte der verletzten fürstlichen Würde an ihnen zu rächen. Durch Haiden und Wälder, über Stock und Stein, ohne einen weiblichen Dienstboten, ohne ein anderes Mahl zu finden, als das schottische Haferbrod, Tag und Nacht setzte Maria ihren Weg nach der Küste fort, von wo sie sich auf einem kleinen Boote nach Carlisle begab. Sie betrat den englischen Boden nicht, wie sie einst gehofft, als siegende Herrscherin über Schottland und England, sondern als eine Heimatlose mit dem Bewußtsein, daß Alles, was sie kühn und zuversichtlich unternommen, ihr mißlungen war. In Schottland, wo sie die katholische Kirche herzustellen sich vorgesetzt, hatte der reformirte Glaube die festesten Wurzeln gefaßt, und statt eines katholischen Großbritanniens das sie gründen wollte, ist das bald nachher zusammengewachsene Inselreich an die Spitze des protestantischen Europa getreten. Sie selbst endlich hat, was sie in Schottland an Fehlern und Verbrechen gesäet, in England reichlich an Strafen und Leiden geerntet.

Doch der Geist der jungen Frau von 26 Jahren war auch im Kerker noch nicht gebrochen, sondern thätig wie nur jemals, um listige Pläne zu ersinnen, neue Freunde zu gewinnen, kühne Schläge zu bereiten und die glücklichere Gegnerin, die sie aus politischer Rücksicht in sicherm Gewahrsam hielt, zu vernichten. Für die gefangene Katholikin arbeiteten alle die großen Staaten des katholischen Europa im Offenen und Geheimen; allgemein galt es als religiöse Pflicht eines jeden Katholischen, Maria Stuart zu helfen. Papst Pius V., der in Elisabeth die Beschirmerin aller Feinde des Katholicismus sah, ließ eine lange vorbereitete, aus politischen Rücksichten bisher zurückgehaltene Excommunications-Bulle gegen sie ergehen. Er erklärte Elisabeth des Reiches, dessen Königin zu sein sie behauptete, verlustig und entband ihre Unterthanen des ihr geleisteten Eides. Unter den Einflüssen spanischer oder italienischer Parteigänger traten immer neue Versuche eines Umsturzes der Regierung hervor. So ließ sich namentlich der Herzog Thomas von Norfolk, der vornehmste unter den Magnaten des Reiches, der unter dem Adel einen großen Einfluß hatte, zu dem Plane überreden, die Königin

Elisabeth auf einem ihrer Landhäuser aufheben und die katholische Religion in England herstellen zu wollen. Er büßte seine Absicht auf dem Schaffot und die Königin Maria, welche er heirathen sollte, erlitt eine neue Beschränkung ihrer Freiheit.

Da die Verschwörer die große spanische Macht zur Vollziehung des päpstlichen Urtheils drängten, so trug Elisabeth nun auch kein Bedenken mehr, mit den von der spanischen Herrschaft abgefallenen Niederländern in Verbindung zu treten, unter denen schon längst englische Agenten die Unzufriedenheit mit dem spanischen Regimente geschürt hatten. Den englischen Ministern ward es immer klarer, daß man hier den katholischen Gegner am empfindlichsten treffen könne. Doch erst als die westlichen und südlichen Niederlande Philipp II. wieder unterworfen waren und die fortschreitende Wiedereroberung des Prinzen Alexander Farnese von Parma (des Neffen Philipp's II.) auch die nördlichen und östlichen Provinzen erreichte, ließ Elisabeth sich durch William Cecil zum offenen Kriege bewegen und betraute mit der Führung desselben den Grafen Dudley-Leicester, der zu den vertrautesten Theilnehmern ihrer Politik gehörte. (S. S. 154.)

Inzwischen dauerten im Innern die Verschwörungen gegen Elisabeth's Leben fort. Ein nach Frankreich ausgewanderter Engländer, Sir Thomas **Babington**, der mit Mendoza, dem spanischen Gesandten am französischen Hofe, und mit Maria Stuart in Verbindung stand, ließ sich zu dem Plane bewegen, Elisabeth zu ermorden, und wenn die spanischen Heere gelandet wären, Maria aus dem Gefängnisse auf ihren Thron zu führen. Diese befand sich damals unter der Obhut eines strengen Puritaners, Paulet, von welchem sie geklagt hat, daß sie von ihm wie eine Criminal-Gefangene behandelt werde und nicht wie eine Königin. Sie faßte, vermeintlich im tiefsten Geheimniß, Briefe voll weitaussehender und gefährlicher Anschläge ab und ließ sie sorgfältig in Chiffern umschreiben; sie zweifelte nicht daran, daß sie auf verborgenem Wege sicher an ihre Freunde gelangen würden; aber die Anstalten waren so getroffen, daß jedes Wort, welches sie schrieb, dem Staats-Secretär Walsingham vorgelegt ward, dessen Amt es war, den Verschwörungen nachzuspüren. Als dieser einen Brief an Babington in Händen hatte, worin Maria ihn in seinem Vorhaben, eine bewaffnete Erhebung der Katholiken in den verschiedenen Grafschaften hervorzurufen, bestärkte und ihm die Mittel angab, sie selbst zu befreien, da zögerte er nicht länger, die Schuldigen einziehen zu lassen; sie bekannten, wurden verurtheilt und hingerichtet. Dem geheimen Rathe konnte nun die Frage vorgelegt werden, ob man die Königin jetzt vor Gericht stellen und ihre Verurtheilung in aller Form herbeiführen sollte. Man hatte (1585) ein Gesetz gegeben, das jeden Antheil an einem Complot gegen das Leben der Königin mit Todesstrafe belegte. Schon sprach man es aus: „Maria müsse sterben, damit Elisabeth lebe; denn Elisabeth werde sterben, wenn Maria länger lebe." Die in der

Acte des Parlamentes vorgesehene Commission, aus den vornehmsten Staatsmännern und Rechtsgelehrten des Landes bestehend, trat in Fortheringhay, dem altväterisch prächtigen Sitze der Prinzen des Hauses York, in welchem viele von ihnen beerdigt waren, am 14. October 1586 zusammen. Maria ließ sich durch die Betrachtung, daß man sie für schuldig halten werde, wenn sie nicht Rede und Antwort gebe, hierzu bewegen; auch gestand sie das Meiste von dem, was ihr zum Vorwurfe gemacht wurde, nach und nach zu, nur Eines nicht, Einwilligung in ein persönliches Attentat auf Elisabeth. Der Gerichtshof urtheilte, daß das in der Sache nichts ändere. Denn die Rebellion, welche Maria begünstigt zu haben eingestand, lasse sich nicht denken, ohne die Königin von England, wie in ihrer Regierung, so an ihrem Leben zu gefährden, und erkannte, daß Maria die Schuld auf sich geladen habe, auf welche in dem parlamentarischen Statute die Todesstrafe gesetzt war. Das Parlament selbst billigte den Spruch der Commission. Damit war aber die Sache noch nicht zu Ende gebracht. Königin Elisabeth zögerte, das Urtheil zu vollziehen. Von mehr als einer Seite her ward sie erinnert, daß sie durch Ausführung des Spruches das göttliche Recht des Fürstenthums verletzen würde; denn in diesem liege, daß der Fürst nicht von Unterthanen gerichtet und angetastet werden dürfe. In dem geheimen Rath hatten Einige die Meinung geäußert, da Maria nicht als Urheberin, sondern nur als Mitwissende der letzten Complotte angesehen werden könne, so würde strengere Haft eine genügende Strafe für sie sein. Die Königin stellte den Deputirten des Parlamentes hauptsächlich vor, wie schwer es ihr werde, nachdem sie so viele Rebellionen und Verräthereien verziehen habe, eine Fürstin bestrafen zu lassen, die ihre nächste Blutsverwandte sei; sie bat, ihr ein anderes Mittel anzugeben; das Parlament blieb aber dabei, daß es keine andere Auskunft gebe; es erörterte in ausführlichen Vorstellungen, die eigene Sicherheit der Königin, die Erhaltung der Religion und des Staates mache die Hinrichtung unbedingt nothwendig.

Diese Ansicht des Parlamentes drang endlich auch bei Elisabeth durch. Aber damit waren ihre widerstrebenden Gefühle nicht zu vollem Schweigen gebracht. In ihren Träumen ward sie von dem Bilde der Hinrichtung verfolgt. Sie gerieth wohl einmal auf den Gedanken, daß ihr irgend eine dienstfertige Hand die letzte Autorisirung ersparen möge durch eine geheime Vollziehung des Richterspruchs. Dem Secretär Davison hatte sie, als sie den Befehl unterschrieb, den Auftrag gegeben, ihn mit dem großen Siegel versehen zu lassen. Das Herkommen war nun, vor dem letzten Schritt noch einmal bei ihr anzufragen. Das hielt aber Davison, der ihr Schwanken bemerkte, nicht für rathsam. Er setzte Lord Burleigh von der Sache in Kenntniß, dieser fragte bei den übrigen Mitgliedern des geheimen Rathes an; sie nahmen es auf sich, den Hinrichtungsbefehl nunmehr, unterzeichnet und gesiegelt wie er war, ohne weitere Zögerung nach Fortheringhay abgehen zu lassen. Am

8. Februar 1587 ward er dort in der Halle, wo die Gerichts-Sitzungen gehalten worden, an Maria vollstreckt.

Sie war im Tode noch dieselbe, die sie im Leben gewesen, schön und hinreißend in ihrer Erscheinung, mächtig und gedankenreich in ihrem Geiste, leidenschaftlich und heftig in ihren Gefühlen. Jener Idee, für die sie im Leben gekämpft, huldigte sie noch im Tode: noch aus ihrem Grabe sollte das katholische Großbritannien erstehen; nicht auf ihren protestantischen Sohn, sondern auf Philipp II. von Spanien, das Ideal des katholischen Fürstenthums, hat sie Alles übertragen, was sie besaß und beanspruchte. Er solle alle diejenigen, die ihr einen so bittern Tod bereitet, heimsuchen mit der ganzen Gewalt seines strafenden, vergeltenden Armes, allen ihren Treuen aber den Lohn heimzahlen, den sie nicht mehr zu zahlen vermochte.

Seit Maria Stuart's Entfernung lehnten sich im Nachbarreiche die wechselnden Parteiregierungen der schottischen Lords alle an Cecil's Staatskunst an; auch der junge König Jakob VI. gab sich rückhaltlos der englischen Allianz hin, und da er unzweifelhaft der Erbe Elisabeth's war, so ist, wenn nicht unter Elisabeth selbst, doch unter ihrem Nachfolger Jakob (I.) nach Cecil's Ideen das protestantische Großbritannien (im Gegensatze zu Maria's Ideen) eine Thatsache geworden. Gegen dieses Hauptbollwerk des Protestantismus hatte Philipp II., nachdem durch die Eroberung Portugals (1580) seine Seemacht wenigstens verdoppelt worden, schon einen Angriff beabsichtigt. Der Herzog Alba, der Eroberer Portugals für Spanien, bot sich auch zur Eroberung Englands als Befehlshaber an; doch er starb noch im nämlichen Jahre. Noch ehe die beiden Höfe zu ernstlichem Hader gelangten, waren die beiden Nationen schon auf eigene Rechnung handgemein geworden. Englische Freibeuter schienen es als ihre Aufgabe zu betrachten, Spaniens Handel und Schifffahrt nach Kräften zu stören, überall spanische Schiffe zu plündern und den Handelsgewinn der Spanier als ihre Beute sich anzueignen: Franz Drake, der zweite Erdumsegler, öffnete nicht nur britischen und holländischen Raubgeschwadern den Weg in die Südsee, wo sie spanische Seefahrer und Seestädte überfielen und plünderten, sondern drang auch (1587) selbst in den Hafen von Cadix ein, wo er eine Anzahl Kauffahrteischiffe in den Grund bohrte oder verbrannte Dazu kam noch die den Niederländern von England geleistete Hülfe, die Uebernahme der Statthalterschaft von Leicester (s. S. 157) und der Tod der Maria Stuart, zu deren Befreiung die spanische Flotte in England landen und jener Verschwörung Babington's die Hand reichen sollte.

Doch erst im Frühjahre 1588 schwammen von den nördlichen Häfen Spaniens die ungeheuren Kolosse heran, welche Spaniens beste Kräfte (20,000 M. auserlesener Truppen und 10,000 Seeleute) und Mittel (2600 Stück Geschütze) bargen. Es war verabredet, daß von den Niederlanden aus der spanische Befehlshaber Alexander Farnese kleinere Schiffe

und Landungstruppen mit jener großen Armada vereinigen sollte. Als diese aber auf der Höhe von Calais erschien, war weder Farnese in gehöriger Weise gerüstet, noch gestattete ihm die Flotte der Holländer, aus seinen Häfen auszulaufen. Sein Rath, sich zuerst eines Hafens in Seeland oder Holland zu bemächtigen, damit man einen Zufluchtsort bei Unfällen hätte, ward nicht beachtet. Denn Philipp, durch die Hinrichtung der Maria Stuart aufs höchste ergrimmt, wollte von keinem Aufschub wissen.

Elisabeth erkannte die Größe der sie und England bedrohenden Gefahr. Sie ließ durch eine Schrift das Volk belehren, daß Philipp's Plan dahin gehe, England in Sclaverei zu stürzen, und Katholiken wie Protestanten beschlossen einmüthig, für die Freiheit des Vaterlandes Alles zu wagen. Man eilte, das ganze Land zu bewaffnen. Ehe man es für möglich hielt, waren 200 Schiffe mit 15,700 Matrosen ausgerüstet; Lord Howard, John Hawkins, Forbisher und Franz Drake, Männer, durch Muth, Sachkenntniß und Thätigkeit gleich ausgezeichnet, verdienten und erhielten den Oberbefehl. An allen Küsten wurden Vorkehrungen für den Fall einer Landung getroffen und gemessene Befehle ertheilt, wie man die Wege verderben, Lebensmittel hinwegbringen, Mannschaft in allen innern Gegenden sammeln und bereit halten solle, nach jeder Richtung hin wirksam zu werden. In jeder Grafschaft leitete ein hervorragender Mann alles, was auf den Krieg Bezug hatte. Es standen 76,000 Fußgänger und 3000 Reiter (für jene Zeit eine unglaublich große Zahl) völlig gerüstet in Reih und Glied; und Jeder wußte, wo und wie er für den Augenblick der Gefahr thätig sein solle.

Elisabeth selbst begab sich in das Lager nach Tilbury. Auf edlem Streitrosse, in glänzendem Harnisch, ritt sie unter dem Zujauchzen Aller durch die Reihen und sprach zu den Versammelten: „Mein geliebtes Volk! Zwar haben mich Etliche, die für meine Sicherheit Sorge tragen, aus Furcht vor Verrath gewarnt, mich unter eine bewaffnete Menge zu begeben; aber ich versichere Euch, ich mag nicht leben, wenn ich meinem treuen und geliebten Volke mißtrauen soll. Deßhalb finde ich mich unter Euch ein, entschlossen, in Kampf und Schlacht mit Euch zu leben und zu sterben und für Gott, mein Reich und mein Volk Krone und Blut zu opfern. Ich weiß, daß ich zwar nur den Leib eines schwachen und ohnmächtigen Weibes habe; aber ich habe auch das Herz und den Muth eines Königs von England, und biete Trotz dem Spanier und Parma und jedem Fürsten Europa's, der es wagen sollte, die Grenzen meines Reiches anzufallen."

Als die spanische Armada im Canal erschien, geführt von Medina Sidonia, eilten die Engländer von allen Seiten mit ihren leichten, gewandten Schiffen herbei, griffen an und wichen zurück, benutzten jeden Wind, schnitten jedes sich vereinzelnde Schiff ab und schossen vom niedrigeren Borde aus weit sicherer und mit größerer Wirkung. Nach sieben Tagen, von denen nur drei ohne lebhafte Gefechte vergingen, war die „unüberwindliche

Flotte" durch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Briten so elend zugerichtet, daß sie auf der Rhede von Calais Sicherheit suchte. Allein Brander, welche Howard in der Nacht gegen sie aussandte, zerstörten mehrere Schiffe, und alle geriethen in solche Verwirrung, daß Medina Sidonia sich entschloß, damit er nicht den Engländern nochmals in die Hände falle, um Schottland herum nach Spanien zu segeln; aber furchtbare Stürme zerstreuten die Flotte so, daß manche Schiffe bis Norwegen, andere nach Irland getrieben wurden. Im ganzen Lande wurden Dankfeste gefeiert, und am 29. November hielt Elisabeth, unter unglaublichem Jubel, einen Triumphzug in London. Die Bildnisse der britischen Feldherren wurden vorgetragen, die Siegeszeichen in der Paulskirche aufgehangen, und der Anrede der Königin folgten Preisvertheilungen an die Krieger und Seeleute.

Als Philipp die erste Nachricht von dem grenzenlosen Unglücke erhielt, verlor er die Fassung keineswegs, sondern sprach: „Ich habe die Flotte wider England, nicht wider des Meeres Ungestüm ausgerüstet und unterwerfe mich den Fügungen Gottes." Alle protestantischen Mächte freuten sich über das Mißlingen der Unternehmung, denn nach Englands Fall hätten sie schwerlich auf die Dauer widerstanden. Vor Allen theilten die Holländer die Freude der Briten und schlugen Denkmünzen auf den Untergang der „unüberwindlichen Flotte" mit der Inschrift: venit, ivit, fuit. Nie hat seitdem Spanien auf die europäischen Angelegenheiten wieder entscheidenden Einfluß gewonnen.

Mit diesem Siege hatte Elisabeth's Ruhm seinen Gipfel erreicht und in den 15 Jahren, welche ihre Regierung nach dieser Zeit noch dauerte, verdunkelte das Werk Heinrich's IV. in Frankreich den Glanz und verkleinerte die Bedeutung, die bisher das Inselreich behauptet hatte.

---

35. Großbritannien unter den beiden ersten Stuarts.

(Nach Reinhold Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte, Friedrich v. Raumer, Geschichte Europa's seit Ende des 15. Jahrhunderts, und Leopold v. Ranke, Englische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie einst die Karolinger als Hausmeier über die königlichen Merowinger emporstiegen, so gelangte der erbliche Seneschall der schottischen Könige, der Stewart, am Ende des 14. Jahrhdrts. in den Besitz der Krone. Tüchtige Persönlichkeiten sind aus diesem anglonormännischen Adels-Geschlechte in schottischer und später in englischer Geschichte hervorgegangen, aber ein Grundzug des Charakters findet sich fast ohne Ausnahme bei allen wieder: die hohen königlichen Eigenschaften des Muthes und staatsmännischen Wesens

werden von unbeugsamem Eigenwillen, von einem bösen Hang zu Verstellung und Falschheit so wie von maßloser Rachsucht beeinträchtigt. Allen scheint eine leichtfertige Moral angeboren gewesen und, was noch weit verderblicher wurde, eine wahre Sucht, ihr Vertrauen an die unwürdigsten Günstlinge zu verschleudern. Zwei Jahrhunderte hindurch sind die meisten Regenten dieser Dynastie eines gewaltsamen Todes gestorben: von fünf Königen Namens Jakob waren der erste und dritte von ihren Unterthanen ermordet, der zweite und vierte im Kriege mit England getödtet worden, und der fünfte Jakob starb aus Schmerz über eine durch die Treulosigkeit unzufriedener Vasallen von den Engländern erlittene Niederlage mit Hinterlassung einer erst 8 Tage alten Tochter, Maria Stuart, deren Haupt nach 18jähriger Gefangenschaft unter dem Mordbeil fiel. Deren Sohn Jakob VI. entging zur Noth der Pulververschwörung, während sein Sohn Karl I. wieder auf dem Blutgerüste endete!

Daneben nun hatte die Reformation bei den Schotten frühzeitig eine Wendung genommen, wie die hugenottische; ja sie war der Krone bald völlig über den Kopf gewachsen und die Träger dieser letzteren haben hinfort zu der presbyterianischen Landesreligion nur eine verdächtige, oft geradezu heuchlerische Haltung angenommen. In England erschien ihnen besonders lockend die Macht der Krone über die dortige Staatskirche und, wenn sie auch in manchen andern Stücken Fremdlinge auf dem Boden des öffentlichen Lebens in England blieben, so fanden sie sich doch völlig heimisch in der solidarischen Einheit der weltlichen und geistlichen Autorität.

1. Jakob I., 1603—1625.

In dem vom Parlamente bestätigten Testamente König Heinrich's VIII., welches Viele noch als die Grundlage des englischen Thronerbrechtes betrachteten, waren die Nachkommen seiner an den König Jakob IV. von Schottland verheiratheten ältern Schwester Margarethe (S. 181) ganz mit Stillschweigen übergangen und, nach Abgang eigener Nachkommen, die Krone den Erben seiner jüngern Schwester, der Herzogin Marie von Suffolk, zugesprochen. Diese, durch Nichts begründete Ausschließung der ältern Linie erschien als eine von den vielen Willkürlichkeiten jenes Königs, und Jakob VI. (welcher durch keine eigene Schuld seine Rechte verwirkt hatte) war zweifelsohne der nächste natürliche Erbe. Deßhalb gab auch Elisabeth (zur Anordnung der Erbfolge nicht minder berechtigt als Heinrich VIII.) ihre Zustimmung zu seiner Erhebung. Manche freuten sich, daß England endlich wieder von einem Könige beherrscht werde, der im kräftigsten Lebensalter stehe (er zählte 36 Jahre) und durch mannigfache Erfahrungen besser als die meisten Fürsten zum Herrschen erzogen sei. Hierzu kam, daß jede Partei die ungewisse Zukunft zu eigenem Vortheil deutete und der besonderen Vorliebe des neuen Königs gewiß zu sein glaubte. So hofften z. B. die Katho-

liken auf mildere Behandlung und die Puritaner auf Einführung ihrer, seither von Jakob bekannten Lehre auch in England.

In seiner äußern Erscheinung und seinem Benehmen zeigte sich Jakob I. nichts weniger als königlich. Von der Schönheit und dem einnehmenden Wesen Mariens hatte er nichts geerbt. Mit schwerer Zunge seinen schottischen Dialect stammelnd, auf schlotternden Knieen, vor vermeintlichen Attentaten in dicht wattirte Kleider gehüllt, erschien er im Vergleich zu den königlichen Tudors als ein verächtlicher, unwahrer Feigling, der Völlerei und dem Trunk ergeben, gegen manche schon damals in England als gute Sitte beobachtete Convenienzen verstoßend. Neben der Leidenschaft für die Jagd schwelgte seine Seele in gelehrter Eitelkeit, und gern ließ er sich den „Salomo des Nordens" nennen. Nur entsprach selten die Handlung der Theorie; es ging ihm vielmehr in allen Stücken wie mit seinem Plane, England und Schottland zu einem einzigen Großbritannien zu verschmelzen. Das Parlament verwarf den Plan einer völligen Vereinigung zweier Nationen, von denen jede ihre Einrichtungen für allein angemessen hielt, und bewilligte nur einige Erleichterungen des Handels und der Rechtspflege. Es mußten noch viele Jahre vergehen und noch viele Vorurtheile und Leidenschaften schwinden, ehe sich Engländer und Schotten als Glieder eines größern Ganzen fühlen lernten.

In Beziehung auf die Religion entsprach es dem Sinne des Königs, Protestant zu sein, was für seine Autorität in England und Schottland unbedingt nothwendig schien, zugleich aber die Katholiken nicht zu Gegnern zu haben und den Papst zu seinen Freunden zählen zu können. Ein solcher Mittelweg war auf die Dauer unhaltbar. Die Katholiken verlangten eine offene Toleranz-Erklärung. Diese war aber von dem eifrig protestantischen Parlamente nicht zu erwarten, vielmehr begannen die gewaltsamen Verfolgungen katholischer Priester und Laien alsbald von Neuem.

Die Pulververschwörung. In dieser Bedrängniß und Verzweiflung reifte der Plan, sich selbst zu helfen. Ein Anschlag gegen die Person des Königs oder seiner Minister, wie er so oft gefaßt war, konnte nicht weit führen, selbst wenn er gelang; denn allezeit blieb das Parlament mit seiner protestantischen Mehrheit, um antikatholische Statuten festzusetzen; es blieben die Richter, um sie auszuführen. Daher sollte der König selbst und sein ältester Sohn, die Beamten seines Hofes und Staates, geistliche wie weltliche Lords, und die Abgeordneten des Unterhauses bei Eröffnung des Parlamentes mit Pulver in die Luft gesprengt werden; — dort, wo sie die verhaßten Gesetze gaben, sollten sie vertilgt und für eine andere Ordnung der Dinge in Kirche und Staat Raum gemacht werden. Unverweilt schritten die Verschwornen zu ihren Vorbereitungen; sie füllten ein Gewölbe unter dem Parlaments-Gebäude mit einer Anzahl von Pulvertonnen und zweifelten nicht, an dem (nach mancherlei Prorogationen festgesetzten) Tage der Parlaments-Eröffnung, 5. November 1605, die beabsichtigte Katastrophe in aller

ihrer Gräßlichkeit hervorzubringen. Die Absicht war, wenn der König und der Prinz von Wales umgekommen seien, den jüngern Prinzen oder die Prinzessin, deren man sich zu bemächtigen dachte, auf den Thron zu setzen und während ihrer Minderjährigkeit eine Regentschaft unter einem Protector einzurichten. Schon war die Regierung gewarnt, namentlich von Paris her, als einer der katholischen Lords, Lord Mounteagle, einen ihm zugegangenen anonymen Brief, in welchem er in geheimnißvollen Ausdrücken erinnert ward, sich bei der Eröffnung des Parlamentes fern zu halten, dem leitenden Minister mittheilte. Am Abend vor der Eröffnung des Parlamentes wurden die Kellerräume untersucht; man fand nicht allein unter Reisig und Holz die Pulvertonnen, sondern auch einen von den Verschwornen, der mit den letzten Vorbereitungen zu dem Attentat beschäftigt war. Mit lachendem Gesichte gestand er sein Vorhaben ein, in dem er gleichsam die Erfüllung einer religiösen Pflicht erblickte. Der gelehrte König meinte einen fanatischen Mucius Scaevola vor sich zu haben. Durch die Entdeckung geschreckt, eilten die übrigen Verschworenen, sich nach Wales zu retten, wo die meisten Katholiken wohnten. Die unausbleibliche Folge war, daß das Parlament, dessen Sitzung erst im Januar 1606 eröffnet wurde, seine scharfen Gesetze gegen die Katholiken noch verschärfte.

In den innern weltlichen Angelegenheiten traten die Grundsätze des Königs über seine unbeschränkte Gewalt und die Ansprüche der Parlamente auf Theilnahme an der Regierung in solchen Gegensatz, daß eine Verständigung kaum möglich war. Wenn er aus eigener Macht die Berufung des Parlamentes unterließ, alle Berathungen über Staats-Angelegenheiten untersagte oder doch mißbilligte und Mitglieder des Parlamentes für Aeußerungen verhaften und strafen ließ, welche keineswegs über den Kreis ihrer Befugnisse hinausgingen, so kam andererseits das Parlament (zum Theil durch den König aufgereizt) um so eher auf den Gedanken, seine bisherigen Rechte zu behaupten und dieselben zu erweitern, als Jakob offenbar darauf ausging, sie zu verringern oder als bloß willkürliche Gaben seiner Gnade zu bezeichnen. Gerade daraus, daß Jakob von 1609—1620 (mit Ausnahme einer zweimonatlichen Sitzung 1614) kein Parlament berief und in den dreizehn letzten Jahren seiner Regierung fast gar keine förderlichen Gesetze gegeben wurden, aus diesem thörichten Stillstande erwuchsen großentheils die spätern, desto heftigern Bewegungen. Er hat mit vollen Händen die unheilvolle, aber dieser Dynastie eigenartige Saat ausgestreut, welche Sohn und Enkel ernten sollten.

2. Karl I., 1625—1649.

Karl I. zählte bei seiner Thronbesteigung, gleich wie die Königin Elisabeth, 25 Jahre, so viele wie das Jahrhundert. In seiner ersten Jugend war er schwächlich und eigensinnig, stärkte aber später seinen Körper durch

Leibesübungen und die angeerbte Jagdlust. Er las und redete mehrere Sprachen, besaß Kenntnisse in der Geschichte, Theologie und Mathematik, und zeigte Geschmack für alle schönen Künste. Obgleich Karl in Schottland geboren war, betrachteten ihn die Engländer wie einen Einheimischen, und sein würdiger Ernst mußte gefallen im Vergleich mit Jakob's I. Vorliebe für unwürdige Lieblinge. Nachdem der unpassende Plan, ihn mit einer spanischen Infantin zu vermählen, nicht bloß aufgegeben war, sondern in einen Krieg mit Spanien verwickelt hatte, schien es doppelt nothwendig, daß sich Karl durch eine engere Verbindung mit Frankreich stärke. Alsbald nach seiner Thronbesteigung ward der 26jährige Karl mit der 16jährigen Schwester Ludwig's XIII., Henriette Maria, in Canterbury getraut.

Jakob's I. unordentliche Geldwirthschaft und der leichtsinnig begonnene spanische Krieg nöthigten den König, im Juni 1625 sein erstes Parlament zu berufen. Frühzeitig hatte er durch den Einfluß des letzten und mächtigsten Günstlings seines Vaters, des verwegenen Herzogs von Buckingham, heftige Abneigung gegen die parlamentarische Opposition gefaßt und auf den Vater einzuwirken gesucht, damit er die „aufsässigen Gesellen" des Unterhauses zur Rechenschaft ziehe. In der Eröffnungsrede berührte Karl in aller Kürze seine Bedürfnisse für den begonnenen Krieg und seinen Eifer für den Protestantismus. Er glaubte, das Parlament müsse nach einer so genügenden Erklärung rasch auf die Erfüllung aller seiner Wünsche eingehen; wie erstaunte er daher, als es zu dem von beiden Häusern gebilligten, ja, fast erzwungenen Kriege nur eine durchaus ungenügende Summe bewilligen wollte! Dies geschah theils aus Abneigung gegen Buckingham, theils aus Verdruß über die Verheirathung des Königs mit einer katholischen Prinzessin, die ein ausländisches Gefolge mit an den Hof brachte, und über die Bedrückung der Puritaner, hauptsächlich aber, weil eine bedeutende Zahl kluger Männer die Ueberzeugung hegte, man müsse das Recht der Geldbewilligungen dazu benutzen, die Mängel der bisherigen öffentlichen Einrichtungen zu beseitigen und eine sicherere und freiere Verfassung zu gründen. Das Parlament beschloß: vor weiterem Berathen über Geldangelegenheiten die vorhandenen Beschwerden zu erörtern, welche vorzugsweise die Verwaltung der Minister und den Einfluß Buckingham's betrafen. Zwar löſ'te der König das Parlament auf; aber Mangel an Geld und der unglückliche Ausfall einer Unternehmung wider Cadix veranlaßten ihn, zum Februar 1626 ein neues Parlament zu berufen. Damit jedoch die Häupter der früheren Opposition und die Gegner Buckingham's nicht könnten wieder gewählt werden, gab man ihnen Aemter, welch kleinliches Verfahren Manchen in dem Vorsatz bestärkte, durch Widerspruch gegen die Maßregeln der Regierung Einfluß und Bedeutung zu erwerben. Auch dieses zweite Parlament beschloß, vor der Berathung über die Geldforderungen des Königs die Beschwerden über die Verwaltung der Minister und den Einfluß Buckingham's zu erörtern.

In dem allem sah der König nur einen ungebührlichen Eingriff in seine königlichen Rechte und lös'te auch das zweite Parlament auf. Anstatt nun äußern Krieg zu vermeiden und den noch fortdauernden mit Spanien durch einen Frieden zu beenden, um so der parlamentarischen Geldbewilligungen entbehren zu können, verwickelte Buckingham England auch noch in einen Krieg mit Frankreich. Die Unterstützung der Hugenotten gab den Vorwand zu seinem Zug nach La Rochelle, im Juni 1627, der gänzlich mißlang (vgl. S. 177) und Stoff zu neuen Beschwerden gab.

Durch seine Finanzmaßregeln gerieth der König in immer größere Mißverhältnisse. Die bisherigen, aber vom Parlamente nicht von Neuem bewilligten Steuern wurden forterhoben, den Katholiken gegen Zahlung Befreiung von den strengen Gesetzen gewährt, endlich Domainen, Forsten, Jagden, Fischereien, Renten, Zehnten u. s. w. verkauft. Da aber alle diese Finanzmittel nicht genug Geld einbrachten, so wurde ein sogenanntes freiwilliges Anlehen ausgeschrieben, diejenigen, welche sich weigerten, dazu beizusteuern, mit Einquartierung belegt, als Soldaten eingestellt, von ihren Aemtern entlassen oder kurzweg eingesperrt und das Kriegsgesetz an einigen Plätzen, statt der gewöhnlichen Rechtspflege, eingeführt. Da aber auch so nur geringe Summen einkamen, so sah sich der König genöthigt, ein drittes Parlament zu berufen (1628), und bemerkte bald, daß die Opposition stärker und heftiger war, als je. Daher entschloß er sich zu einem Wechsel des Regierungs-Systems. Statt den Forderungen der Gemeinen einen unbeugsamen Widerstand entgegenzusetzen, willigte er, nach vielen Ausflüchten, in einen Vergleich, der, wenn er treulich an ihm gehalten hätte, eine lange Reihe von Unfällen abgewendet haben würde. Das Parlament gewährte eine reiche Geldbewilligung und der König genehmigte in der feierlichsten Weise jenes berühmte Gesetz, welches, unter dem Namen der Petition des Rechts bekannt, die zweite große Urkunde der englischen Freiheiten ist. Durch dieses Gesetz verpflichtete er sich, niemals wieder ohne die Zustimmung der Häuser Geld zu erheben, niemals wieder eine Person einzukerkern, außer im gehörigen Gange des Rechts, und niemals wieder sein Volk der Jurisdiction der Kriegsgerichte zu unterwerfen. Aber bald war es offenbar, daß Karl nicht die Absicht hatte, den Vertrag zu halten, den er eingegangen. Das Parlament ward mit jedem Zeichen des königlichen Mißfallens aufgelös't und einige der ausgezeichnetsten Mitglieder eingekerkert. Andererseits wurde Buckingham, als er eben im Begriffe war, sich als Oberfeldherr einer von den bewilligten Steuern ausgerüsteten Flotte nach La Rochelle einzuschiffen, von einem Lieutenant (Felton), den er zwei Mal bei Beförderungen zurückgesetzt hatte, ermordet.

Manche englische Könige hatten gelegentlich verfassungswidrige Acte begangen, aber keiner hatte jemals systematisch versucht, das Parlament zu einem Nichts zurückzuführen. Das aber war das Ziel, welches sich Karl

vorsteckte. Vom März 1629 bis zum April 1640 wurden die Häuser nicht zusammenberufen. Seit der Ermordung Buckingham's war der König sein eigener Premierminister. Doch standen verschiedene Personen, deren Charakter und Talente seinen Zwecken entsprachen, an der Spitze verschiedener Zweige der Verwaltung. Ein Renegat, der einst als Vertheidiger der Volksrechte aufgetreten, der Earl von Strafford, ein Mann von großen Geschicklichkeiten, beredt, muthvoll und entschlossen, aber von einem grausamen und herrschsüchtigen Charakter, war der Rath, dem der König in politischen und militärischen Angelegenheiten am meisten vertraute. Dessen Hauptangriff war auf das Besteuerungsrecht gerichtet, jenes uralte Privilegium, welches die Lancaster, York und Tudors höchstens zu umgehen, niemals aber wegzuräumen gewagt hatten. Ordonnanzen und Proclamationen traten wieder an die Stelle von Bills und Parlamentsacten, um jede Art von Auflagen, erzwungene Anleihen und das einst in den Hafenstädten für den Kriegsfall erhobene Schiffsgeld nicht nur in Friedenszeiten, sondern auch von den Grafschaften des Binnenlandes zu erheben und zu jedem beliebigen Staatszwecke zu verwenden. Unter dem Obertribunal der Sternkammer wurden die Gerichtshöfe terrorisirt, und gegen Widerspänstigkeit jeder Art mittelst eines polizeilichen Schreckenssystems eingeschritten. Am verhängnißvollsten aber wurden die Maßregeln des anglikanischen Primas, des engherzigen Erzbischofs Laud von Canterbury, die der episcopalen Orthodoxie Gehorsam erzwingen sollten. Schon Jakob I. hatte eine Umgestaltung der schottischen Liturgie bezweckt, um sein ganzes Reich auch einer Form des Gottesdienstes zu unterwerfen. Er starb jedoch, bevor diese Neuerung ausgeführt war, und man hoffte, der neue König werde die allgemeine Stimmung der Gemüther richtiger erkennen und nicht auf dem Wege seines pedantischen Vaters beharren. Obgleich nun Karl bei seiner nachträglichen Krönung in Schottland (1633) keineswegs eine günstige Stimmung vorgefunden hatte, glaubte er doch auch hier seine Gewalt als Oberhaupt der Kirche geltend machen zu müssen. Daher ließ Laud durch zwei Bischöfe eine neue Liturgie für Schottland entwerfen, welche sich im Wesentlichen der englischen anschloß, nur sich dem Katholicismus noch mehr näherte. Nachdem Laud sie revidirt hatte, erhielt sie die königliche Bestätigung. Sobald Sonntags den 23. Juli 1637 der Dechant in der Hauptkirche Edinburgs das Buch öffnete, um die neue Liturgie daraus vorzulesen, erhoben die Zuhörer (meist Weiber und Dienstmädchen) einen großen Lärm: sie klatschten in die Hände, husteten und schrieen, bis jener sich unverrichteter Sache zurückziehen mußte. Als der Bischof, dem Dechanten folgend, nunmehr die Kanzel bestieg und zu Ruhe und Ordnung ermahnte, begann nicht blos der Lärm von Neuem, sondern man warf auch einen Stuhl nach ihm. Ebenso vergeblich blieben die Bemühungen des Erzbischofs von St. Andrews und des Kanzlers, und nicht ohne große Mühe gelang es, die Unruhstifter hinauszutreiben und die

Thüren zu verschließen. Kaum aber hatte der Gottesdienst wieder begonnen, so erneuerte sich das Gepolter an den Thüren, die Fenster wurden eingeworfen und der Bischof beim Nachhausegehen beschimpft, mit Koth beworfen und mißhandelt.

Um die rebellischen Schotten zu züchtigen und zu verhüten, daß sie den Geistesverwandten im Süden die Hand reichten, sah der König, der schon geglaubt hatte, sich, wie die großen Monarchen des Continents (in Deutschland, Spanien, Frankreich), der ständischen Mitwirkung auf immer entledigen zu können, sich genöthigt, zu den von ihm bekämpften, verletzten, ja wiederholt gebrochenen Institutionen selber seine Zuflucht zu nehmen. Noch einmal wurde ein Parlament berufen (1640) und sogleich fruchtlos wieder aufgelöst, dann ein vergeblicher, weil verfassungswidriger Versuch gemacht, sich mit den Pairs allein zu verständigen. Endlich folgte abermals ein Parlament, das sog. lange Parlament, bei welchem der König in der äußersten Bedrängniß Rettung suchte. Er brauchte Geld, um sein Heer zu besolden, welches wider die Schotten im Felde stand; aber bevor man ihm willfahrte, brach die hoch angeschwollene Flut von Beschwerden über die seit 12 Jahren angehäuften Mißbräuche hervor. Der Hochverrathsproceß gegen Strafford wird eingeleitet und mit unerschütterlicher Consequenz zum Ziele geführt; Karl muß den treuesten und verwegensten Diener seines unheilvollen Systems der erbarmungslosen Rache siegreicher Gegner zum Opfer bringen. Schon erwartet den Erzbischof Laud ein ähnliches Loos; er ward, nach der Hinrichtung Strafford's (12. Mai 1641), einstweilen in den Tower geworfen.

Inzwischen beschäftigte sich das Unterhaus mit mehreren Gesetzentwürfen zur Abstellung der Beschwerden. Alle gesetzgebende Gewalt außerhalb des Parlamentes (z. B. durch bloße königliche Verfügungen) sollte aufhören, die Sternkammer und das Gericht der oberkirchenräthlichen Commission abgeschafft, kein Schiffsgeld oder eine andere unbewilligte Steuer erhoben werden; kein Parlament künftig ohne seine Zustimmung vor dem 50. Tage aufgelöst werden u. s. w. Karl sah sich genöthigt, diese Vorschläge unverändert zu bestätigen. An demselben Tage bewilligte das Unterhaus vier Subsidien. Nach zehn Monaten emsiger Arbeit vertagten sich die Häuser, im September 1641, für eine kurze Zeit und der König besuchte Schottland, das sich beruhigte, als er einwilligte, seine kirchlichen Reformen aufzugeben.

Trotzdem, daß mit den Schotten Frieden geschlossen und die Armee im Norden entlassen worden, unterhielt Karl, der Uebereinkunft zuwider, eine Schaar meist echter Soldaten von Gewerbe, Abenteurer und Glücksritter, darunter selbst Ausländer, wie sie die Sturmflut des dreißigjährigen Krieges in Deutschland einzeln an den Strand der Insel warf. Im Verein mit den königstreuen Edelleuten nannten sie sich die „Cavaliere". Um den Versuch der Parlamentarier, ihm den Befehl über die Streitmittel aus den Händen zu winden, zu vereiteln, ließ sich der König zu einem verzweifelten Schritte

blinder Rachsucht hinreißen. Nachdem er die Auslieferung der fünf keckſten Wortführer vergebens gefordert, erschien er am 4. Januar 1642 an der Spitze eben jener „Cavaliere", die Faust am Degen, Pistolen in den Händen, in der Sitzung der Gemeinen, um persönlich, wie ein Häscher, die Uebelthäter zu ergreifen. Mit stolzer Miene die Versammlung überblickend, rief er dann freilich: „Ich sehe, die Vögel sind ausgeflogen." Erzürnt verließ er mit seinem Gefolge das Haus und bereits am 10. Januar kehrte er der Hauptstadt und der Residenz von Whitehall den Rücken, um sie erst nach 7 Jahren, gefangen und zum Tode verurtheilt, wieder zu sehen. Tags darauf nahmen die verfolgten Abgeordneten im Triumph ihre Sitze wieder ein, und die bewaffneten Banden der Stadt, „die Rundköpfe", wie sie von den Höflingen gescholten wurden, bezogen die ihnen bisher streitig gemachten Wachen des Palastes von Westminster. Von beiden Seiten war der Ausbruch des Bürgerkrieges nicht mehr zu hintertreiben. In diesem stand die südöstliche, niedere Hälfte Englands mit der Hauptstadt auf Seiten des Parlamentes, während der König im Westen, an der Walliser Mark, in Oxford, dem Sitze der orthodox-anglikanischen Hochschule, besonders aber unter dem zahreichen, hier und da noch katholischen Landadel des weiten Yorkshire und der benachbarten Gebiete seinen treuesten Anhang fand. Durch seine katholische Gemahlin, von deren Talent Karl sich vielfach beherrschen ließ, wurden ihm die Herzen der katholischen Unterthanen freudig zugewandt, denen mit dem Siege der Puritaner das sichere Verderben drohte.

Im August 1642 ward endlich nach langen Unterhandlungen das Schwert gezogen und bald erschienen fast in jeder Grafschaft des Königreichs zwei feindliche Factionen in Waffen gegen einander. Karl hatte einen Vortheil, der ihm einige Monate lang die Ueberlegenheit im Kriege gab. Die Parlamentsarmee war mit Miethlingen angefüllt, welche Mangel und Müßiggang bewogen hatten, sich anwerben zu lassen. Die königliche Armee dagegen bestand zum großen Theil aus hochfahrenden, feurigen Gentlemen, gewohnt, Schande für schrecklicher als den Tod zu halten, geübt im Gebrauche der Feuerwaffen. Eine Zeitlang waren daher die „Cavaliere" fast in jedem Treffen glücklich. Die Häuser waren auch in der Wahl eines Generals unglücklich gewesen. Der Rang und Reichthum des Grafen von Essex, dessen Vater unter Elisabeth seine Ueberhebung über die Launen der Königin mit dem Leben gebüßt hatte, machten ihn zu einem der wichtigsten Mitglieder der Parlamentspartei. Er hatte auf dem Festlande die Waffen mit Ehren getragen und, wie der Krieg begann, einen so hohen militärischen Ruf, als nur irgend ein Mann im Lande. Auf den Antrag Oliver Cromwell's übertrug das Parlament dem Grafen Essex den Oberbefehl. Aber es zeigte sich bald, daß er für diesen Posten nicht geeignet war; er hatte wenig Energie und keinen schöpferischen Geist. Im ersten Jahre des Krieges war der Vortheil entschieden auf Seiten der Royalisten; sie hatten verschiedene Schlachten

gewonnen und keine einzige ernstliche oder schimpfliche Niederlage erlitten. Unter den „Rundköpfen" dagegen, größtentheils Männern, die niemals Kriegsdienste gethan, hatte das Mißgeschick Uneinigkeit und Unzufriedenheit zu erzeugen begonnen. Aber der König ließ den günstigen Augenblick vorübergehen und dieser kehrte niemals wieder. Die Belagerung von Gloucester mußte er aufheben. Die Royalisten in jedem Theile des Königreichs waren entmuthigt, der Muth der Parlamentspartei dagegen gewann neues Leben. In dieser hatte es von Anfang an sog. Independenten gegeben, welche meinten, daß jede christliche Gemeinschaft die höchste Gewalt in geistlichen Dingen habe; daß Berufungen an Provincial- und Nationalsynoden kaum weniger schriftwidrig wären, als Berufungen an den Gerichtshof des Erzbischofs oder an den Vatican. In der Politik waren sie nach der Redensart ihrer Zeit Stumpf- und Stielmänner*) oder, nach der entsprechenden Redeweise unserer Zeit, Radicale. Nicht zufrieden, die Macht des Monarchen zu beschränken, verlangten sie danach, eine Republik auf den Trümmern des alten englischen Staatswesens zu errichten.

Die Seele dieser bald sehr mächtigen Partei war Oliver Cromwell. Zu friedlichen Beschäftigungen erzogen, hatte er, bereits über 40 Jahre alt, eine Stelle in der Parlamentsarmee angenommen. Kaum war er Soldat geworden, als er mit dem scharfen Blicke des Genies erkannte, daß es nothwendig war, das Parlamentsheer neu zu organisiren und sich nach Recruten umzusehen, die nicht bloße Miethlinge wären, nach Hauptleuten von ernstem Charakter, gottesfürchtig und eifrig für öffentliche Freiheit. Die Strenge der Disciplin, der Zauber einer freien religiösen Genossenschaft trieb die tüchtigsten und tapfersten Leute unter seine Fahnen. Die Ueberzeugung, daß man für Gottes Sache streite und die Selbstbeherrschung des Führers haben seiner Schöpfung eine einheitliche, feste Gestalt gegeben, wie kaum einem andern streitbaren Körper in der Kriegsgeschichte. Die Ereignisse des Jahres 1644 erwiesen vollständig die Ueberlegenheit seiner Gaben. Im Süden, wo Essex den Befehl führte, erlitten die Truppen des Parlamentes noch eine Reihe schimpflicher Unfälle; im Norden aber entschädigte der Sieg von Marston Moor (2. Juli 1644), wo fast ausschließlich Cromwell's Cuirassiere die stolzen Schwadronen der Cavaliere niederwarfen, reichlich für Alles, was anderwärts verloren worden. Unter schicklichen Vorwänden wurden Essex und die Meisten von denen, die unter ihm hohe Posten bekleidet, entfernt und die Führung des Krieges ganz andern Händen anvertraut. Fairfax, ein tapferer Soldat, aber von mittelmäßigem Geist und unentschlossenem Charakter, war der nominelle Lord-General der Truppen, aber Cromwell war ihr wirkliches Haupt. Dieser beeilte sich, die ganze Armee nach denselben Grundsätzen zu organisiren,

---

*) Im Englischen root and branch men: Wurzel- und Zweig-Männer, wo dann die Verwandtschaft mit dem Worte: radical noch mehr hervortritt.

nach denen er vorher sein eigenes Regiment organisirt hatte. Nun war der Ausgang des Krieges entschieden. Bei Naseby fand (14. Juni 1645) das erste große Treffen zwischen den Royalisten und der reorganisirten Armee der Häuser Statt. Der Sieg der „Rundköpfe" war vollständig und entscheidend. Andere Triumphe folgten nach, und in wenigen Monaten war die Autorität des Parlamentes über das ganze Königreich vollständig festgestellt. Karl floh zu den Schotten und ward von ihnen zuletzt gegen ein Sündengeld seinen englischen Unterthanen ausgeliefert. Kaum war er in strenge Haft auf Schloß Holmby abgeführt, als der Hader zwischen dem Parlament und der von independentischem Geiste beseelten Armee zu heftigem Ausbruche kam.

Schon als der Ausgang des Krieges noch zweifelhaft war, hatten die Häuser den Primas Laud hinrichten lassen und, innerhalb des Bereiches ihrer Autorität, den Gebrauch der Liturgie verboten. Als der Kampf vorüber war, wurde das Werk der Neuerung und Rache mit noch größerem Feuer fortgesetzt. Die meisten Glieder des alten Clerus wurden aus ihren Pfründen verjagt, große Besitzungen der Krone, der Bischöfe und der Capitel eingezogen und entweder anderweit verliehen oder versteigert. Während aber die Häuser in solcher Anwendung ihrer Autorität begriffen waren, entging sie plötzlich ihren Händen. Im Sommer 1647, etwa 12 Monate, nachdem der letzte feste Platz der „Cavaliere" sich dem Parlament unterworfen hatte, rückte das Heer, Lorberzweige auf den Hüten, in London ein und das Parlament ward genöthigt, sich seinen eigenen Soldaten zu unterwerfen. Dreizehn Jahre folgten, während deren England unter verschiedenen Namen und Formen, in der That durch das Schwert regiert ward. Kaum ward der erste Druck militärischer Tyrannei gefühlt, als das Volk, zu solcher Knechtschaft noch nicht reif, heftig zu widerstreben begann. Aufstände brachen selbst in solchen Grafschaften aus, die während des letzten Krieges am unterwürfigsten gegen das Parlament gewesen waren. Ja, das Parlament selbst verabscheute seine Vertheidiger mehr als seine alten Feinde und verlangte nach einem Vergleiche mit Karl. Während Fairfax mit blutigen Schlägen die Aufstände in der Nachbarschaft der Hauptstadt unterdrückte, schlug Oliver Cromwell die Insurgenten von Wales und, ihre Schlösser in Ruinen zurücklassend, rückte er nach Norden gegen die Schotten, welche die Grenze zu Gunsten der Royalisten überschritten hatten. Seiner Truppen waren, im Vergleich zu den Angreifenden, wenig, aber er war nicht gewohnt, seine Feinde zu zählen. Die schottische Armee ward an drei Schlachttagen in der Nähe von Preston gänzlich vernichtet, eine dem Könige feindliche Verwaltung zu Edinburg gebildet und Cromwell, mehr als jemals der Liebling seiner Soldaten, kehrte im Triumph nach London zurück, zum dritten Male durch die Entscheidung im Felde um eine gewaltige Stufe emporgehoben.

Die Monarchie war nicht mehr zu retten; ein Freistaat wie in den vereinigten Niederlanden oder Militärherrschaft mußte sie verdrängen. Die

finstern Krieger, welche die Nation beherrschten, hatten seit mehreren Monaten an eine furchtbare Rache an dem gefangenen Könige gedacht. Ihr Führer Cromwell hatte sich zu entscheiden, ob er die Anhänglichkeit seiner Armee, ja sein eigenes Leben aufs Spiel setzen wolle bei einem wahrscheinlich vergeblichen Versuche, einen Fürsten zu retten, den keine Zusage binden konnte. Die militärischen Heiligen beschlossen, daß, den alten Gesetzen des Reichs zum Trotz, der König seine Verbrechen mit seinem Blute abbüßen solle. Um ihren Zweck zu erreichen, mußten sie vorher die englische Verfassung vernichten, und diese Nothwendigkeit war ihnen eher angenehm als schmerzlich. Als die Gemeinen ein Votum annahmen, welches auf eine Verständigung mit dem König abzielte, schlossen die Soldaten die Majorität mit Gewalt aus (6. Dec.). Die Lords verwarfen einstimmig den Vorschlag, daß der König vor Gericht gestellt werden solle. Unverzüglich ward ihr Haus geschlossen. Kein vom Gesetze anerkannter Gerichtshof wollte das Amt auf sich nehmen, die Quelle der Gerechtigkeit zu richten. Da wurde ein revolutionäres Tribunal errichtet, besetzt nicht blos mit Parlamentsmitgliedern, sondern auch mit Officieren, Stadtbeamten und andern Männern. Als der zum Vorsitzer erwählte Rechtsgelehrte Bradshaw das Verzeichniß der Mitglieder vorlas und Fairfax nannte, rief eine weibliche Stimme von der Bühne herab: er sei nicht da und verschmähe, unter ihnen zu sitzen. Es war Lady Fairfax, welche, muthiger als ihr Gemahl, den Blutrichtern Trotz bot. Nachdem der König eingetreten war und alle Richter bedeckten Hauptes sah, bedeckte er sich ebenfalls. Hierauf las der hierzu ernannte Anwalt die weitläufige, höchst einseitige Klageschrift vor, welche damit schloß: daß der König angeklagt werde als Tyrann, Verräther, Mörder und Urheber alles Blutvergießens. Karl hatte Alles mit würdevollem Ernste angehört, nur bei den letzten Worten bemerkte man ein bitter wehmüthiges Lächeln. Auf des Präsidenten Frage, was er zu erwiedern habe, sagte der König: „Durch welche gesetzliche Autorität bin ich hieher gebracht? Ihr sitzt hier nur vermöge einer angemaßten Gewalt, ich werde meiner Stellung nicht untreu werden und einer ungesetzlichen Behörde Rede stehen.“ Alle Beweise und Gegenbeweise waren völlig gleichgültig, da die Verurtheilung des Königs vor Eröffnung des Gerichts fest beschlossen worden und man auch gar keine Rücksicht darauf nahm, daß jedesmal über die Hälfte der (150) Beisitzer fehlte. Am 27. Januar ward nach einer langen Rede Bradshaw's, worin er das ganze Verfahren zu rechtfertigen suchte, das Urtheil ausgesprochen: Karl Stuart soll als ein Tyrann, Mörder und Feind des guten englischen Volkes vom Leben zum Tode gebracht werden. Als ausgesprochen ward, der König werde nach dem Wunsche des ganzen englischen Volkes angeklagt, rief eine weibliche Stimme von der Bühne herab: „Du lügst! Nicht der vierte Theil des Volkes kümmert sich darum; Cromwell ist ein Schurke und Verräther.“ Man wollte die Frau ergreifen und strafen; es war wiederum Lady Fairfax. Desto unwürdiger benahmen sich Andere.

Einige bliesen dem Verurtheilten Tabaksdampf in die Augen; ja, es wird berichtet, daß man ihm ins Gesicht spuckte. Cromwell unterschrieb unter lautem Lachen den Todesbefehl, zwang Andere fast mit Gewalt dazu und beschmierte dann Einem das Gesicht mit Tinte, welcher nicht zögerte, ihm dasselbe anzuthun. So die würdigen Begründer der neuen Freiheit und der neuen Zeit, in einem Augenblicke solchen Ernstes, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gezeigt hatte. Die fremden Monarchen wagten für ihren Mitbruder keine entscheidenden Schritte, sondern hielten sich in den Grenzen einer ängstlichen, wirkungslosen Politik; nur ein Freistaat, die vereinigten Niederlande, verwendete sich nachdrücklich für Karl, obwohl man darauf so wenig Rücksicht nahm, als auf die Drohungen der Schotten und auf die Bitten der Königin und ihrer Kinder.

Die letzte Nacht schlief Karl so ruhig wie immer und sprach, als sein Diener Herbert ihm die Haare mit weniger Sorgfalt zu ordnen schien: „Gebt Euch dieselbe Mühe wie gewöhnlich, ich muß heute geschmückt sein wie ein Bräutigam." Nach Empfang des Abendmahls am Todestage (den 30. Januar 1649) sagte er fest und heiter: „Nun mögen die Bösewichter kommen, ich habe ihnen von Grund meines Herzens verziehen und bin auf Alles bereit, was geschehen kann." Man hatte das Blutgerüste vor Whitehall aufgeschlagen, damit der König da, wo er sonst in höchster Pracht und Majestät auftrat, jetzt in tiefster Erniedrigung erscheine. Durch ein in die Mauer gebrochenes Loch ward er zum Schaffot geführt. Rings waren Soldaten und Trommelschläger vertheilt, damit die Gewaltthat nicht verhindert oder des Königs Rede von Vielen gehört werde. Zu den Umstehenden sagte er im Wesentlichen: „Müßte ich nicht fürchten, daß man mein Schweigen für Anerkenntniß der Schuld hielte, so würde ich gar nicht sprechen; so aber erscheint es mir als eine Pflicht gegen Gott, mein Vaterland und mich selbst, mich zu rechtfertigen als Mensch, König und Christ. Jedermann weiß, daß nicht ich den Krieg begann oder die Absicht hatte, die Rechte des Parlamentes zu verkürzen; doch will ich die Schuld nicht diesem, sondern nur gewissen bösen Werkzeugen beimessen. Deßhalb kann ich auch die Schuld des vergossenen Blutes nicht auf mich nehmen, obwohl ich mein Schicksal als eine Strafe für Strafford's Tod betrachte. Daß ich ein guter Christ bin, wird Bischof Juxon bezeugen, denn ich habe meinen Feinden von Herzen vergeben." Nach diesen und ähnlichen Worten sagte Karl zu Juxon: „Ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott und gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone." Nachdem er das Zeichen gegeben, traf ihn der Todesstreich und ein Vermummter zeigte das Haupt mit den Worten umher: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!" Als des Königs Haupt fiel, ward die eingetretene ängstliche Stille ringsum durch das tiefe Aufseufzen unterbrochen und ohne Rücksicht auf obwaltende Gefahr flossen die bittersten Thränen der Theilnahme und Reue.

Es gab kein Gesetz, wonach man ihn als König oder Privatmann zur Untersuchung ziehen, viel weniger mit dem Tode bestrafen durfte; Gericht und Verurtheilung standen in grellem Widerspruch selbst mit der Lehre von den unbedingten Rechten des Volkes und den früheren Grundsätzen der Independenten; es war eine schreiende Unwahrheit, daß Karl alle Bürgschaften künftiger Freiheit zurückgewiesen, den Krieg ohne Veranlassung begonnen und die Verfassung umgestoßen habe. Das Parlament war in der zweiten Hälfte der Regierung Karl's wesentlich der angreifende Theil und bezweckte den Umsturz der ganzen Verfassung. Andererseits folgt aus diesen begründeten Vorwürfen nicht die unbedingte Rechtfertigung des Königs. Erst das höchste Unglück reinigte ihn von seinen Irrthümern und Vorurtheilen, um derentwillen er sein und seines Staates Glück verscherzte.

36. Die protestantische Union und die katholische Liga.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation, und Friedr. Lorentz, Handbuch der deutschen Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 befriedigte keine der beiden Religionsparteien, indem er blos den Anhängern der Augsburgischen Confession, nicht aber den ebenfalls zahlreichen Bekennern der reformirten Richtung Duldung gewährte, den Landesherren, aber nicht den Unterthanen Anspruch auf Religionsfreiheit gab (nach dem Grundsatze von 1526: cuius regio, eius religio) und die Frage, wie es mit den Pfründen und Würden, wie mit den Unterthanen übertretender Geistlichen gehalten werden sollte, nur in einer Nebendeclaration entschied. Keine Partei hatte den Gedanken aufgegeben, mehr zu erreichen: die Protestanten, den geistlichen Vorbehalt über Bord zu werfen und den Grundsatz der Ausschließlichkeit zu entfernen, die Katholiken, den ganzen Vertrag zu zerreißen und die Restauration der katholischen Kirche, welche mit dem Trienter Concil, dem Aufblühen des Jesuitenordens und der Herstellung der Inquisition begonnen hatte, zu vollenden. Die Idee des friedlichen Nebeneinanderbestehens abweichender religiöser Bekenntnisse war dem Jahrhunderte überhaupt fremd, jede Partei zu sehr überzeugt, daß es ihre Aufgabe sei, die andere zu bekehren. Rings um Deutschland her loderte der Glaubenskrieg: in Frankreich wüthete der Kampf der Guisen und der Hugenotten, in den Niederlanden rangen die Protestanten mit Alba und dessen Nachfolgern, mit beiden Lagern standen deutsche Fürsten im Zusammenhang; ähnliche Vorgänge ereigneten sich in England, eine Rückwirkung auf das Verhältniß derselben Parteien in Deutschland war unvermeidlich.

Während die Protestanten in der Opposition gegen den römischen Stuhl einig waren und die 1582 von Gregor XIII. vorgenommene und durchaus

nothwendige Verbesserung des Kalenders aus keinem andern Grunde verwarfen, als weil dieselbe vom Papste herrührte, nahm die innere Zwietracht unter ihnen selbst und die Erbitterung gegen einander immer zu. Das Uebergewicht, welches dadurch die katholische Partei erhielt, zeigte sich darin, daß auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 die Religionsbeschwerden der protestantischen Stände unerledigt zurückgewiesen und mehrere wichtige Fragen in Bezug auf den Religionsfrieden, welche, an einzelne Erscheinungen geknüpft, schnell hinter einander zur Sprache kamen, zu ihrem Nachtheile entschieden wurden. Zuerst gab der Anspruch der Protestanten zu Aachen auf öffentliche Ausübung ihrer Religion eine Gelegenheit zur Erörterung der Frage, ob der Religionsfriede auch auf diejenigen anwendbar sei, welche sich erst nach seinem Abschlusse zu einer andern Religion bekannt hätten. Das zur Zeit des Religionsfriedens katholische Aachen hatte nämlich durch die Niederlassung niederländischer Emigranten protestantische Einwohner erhalten, die mit der Zeit zahlreich und mächtig genug wurden, um die ihnen verweigerte Ausübung ihrer Religion mit Gewalt durchzusetzen und die Regierung der Stadt in ihre Hände zu bringen (1581). Obgleich sich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihrer annahmen, so erklärte sich doch der von den Jesuiten beherrschte Kaiser Rudolf II. gegen die Neuerung und setzte es endlich (1596) durch, daß eine Achtserklärung gegen die Stadt erlassen und durch die Vollziehung derselben Alles in seinen vorigen Stand wieder hergestellt wurde.

Noch wichtiger und in seinem Ausgange für beide Theile folgenreicher war ein unmittelbar darauf eintretender Fall, den der geistliche Vorbehalt des Religionsfriedens vorhergesehen und zu verhüten gesucht hatte. Der Erzbischof Gebhard Truchseß von Köln vermählte sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld und trat zugleich zur reformirten Religion über, ohne jedoch, den Bestimmungen des geistlichen Vorbehalts gemäß, die erzbischöfliche Würde niederzulegen; denn er hoffte auf Unterstützung von Seiten der in seinem Erzbisthum befindlichen Protestanten und auf den Beistand der übrigen evangelischen Fürsten. Denn wenn er sein Vorhaben durchsetzte, so erhielten die Protestanten die Mehrheit im Kurfürsten-Collegium. Die evangelischen Kurfürsten nahmen sich auch Gebhard's in so fern an, als sie der Absetzung eines ihrer Collegen durch den Papst (Gregor XIII., der schon die Wahl eines protestantischen Kaisers befürchtete) widersprachen, allein der Pfalzgraf Johann Kasimir war der einzige, welcher dem abgesetzten Erzbischof mit Mannschaft zu Hülfe zog, als es zwischen demselben und dem Domcapitel zum Kriege kam, welches den Prinzen Ernst aus dem am unwandelbarsten katholisch gebliebenen Hause Baiern wählte (1583), der zugleich Bischof von Freising und Lüttich und Administrator von Hildesheim war. Der Macht des neugewählten Kurfürsten Ernst konnte Gebhard nicht widerstehen; er zog sich nach Straßburg zurück, wo er Domdechant war. Mit ihm zugleich

kamen drei kölnische Domherren, die ebenfalls von dem Papste excommunicirt und abgesetzt worden waren, nach Straßburg, wo sie Präbenden besaßen. Die katholischen Domherren weigerten sich, die Excommunicirten aufzunehmen, und flüchteten aus Furcht vor dem Stadtmagistrat, der den Protestanten günstig war, mit den Schätzen und dem Archiv der Domkirche nach Zabern, wo sie sich als das einzige rechtmäßige Capitel ansahen. Diese Spaltung führte nach dem Tode des Bischofs von Straßburg (1592) zu einer zwistigen Wahl, die protestantischen Domherren wählten den Prinzen Johann Georg von Brandenburg, während die katholischen den Cardinal und Bischof von Metz, Karl von Lothringen, zum Bischof ernannten. Nach einem verheerenden Kriege und nach langen Unterhandlungen mußte der protestantische Bischof gegen eine Entschädigung in Geld allen seinen Ansprüchen auf das Stift Straßburg entsagen und seinem Gegner das Feld räumen. Dieser Erfolg gereichte der katholischen Partei zur größten Förderung und die Gegenreformation in katholischen Gebieten kam nun erst recht in Gang.

Die Protestanten hatten nur durch Mangel an Eintracht ihr Uebergewicht an die Katholiken verloren, und sie konnten es nicht anders wiederherstellen, als durch eine enge und auf gemeinschaftliche Interessen gegründete Verbindung unter einander. Einige reformirte Fürsten wandten sich an den König Heinrich IV. von Frankreich, der zwar seit seiner Thronbesteigung wieder Katholik geworden, aber zu einer Verbindung mit den Protestanten nichts desto weniger bereit war, um die Macht des österreichischen Hauses zu schwächen. Die lutherischen Fürsten hielt aber ihr Patriotismus und ihr Gewissen von einem Bunde mit dem katholischen König von Frankreich und mit dem reformirten Kurfürsten von der Pfalz ab, und es war eine offenbare Verletzung des Religionsfriedens und der Reichsverfassung nöthig, um ihre Bedenklichkeit zu überwinden. Eine solche erfolgte alsbald in der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, wo die Protestanten so sehr das Uebergewicht hatten, daß kein Katholik mehr als Bürger aufgenommen wurde und das einzige katholische Kloster zum h. Kreuz nur unter dem Vorbehalt geduldet war, daß keine Procession mit fliegender Fahne Statt finden dürfe. Der Abt des Klosters hielt aber die Gesinnungen des kaiserlichen Hofes gegen die Protestanten und das damalige Uebergewicht der katholischen Partei für geeignet, um dem katholischen Cultus seine alten Rechte wieder zu erwerben und machte 1605 den Versuch mit einer öffentlichen Procession. Die Unterbrechung derselben durch den Magistrat gab Gelegenheit zu einem Processe und die günstige Entscheidung desselben war für den Abt eine Aufforderung, die Procession im folgenden Jahre zu wiederholen (1606). Gegen die schimpfliche Mißhandlung, welche dem feierlichen Aufzuge der Katholiken von Seiten der Protestanten widerfuhr, indem der Pöbel mit Knitteln auf die Mönche losschlug und sie ins Kloster zurücktrieb, brachte

der Abt von Neuem seine Klage vor den Reichshofrath, und dieser, durch die Verhöhnung seiner zur Untersuchung abgeordneten Commissarien aufgebracht, erklärte die Stadt in die Acht und übertrug die Vollziehung derselben dem Herzoge Maximilian von Baiern (1607), dem die lutherische Reichsstadt schon längst ein Dorn im Auge war. Donauwörth wurde von einem baierischen Heere besetzt und nach der Eroberung seiner Reichsunmittelbarkeit und der Religionsfreiheit beraubt. Das Verfahren bei Verhängung der Reichsacht war widerrechtlich gewesen, denn man hatte die Kurfürsten nicht befragt und daß man die Vollziehung einem Fürsten übertrug, der nicht dem schwäbischen Kreise angehörte, war eine offene Feindseligkeit gegen die protestantischen Stände. Die unmittelbare Folge war die Abschließung der protestantischen Union (4. Mai 1608), mit Kurpfalz, Württemberg und Pfalz-Neuburg an der Spitze, zu gegenseitigem Schutz gegen fernere Verletzungen der Reichsverfassung. Aber nur ein Theil der protestantischen Fürsten trat diesem Bunde bei (weil Kurpfalz an der Spitze stand, hielt sich Sachsen fern und wühlte gegen den Bund) und auch die beigetretenen waren nicht einmal einig unter einander.

Die Antwort auf die Union war die katholische Liga vom 10. Juli 1609, geschlossen von Herzog Maximilian von Baiern und dem Erzherzog Leopold von Oesterreich mit mehreren süddeutschen Bischöfen und Aebten, gleichfalls zum Schutze der Reichsgesetze, aber auch der katholischen Religion (während in der Unions-Urkunde von Religion nicht die Rede war). Die Liga hatte einen entschlossenen, thatkräftigen Fürsten als Haupt und ein aus Bundesmitteln errichtetes vortreffliches Heer. Die Einigkeit ihrer Glieder, die keine Glaubensverschiedenheit kannten, die prompte Bezahlung der Beiträge, die unbedingte Obergewalt des Herzogs Maximilian, dem kein Bischof schon vermöge seines Standes die Leitung des Bundes streitig machen konnte, — alles dies gab der katholischen Liga einen Nachdruck, welcher die größere Ausdehnung der protestantischen Union bei Weitem aufwog.

Der Jülich'sche Erbfolgestreit.

Die mit wachsamem Mißtrauen sich beobachtenden Parteien erhielten einen Zankapfel durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg (25. März 1609), mit dem der Mannesstamm seines Hauses ausstarb. Die Erbfolge in den jülich-clevischen Landen mußte um so streitiger werden, je größer die Anzahl der Competenten war, und um so wichtiger, je mehr jeder Religionspartei daran lag, eine so bedeutende Erwerbung für sich zu machen. Es handelte sich um die Frage, ob die männlichen Nachkommen der zweiten (noch lebenden) Schwester des Erblassers ein Vorrecht hätten vor den weiblichen Nachkommen der ältesten (schon verstorbenen) Schwester. Während aber Sachsen sein am meisten begründetes Recht auf friedlichem Wege durchzusetzen suchte und sich deßhalb an den

Kaiser wandte, ergriffen der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg (an der Donau) Besitz von den erledigten Landen, ohne auf das deßhalb erlassene Verbot des Kaisers zu achten. Die von diesem verfügte Sequestration und die Absendung des Erzherzogs Leopold nach Jülich erweckten vielmehr den Verdacht, daß der Kaiser selbst die Absicht habe, die erledigten Lande im Namen des Reichs einzuziehen und sie seinem Hause zuzuwenden; daher vereinigten sich die beiden im Besitze befindlichen (die sog. „possedirenden") Fürsten durch den Dortmunder Vertrag (31. Mai 1609) mit einander zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Ansprüche, zur einstweiligen gemeinsamen Verwaltung des Landes und zur spätern gütlichen Ausgleichung ihres Streites. Sie schlossen sich zugleich an die Union an und erhielten von dem Könige Heinrich IV. von Frankreich so aufmunternde Versprechungen, daß sie gegen den Erzherzog Leopold als den Vollstrecker der kaiserlichen Sequestration feindselig aufzutreten wagten. Als aber statt der erwarteten französischen Armee die Nachricht ankam, daß der König von Frankreich ermordet worden sei, suchte die Union durch einen Frieden die Liga zur Niederlegung der eben ergriffenen Waffen zu bewegen; sie verglich sich zuerst mit dem Erzherzog Leopold über die Räumung des Bisthums Straßburg, dann auch mit dem Herzog Maximilian von Baiern über die gegenseitige Abdankung der geworbenen Truppen. Die Einigkeit der beiden „possedirenden" Fürsten hörte aber mit der Entfernung der äußern Gefahr auf. Zu ihrer Aussöhnung ward zwar eine Vermählung des Pfalzgrafen von Neuburg mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg in Vorschlag gebracht, allein durch eine Ohrfeige vereitelt, welche der Kurfürst in der Hitze des Zornes und Rausches seinem künftigen Schwiegersohne gab. Der Pfalzgraf suchte sich nun durch eine Verschwägerung mit dem baierischen Hause und durch den öffentlichen Uebertritt zur katholischen Kirche den Beistand der Liga und der Spanier zu verschaffen, während der Kurfürst von Brandenburg die reformirte Religion annahm, um an der Republik der vereinigten Niederlande eine Stütze zu erhalten. Da die jülich-clevischen Lande im Vergleich zu Xanten 1614 zwischen dem Pfalzgrafen von Neuburg und dem Kurfürsten von Brandenburg getheilt wurden, so brauchte keine Partei über die Gebietsvergrößerung der andern neidisch zu sein.

Dieser Erbfolgestreit ging also vorüber, ohne, wie im Anfange gefürchtet ward, den allenthalben angehäuften Stoff der Zwietracht zu entzünden; der Anstoß zu einer allgemeinen Störung der Ruhe von Europa kam vielmehr von den österreichischen Erbländern und von der fortdauernden Entzweiung und Zerrüttung des habsburgischen Hauses her. Die Unfähigkeit des in Spanien erzogenen und mitunter gemüthskranken Kaisers Rudolf II., der sich meistens nach Prag zurückzog und dort mit gelehrten Liebhabereien beschäftigte, bewog die Stände von Ungarn, dem Bruder des Kaisers, Matthias, die Leitung der Geschäfte zu übertragen. Die Böhmen, welche

selbst unter dem milden Maximilian II. nur eine beschränkte Religionsfreiheit genossen, ertrotzten von dem schwachen Rudolf II. freie Religionsübung durch den sog. Majestätsbrief (1609), wohl das freisinnigste Religionsedict, welches im 17. Jahrhdrt. erlassen worden ist. Rudolf II. war gegen seinen Bruder Matthias und selbst gegen seinen Vetter Ferdinand zu aufgebracht, um einem von diesen Beiden die Nachfolge in Böhmen zu gönnen; er dachte dieselbe dem Erzherzog Leopold, welcher Bischof von Straßburg und Passau war, zu, und ließ zur Ausführung dieses Planes im Passauischen ein Heer zusammenziehen. Das Mißtrauen der Böhmen sah in diesen Truppen ein Werkzeug zur gewaltsamen Unterdrückung der ihnen gemachten Bewilligungen; sie waren daher auf Widerstand gefaßt, als das passauische Heer in ihr Land einrückte, und riefen des Kaisers Bruder Matthias herbei. Dieser hielt am 24. März 1611 seinen Einzug in Prag und wurde am 23. Mai gekrönt, nachdem er den böhmischen Ständen alle ihre Rechte und Privilegien bestätigt und sie darin zu schützen versprochen hatte. Dem Schicksale, auch noch den Kaiserthron mit einem römischen Könige theilen zu müssen, zu dessen Wahl die Kurfürsten schon einen Tag bestimmt hatten, entging Rudolf II. durch seinen Tod, welcher am 20. Januar 1612 erfolgte.

Durch seine Erwählung zum römischen Kaiser vereinigte Matthias (1612—1619) alle Kronen Rudolf's II. auf seinem Haupte, allein ohne die Erwartungen zu erfüllen, die man sich von ihm gemacht hatte. Desto größere Hoffnungen setzten die Katholiken auf des Kaisers Vetter Ferdinand, einen durch Erziehung und Grundsätze mit dem Herzoge Maximilian von Baiern völlig befreundeten und übereinstimmenden Mann; sie suchten ihn an die Spitze der österreichischen Macht zu bringen, und Matthias mußte, um nicht von Ferdinand zu leiden, was er selbst seinem Bruder Rudolf zugefügt hatte, die Hand dazu bieten. Die Brüder des Matthias, welche eben so, wie dieser, keine Kinder hatten, entsagten zu Gunsten Ferdinand's ihren Ansprüchen; er wurde 1617 zum designirten König von Böhmen gekrönt, und dem Beispiele dieses Landes folgte Ungarn 1618, ohne im geringsten Schwierigkeiten zu machen.

Ferdinand's Ueberzeugung, daß die neue Lehre zu Aufruhr und Ungehorsam gegen die Obrigkeit führe, und daß die in den letzten Jahren über das österreichische Haus hereingebrochene Verwirrung nicht anders geheilt werden könne, als durch Beschränkung oder Unterdrückung der Protestanten, suchte sich bald Einfluß auf die Regierung zu verschaffen. Er ließ den Ersten Minister und Liebling des Kaisers, den Cardinal Clesel, welchen er als Urheber der Politik berechneter Milde und Versöhnlichkeit betrachtete, verhaften und nach Tyrol bringen (1618); er selbst bemächtigte sich mit des Kaisers Bruder, dem Erzherzog Maximilian, der Leitung der Geschäfte. Diese grobe Verletzung seines Ansehens und die Furcht vor noch größeren Mißhandlungen beschleunigte den Tod des Kaisers Matthias (20. März 1619);

er starb jedoch nicht eher, als bis er die Folgen des von seinem designirten Nachfolger angenommenen Systems erlebt und den Ausbruch der Stürme gesehen hatte, welche Deutschland 30 Jahre lang erschütterten und das Haus Oesterreich mehr als einmal an den Rand des Unterganges brachten.

---

37. Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's.

(Nach Joh. Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und Leopold von Ranke, Walleinstein, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Der Krieg in Böhmen, 1618—1620.

Obgleich Kaiser Rudolf II. mittels des „Majestätsbriefes" nur den drei weltlichen Ständen der Herren, Ritter und königlichen Städte mit ihren Unterthanen Religionsfreiheit zugestanden hatte, so machten doch auch protestantische Unterthanen geistlicher Stände in Böhmen diese Befugniß für sich geltend. Die protestantischen Bewohner von Braunau, der Abtei von Braunau unterthan, begannen den Bau einer Kirche. Der Abt glaubte diesen Bau nicht gestatten zu dürfen und erwirkte von der königlichen Regierung zu Prag (1611) den Befehl, daß die Bürger den Bau einzustellen hätten. Ein zweiter, ähnlicher Fall ergab sich zu Klostergrab, einem zum Prager Erzbisthum gehörigen Städtchen. Die evangelischen Bürger daselbst arbeiteten am Bau einer Kirche; der Erzbischof befahl die Unterbrechung des Baues, indem er sich darauf berief, der Majestätsbrief gestatte den Bau von Kirchen und Schulen dem Herren- und Ritterstande und den königlichen Städten auf ihren Besitzungen, nicht aber den Bewohnern von Böhmen, die zu keiner dieser drei Classen gehören. Diese Streitfrage war der unscheinbare Anfang des 30jährigen Krieges.

König Ferdinand erklärte sich für die buchstäbliche Auslegung des Majestätsbriefes, folglich, daß der Bau der erwähnten Kirchen unterbleiben solle. Die Evangelischen kehrten sich hieran nicht und vollendeten den Bau; der Erzbischof ließ aber die Kirche in Klostergrab sperren und später niederreißen. Der Abt von Braunau ließ die Kirche von Braunau ebenfalls schließen; er stützte sich hierbei auf jene königliche Erklärung. Die evangelischen Deputirten, welche wegen dieser Angelegenheit nach Prag kamen, wurden als unruhige Köpfe in das Gefängniß geworfen. Die Erbitterung wuchs, als Matthias 1617 die Verwaltung von Böhmen zehn Statthaltern übertrug, deren sieben katholisch waren. Als nun der Kaiser den evangelischen Ständen ihre Versammlungen verwies und mit strenger Untersuchung und Strafe drohte, verbreitete sich das Gerücht, der Befehl sei nicht so vom Kaiser ausgegangen, wie er publicirt worden, sondern er sei von den Statt-

haltern verfälscht. Dies war das Signal zum gewaltsamen Ausbruche des Unwillens. Viele evangelische Stände, von zahlreichem Volke begleitet, erschienen auf dem königlichen Schlosse zu Prag; hier fanden sie vier von den königlichen Statthaltern, die übrigen sechs waren verreis't; die bewaffnete Menge besetzte alle Zugänge des Schlosses, die Vornehmsten traten ein und während sie die Statthalter erwarteten, sprach Graf Matthias von Thurn zu den Seinen: „Es sei keine Hoffnung, die Religionsfreiheit fest zu begründen, so lange die beiden Statthalter Martinitz und Slawata lebten; man müsse sie also tödten, und zwar jetzt auf der Stelle." Wenzel von Raupora rief: „Werft sie nach altböhmischem Gebrauch zum Fenster hinaus!" Während nun Einige die beiden Andern aus dem Zimmer führten, faßten vier Männer den Martinitz und warfen ihn zum Fenster hinaus. Alsbald rief Thurn: „Edle Herren, hier habt Ihr den Andern!" und wies auf Slawata. Sofort wurde er gepackt und hinabgeworfen; auch sein Geheimschreiber, Philipp Fabricius Platter, ihm nachgestürzt. Achtundzwanzig Ellen maß die Tiefe, doch blieben alle Drei am Leben; Fabricius raffte sich zuerst auf, rannte nach Hause und eilte von dort nach Wien, dem Kaiser die Kunde zu bringen. Die Diener der beiden Andern eilten herbei und hoben ihre Herren auf. Aus den Fenstern wurde wiederholt auf sie gefeuert, doch entkamen sie auch dieser Gefahr. Die Evangelischen bemächtigten sich der Regierungsgewalt, die sie 30 Directoren übertrugen; zugleich warben sie ein Heer und ernannten Graf Matthias von Thurn zum Feldherrn; auch riefen sie Ungarn, Mähren und benachbarte Fürsten und Hülfsvölker an. Der Erzbischof von Prag, der Abt von Braunau und noch einige Prälaten wurden von den Directoren des Landes verwiesen.

Vergebens bemühte sich Ferdinand II. (1619—1637), die Gährung in Böhmen auf gütlichem Wege zu beschwichtigen, vielmehr brach Graf Thurn, das Oberhaupt des böhmischen Kriegsvolkes, mit 16,000 Mann nach Mähren auf, vereinigte sich dort mit den Protestanten und besetzte die wichtigsten Städte: Brünn, Olmütz, Iglau. Ein kaiserlicher Oberst, der später weltberühmte Wallenstein, war der Einzige, der ihnen Hindernisse in den Weg legte, freilich auf die Dauer ohne Erfolg, da er nur ein Regiment hatte. Von Mähren wandte sich Thurn gegen Oesterreich, während Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, aus Ungarn heranrückte. Thurn fand nirgends Widerstand und bald lagerte er vor den Mauern Wiens. Der Augenblick war entscheidend, der Kaiser war ohne Vertheidiger; wenn Thurn die Thore sprengen ließ, war Ferdinand mit Gattin und Kindern gefangen. Alles rieth zur Flucht. Wenn er aber floh, war die Stadt, die Monarchie verloren, denn die Häupter der österreichischen Protestanten scheuten nur noch seine Gegenwart; ein Rest von Ehrfurcht hielt sie noch ab, dem Feinde die Thore der Stadt zu öffnen. Eine Deputation der evangelischen Stände von Niederösterreich erschien in der Hofburg und forderte von Ferdinand

drohend seine Einwilligung zum Abschlusse einer „Conföderation“ mit Böhmen. Daß eins der Mitglieder dieser Deputation den Kaiser beim Knopf gefaßt und gesagt habe: „Nandel, gib dich! Du mußt unterschreiben!“, wird nur von späteren Schriftstellern berichtet. In diesem entscheidenden Moment schmetterten Trompeten durch die Burg; 500 Cuirassiere stellten sich auf dem Burgplatze auf; Graf Dampierre hatte sie dem Kaiser zur Hülfe gesandt und der Oberst Saint-Hilaire sie glücklich in die Stadt gebracht. Im Augenblicke zerstob die evangelische Deputation, und Ferdinand rüstete zur Gegenwehr. Geschütz wurde auf die Wälle gebracht; die katholischen Bürger, neu ermuthigt, die Studenten in jugendlicher Begeisterung griffen zu den Waffen und schlossen sich den Cuirassieren an. Thurn blieb noch einige Tage vor der Stadt; eines Morgens war er plötzlich verschwunden. Die böhmischen Directoren hatten ihm die Nachricht mitgetheilt, Graf Boucquoi habe ihren Feldherrn, den Grafen Ernst von Mansfeld, geschlagen und sich mit Dampierre vereinigt. Sie befahlen Thurn, heimzukehren und Prag zu decken. Von seinen Drängern befreit, übertrug Ferdinand die Regierungsgeschäfte seinem Bruder Leopold und unternahm alsbald die Reise nach Frankfurt.

Dort sollte die Wahl des neuen Kaisers Statt haben. Möglicher als je war jetzt die Wahl eines protestantischen Kaisers; die drei weltlichen Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Pfalz waren protestantisch, und das Königreich Böhmen, welchem die vierte Kurstimme zukam, stand unter der Leitung protestantischer Directoren. Aber deutsches Kaiserthum und katholisches Kirchenthum waren so eng verbunden, daß die Wahl eines protestantischen Kaisers das deutsche Reich aus seinen Fugen gesprengt haben würde; dies fühlten oder erkannten auch die protestantischen Kurfürsten. Hierzu kam noch Sachsens alte Freundschaft für Oesterreich, ferner die Abneigung des streng lutherischen sächsischen Hofes gegen den Calvinismus der Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz. Endlich hatte keiner der drei protestantischen Kurfürsten Geisteskraft genug, um den zahllosen Schwierigkeiten gewachsen zu sein, die sich einem protestantischen Kaiser darbieten mußten; vor dieser Aufgabe schreckten alle drei zurück und stimmten auch für Ferdinand. Als die Wählenden aus dem Wahlgemach traten, fanden sie große Bewegung im Volk; denn während des Wahlactes war die Nachricht gekommen, daß die Böhmen den König Ferdinand „als Erbfeind der Gewissensfreiheit“ des böhmischen Thrones verlustig erklärt und den Kurfürsten von der Pfalz, das Haupt der protestantischen Union, zu ihrem König gewählt hätten.

Als Kurfürst Friedrich die Nachricht von Ferdinand's Absetzung und von seiner Wahl erhielt, wußte er sich nicht zu entscheiden. In seinem geheimen Rathe wurden mehr Gründe gegen die Annahme angeführt, als für dieselbe. Friedrich's eigene Mutter, Wilhelm's von Oranien Tochter, bat ihn thränenden Auges, die verderbliche Wahl abzulehnen. Andererseits reizten ihn zur Annahme Prinz Moritz von Oranien und Bethlen Gabor, Fürst von

Siebenbürgen, jener der Erbfeind von Spanien, dieser von Oesterreich. In seiner Umgebung selbst wirkten vorzugsweise für die Annahme Fürst Christian von Anhalt und die Kurfürstin Elisabeth Stuart, die Tochter Jacob's I. von Großbritannien. Friedrich, welcher die Führerrolle, die sein Haus seit einem Menschenalter übernommen hatte, nicht aufgeben wollte, entschied sich für Annahme der Krone. Als er Heidelberg verließ, um das Unglück bringende Geschenk zu übernehmen, rief die weinende Mutter: „Du trägst die Pfalz nach Böhmen!" Er aber mochte das Wort schon vergessen haben, als er, an der böhmischen Grenze von einer zahlreichen böhmischen Gesandtschaft empfangen, bald darauf seinen feierlichen Einzug in Prag hielt. In wenigen Tagen erfolgte die Krönung, und bald nachher erschien sein Manifest, in welchem Friedrich das Verfahren der Böhmen gegen Ferdinand und die Annahme der Krone zu rechtfertigen suchte. Er hoffte in Böhmen Macht zu finden, diese aber erwarteten die Böhmen von ihm, er fand nur einen aufgelösten Staat, in welchem eine unbändige Aristokratie herrschen wollte.

Friedrich war jedoch nicht im Stande, die Union zu einem kräftigen Schritte zu seinen Gunsten zu bestimmen, aber auch die Gunst der Böhmen verlor er nur zu bald. Ohne zu ahnen, daß die Vergnügungen dieses Winters ihm einst den traurigen Namen „Winter-König" eintragen würden, veranstaltete er Schlittenfahrten und lustige Aufzüge, Gastmähler und Tanzfeste und that Manches, was den pedantischen böhmischen Eiferern auf- oder mißfiel. Die Ueppigkeit des Hofes gab Anlaß zu Aergerniß, seine Anhänger selbst geriethen unter einander in Streit. Was ihm aber am meisten schadete, waren die religiösen Wirren, die er und sein Hofprediger Scultetus veranlaßten. Die Utraquisten in Böhmen hatten in ihren kirchlichen Gebräuchen viel vom Katholicismus behalten, wie Bilder und Reliquien der Heiligen. In engherziger Intoleranz ließ der streng reformirte Kurfürst eines Morgens, unter persönlicher Leitung seines Hofpredigers Scultetus, die Prager Domkirche von alle dem reinigen, was ihm als „papistischer Greuel" erschien. Jedes Denkmal, jede Erinnerung früherer Zeiten, bis auf die Inschriften, ward vertilgt. Keine Glocke durfte mehr läuten, statt der Altäre wurden Tische hingestellt, die goldenen und silbernen Kelche an den Hof geliefert, hölzerne dafür angeschafft und das Abendmahl ohne alle Feierlichkeit und Würde ausgetheilt. Selbst der fanatische alte Graf Thurn machte dem Könige Vorstellungen über das Zweckwidrige und Gefährliche dieses Schrittes. Die Antwort, die der König gab, charakterisirt die Schwäche des Mannes; er sagte: „Er habe diese Maßregeln nicht geheißen, nur geschehen lassen."

Während Friedrich vergebens Unterstützung von auswärtigen Mächten, namentlich von seinem Schwiegervater Jakob I. von England, erwartete, gewann der Kaiser nicht nur seinen Jugendfreund und Verwandten, den Kurfürsten Maximilian von Baiern nebst der Liga (auf eine Reihe von Jahren die leitende Macht in Deutschland), sondern auch Spanien und

Sachsen für sich. Der spanische Befehlshaber in den Niederlanden, Spinola, erhielt den Befehl, in die Unterpfalz einzubrechen. Der Kurfürst von Sachsen übernahm aus alter Freundschaft gegen Oesterreich und aus alter Feindschaft der Lutheraner gegen die Calvinisten, für die Abtretung der Ober- und Niederlausitz Seitens Ferdinand's, die Unterwerfung Schlesiens (nebst der Lausitz), welches als böhmisches Nebenland auch Friedrich anerkannte. In Böhmen vereinigte sich das liguistische Heer unter Herzog Maximilian und Tilly mit den kaiserlichen Truppen unter Boucquoi; den Oberbefehl führte Maximilian, dem der Kaiser die pfälzische Kurwürde und alle Eroberungen im Reiche versprochen hatte. Das böhmische Heer befehligte Christian von Anhalt. Er hatte blos geworbenes Kriegsvolk und einige Tausend Ungarn, die ihm Bethlen Gabor gesendet. Eine entscheidende Schlacht schien unvermeidlich, denn beide Heere waren in mißlichen Umständen, — Seuchen wütheten, Hunger und Noth waren bei beiden Theilen groß. Im Lager des Königs war Kriegsrath. Christian von Anhalt sagte: der Feind wolle nach Prag, man müsse dahin zurück, die Hauptstadt zu decken; — Graf Thurn, beschränkt und eigensinnig wie immer, wollte seinen Kopf zum Pfand einsetzen, daß dieses Maximilian's Absicht nicht sei, man müsse das Lager behaupten und das Land decken. Als man erfuhr, daß Maximilian wirklich nach Prag marschire, mußte Christian von Anhalt sich zu einem Nachtmarsche entschließen. Um Mitternacht stand er auf dem weißen Berge. Das Heer war erschöpft, entmuthigt, demoralisirt; Friedrich war in Prag. Es war zwischen 12 und 1 Uhr am 8. Nov., an einem Sonntage, als das kaiserliche Heer unter Tilly sich gegen die Böhmischen in Bewegung setzte. Christian von Anhalt warf mit seiner Reiterei die Kaiserlichen über den Haufen mit solchem Glück, daß dadurch auch zwei Infanterie-Regimenter zum Wanken gebracht wurden. Tilly aber schickte den Böhmischen sofort 500 Reiter in die Flanke, welche diese mit solcher Wuth angriffen, daß nicht allein der Fürst von Anhalt selbst verwundet und gefangen, sondern auch die ganze Reiterei zersprengt und in die Flucht gejagt wurde. Die geworfene Reiterei brachte Unordnung in die Reihen des Fußvolks, was die Kaiserlichen geschickt benutzten und mit der ganzen Armee vorrückten. Die Böhmischen machten noch vereinzelte Angriffe, die das Gepräge der Unentschlossenheit des Führers und die Feigheit der Soldaten in gleichem Maße bezeugten. Die Schlacht hatte nur eine Stunde gedauert und der Sieger schlug seinen Verlust nur auf 100 Mann an. Aber 5000 der Besiegten sollen das Schlachtfeld bedeckt haben — 5000 Gefangene, 100 Fahnen so wie die gesammte feindliche Artillerie fielen in des Siegers Hände. Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz gehorchten wieder dem Fürsten, den sie ein Jahr vorher abgesetzt hatten. Das unglückliche Königspaar pilgerte über Breslau, Berlin nach Holland. Niemand ahnte damals, daß ein Enkel (Georg I.) dieses hartbedrängten Paares einst den englischen Thron besteigen würde.

In Böhmen kämpfte Mansfeld noch Monate lang in und um Pilsen, als aber überwiegende Heereskräfte gegen ihn vordrangen, zog er sich in die Oberpfalz zurück, der Krieg in Böhmen war beendet. Nun begann das Werk der Gegenreformation und der böhmische Krieg erweiterte sich zu einem europäischen. Ferdinand bestätigte auch die politischen Rechte Böhmens, nur den Majestätsbrief durchschnitt er mit eigener Hand, weil das Land selber ihn verletzt habe. Die protestantischen Prediger wurden aufgefordert, die alten Gebräuche in den Kirchen wieder einzuführen, und da sie sich standhaft weigerten, aus Böhmen und dessen Nebenländern verbannt, wobei hervorgehoben wurde, dies geschehe nicht der Religion halber, sondern wegen des begangenen Hochverraths, weil sie die Wahl Friedrich's als ein Gott gefälliges Werk befördert hätten und noch jetzt die Gemüther vom Kaiser abwendeten. Der Gebrauch des Kelches wurde untersagt. Bald nachher wurde den Nichtkatholischen sowohl das Bürgerrecht in den Städten als auch das Recht, gültige Ehen zu schließen, entzogen, der Betrieb der Gewerbe, Handwerke und des Handels verboten. Nur Katholische sollten Testamente machen, öffentliche Wohlthaten und milde Stiftungen nur Katholischen zu Theil werden dürfen. Die Protestanten erhoben sich wohl in einzelnen Theilen des Landes, aber diese Aufstände waren so unbedeutend, daß der Kaiser, noch ehe sie unterdrückt waren, ein weiteres Edict gegen die Protestanten erließ (1624). Sie wurden in demselben ermahnt, binnen 6 Monaten zur katholischen Religion zurückzukehren. Jene Mitglieder des Herren- und Ritterstandes, welche dieser Ermahnung nicht Folge leisten wollten, erhielten zugleich den Befehl, das Land zu verlassen. Ueber 30,000 böhmische Familien, darunter 500 von der Aristokratie, sollen damals in die Verbannung gewandert sein, und vertriebene Böhmen fehlten in keinem der Heere, die in der Folge gegen Oesterreich fochten. Mit gleichem Erfolge vollzog der Kaiser die Gegenreformation auch in Mähren, Schlesien und in Oesterreich. Ferdinand befolgte hierin nur die allgemein anerkannten Grundsätze seiner Zeit, die der Geschichtschreiber nicht nach dem gegenwärtigen Standpunkte, sondern nach den Ansichten des 16. und 17. Jahrhunderts beurtheilen muß.

2. Der pfälzische Krieg, 1620—1622.

Der spanische Feldherr Spinola hatte, um gegen Friedrich eine Diversion zu machen, mit einem stattlichen Heere von 25,000 Mann bereits im Sommer 1620 die ganze Kurpfalz besetzt, nur die Städte Mannheim, Heidelberg und Frankenthal hatten sich den Spaniern noch nicht unterworfen. Die Unirten hatten dieser Besetzung unthätig zugesehen und dann, als Ferdinand die Acht über den Pfalzgrafen verhängte (Januar 1621), Verträge mit Spinola geschlossen, kraft deren sie sich förmlich von der Union lossagten und sich verpflichteten, dem Pfalzgrafen keinerlei Hülfe zu leisten, hauptsächlich weil die protestantischen Mächte (England, Holland, Dänemark) zu einem

kriegerischen Einschreiten zu Gunsten des geächteten Kurfürsten nicht geneigt waren, am wenigsten dessen Schwiegervater Jakob I.

Der Krieg entbrannte dennoch aufs Neue, indem Ernst von Mansfeld, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und der Administrator von Halberstadt für die Sache Friedrich's das Schwert zogen, als weitläufige Verhandlungen über dessen Herstellung zu keinem Resultate geführt hatten. Graf Ernst von Mansfeld hatte früher in Ungarn und in den Niederlanden (die sein Vater Peter Ernst von Mansfeld als Statthalter verwaltete, s. S. 155) dem Hause Habsburg gedient, weil er aber sich zurückgesetzt glaubte (man hatte ihm das Lösegeld zur Befreiung aus einer Gefangenschaft, in die er gerathen war, versagt), war er mit seinen Truppen in die Dienste der Union getreten und selbst reformirt geworden. Ehe Wallenstein emporkam, behauptete er den größten Namen unter den Condottieren des Zeitalters. Als Maximilian von Baiern nach Böhmen einbrach, berief Friedrich von der Pfalz den Mansfeld eilig nach Prag. Dieser aber frug erst, ob er in Friedrich's Heer seinen Rang als Feldmarschall werde behaupten können? Während dieses Hin- und Hersendens ging die Schlacht am weißen Berge verloren. Nun verließ Mansfeld Böhmen und eilte mit dem besten Theile seines Heeres nach Deutschland zurück, warb daselbst neue Truppen und trat nun offen als Friedrich's Feldherr in den Kampf. — Der Reiz, als kriegerisches Oberhaupt aufzutreten, war damals so mächtig, daß der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, ehemaliges Mitglied der Union, die Regierung seinem Sohne übergab, um an die Spitze eines ansehnlichen, im eigenen Lande geworbenen und ausgerüsteten Heeres ein Freibeuterleben zu führen. — Christian der jüngere von Braunschweig, der dritte Sohn des Herzogs Julius aus seiner kinderreichen Ehe mit Elisabeth, der Schwester des Königs Christian IV. von Dänemark, in der Geschichte allgemein als Administrator von Halberstadt bekannt, ward als siebenzehnjähriger Jüngling von dem protestantischen Domcapitel in Halberstadt zum Bischof gewählt und vereinigte noch mehrere geistliche Pfründen in seiner Person, obgleich er nicht die geringste Spur eines geistlichen Gemüths verrieth, ein roher Wüstling, zu jeder Schandthat bereit und mit dem Vollbrachten prahlend. Ohne Feldherrntalent war er persönlich tapfer; seine Truppen, nach ihres Herrn Beispiel, die Mansfeldischen an Wildheit überbietend. Er faßte eine heftige Leidenschaft für die vertriebene Kurfürstin Elisabeth, steckte ihren Handschuh auf den Hut und schwur, den Handschuh nicht eher abzulegen, bis er sie auf den Thron zurückgeführt. „Gottes Freund, der Pfaffen Feind“ ist die Inschrift der Thaler, die er aus dem geraubten Kirchensilber prägen ließ. „Für Gott und Sie“ stand auf seinen Fahnen. Der Beiname der „tolle Herzog“ und die Sage, die von Mund zu Mund ging und geglaubt wurde, daß er zur Unterhaltung und um die Güte von Gewehren

zu erproben, Ziegeldecker von den Dächern schieße, beweisen hinlänglich, wie Christian gehaust haben muß.

Der Pfalzgraf verließ seinen Zufluchtsort, den Haag, und begab sich in die Unterpfalz, wo die Truppen der Protestanten ohne einheitliche Führung concentrirt waren. Mansfeld traf mit Tilly, dem Feldherrn der Liga, zusammen und warf ihn in einem Gefechte bei Wiesloch zurück, aber die frohen Hoffnungen, zu denen diese ersten glücklichen Schritte den Pfalzgrafen berechtigten, wurden durch zwei Siege Tilly's nur zu bald zerstört. Dieser griff den Markgrafen von Baden an und vernichtete dessen Heer in der Schlacht bei Wimpfen am Neckar; 300 pforzheimer Bürger retteten durch ihre treue Hingebung den Fürsten. Von Wimpfen wandte sich Tilly gegen den Herzog Christian. Dieser war auf dem Marsche, um sich mit Mansfeld zu vereinigen; mehr ritterlich als klug griff er den dreifach überlegenen Tilly bei Höchst an und wurde vollständig geschlagen. Der unglückliche Pfalzgraf mußte die Hoffnung aufgeben, durch Waffengewalt seine verlorenen Länder wieder zu erobern; er entließ endlich Mansfeld und Christian von Halberstadt aus seinen Diensten und versuchte den Weg friedlicher Unterhandlung. Der Kaiser aber erklärte: Friedrich's Angelegenheit betreffe das ganze Reich, er vermöge also nicht anders darüber zu entscheiden, als im Verein mit den Kurfürsten; er werde zu diesem Ende einen Fürstentag zu Regensburg halten. Inzwischen hatte Tilly Heidelberg und Mannheim erobert und so der Sache des Pfalzgrafen den Todesstoß gegeben. Der Kaiser belohnte den Herzog von Baiern mit der pfälzischen Kur, dem Reichsvicariat und dem Truchsessenamt. So gab es in Zukunft statt drei evangelischer Kurfürsten nur noch zwei.

3. Der niedersächsisch-dänische Krieg, 1625—1629.

Jacob I. von England wollte nun doch seinem Schwiegersohne, dem Pfalzgrafen Friedrich, durch Waffengewalt seine Länder wieder verschaffen. Den nächsten Bundesgenossen zu diesem Zwecke fand er an Frankreich, welches durch Richelieu zur Politik Heinrich's IV., die Macht des Hauses Habsburg zu schwächen, zurückkehrte. (Vgl. S. 177.) Beide Mächte fanden Verbündete im Norden an Holland und Dänemark. Da England und Holland selbst nicht in der Lage waren, Krieg in Deutschland zu führen, so sollten sie das Geld zum Kampfe gegen Habsburg geben, der ruhmsüchtige und ländergierige König von Dänemark, Christian IV., der als Herzog von Schleswig-Holstein deutscher Reichsfürst und außerdem der Schwager des Königs von England war (s. S. 181), wollte den Krieg selbst führen. Wenn er auch gern für das Haupt der Protestanten gelten mochte, so waren doch die confessionellen Rücksichten nur untergeordnete Motive; er gedachte die norddeutschen Bisthümer, welche damals Tilly den Katholiken wieder zuwenden wollte, für dänische Prinzen zu gewinnen.

Der Kaiser hatte den Krieg bisher mit liguistischen Truppen unter Tilly

geführt; er war daher in allen großen Unternehmungen von dem guten Willen der Liga abhängig. Da England den Seekrieg gegen Spanien erneuerte, so konnte der Kaiser auf die Hülfe Spaniens nicht mehr rechnen. Daher wurde das Bedürfniß eines selbständigen kaiserlichen Heeres von Ferdinand II. und seinen Räthen lebhaft gefühlt, aber Niemand fand die Mittel, ein solches zu schaffen.

Dazu erbot sich Albrecht Wenzel Eusebius Waldstein, oder, wie er sowohl damals als gegenwärtig in Poesie und Historie allgemein genannt wird, Wallenstein, geboren am 14. September 1583 unter einer Constellation der Gestirne (Saturnus und Jupiter), aus welcher der große Astronom Johann Kepler schloß, daß den jungen Wallenstein sein ungewöhnliches Naturell zu hohen Dingen befähigen werde. Er schreibt ihm ein Dürsten nach Ehre und Macht zu, eigensinnigen Trotz und verwegenen Muth, so daß er sich einmal zu einem Haupte von Mißvergnügten aufwerfen könne; viele und große Feinde werde er sich zuziehen, aber die meisten besiegen. — Wallenstein gehörte einer der minderst begüterten Familien des böhmischen Herrengeschlechtes der Ralsko an, die auf dem Gute Hermanric im Kreise Königin-Grätz wohnte, wo die protestantische Partei des Landes von jeher ihren vornehmsten Sitz hatte. Der Vater und die Mutter bekannten sich zu ihr, aber sie starben beide, ehe er 12 Jahre zählte; einer seiner mütterlichen Oheime, Albrecht Slawata, nahm den Knaben auf seine Burg zu sich, um ihn zugleich mit seinem Sohn erziehen zu lassen. Doch zeigte er von Kindesbeinen an nur Sinn für das Soldatenwesen und durch wilde Streiche zog er sich schon früh den Beinamen „der Tolle" zu. Eher wurden die Jesuiten in Olmütz mit ihm fertig, zu denen ihn ein anderer (katholischer) seiner mütterlichen Oheime brachte; einer der Patres hat da den Einfluß eines leitenden Freundes über ihn gewonnen, und Wallenstein hat später einmal gesagt, dem verdanke er Alles. Sodann finden wir ihn auf der lutherischen Universität Altorf, wo er nur aus Rücksicht auf seine hohen Verwandten der Relegation entging, zuletzt auf der venezianischen Hochschule von Padua, wo er sich feinerer Sitte und Lebensart bequemte. Auf die wissenschaftliche Schule folgte die militärische im Kriege gegen die Türken. Seine um viele Jahre ältere Gemahlin (Lucrezia von Landeck) hinterließ ihm bei ihrem frühen Ableben ihre ansehnlichen Güter in Mähren. Durch seine zweite Gemahlin, eine Gräfin Harrach, mit der er, so oft er sich auch von ihr trennen mußte, immer in einem innigen, gegenseitigen Verhältniß geblieben ist und die ihm eine Tochter gebar, kam er in die nächste Verwandtschaft mit den Familien, die den Hof und die Rathschläge des Kaisers beherrschten. In den böhmischen Unruhen führte er als Oberst ein mährisches Regiment. (S. S. 224.) Nach dem Siege des Kaisers wurden die Getreuen, die sich ihm angeschlossen hatten, mit den confiscirten Gütern der Gegner, die den Winter-König anerkannt hatten, ausgestattet. Wallenstein erhielt die ansehnlichen Güter eines

seiner Verwandten, der als einer der Hauptrebellen galt, ohne Weiteres und brachte durch Kauf die Herrschaften Friedland und Reichenberg (11,000 Dominial- und eben so viel Rusticalgüter) für den Spottpreis von 150,000 Gulden an sich, die er zum Theil durch Gegenforderungen bezahlte. In Kurzem der reichste Besitzer im Lande, wurde er 1623 zum Fürsten von Friedland erhoben.

Außerhalb des Feldlagers, in welchem ihm die geringste Störung, selbst durch klirrende Sporen, zuwider war, liebte er eine Pracht zu entwickeln, mit der kein Fürst wetteifern konnte. In Prag hatte er sich einen prächtigen Palast mit Säulenhallen, kühlen Grotten, kunstgeschmückten Sälen erbaut, 300 ausgesuchte Pferde fraßen in seinem Marstalle aus marmornen Krippen, denn, wenn er ausfuhr, geschah es mit einer langen Reihe, zum Theil sechsspänniger Carossen. Vom Schlosse in Sagan erzählte man, er habe es zum achten Wunder der Welt machen wollen. Seine Dienerschaft und seine Pagen, die er gern aus den vornehmsten Geschlechtern nahm, waren glänzend ausgestattet, seine Leibwache bestand aus ausgesuchten Leuten von hoher und schöner Gestalt. Er lebte mäßig, aber seine Tafel mußte aufs trefflichste bedient sein. Jedermann, der in seine Nähe kam, litt von seiner Launenhaftigkeit und seinem zurückstoßenden Wesen; im Zorne war er seiner selbst nicht mächtig und schlug um sich. Er war mager, von blasser, ins Gelbe fallender Gesichtsfarbe, mit kleinen, hellen, schlauen Augen. Früh alterte er, fast immer litt er am Podagra; in den letzten Jahren konnte er nur noch mühsam an seinem spanischen Rohre einherschreiten; bei jedem Schritte sah er um sich. Aber in ihm lebte ein feuriger Impuls zu unaufhörlicher Bewegung, Unternehmung und Erwerbung, ein ehrgeiziger Trieb, sich nach allen Seiten hin geltend zu machen, die Macht und Bedeutung seines Hauses zu begründen und die alten Feinde zu seinen Füßen zu sehen. Wie er die Soldaten liebte, so haßte er die verweltlichten Priester; Jesuiten wollte er in seinem Feldlager nicht dulden; dagegen gestattete er den Protestanten, von denen es voll war, ohne Scrupel freie Religionsübung; man hörte ihn sagen, Gewissensfreiheit sei das Privilegium der Deutschen. Seine Bizarrerieen, die dazu dienten, bei der Menge Eindruck zu machen, und die astrologischen Berechnungen der Geschicke für sich selbst und seine Freunde hinderten ihn nicht, die Dinge und Umstände, wie sie vorlagen, zu erkennen. Er war dadurch emporgekommen, daß er immer den eigenen Inspirationen folgte; er erklärte es für unmöglich, seinen Geist soweit zu bezwingen, daß er einem fremden Gebote gehorche.

Dieser Mann erschien nun in Wien, mit dem Anerbieten, wie einst ein Regiment, so jetzt eine ganze Armee (von 20,000 M.?) auf seine Kosten ins Feld zu stellen. Für die Erhaltung einer solchen ohne Kosten für den Kriegsherrn hatte er als General-Quartiermeister in Böhmen selber das beste Beispiel gegeben. Lange bedachte man sich in Wien; denn das Unternehmen

enthielt viele bedeutende Neuerungen; es konnte selbst bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Doch die immer mehr drohende Gefahr des dänischen Krieges bewog den Kaiser endlich, Wallenstein's Anerbieten anzunehmen, er erhielt ein Patent zur Werbung. Von dessen Freigebigkeit und Ruf gelockt, strömten alsbald Krieger, nicht nur aus den kaiserlichen Erbstaaten, sondern selbst aus dem protestantischen Deutschland, außerdem Spanier und Italiener herbei; in einem einzigen Regiment wollte man zehn verschiedene Nationalitäten unterscheiden; auf das religiöse Bekenntniß kam nichts an. Denn der Krieg war damals ein Geschäft, bei dem nichts als die Aussicht auf Gewinn maßgebend war. Dieses Heer, das nur in der Person des Führers seinen Zusammenhalt fand und dessen Bewaffnung die tumultuarische Art und Weise verrieth, in der es zusammengebracht worden, sollte zunächst Niedersachsen entwaffnen und die Dänen daraus vertreiben.

Andererseits hatte der König von Dänemark nicht allein seine eigene Armee zur Verfügung, sondern auch die Heerhaufen Mansfeld's, Christian's von Braunschweig und Johann Ernst's von Sachsen-Weimar; er stand an der Spitze des niedersächsischen Kreises; in Hessen und Thüringen erwartete man seine Ankunft, um sich für ihn zu erheben, und in der Ferne setzte sich Bethlen Gabor in Bereitschaft, um in Ungarn vorzudringen und die alten Unternehmungen gegen Oesterreich und Böhmen zu erneuern. Der erste Zusammenstoß erfolgte an der Elbe zwischen Wallenstein und dem Grafen von Mansfeld. Mit strategischem Tacte hatte Wallenstein den Elbepaß an der Dessauer Brücke besetzt, wodurch das jenseitige Gebiet für seine Streifzüge eröffnet wurde; Mansfeld versuchte vergebens den Feind aus jener Stellung zu vertreiben, am 15./25. April ward ein niederländisches Regiment, auf welches er am meisten Vertrauen setzte, von den Kaiserlichen über den Haufen geworfen, und von panischem Schrecken ergriffen, warf sich die gesammte Cavallerie in die Flucht. Christian IV. setzte nun die meiste Hoffnung auf die Schilderhebung seines entfernten Verbündeten, des Fürsten von Siebenbürgen. Diesem sollte Mansfeld eine (versprochene) Beihülfe von kriegsgeübten Fußvölkern zuführen und dabei zugleich festen Fuß in Schlesien fassen. Daher sah sich Wallenstein genöthigt, den Erblanden zu Hülfe zu kommen und selbst nach Schlesien zu ziehen. So beruhte die Entscheidung des Krieges in Norddeutschland auf den Heeren Tilly's und des Königs von Dänemark. Dieser letztere gedachte durch das Eichsfeld nach Thüringen vorzudringen und, durch weimarische Truppen verstärkt, in die fränkischen Bisthümer einzubrechen, um sowohl den Kaiser als die Liga in deren eigenem Gebiete anzugreifen. Dahin wollte es aber Tilly nicht kommen lassen, er besiegte den Dänenkönig in seiner ungünstigen Stellung bei Lutter am Barenberge, am 17./27. August 1626.

Inzwischen war die Vereinigung Mansfeld's mit Bethlen Gabor in Ungarn erfolgt; doch Wallenstein's Nachrücken drängte den Fürsten von

Siebenbürgen zu einem Waffenstillstande. Indem man von ihm im nächsten Jahre einen neuen Angriff erwartete, erlag Mansfeld auf seinem Wege nach Venedig, wo er die Mittel für die Ausführung neuer Pläne zu finden hoffte, einer Krankheit, die er schon lange in sich trug. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich (unfern von Spalatro in Dalmatien) sein bestes Kleid anziehen und gab stehend, von zwei Officieren gehalten, in ihren Armen seinen Geist auf. Wenige Monate nach ihm starb auch der andere wilde Söldnerführer, Christian von Braunschweig, der Administrator von Halberstadt.

Schon damals (1627) schickte Wallenstein einige kaiserliche Regimenter nach Polen, um die Polen in Stand zu setzen, den König von Schweden zu beschäftigen und von dem beabsichtigten Vordringen in die kaiserlichen Erblande abzuhalten. Er selbst brach im Juli 1627 gegen die dänisch-deutschen Truppen in Oberschlesien mit einer dreifach überlegenen Macht auf, so daß jene allenthalben zurückwichen und, sobald sie einen empfindlichen Nachtheil erlitten, traten die gemeinen Soldaten in Haufen zu dem Friedländer über. Dieser nahm darauf die schlesischen Schlösser und Städte, die in feindlichen Händen gewesen, ohne Widerstand ein. Nun stand dem General nichts mehr im Wege, gegen den König von Dänemark selbst loszugehen und die Fremden von dem deutschen Boden zu verjagen. Christian IV., der schon das Heer der Liga mit Mühe zu bestehen vermochte und sich vergebens um Hülfe an Frankreich und England wandte, sah nun auch das kaiserliche Heer in einem durch seine Siege verstärkten Bestande (18,000 M. zu Fuß, 13,000 M. zu Pferde) gegen sich heranziehen. Der Wallone Tilly überschritt die Elbe und die dänisch-deutschen Truppen (meist Fremde) wichen nach Holstein zurück, wo der Adel, wie in Mecklenburg, dem Kaiser geneigt war. Es war kein eigentlicher Krieg, sondern ein allgemeiner Abfall; Wallenstein's Truppen waren Ende 1627 Meister des ganzen dänischen Festlandes; Tilly war gleich im Anfang des Feldzuges von 1627 verwundet worden und hatte, als er geheilt war, sich gegen die festen Plätze in Niedersachsen gewandt, während Wallenstein seinen Siegeslauf von Schlesien bis Jütland fortsetzte, fast ohne Widerstand zu finden. So war man weit über die ursprüngliche Absicht einer Entfernung des Feindes von dem Boden des Reiches hinausgegangen. Wallenstein ward belohnt durch Erhebung seines böhmischen Fürstenthums zu einem erblichen Herzogthum, ausgestattet mit Rechten, wie solche kein anderes böhmisches Lehen besaß. Unmittelbar nach den entscheidenden Erfolgen in Schlesien (1. Sept. 1627) ward ihm das einst piastische Fürstenthum Sagan, zur Deckung von Auslagen, übertragen. Aber seine Gedanken standen auf ein großes Reichsfürstenthum: er forderte Mecklenburg vom Kaiser. Die beiden Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich zu Schwerin und Hans Albrecht zu Güstrow, hatten sich der protestantischen Partei mit vollem Herzen angeschlossen und die Unternehmungen des Königs von Dänemark unterstützt. Dies genügte, um über ihre Gebiete als heimgefallene Lehen zu verfügen.

Zunächst wurde dem General das Herzogthum nur als Unterpfand für seine Geldforderungen übertragen, die beiden Herzoge aber mußten das Land verlassen. Dann erhielt Wallenstein den Titel eines „Generals des baltischen und oceanischen Meeres", im geraden Gegensatze zu Dänemark, welches die Herrschaft über die deutschen Meere in Anspruch nahm. Er sollte über die Leitung des Seekrieges auf beiden Meeren eben so gut die oberste Entscheidung haben, wie über die Landarmee. Niemand konnte verkennen, daß ihm ein Krieg bevorstand, für den das Eine und das Andere erforderlich war.

Das Emportauchen maritimer Pläne Wallenstein's, dessen Gedanke an eine Herrschaft auf der Ostsee setzte auch den Schwedenkönig Gustav II. Adolf in Bewegung. Er bot seinem alten Gegner, dem Könige von Dänemark, in der äußersten Bedrängniß desselben die Hand nicht allein zur Vertheidigung seines Königreiches, sondern auch der Ostsee. Schon hatte Wallenstein mehrere Küstenstädte (Wismar, Rostock) in seine Gewalt gebracht und den Herzog von Pommern, Bogislaw XIV. — den letzten seines Stammes — genöthigt, eine ansehnliche kaiserliche Einquartierung in sein Land aufzunehmen, die vor Allem sich der pommer'schen Küsten und Häfen versichern sollte. Dagegen trat in Stralsund, der Stadt, an welcher das Meiste gelegen war, ein Widerstand hervor, an dem das Glück der kaiserlichen Waffen rückgängig geworden ist.

Obgleich Stralsund für die Befreiung von Einquartierung eine bedeutende Summe Geldes erlegt hatte, besetzten die Kaiserlichen unter dem Obersten Arnim den Dänholm, ein kleines niedriges Eiland zwischen der Stadt und der Insel Rügen, welches die Rhede von Stralsund beherrschte. Den Bürgern gelang es (März 1628), die kleine Besatzung, der man die Zufuhr abgeschnitten hatte, zum Abzug zu nöthigen. Als es im Mai und Juni zu ernstlichen Angriffen Arnim's auf die Stadt kam, säumten die beiden Könige von Schweden und von Dänemark nicht, ihr Hülfstruppen zuzusenden. Wallenstein selbst rückte gegen Ende Juni mit etwa 20,000 M. und trefflichem Geschütz gegen die Stadt heran, und man schreibt ihm das Wort zu: Stralsund müsse herunter und wenn es mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre; doch findet sich dafür kein glaubwürdiges Zeugniß; vielmehr wollte er mit der Stadt unterhandeln, sie von den fremden Königen trennen und sich des Vortheils ihrer geographischen Lage im Sinne der kaiserlichen Politik bedienen. Während der Unterhandlungen erschien der König von Dänemark mit 200 Fahrzeugen und 8000 M. an Bord in den Gewässern von Rügen, und Wallenstein mußte befürchten, daß, während er Stralsund zu nehmen trachte, der rührige Feind einen oder den andern Seeplatz gewinnen oder selbst ihm in den Rücken kommen werde. Er verließ sein Lager vor Stralsund, um sich nach seiner mecklenburgischen Hauptstadt Güstrow zu begeben, die Kaiserlichen gaben ihre Schanzen auf und Anfangs August konnte die Belagerung, an welche das Schicksal der nordischen Welt

geknüpft war, als aufgehoben betrachtet werden — zu derselben Zeit, als im Westen La Rochelle sich gegen die (ebenfalls bis zu den äußersten Spitzen des Landes vordringende) katholische Reaction nicht behaupten konnte, obgleich von England nicht minder thatkräftig unterstützt (siehe S. 177), wie Stralsund von den nordischen Mächten. Die Verschiedenheit dieses Ausganges beruht darauf, daß in Frankreich sich die Katholiken wie Ein Mann um den König schaarten, während in Deutschland die Liga dem kaiserlichen Feldhauptmann ihre Mitwirkung zur Unterwerfung des letzten Bollwerkes des Protestantismus im Reiche versagte. Durch die Eroberung von La Rochelle ward der Cardinal Richelieu in Stand gesetzt, den Feinden Habsburgs die Hand zu bieten. Immer mehr befestigte sich bei den Kaiserlichen und bei den Liguisten die Ueberzeugung, daß man den Krieg ohne Seemacht nicht fortsetzen könne. Denn an eine Offensive sei nicht zu denken, weil man keine Schiffe habe, um den König von Dänemark auf seinen Inseln aufzusuchen, und die Vertheidigung der drittehalbhundert Meilen langen Ostseeküste sei unmöglich, da der König bald hier, bald dort landen könne. Auf dem Friedens-Congresse zu Lübeck, 1629, suchte nun Wallenstein Dänemark von Schweden zu trennen und in eine engere Verbindung mit dem Kaiser zu bringen. Daher rieth er, dem Könige Christian seine eroberten Länder, Holstein, Schleswig und Jütland, zurückzugeben, und zwar ohne Ersatz der Kriegskosten, während er die schwedischen Gesandten nicht zu den Unterhandlungen zuließ, indem er ihnen Pässe nach Lübeck verweigerte. Vornehmlich dadurch wurde seine Politik bestimmt, daß Dänemark ihm den Besitz von Mecklenburg zugestand, Schweden denselben bestritt (die vertriebenen Herzoge waren Gustav Adolf's Vettern). Unmittelbar nach dem Abschluß des Lübecker Friedens sprach der Kaiser die Absetzung der beiden Herzoge und ihrer Nachkommenschaft aus und übertrug deren Lande dem Herzoge von Friedland als Vasallen des Reiches wegen der Dienste, die er mit „heroischem Valor" geleistet habe und noch zu leisten vermöge.

Die katholischen Kurfürsten erklärten in einem Gutachten, daß der Kaiser als oberster Richter im Reiche nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet sei, die Herausgabe der von den protestantischen Ständen eingezogenen Güter zu befehlen; sie verlangten, dies solle geschehen durch eine Declaration über den Sinn des Religionsfriedens, namentlich des geistlichen Vorbehalts. Die protestantischen Reichsstände behaupteten dagegen, nur der Versammlung aller Stände auf einem Reichstage könne es geziemen, eine Satzung zu interpretiren, die unter ihrer Mitwirkung gefaßt worden sei. Man kam nun mit den katholischen Kurfürsten überein, die vor dem Passauer Vertrage eingezogenen Güter noch unangefochten zu lassen, aber alle diejenigen zu reclamiren, welche nach demselben in den Besitz der Protestanten übergegangen waren. Jene formelle Einrede der Protestanten fand bei der katholischen Majorität des Reichstages keine Berücksichtigung. Tilly erbot sich,

zum Vollzuge dieses Restitutionsedictes aus allen Kräften mitzuwirken, Wallenstein dagegen war von jeder Verfolgung weit entfernt. Deßhalb wollte die Liga den General, der seinen eigenen Weg ging, verdrängen und die protestantischen Obersten, die er mit gutem Bedacht aufgenommen hatte, ausstoßen, da sich von ihnen in den Restitutionsbestrebungen kein Gehorsam erwarten ließ. Statt des verhaßten Feldhauptmannes sollte der Kaiser selbst die Heerführung übernehmen, wenn nicht in Person oder durch ein Mitglied seines Hauses, dann durch einen angesehenen Reichsfürsten, etwa den Kurfürsten Maximilian von Baiern, den weltlichen Führer der Liga (deren geistlicher der Erzbischof von Mainz war). Der Kaiser, welcher die Nachfolge seines ältesten Sohnes Ferdinand, der bereits König von Ungarn war, auch im Kaiserthum bei seinen Lebzeiten auf einem Reichstage zu Regensburg, 1630, zu sichern wünschte, war dabei von dem guten Willen der Kurfürsten abhängig und hatte daher die geforderte Restitution der geistlichen Güter bereits genehmigt, aber zu der ebenfalls verlangten Entlassung seines Generals, der ihn erst zu einem selbständigen Kriegsherrn gemacht hatte, konnte er sich nicht so leicht entschließen. Als jedoch die Kurfürsten sich weigerten, vor der Bewilligung dieser zweiten, mit dem größten Nachdruck wiederholten Forderung zu weitern Verhandlungen, namentlich zur Wahl Ferdinand's zum römischen Könige zu schreiten, erklärte er endlich, „er wolle das Kriegsdirectorium bei seiner Armada ändern". Freier von persönlicher Ungnade war wohl nie eine Entlassung aus dem Dienste, als diejenige Wallenstein's. Ganz so weit aber, wie die katholischen Kurfürsten wollten, war der Kaiser nicht zu bringen, denn an den Oberbefehl wurden nun so viele Vorbehalte zur Behauptung der kaiserlichen Majestät über Krieg und Frieden geknüpft, daß der Kurfürst von Baiern, der nicht schlechter gestellt sein wollte, als Wallenstein gewesen war, auf das Generalat Verzicht leistete. Man kam überein, daß Tilly dasselbe zugleich im Namen des Kaisers und der Liga führen solle. An Wallenstein wurden zwei seiner besten Freunde am Hofe, die kaiserlichen Räthe Werdenberg und Questenberg, abgefertigt, um ihm die Unvermeidlichkeit des gefaßten Entschlusses vorzustellen; denn der Kaiser könne nun einmal die „Assistenz" der Kurfürsten nicht entbehren; bei der neuen Einrichtung, die man dem Kriegswesen gebe, würde der General das Directorium nicht führen wollen. Als die beiden Gesandten ihm seine definitive Absetzung ankündigten, hatte er eine lateinische Schrift neben sich, in der die Nativität des Kaisers und des Herzogs von Baiern, also die Constellation, unter der sie auf die Welt kamen, verzeichnet war. „Wie die Herren sehen", sagte er ihnen, „die Sterne deuten an, daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers dominirt." Er verzichtete auf das Generalat, wollte aber Mecklenburg gegen die Schweden behaupten, die bereits eben da gelandet waren (bei Usedom), wo es zwei Jahre früher der König von Dänemark versucht hatte. Aber die Abgeord-

neten machten ihn darauf aufmerksam, daß die Kurfürsten die über die Herzoge von Mecklenburg ausgesprochene Achtserklärung für ungültig ansähen und unter den Motiven gegen seine Heerführung bemerkt hätten, daß er keine anerkannte reichsfürstliche Würde habe. Noch ließ der General dem Kaiser vorstellen, wie viel er durch die Verringerung seiner Armee verliere, und erwartete einen eingehenden Bescheid. Daß er gar keine Antwort bekam, war die vornehmste Kränkung, die er erfuhr und die ihn aufs tiefste verletzte. Er löste seinen prächtigen Hofstaat auf und begab sich nach Gitschin, der wichtigsten seiner böhmischen Besitzungen.

Wenn der Kaiser den katholischen Kurfürsten in den großen Angelegenheiten nachgegeben hatte, so war doch sein Hauptanliegen, die Wahl seines Sohnes, keinen Schritt weiter gediehen; nur in der übermächtigen Restaurationspolitik gegen die Protestanten war man einverstanden. Da erschien zur Rettung seiner Glaubensgenossen der fremde Fürst, der ihnen auch durch seine Herkunft nahe stand. Bei ihm wirkten die eigenen schwedischen Interessen bei weitem stärker mit, als bei Christian IV. die dänischen; die schwedischen Reichsstände waren zu Rathe gezogen worden und mit dem Unternehmen vollkommen einverstanden.

4. Der schwedische Krieg, 1630—1635.

Die Sicherstellung des aufs äußerste bedrängten Protestantismus in Norddeutschland mag bei Gustav Adolf mit ein Grund zum Kriege gewesen sein, indem er durch die katholische Restauration sein eigenes Reich bedroht sah; aber die Hauptmotive waren nicht religiöse, sondern politische: die Unterstützung (von 10,000 M.), welche Wallenstein dem Könige von Polen (dem Schwager des Kaisers) im Kriege gegen Schweden gesandt hatte (s. S. 234) und die wiederholt und glücklich gegen die Schweden gekämpft hatten; die bedrohte Freiheit des baltischen Meeres; die Vertreibung der ihm verwandten Herzoge von Mecklenburg; die Zurückweisung seiner Vermittlung beim Lübecker Frieden. In dem schwedischen Kriegsmanifeste ist von der Religion mit keinem Worte die Rede.

Nach beschwerlicher Ueberfahrt ankerte Gustav Adolf mit der schwedischen Flotte bei der kleinen Insel Ruden an der nordwestlichen Odermündung, genau 100 Jahre nach der Uebergabe der Augsburgischen Confession, 24. Juni 1630. Eilf Regimenter wurden in der Nacht auf Usedom gelandet, am nächstfolgenden Tage die übrigen. Die Reiterei (3000 M.) war ganz schwedisch, das Fußvolk (15,000 M.) zur Hälfte deutsch. Mit dieser wenig zahlreichen Mannschaft begann Gustav Adolf die Offensive: er eroberte Wolgast, Wollin und Camin und hatte somit die Odermündungen in seiner Gewalt. Herzog Bogislaw XIV. von Pommern mußte ihm die Anwartschaft auf Pommern, im Falle des Aussterbens der regierenden Linie, übertragen. So that er den ersten Schritt, um in Deutschland auch nach dem Kriege festen Fuß zu behalten.

Der Winter verging mit diplomatischen Verhandlungen. Der König von Schweden suchte sich durch Bündnisse zu stärken; aber seine Aufforderung an die deutschen Reichsstände, sich ihm anzuschließen, entsprachen zunächst nur Hessen-Kassel, Schwedens erster und treuester Bundesgenosse, und die durch das Restitutionsedict bedrohte Reichsstadt Magdeburg. Dazu erhielt er von Frankreich die Zusage von Hülfsgeldern, wobei Richelieu ausbedungen hatte, daß die katholische Religionsübung, wo sie sich vorfinde, verbleibe; gleichzeitig bot Frankreich den deutschen Fürsten seine Vermittlung und den katholischen Fürsten Beistand an!

Im Frühjahre 1631 eroberte Gustav Adolf Mecklenburg und die vertriebenen Herzoge kehrten wieder in ihre angestammten Länder zurück. Während Tilly gegen Magdeburg, diesen durch seine geographische Lage für die Vertheidigung der Protestanten wie früher so auch damals unendlich wichtigen Vorposten, aufbrach, rückte der König nach Brandenburg vor. Der Kurfürst Georg Wilhelm war kaiserlich gesinnt, denn während des dänischen Krieges hatten die dänischen und mansfeldischen Truppen die brandenburgischen Lande arg mißhandelt, der Kaiser hatte ihn dagegen geschont. In dieser Gesinnung bestärkte ihn sein Minister von Schwarzenberg. Gegen Gustav Adolf, obschon er sein Schwager war, hatte der Kurfürst gegründetes Mißtrauen, denn jener verrieth die Absicht, die Erbschaft Pommerns dem Hause Brandenburg zu entziehen, worauf dasselbe doch ein allgemein anerkanntes und bald ins Leben tretendes Anrecht hatte; aber es fehlten Waffen, um sich den Schweden zu widersetzen; die schwedische Partei am Hofe siegte, der Minister Schwarzenberg wurde entlassen und Spandau den Schweden auf so lange eingeräumt, bis Magdeburg entsetzt sein würde. Aber schon sechs Tage vor dem Abschluß dieser Uebereinkunft hatte Tilly Magdeburg mit Sturm erobert.

Die Magdeburger erwarteten jeden Augenblick Gustav Adolf. Um daher Zeit zu gewinnen, beschlossen sie, Tilly's Trompeter, der die Aufforderung zur Uebergabe überbracht hatte, erst nach drei Tagen mit der Antwort zurückzusenden; sie hofften, Tilly werde vor dessen Rückkunft keinen Sturm unternehmen. Die Stadt wurde schrecklich enttäuscht. Tilly hielt Kriegsrath; Pappenheim schlug einen allgemeinen Sturm vor, und dieser Meinung trat der Kriegsrath bei, Tilly nur ungern; denn er wollte die Stadt erhalten. Am andern Morgen verzögerte er den Angriff noch um zwei Stunden, in der Hoffnung, der Trompeter werde indeß zurückkehren und die Uebergabe der Stadt mitbringen. An einer Stelle, wo der Stadtgraben trocken und die Brüstung abschüssig war, gingen die Wallonen durch und rannten an das Thor. Es war schwach besetzt, die Wache fiel, die Wallonen waren in der Stadt. Oberst Falkenberg warf sich mit wenigen, schnell zusammengerafften Leuten dem Feinde entgegen, aber eine Kugel streckte ihn zu Boden. Die Stadt war schon erobert, als Tilly's übrige Heerhaufen Sturm liefen, die

Thore erbrachen und die Gassen überfluteten. Zu dem Schauder des wüthenden Kampfes gesellte sich der Schrecken des Feuers. Mord und Flammen rasten wetteifernd in der Stadt, und Rauch und Qualm verhüllten die Gräuel und Schandthaten, die von den Siegern auf den Straßen, in den Häusern und Kirchen verübt wurden; 137 Fischerhütten an der Elbe, das Frauenkloster und der Dom waren das Einzige, was von dem stolzen Magdeburg übrig blieb. Die Frage, wer das erste Haus in Magdeburg in Brand gesteckt, wird wohl ewig unentschieden bleiben. Ob Falkenberg den Bürgern den Rath gegeben, die Stadt (als ein frühes Moskau) in Brand zu stecken, bleibt ungewiß.*) Allgemein ward der König von Schweden beschuldigt, die Stadt preisgegeben zu haben. Es unterliegt keiner Frage, daß er durch rasches Vorrücken Magdeburg gerettet haben würde. Der König wälzte in einem Manifeste alle Schuld auf die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen; Brandenburg habe ihm Spandau zu spät geöffnet, Sachsen ihm Wittenberg gänzlich verschlossen.

Bald nachher brach Tilly in das Kurfürstenthum Sachsen ein, besetzte Merseburg, Naumburg, Weißenfels, Zeitz und lagerte vor dem befestigten Leipzig. Das sächsische Heer vereinigte sich mit dem schwedischen und der bisher unentschlossene Kurfürst fühlte nun Muth in sich, weil er an eines Helden Seite stand. Er und die Armee drangen auf sofortige Schlacht. Obgleich Tilly, der inzwischen Leipzig erobert hatte, noch erst Verstärkung unter Altringer erwartete, so nahm er doch die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig an, 17. Sept. 1631. Pappenheim auf dem linken kaiserlichen Flügel sah, nach siebenmal erneuertem Angriffe und selbst verwundet, sich genöthigt, vor den Schweden zu weichen. Tilly hatte unterdessen die Sachsen geschlagen, aber Gustav Adolf fiel ihm in die linke Flanke und nahm die kaiserliche Artillerie, welche sofort gegen die Kaiserlichen selbst gewandt wurde; die kaiserliche Infanterie, durch die wiederholten Reiterangriffe in Unordnung gebracht, fing nun ebenfalls an zu weichen. Damit war die Schlacht entschieden. Die Kaiserlichen ließen 7000 Todte auf dem Schlachtfelde und 3500 Gefangene in des Siegers Händen. Weniger blutig war der Verlust der Sieger gewesen; 3000 Sachsen und 1500 Schweden waren die geringen Opfer, mit denen Gustav Adolf diesen Sieg erkaufte. Verwundet rettete sich Tilly nach Halberstadt.

Zweierlei Wege hatte Gustav Adolf jetzt vor sich: Er konnte durch Böhmen und Mähren nach Wien und durch Franken an den Rhein und nach Baiern gehen. Er that beide Schritte zugleich. Die Sachsen sollten die unmittelbare Bekämpfung des Kaisers in seinen Erblanden übernehmen

*) Nach den neuesten Untersuchungen K. Wittich's (Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly, 2 Bde., 1874) hat weder Gustav Adolf noch Tilly die Stadt anzünden lassen, vielmehr hat Oberst Falkenberg den Untergang der Ergebung vorgezogen und die große Mehrzahl der Magdeburger Bürger wider ihren Willen geopfert.

und deßhalb nach Böhmen und Oesterreich vorrücken, er und die Schweden gingen durch Thüringen nach Franken. Er hoffte den Bruch zwischen Oesterreich und Sachsen dadurch unausgleichbar zu machen, daß die Sachsen Böhmen dem Kaiser entrissen. Erfurt war die erste bedeutende Stadt, welche dem Könige bereitwillige Aufnahme bot. Er machte sie zu seinem Hauptwaffenplatz; von hier aus unterwarf er sich binnen drei Monaten Franken und Rheinland. Ueberall, wo er auf seinem Siegeszuge hinkam, ließ er sich huldigen, so von den fränkischen Ständen als Herzog von Franken. Die Lage des kaiserlichen Hofes war im höchsten Grade drangvoll. Gegen Gustav Adolf's rasende Fortschritte stand ihm nichts zu Gebote, als die Armee, die Tilly aus den Trümmern des geschlagenen Heeres und den im Reiche zerstreuten einzelnen Heerhaufen gesammelt hatte. Aber Heer und Heerführer waren entmuthigt und Tilly selbst begehrte ein „assistirendes Capo", ihm sei, seines hohen Alters wegen, die Last, dem Ganzen vorzustehen, zu schwer. Daher knüpfte der Kaiser neue Unterhandlungen mit Wallenstein an, der ja nie in erklärter Ungnade gewesen und seit dessen Abdankung das Glück den Kaiser verlassen hatte.

Dieser lebte nach seiner Verabschiedung auf seinen Gütern oder in Prag mit mehr als fürstlicher Pracht: sein Hofstaat zählte 900 Personen und 1000 Pferde. Ketten sperrten die Straßen, wenn er, in Gedanken versunken, über hohe Entwürfe brütete; er liebte es, sich und sein Handeln in geheimnißvolles, undurchdringliches Dunkel zu hüllen. Der Kaiser sandte zuerst den geheimen Kriegsrath Questenberg zu Wallenstein, um ihn zur Uebernahme des Commandos zu bewegen. Er entschuldigte sich mit dem Podagra, eine Ausrede, die Questenberg nicht für richtig hielt. Der Kaiser schrieb nun selbst an Wallenstein und lud ihn nach Wien oder einem nahe gelegenen Orte. Wallenstein ließ dem Kaiser melden, daß er in Znaim seine Befehle erwarte. Es verging aber beinahe ein Monat, bis er sich nach Znaim erhob. Die Ursache der Zögerung lag darin, daß er erfuhr, man wolle ihn unter oder neben den König von Ungarn und Böhmen, des Kaisers erstgebornen Sohn, stellen. Als der kaiserliche Hof den Grund von Wallenstein's Zögerung erkannte, sandte der Kaiser den Fürsten Eggenberg nach Znaim. Aber dieser konnte Wallenstein, wahrscheinlich gegen die Versicherung, daß das Restitutionsedict aufgehoben werde, doch nur zu dem Versprechen bringen, dem Kaiser ein Heer von 40-—50,000 Mann zu stellen und den Oberbefehl auf drei Monate zum Zwecke der Formirung der Armee zu übernehmen.

Die Nachricht, daß Wallenstein wieder an der Spitze des kaiserlichen Heeres stehe, erfüllte Hoch und Nieder mit Freude und froher Sieges-Zuversicht; denn das Vertrauen der Menschen auf die Zukunft bedarf nun einmal eines großen und bewährten Namens. Alsbald stand er an der Spitze eines kampfmuthigen Heeres von 40,000 Mann und nun wollte er das Commando niederlegen. Dann aber wären die Soldaten auseinander gelaufen: ohne

Wallenstein gab es kein Heer; er mußte um jeden Preis im Commando festgehalten werden. Verschiedene Versuche mißlangen; endlich kam folgende Uebereinkunft zu Stande: Wallenstein ist Generalissimus des römischen Reiches und der beiden Linien des Hauses Oesterreich. Beim Friedensschlusse erhält er eine in den Erblanden zu beschaffende Belohnung. Vornehmlich bestand er darauf, daß ihm das Recht der Confiscation in den Provinzen, die man erobere, zugestanden werde, welches er zum Nutzen seiner Officiere und Soldaten ausüben wollte. Da er zugleich die Befugniß hatte, den Reichsfürsten Friedensbedingungen anzubieten, so kamen auch die politischen Geschäfte in seine Hand.

Was ihn bewog, den Commandostab noch einmal zu ergreifen, war die bewußte Absicht, die Entscheidung der großen Angelegenheiten in seinem Sinne herbeizuführen, namentlich das österreichische Interesse Frankreich und Schweden gegenüber aufrecht zu erhalten.

Der neue Generalissimus trieb die Sachsen fast ohne Schwertstreich aus Böhmen. Er gedachte Sachsen und Brandenburg wieder von Schweden zu trennen und dieses, wenn es isolirt sei, zu einem erträglichen Frieden zu nöthigen. Inzwischen war Tilly schon Gustav Adolf's überlegenem Feldherrntalent erlegen. Er war nämlich, nachdem er den General Horn geschlagen, nach Bamberg vorgerückt, weßhalb Gustav Adolf seinen Siegeslauf am Rhein hemmte und gegen Tilly heranrückte. Dieser zog sich hinter den Lech zurück und wurde in einem Gefechte (6. April 1632) tödtlich verwundet, Gustav Adolf aber erzwang den Uebergang über den Lech, besetzte Augsburg und 6 Tage später München. Somit hatte er das ganze Reich bis auf die österreichischen Erblande in seiner Gewalt. Nichts konnte ihn hindern, längs der Donau in das Herz der kaiserlichen Staaten vorzudringen. Um dies zu verhüten, ging der Kurfürst von Baiern selbst nach Eger und verabredete mit Wallenstein eine Vereinigung der kaiserlichen und liguistischen Streitkräfte, die Gustav Adolf vergebens durch Eilmärsche zu verhindern suchte.

Das vereinigte kaiserlich-liguistische Heer, 60,000 Mann stark, rückte in Franken vor und traf den Schwedenkönig in einem Feldlager bei Nürnberg mit nur 18,000 Mann. Der Kurfürst von Baiern rieth im Vertrauen auf die unzweifelhafte Uebermacht zu sofortigem Angriffe. Wallenstein aber antwortete: „Mein Heer ist neu; wird es in einer Feldschlacht überwunden, so ist Deutschland in Gefahr; ich will dem Könige von Schweden eine neue Art zeigen, Krieg zu führen," und somit verschanzte sich auch Wallenstein auf einer Anhöhe in der Nähe von Nürnberg. Sein Feldlager dehnte sich über dritthalb Meilen aus. Zehn Wochen standen sich die Heere gegenüber, wie zwei gewitterschwangere Wolken. Gustav Adolf hatte indessen so viele Verstärkung an sich gezogen, als nur immer möglich, so daß er an Zahl dem kaiserlichen Heere nahe kam; aber eben die Anhäufung so vieler Men-

schen in und um Nürnberg erschöpfte die Lebensmittel und veranlaßte Seuchen; täglich starben über 300 Menschen, das Heer verlor beinahe alle Pferde. Dies bewog den König, Wallenstein's feste Stellung zu stürmen. Den ganzen Tag über währte der Kampf; beide Heere erschöpften ihre Tapferkeit, beide Feldherren ihre Kenntnisse; aber am Ende des Tages waren die Angriffe der Schweden alle abgeschlagen, und wie Schiller eben so richtig als schön sagt: „Gustav Adolf war besiegt, weil er nicht gesiegt!"

Gustav Adolf brach wieder nach Baiern vor, in der Hoffnung, Wallenstein dahin nachzulocken. Allerdings trennte sich auch das kaiserliche Heer; der Kurfürst von Baiern ging mit seinen Truppen nach Süden, um Baiern zu vertheidigen; er war froh, sich von Wallenstein trennen zu können. Wallenstein aber ergriff ein sicheres Mittel, Baiern von den Schweden zu befreien, er brach nach Sachsen auf, um den Kurfürsten zum Aufgeben des schwedischen Bündnisses zu zwingen. Gustav Adolf aber kam auf dringendes Verlangen des Kurfürsten nach Sachsen. Inzwischen vereinigte sich Wallenstein mit Pappenheim. Die Armeen standen sich so nahe, daß zwischen den Vorposten wiederholt kleine Gefechte Statt fanden. Wallenstein wollte den König angreifen, er berieth sich deßhalb mit den Generalen Pappenheim, Holk und Deodati. Diese waren gegen die Schlacht, weil der König eine günstige Stellung genommen und sich in derselben verschanzt, weil die Jahreszeit zu weit vorgerückt sei, und weil Köln vom Feinde berannt und nothwendig zu entsetzen sei. Somit entschloß sich Wallenstein, Winterquartiere zu beziehen. Pappenheim begehrte und erhielt von ihm die Erlaubniß, die Winterquartiere in Westfalen beziehen zu dürfen. Wallenstein zog sich gegen Lützen zurück. Sobald Gustav Adolf mit Sicherheit erfuhr, daß Pappenheim sich von Wallenstein getrennt, faßte er den Entschluß, diesen, der nun bedeutend schwächer war, anzugreifen. Als Wallenstein das Anrücken der Schweden erfuhr, schickte er alsbald Eilboten an Pappenheim und schrieb: „Der Herr lasse Alles stehen und liegen und incaminire sich herzu mit allem Volk und Stücken, auf daß er morgen früh sich bei uns befinde." Die beiden Heere waren nicht sehr zahlreich; die Schweden werden nicht über 14,000, die Kaiserlichen vor dem Eintreffen Pappenheim's nicht über 12,000 Mann stark gewesen sein.

Die Schlacht bei Lützen begann am 16. November 1632, Morgens gegen 10 Uhr, als der Nebel, der die Ebene bedeckte, sich auf einige Zeit lichtete. Als der König, der den linken Flügel (schwere Reiterei) der Kaiserlichen angegriffen hatte, sah, daß seine Infanterie geworfen sei, sprengte er an der Spitze der finnländischen Reiter ihr zu Hülfe; aber sein kurzes Gesicht und der niedersinkende Nebel trennte ihn von den Seinen. Ein Schuß zerschmetterte des Königs Arm, und ein kaiserlicher Officier, es soll der Oberstlieutenant Falkenberg gewesen sein, schoß ihn durch den Rücken; der König stürzte und sein Pferd schleppte ihn eine Zeit lang im Steigbügel fort. Da sprengten kaiserliche Cuirassiere heran. Einer schoß den König

durch den Kopf und rettete sich durch die Flucht. Das ledige Pferd des Königs, durch die Reihen der Schweden hinfliegend, verkündigte, was geschehen sei. Herzog Bernhard von Weimar übernahm den Oberbefehl. Aufs Neue entbrannte die Schlacht. Mit ungeheurer Wuth griffen die Schweden an, die kaiserliche Cavallerie ward geworfen; in diesem, für die Kaiserlichen furchtbaren Augenblick erschien Pappenheim auf dem Schlachtfelde. Er hatte vor Halle Wallenstein's Befehl erhalten und dem Fußvolke Befehl gegeben, ihm zu folgen; er eilte mit der Reiterei zur Schlacht. Im ersten Augenblicke sah er sich in die Verwirrung mit hineingerissen, aber eben so kühn als besonnen, ordnete er die Seinen schnell, hielt die Fliehenden auf und warf sich auf die Schweden. Zwei Kugeln durchbohrten seine Brust. Man trug ihn aus der Schlacht; da hörte er, daß der König geblieben sei. „Nun," rief er aus, „so meldet dem Herzog von Friedland, daß ich zum Tode getroffen bin, aber gern sterbe, weil der unversöhnliche Feind meines Glaubens zugleich mit mir gestorben ist!" Eine eigene Fügung des Schicksals war es, daß Bernhard, der Urenkel des geächteten, beraubten Johann Friedrich von Sachsen, ein fast besitzloser Herzog von Weimar, es war, der diese welthistorische Schlacht vorbereitete und durch einen letzten glücklichen Angriff gewann. Pappenheim's Infanterie traf am Abend noch eben zur rechten Zeit ein, um den Rückzug des kaiserlichen Heeres zu decken. Neun Stunden hatte die Schlacht gedauert, bei 10,000 Todte und Verwundete lagen auf der Ebene. Der Verlust war der Zahl nach auf beiden Seiten gleich. Wallenstein, obschon krank, war immer mitten in der Schlacht, wo der Kampf am heftigsten entbrannte; eine Kugel streifte ihn, drang aber nicht ein; das Heer hielt ihn für einen „Gefrorenen", der sich kugelfest gemacht. Die Finnen hatten die Leiche des großen Königs erkämpft. Sie fanden dieselbe geplündert, von Blut und Wunden entstellt. Man brachte den entseelten Körper nach Schweden zur feierlichen Bestattung in der Ritterholmskirche zu Stockholm, die Gustav Adolf zu seiner Beisetzung ausgesucht hatte.

---

38. Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges. Wallenstein's Ende.

(Nach F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, und Leopold von Ranke, Wallenstein, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach Gustav Adolf's Tode erkannte das schwedisch-deutsche Heer einmüthig den Herzog Bernhard von Weimar, welcher den Tod des Königs gerächt und das Schlachtfeld behauptet hatte, als obersten Führer an. Der Reichskanzler Axel Oxenstjerna, den der König zur Leitung einer von

ihm selbst nach Ulm berufenen Versammlung der vier oberdeutschen Kreise (des schwäbischen, des fränkischen und der beiden Rheinkreise) abgeordnet hatte, erfuhr in Hanau den Tod seines Herrn und eilte nach Sachsen, um als Stellvertreter des Gefallenen, der nur eine unmündige Tochter Christine (s. Nr. 44) hinterlassen hatte, sofort die Leitung der Kriegs-Angelegenheiten in Deutschland zu übernehmen. Er war, eben so wenig wie Bernhard, für einen Angriff auf Böhmen, als zu gewagt, sondern nach dem Vorbilde des Königs, hauptsächlich für Fortsetzung des Krieges in Oberdeutschland. Daher beauftragte er den Herzog Bernhard von Weimar, die Offensive zu ergreifen und vorläufig auf Franken vorzudringen. Er selbst ging, statt nach dem entfernten Ulm, nach Heilbronn, wohin er die Stände der vier oberdeutschen Kreise eingeladen hatte, und hier kam unter Mitwirkung des französischen Gesandten Feuquières das Heilbronner Bündniß (23. April 1633) zu Stande, welches die Fortsetzung des Krieges in Deutschland unter schwedischer Leitung bewirkte, wozu Frankreich das Geld, Deutschland das Blut hergab; denn im schwedischen Heere war kaum der zehnte Mann ein Schwede, die Uebrigen, Officiere wie Soldaten, deutsche Abenteurer oder doch Nicht-Schweden. Wallenstein behielt so Zeit und Ruhe, seine Armee herzustellen, war jedoch sehr geneigt, die Hand zum Frieden zu bieten. Unterhandlungen über die Bedingungen desselben führten aber durch die geistlichen Einflüsse am kaiserlichen Hofe zu keinem Ziele.

Bernhard von Weimar begann den Feldzug des Jahres 1633, indem er aus Thüringen nach Franken aufbrach und das Bisthum Bamberg ohne Widerstand einnahm. Inzwischen hatte das andere Oberhaupt des schwedisch-deutschen Heeres, Gustav Horn, der ausgezeichnetste Schüler Gustav Adolf's, fast das ganze Elsaß erobert, so ungern dies auch die Franzosen sahen, und war dann über den Rhein nach Schwaben gegangen, um sich mit Bernhard zu einem Angriffe auf Baiern zu vereinigen. Diese Vereinigung kam (8. April) bei Donauwörth zu Stande. Doch wurde Baiern gerettet, indem Johann von Werth (s. Nr. 39) ein festes Lager zum Schutze Münchens aufschlug und die Nachricht vom Einbruche Wallenstein's in die Oberpfalz beide schwedische Heere zum Rückzuge an die obere Donau nöthigte. Dazu herrschte im schwedischen Heere eine fast gänzliche Auflösung, weil der gebieterische Oxenstjerna Dienst forderte, ohne zu zahlen. Bernhard von Weimar begab sich selbst nach Heilbronn, um die Forderungen des Heeres dem Kanzler vorzulegen, und erhielt für sich das Herzogthum Franken als Lehn der schwedischen Krone aus den Händen des schwedischen Edelmanns! Auch wurde er in Stand gesetzt, sich seiner Verpflichtungen gegen die unmuthigen Kampfgenossen zu entledigen.

Wallenstein hatte nach dem Tage von Lützen sich nach Böhmen zurückgezogen und war im Mai 1633 gegen die vereinigten Schweden, Sachsen und Brandenburger nach Schlesien gezogen, das er zum zweiten Male für

das Haus Habsburg rettete, freilich unbekümmert um die Gefahr Baierns, dessen Fürst das dem General von jeher feindselige Princip der Liga und der Restitution der Kirchengüter darstellte. Die Zumuthung des Hofkriegsrathes in Wien, welche dieser im engsten Einverständnisse mit dem Kurfürsten von Baiern stellte, gegen den Herzog Bernhard loszugehen, und über die Donau vorzudringen, lehnte Wallenstein ab, im Vertrauen auf die Ergebenheit seiner Armee, die mehr eine Wallenstein'sche als eine österreichische war. So viel hatte er bereits erkannt, daß weder der Kaiser geneigt sei, sein Verdienst als Retter des Staates durch Uebertragung eines Erblandes, dem Versprechen gemäß, zu belohnen, noch daß seine zahlreichen Feinde ihn als Reichsfürsten neben sich dulden würden. Daher trat er mit Frankreich in Verbindung, und es wurde insgeheim verabredet, daß er König von Böhmen werden solle.

Schon betrieben Spanien und der Kurfürst von Baiern in Wien den Sturz des Generalissimus. Aber auch der Bedrohte rüstete sich zur Gegenwehr, um nicht eine zweite, schimpflichere Niederlage, wie die im Jahre 1630, zu erleiden. Wie einst Kurfürst Moritz von Sachsen, so ging er von der engsten Verbindung mit dem Kaiser zu einer abweichenden Politik über. Um sich des Gehorsams der Armee auch für den Fall seiner Absetzung zu versichern, ließ er durch seinen Vertrauten, den Feldmarschall Illo (oder Ilow), im Hauptquartier zu Pilsen die Obersten, die meist ihre Regimenter aus ihrem eigenen Vermögen errichtet und bewaffnet hatten, eine „Verbündniß-Acte" unterschreiben (12. Januar 1634), wodurch sie sich verpflichteten, „beim Herzog-General getreulich bis zum letzten Blutstropfen zu verharren". Wohl fiel es auf, daß kein Vorbehalt eingeflochten war, der die Verpflichtung auf die Dauer des Generalats beschränkte. Illo bemerkte jedoch, das habe nichts zu bedeuten, da der Dienst des Kaisers im Eingange erwähnt wäre. Unwahrscheinlich lautet die unzählige Male wiederholte Ueberlieferung, ein solcher Vorbehalt habe ursprünglich in dem Revers gestanden und sei vorgelesen, aber in dem Exemplar, welches die Obersten nach einem von Illo veranstalteten Banket unterzeichnet hätten, weggelassen worden. Vielmehr ward der Revers ohne die Clausel schon vor dem Banket vorgelegt und trotz des Widerspruches von den meisten Obersten unterzeichnet, die sehr wohl wußten, was sie unterschrieben. Wahrscheinlicher ist, was der spanische Botschafter (Onate) berichtet, Wallenstein selbst habe die Clausel vor dem Unterzeichnen ausgestrichen; denn was konnte es ihm helfen, daß er das Generalat auf den Wunsch der Obersten behielt, wenn diese ihm nur so lange verpflichtet sein sollten, als es dem Kaiser gefiele, ihn in dessen Besitz zu lassen?

Unter denjenigen, welche diesen Revers unterschrieben hatten, befand sich auch Ottavio Piccolomini, aus berühmtem sienesischem Geschlechte, zu Florenz 1599 geboren. Dieser war einst mit einem Hülfscorps, welches der Großherzog von Toscana nach Böhmen schickte, als Reiterführer über die Alpen gekommen und hatte unter der österreichischen Fahne sich so ausge-

zeichnet, daß Wallenstein ihn 1629 zum Obersten seiner Leibwache erhob und ihn im Kampfe gegen Gustav Adolf in seine unmittelbare Nähe zog. Die Geschicklichkeit und Tapferkeit, welche der Italiener bei Lützen bewiesen, so wie bewährte politische Gewandtheit hatten ihm das unbeschränkteste Vertrauen des Herzogs erworben, der dem Einflusse gleicher Geburtssterne Beider ein Bindemittel der Treue zuschrieb. Dieses Vertrauen verrieth der Wälsche, sei es, daß er einer höheren Pflicht zu folgen glaubte oder eines höheren Lohnes vom Kaiser gewärtig war. Als nach der ersten Meldung Piccolomini's auch der baierische Feldherr Altringer den Vorgang von Pilsen nach Wien berichtete und die Gefahr schleunige Gegenmittel erheischte, unterzeichnete der Kaiser am 24. Januar ein Patent, durch welches er das Heer seiner Pflicht gegen den gewesenen obersten Feld-Hauptmann entband, den Oberbefehl vorläufig dem Grafen Matthias Gallas übertrug und den Obersten, welche sich zu Pilsen „ungebührlich eingelassen", Verzeihung bis auf zwei Rädelsführer zusicherte. Dabei setzte er den gewohnten vertraulichen Briefwechsel mit dem Geächteten noch fort, bevollmächtigte ihn sogar für die erneuten Friedens-Unterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg, aus keinem andern Grunde, als um den Herzog in Sicherheit einzuwiegen und ihn so lange am Aufbruche zum Feinde zu verhindern, bis alle Gegenmaßregeln getroffen seien. In demselben Maße, wie Wallenstein ungestüm und rücksichtslos, verfuhr der Hof mit Bedachtsamkeit und geheimnißvoller Vorsicht.

Aber ungeachtet Piccolomini sich meisterhaft zu verstellen wußte, war Friedland doch von dem Anschlage seiner Feinde unterrichtet, zumal Altringer, Gallas und Andere den Bereich seiner Person mieden, um dem Verderben zu entgehen; sein Sturz schloß ihr Emporkommen ein. Er berief die Obersten noch einmal nach Pilsen und ließ am 20. Februar eine Protestation ausfertigen, worin er betheuerte, „daß ihm niemals in den Sinn gekommen sei, das Geringste zum Nachtheil des Kaisers und der Religion zu gestatten". Er entbinde einen jeden der für ihn eingegangenen Verpflichtung, „sobald er wahrnehme, daß er das Geringste gegen den Kaiser oder gegen die Religion beabsichtige". Die Obersten erklärten abermals, sie seien gesonnen, bei ihm bis auf den letzten Blutstropfen auszuhalten. Diese Urkunde, vom Herzoge selbst und 29 Generalen und Obersten unterzeichnet, wurde an den Kaiser am 21. Februar durch zwei vertraute Obersten, mit Betheuerung des Gehorsams Wallenstein's und seiner Bereitheit, zu entsagen, abgeschickt. Am Hofe aber gedachte man die Obersten, die noch zu Wallenstein hielten, von ihm loszureißen, wenn man ihre rückständigen Forderungen (für Werbungen aus eigenen Mitteln) befriedige. Zu diesem Zwecke zahlte der spanische Gesandte eine ansehnliche Geldsumme sofort und stellte den Rest in Aussicht. Als man so der vornehmsten Führer sicher war, erschien ein zweites Patent (vom 18. Februar), in welchem als bewiesen angenommen wird, daß Friedland in einer Verschwörung begriffen sei, um den Kaiser seiner Erblande und seiner Krone zu berauben

und diese sich selbst zuzueignen. Deßhalb werden die höhern Officiere angewiesen, dem gewesenen Feldhauptmann und dessen Anhängern, namentlich Illo und Terzka, keinen weitern Gehorsam zu leisten. Es war keine Aechtung, sondern nur eine Entsetzung, wozu der Kaiser ohne Zweifel nicht nur das Recht, sondern auch in der zweifelhaften und untreuen Haltung Wallenstein's hinreichenden Anlaß hatte. Als der Armeebefehl, welcher sämmtliche Truppen aufforderte, sich von den Anhängern Wallenstein's loszusagen, in der Hauptstadt des Landes (Prag) verkündet wurde, regte sich Niemand dagegen, vielmehr wurden sogleich unter Theilnahme der bürgerlichen Behörden Vorkehrungen getroffen, den Wallenstein'schen Truppen die Annäherung an die Stadt zu verwehren.

Wallenstein gab nun die beabsichtigte Vereinigung seiner Truppen auf dem weißen Berge bei Prag auf und begab sich nach Eger, weil die dortige Besatzung unter ein paar schottischen Officieren stand, Gordon und Leßley (beide Protestanten), deren persönliche Sympathieen sich verdoppeln zu müssen schienen, wenn er sein Schwert gegen die Spanier und die eifrigsten Katholiken zog. In seiner Begleitung befand sich ein Irländer, Oberst Butler, mit seinen Dragonern — denn in jenen Zeiten äußern Friedens in Großbritannien suchten kriegslustige Irländer oder Schotten selbst die ihrem religiösen Bekenntnisse entsprechenden Dienste im Auslande auf, und in Wallenstein's Lager, wo man den Unterschied der Religion nicht achtete, trafen Beide zusammen. Aber indem Butler ihm folgte, war er doch mit den Generalen, die von Wallenstein abfielen, einverstanden und entschlossen, wenn eine Gefahr für den Kaiser eintrete, den Generalissimus gefangen zu nehmen oder zu tödten. Als die Frage an die Officiere herantrat, ob sie sich vom Herzoge lossagen oder ob sie mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen den Kaiser machen wollten, näherten sich die protestantischen Schotten dem katholischen Irländer, dem sie Anfangs mit Mißtrauen begegnet waren, denn wenn sie dem Friedländer gehorchten, so verletzten sie ihre militärische Ehre und machten sich einer Sache theilhaft, die ihnen an sich fremd war. Die drei Officiere einigten sich, die „Verräther" zu tödten; Gordon verstand sich zu dem Gräßlichen, Illo und Terzka, die sich bei ihm als Gäste zu dem Fastnachtschmause eingeladen hatten, an seiner Tafel ermorden zu lassen; Butler bot seine Irländer zu dem blutigen Werke an, dem Oberstwachtmeister der Garnison, Leßley, fiel die äußere Anordnung anheim, er besetzte die Wachen und ließ ein paar Compagnieen Irländer in aller Stille in die Stadt hinein. Beim festlichen Gelage am Abend des 25. Febr. 1634 fanden sich außer Terzka und Illo auch Kinsky (ein Führer böhmischer Emigranten) und der Rittmeister Neumann (gleichsam des Herzogs Kanzler) ein; plötzlich drangen von zwei Thüren her handfeste Irländer ein, unter deren Streichen die vier genannten Gäste Gordon's fielen. Einen autorisirenden Befehl zu dieser Execution hatten die drei Officiere nicht, es war ihr eigenes, freiwilli-

ges Werk, aber sie wußten, daß sie damit der jetzt vorherrschenden Partei einen wesentlichen Dienst leisteten. Wallenstein selbst hatte in dem ansehnlichsten Hause der Stadt Wohnung genommen; eine von außen angelegte Wendeltreppe führte zu seinen Zimmern. Diese stieg der irländische Capitän Devereux mit einigen Soldaten hinauf, um das zweite blutige Werk zu vollbringen. Wallenstein, im Begriffe, schlafen zu gehen, trat im bloßen Hemde ans Fenster, wahrscheinlich um wegen des Lärms die Wache zu rufen; da stieß der Capitän mit seinen Leuten die Thüre auf und schrie ihm die Worte zu: „Schelm und Verräther". An einen Tisch angelehnt und ohne einen Laut von sich zu geben, streckte Wallenstein, den Zusammenhang der Dinge wahrscheinlich erkennend, seine Brust der Hallbarde entgegen, mit der ihn Devereux erstach. Man brachte die Leiche in die Burg zu den übrigen Ermordeten. Am nächsten Morgen wurden die Officiere der Garnison in die Burg beschieden und befragt, ob sie dem Kaiser getreu sein wollten, was sie denn bejahten. Die von Wallenstein abgefallenen Generale wurden aus dessen Gütern und denen seiner Anhänger aufs reichlichste belohnt. Aus einem bei Friedland vorgefundenen Briefe des Herzogs von Sachsen, Franz Albert, ersah Butler, daß dieser mit Truppen im Anzuge sei, um sich mit Friedland's Regimentern zu vereinigen. Daher sandte er verschiedene Reiter-Geschwader aus, die den Herzog von Sachsen im Namen des Kaisers ergreifen und nach Eger führen sollten, was auch geschehen ist.

Der Kaiser ließ eine Rechtfertigung des eigenmächtigen Verfahrens der fremden Officiere bekannt machen, welche das ganze Verbrechen des Herzogs allein in die „Verschwörung zu Pilsen" setzt und mit keiner Silbe der Unterhandlungen mit Frankreich erwähnt, die ihm doch, nach dem Zeugnisse des baierischen Gesandten, kein Geheimniß waren. Nur die Rücksicht, den König Ludwig XIII., der noch immer den Schein des Friedens behauptete, durch Veröffentlichung so gehässigen Treibens nicht zu reizen, mag diese Schonung geboten haben.*)

*) Nach Joh. Grafen von Mailáth hat der Kaiser die Ermordung weder direct befohlen noch indirect hervorgerufen, sondern Butler den Mord aus eigenem Antriebe ausgeführt, der Kaiser aber hinterher die vollbrachte That auf sich genommen, und das Patent gegen Wallenstein, datirt vom 18. Februar, wäre erst nach Wallenstein's Tode verfaßt worden; der Kaiser hätte die Hauptursache der Absetzung Wallenstein's, nämlich dessen Verbindung mit Frankreich, nicht kund geben wollen und sich durch die Verschweigung der Wahrheit unendlich geschadet, indem er selbst dazu beigetragen, daß eine Anzahl Verleumdungen entstanden, verbreitet und geglaubt worden sind. — Leopold von Ranke bemerkt in der Vorrede zu seinem „Wallenstein", daß auch die fleißigen Forschungen der letzten Jahrzehnte noch nicht über Anklage und Vertheidigung, wie sie im ersten Moment einander gegenübertraten, hinausgekommen seien.

39. Johann von Werth.

(Nach L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein.)

Die weiteren Kriegsereignisse knüpfen sich vielfach an den Namen eines Generals, der wegen seiner persönlichen Tapferkeit, seiner derben Ritterlichkeit, seines treuen Biedersinnes und seiner katholischen Gesinnung als ein Sohn des Niederrheins, namentlich in der Stadt Köln ein volksthümlicher Charakter geworden und geblieben ist.

Johann von Werth ist der Name des gewaltigen Haudegens, der die ganze lange Zeit des Krieges hindurch mit dem frischesten Muthe, der kühnsten Tapferkeit, der höchsten Begeisterung für Kaiser, Reich, katholische Religion die Waffen geführt. Sein Großvater, ein Friese, „von altadelig-rittermäßigem Geschlechte", hatte in den sturmbewegten Tagen der niederländischen Unruhen mit Herz und Schwert zur katholischen Religion und zum habsburgischen Stamme gestanden. Als die Sache der kirchlichen wie politischen Revolution in jenem Gebiete den Sieg davon trug, mußte der lehens- und glaubenstreue Ritter der Rache seiner Feinde entfliehen und in fremdem Lande eine neue Heimat suchen. Diese fand er in Büttgen, einem kurkölnischen Dorfe in der Nähe von Neuß. Der Rest seiner geflüchteten Habe scheint ihm Mittel gelassen zu haben, hier sich anzukaufen und als Landwirth eine anspruchlose neue Existenz zu wählen. Der unverhohlene, tiefe Haß, der in seiner Familie gegen die Zerstörer ihres Glückes, die Feinde des habsburgischen Hauses, die Verächter der römischen Kirche gepflegt wurde, verfehlte nicht, in dem empfänglichen Herzen des aufmerksamen Knaben eine Grundlage zu legen, auf der sich der ganze Charakter seiner späteren Thätigkeit aufbaute.

Angesichts der Gewaltthaten, welche einzelne holländische Truppencorps im Kurstaate Köln verübten, träumte sein aufgeregter Geist von nichts als von Rache, von Ehre und Ruhm. Seine ländliche Beschäftigung, zu der er schon früh herangezogen wurde, stählte die jugendlich kräftigen Glieder, und so konnte er schon früh, noch ganz jung an Jahren, der Werbetrommel folgen, Spieß und Handrohr ergreifen, Sturmhut, Reiterwamms und Brustpanzer anlegen und in die schwere Reiterei eintreten. Die Sage will die näheren Umstände seines Eintritts in den Kriegsdienst genau wissen: Auf dem Wege von Köln nach Hause begegneten ihm in der Nähe von Schlenderhahn drei spanische Soldaten. Diese neckten und beleidigten ihn, und er gerieth mit ihnen in Streit. In dem entstehenden Handgemenge überwältigte er seine Angreifer. Diese bekamen den größten Respect vor der Stärke und dem Muth des kräftigen Burschen; sie zogen andere Saiten auf, setzten sich mit ihm auf kameradschaftlichen Fuß und beredeten ihn, bei ihrem Corps Kriegsdienst zu nehmen. Johann ging darauf ein, stellte sich erst unter die

spanische Fahne und trat später in das von den Prälaten zu Köln geworbene Heer über. Schnell zog der junge, muthige Mann mit den edeln, ausdrucksvollen Zügen, dem klaren, durchdringenden Blick, der nervigen, majestätischen Gestalt die Aufmerksamkeit auf sich. Die Erwartung, die man von dem kecken Reiter hegte, befriedigte er in vollem Maße. Seine Sporen verdiente er in der Schlacht vor Prag. Als unermüdlich thätiger, entschlossener Reiteranführer bewährte er ein hervorragendes Talent für den kleinen Krieg; rastlos wagte er sich auf seinem schnellen Gaule in die Mitte der Feinde, wußte mit scharfem Blick jeden günstigen Augenblick zu benutzen, nahm an Allem den persönlichsten Antheil, und oft mit blutigem Kopfe zurückgeschickt, gab er niemals wegen Verlust und Wunden seinen einmal gefaßten Plan auf. Als gemeiner Soldat so gut wie als General leuchtete er Allen als Beispiel der höchsten persönlichen, oft tollkühnen Tapferkeit voran. Wie mit Zaubergewalt riß er Alles zur Nachahmung hin, wenn der gewaltige Reiter mit dem einfachen schwarzen Wamms über dem eisernen Harnisch, mit verhängtem Zügel hineinsprengte in den Feind, halbaufrecht im Sattel, kampfesmuthig vorausgelegt, funkelnden Blickes seinen Gegner erspähte, die mächtige, mit Radschloß versehene Pistole mit sicherer Hand gegen seinen Mann losdrückte, dann rasch das gewaltige Schwert von der Seite riß, mit beiden Händen in kräftigen Streichen ausholte, vernichtend Alles um sich her niedermähte und unter den Feinden eine Verwüstung anrichtete, als ob der Todesengel unter sie gefahren. Selten war er in Verlegenheit wegen Mangels an Instructionen des entfernten Kriegsrathes. Wenn ihm ein rascher Streich gelegen und nöthig schien, fragte er nie nach der Gutheißung der Schreiber in München, sondern schlug wacker los und ließ Glück und Tapferkeit den eigenen Entschluß legalisiren. Sein Name war gefürchtet, namentlich seit ihm in baierischem Dienste selbständig das Commando eines Regiments anvertraut worden. Ueberall, wo er erschien mit seinen wilden Schaaren, fühlte der Feind schwer die Ueberlegenheit der Werth'schen Reiter; wie hingezaubert erschien er manchmal im feindlichen Quartier, während man seine Nähe am allerwenigsten vermuthete; im Nu war die Mannschaft theils verjagt, theils niedergemacht, Bagage, Munition und Pferde als Beute weggeführt, und wenn er verschwand, ließ er Jeden wieder im Dunkeln, wohin er jetzt seinen raschen Siegeslauf richten werde. Nirgend war der Feind vor seiner fabelhaften Schnelligkeit sicher. Bald war er an der Isar, bald an der Donau, bald am Lech, bald am Main, bald am Neckar, bald am Rhein, bald an der Maas; bald belästigte er den Gustav Horn, bald den Herzog Bernhard von Weimar, bald setzte er die Oberpfalz, bald Franken, bald die Unterpfalz, bald Frankreich in Angst und Schrecken. Als Frankreich, das lange seine Hände im Geheimen im Spiel gehabt hatte, offen auf die blutige Schaubühne trat und mit starker Truppenzahl seine verderblichen Pläne gegen Deutschland unterstützte, eilte Werth von der

Donau herab an den Rheinstrom, erfüllte hier die Gegend von der Schweizergrenze bis tief an den Niederrhein mit dem Schrecken seines Namens und zeigte seinem Vaterlande in der Nähe den Glanz seines Ruhmes, der bis zu jenem Zeitpunkte nur aus der Ferne bis dorthin vorgedrungen war.

---

40. Ausgang des dreißigjährigen Krieges.

(Nach Joh. Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Von Wallenstein's Tod bis zum Prager Frieden, 1634—1635.

Es läßt sich nicht ermessen, welche Folgen es gehabt hätte, wenn nach Wallenstein's Ermordung Bernhard von Weimar und Horn vereint sich rasch auf die Kaiserlichen geworfen hätten. Die kaiserliche Armee war damals eigentlich ohne Heerführer und seit längerer Zeit ohne Sold. Aber Oxenstjerna's Mißtrauen und Eifersucht hemmte jeden großartigen Schritt, namentlich den Plan Bernhard's, längs der Donau in die kaiserlichen Erbstaaten vorzudringen. So konnte der römische König Ferdinand mit einer neu organisirten kaiserlichen Armee im Mai 1634 den Feldzug an der oberen Donau eröffnen durch die Einnahme der von den Schweden besetzten Stadt Regensburg, während Bernhard von Weimar und Horn Landshut eroberten, aber dadurch zum Entsatze von Regensburg zu spät kamen. Nachdem auch Donauwörth in die Hände der Kaiserlichen gefallen war, lagerten diese vor Nördlingen, 40,000 M. stark. Bernhard von Weimar und Horn (mit 30,000 M.) beschlossen, zur Rettung Nördlingens eine Schlacht zu wagen, ohne eine schon in der Nähe befindliche Verstärkung unter dem Rheingrafen abzuwarten. Der blutige Kampf, welcher auf viertehalb Jahre das Uebergewicht der kaiserlichen Partei im westlichen Deutschland herbeiführen sollte, begann am 5. September gegen Abend zum Vortheile der Schweden. Aber am 6. Sept. erkannte Horn, nach 17 Angriffen auf einen frisch anrückenden Feind, schon um Mittag die vergebliche Mühe auf seiner Seite und rieth, die Schlacht abzubrechen; Bernhard von Weimar wollte dessen Rückzug decken, aber Karl von Lothringen und Johann von Werth, diese Veränderung rechtzeitig erkennend, brachen auf Bernhard's Stellung ein und warfen beim vierten Angriff die bereits gelockerten Reihen in die Flucht. Bernhard entkam mit solcher Eile, daß er, von den Kroaten gedrängt, kaum Zeit fand, ein einziges Ei zur Stillung des Hungers zu verzehren, wogegen der Feldmarschall Horn, als er seinen Rückzug mit großer Geschicklichkeit beinahe vollendet hatte, den Reitern Johann von Werth's in die Hände fiel und vom Kurfürsten von Baiern bis ins achte Jahr in ziemlich engem Gewahr-

sam behalten wurde. Gegen 8000 Leichen des protestantischen Heeres deckten das Schlachtfeld, 6000 Gefangene geriethen in des Siegers Hände. Ganz Württemberg fiel in die Hände der Kaiserlichen. Gustav Adolf's großartiges Project einer Union aller evangelischen Stände mit Schweden und einer Allianz beider mit Frankreich war vernichtet. Das Herzogthum Franken, welches Bernhard aus den Bisthümern Würzburg und Bamberg mit dem Schwerte vor wenigen Jahren errichtet hatte, stürzte nun wieder durch das Schwert zusammen. Sachsen verließ die Partei der Schweden und trat zum Kaiser über. Schon längere Zeit hatte der Kaiser mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Pirna Friedensverhandlungen pflegen lassen. Graf Trautmannsdorf, der in der Folge sich durch den Abschluß des westfälischen Friedens verewigte, brachte 1635 den Frieden zwischen dem Kaiser und Sachsen zu Stande, der, zu Dresden und Prag ratificirt, unter dem Namen des Prager Friedens bekannt ist. Die Hauptpunkte waren: „Die protestantischen Fürsten und Stände behalten für alle Zeiten alle mittelbaren Klöster, Stifte und geistlichen Güter, die sie vor dem Passauer Vertrage eingezogen haben; jene mittelbaren Klöster, Stifte und geistlichen Güter aber, die nach dieser Zeit eingezogen, sowie die reichsunmittelbaren Gestifte, welche sie vor und nach dem Passauer Vertrage und dem Religionsfrieden eingezogen, bleiben ihnen durch 40 Jahre in dem Zustande, in welchem sie dieselben am 12. November 1627 inne gehabt und benutzt." Auf diese Art wurde das Restitutionsedict im Wesentlichen zurückgenommen, ohne daß das Edict selbst genannt wurde. Diesem Frieden traten alle protestantischen Stände des mittlern und nördlichen Deutschlands (mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Kassel) allmählich bei, und der religiöse Charakter des Kampfes hörte nun vollends auf. Die principiellen Gegensätze, welche in der ersten Hälfte einander gegenüber standen, hatten sich wesentlich abgeschwächt; jede höhere Idee war so gut wie verschwunden, gemeine Raub- und Ländergier waren, besonders seit dem Eingreifen der Franzosen, die Haupttriebfeder für die Fortsetzung des Krieges, von dessen Schauplatz zudem alle hervorragenden Männer nach und nach verschwanden. Der fernere Zweck desselben war für Schweden ein deutsches Land als Ersatz der Kriegskosten, für Frankreich das Elsaß, für Bernhard von Weimar ein Herzogthum, für Deutschland aber war derselbe ein Vertheidigungskrieg im Interesse der Integrität und Unabhängigkeit des Reiches.

2. Schwedischer und französischer Krieg, 1635—1648.

Der Krieg dauerte durch Frankreichs offene Theilnahme an demselben auf zwei Hauptschauplätzen: am Rhein und im nördlichen Deutschland fort und artete bei dem Mangel irgend eines großartigen Planes immer mehr in ein zweckloses Morden und Verwüsten aus.

Der schwedische Feldherr Baner griff im Winter 1635—1636 die

Sachsen an und, da der Kurfürst seine besten Feldherren verloren hatte, so gewannen die Schweden mehrere Siege, während Bernhard von Weimar förmlich in französische Dienste trat und die Kaiserlichen am Rheine beschäftigte. Der Beginn des Feldzuges war für die Franzosen günstig, aber bald trat eine unerwartete Wendung ein, indem die Spanier und Kaiserlichen von den Niederlanden aus siegreich in Frankreich bis über die Oise vordrangen. Johann von Werth machte schon den Vorschlag, geradezu auf Paris zu marschiren. Doch in diesem gefahrvollen Augenblicke bewährte Richelieu die Ueberlegenheit seines Geistes. Er brachte in kurzer Zeit 50,000 M. auf die Beine, an deren Spitze König Ludwig XIII. selbst ins Feld zog. Die Kaiserlichen hatten den günstigen Augenblick versäumt, Paris durch einen Handstreich zu nehmen, und waren jetzt auf die Vertheidigung zurückgeworfen. Die Nachricht von einem glänzenden Siege, den Bauer bei Wittstock über die Kaiserlichen und Sachsen erfochten, zwang sie, alle Unternehmungen in Frankreich aufzugeben und ihre Kräfte zur Vertheidigung Deutschlands zu verwenden. Im Frühjahre 1637 starb Kaiser Ferdinand II., 59 Jahre alt, nachdem er kurz vorher auf einem Reichstage zu Regensburg die Wahl seines erstgebornen Sohnes, Ferdinand, zu seinem Nachfolger durch fünf Kurfürsten, worunter zwei protestantische (Sachsen und Brandenburg), erreicht hatte.

Ferdinand III. stand in der vollsten Kraft seines Lebens, als er die Regierung antrat, er zählte 29 Jahre. Wenige Jahre, bevor er den Thron bestieg, hatte er das kaiserliche Heer befehligt, der Sieg bei Nördlingen, den er erfochten, war die glänzendste Waffenthat der Oesterreicher im ganzen 30jährigen Kriege. Seither hatte sich das Kriegsglück mißgünstig gezeigt, und es gab keinen Feldherrn auf der kaiserlichen Seite, zu welchem Heer und Volk hätte Vertrauen haben können; Ursachen genug, um Ferdinand bewegen zu können, den Heerbefehl wieder selbst zu übernehmen. Zum größten Unglücke seiner Staaten und Deutschlands that Ferdinand dies nicht. Er entschlug sich alles Kriegswesens; von Wien aus regierte er sein Reich.

Nach dem Siege bei Wittstock durchzog Baner Sachsen, täglich sah man Städte und Dörfer in Flammen aufgehen, bis Gallas mit 60,000 M. erschien, worauf Baner sich nach Pommern zog, um dieses nach dem 1637 erfolgten Aussterben der herzoglichen Linie für Schweden in Besitz zu nehmen. Auch dahin folgte ihm Gallas, um das Land für den Kurfürsten von Brandenburg, auf Grund eines noch von Maximilian II. bestätigten Erbvertrages, zu erhalten; aber anstatt die Schweden mit überlegener Macht anzugreifen, verlor er die beste Zeit mit der vergeblichen Belagerung von Anklam und kehrte 1638, angeblich aus Mangel an Lebensmitteln, nach Sachsen zurück. Baner folgte dahin, schlug eine sächsisch-kaiserliche Armee und rückte zuletzt in Böhmen ein; allein seine Hoffnung, hier an den Protestanten eine kräftige Stütze zu finden, ging nicht in Erfüllung, denn die vornehmeren Protestanten

waren ausgewandert, und die Bauern, die etwa heimlich evangelisch gesinnt waren, verabscheuten die Schweden wegen ihrer unmenschlichen Greuel.

Der zweite Kriegsschauplatz war am Oberrhein, wo Bernhard von Weimar Rheinfelden belagerte und den zum Entsatz erscheinenden Johann von Werth besiegte und gefangen nahm. Dann belagerte er die Festung Breisach, den Stützpunkt der kaiserlichen Operationen in jener Gegend, und besiegte hier ebenfalls das kaiserliche Entsatzheer (18,500 M. unter General Götz). Dennoch hielt sich die Festung noch 2 Monate. Die Noth stieg zu einem schaudervollen Grade; das Viertel eines Hundes wurde um 7 Gulden verkauft; Kinder geschlachtet und Leichen verzehrt. Endlich (7. December 1638) ergab sich die Stadt, und da Bernhard unerwartet (an Gift?) starb, so kam Breisach mit allen Eroberungen Herzog Bernhard's in die Hände der Franzosen, die durch Geld Bernhard's Truppen in ihre Dienste lockten.

Auf dem nördlichen Schauplatz des Krieges erhielt nach Baner's Tode (20. Mai 1641) Torstenson den Oberbefehl. Dieser, wiewohl durch die Gicht an Händen und Füßen so gelähmt, daß er, zum Reiten und Fahren unfähig, sich oft in einer Sänfte tragen lassen mußte, war dennoch von allen Feinden des Kaisers der schnellste. Er gewann ganz Oberschlesien bis auf Brieg, dessen Belagerung er aufgab, als ein kaiserliches Heer von 33,000 M. unter dem jungen Erzherzog Leopold Wilhelm, dem General Piccolomini zur Seite stand, zum Entsatz heranrückte. Als er das kaiserliche Heer nicht zu einer Schlacht verlocken konnte, zog er nach Sachsen zurück und besiegte die Kaiserlichen bei Breitenfeld unweit Leipzig, dem ewigen Schlachtfelde Deutschlands, 2. November 1642. Der Geist Gustav Adolf's schwebte über den Seinen; wo der große König gesiegt hatte, siegte auch Torstenson. Zehntausend Kaiserliche deckten das Gefilde, sämmtliches Geschütz fiel den Schweden in die Hände. Der Erzherzog hielt bis zum letzten Augenblick im wilden Handgemenge aus; ein feindlicher Soldat setzte ihm den Carabiner auf die Brust, das Gewehr versagte und so entging er dem Tode; mit Gewalt zog man ihn aus dem Kampfe. Bald darauf legte der Erzherzog das Commando nieder, Piccolomini trat in spanische Dienste; der wegen Kriegsunglücks entlassene Gallas erhielt das Commando wieder. Der Kaiser leistete hierdurch den Schweden einen großen Dienst. Torstenson warf sich wieder nach Böhmen und Mähren, wurde aber bald zu einer von Niemand geahnten That durch seine Regierung abberufen.

Dänemark war den Schweden verdächtig geworden. Nach dem Grundsatze: ein offener Feind ist besser als ein zweideutiger Freund, beschlossen die Schweden Krieg gegen Dänemark. Es galt aber die ungerüsteten Dänen zu überfallen. Oxenstjerna's Befehl hierzu kam erst vier Monate, nachdem er erlassen war, in Torstenson's Hände; sofort wandte er um und in sechs Wochen hatte er den größten Theil von Dänemark erobert. Die Pflicht, die Dänen nicht sinken zu lassen, vermochte den Kaiser, Gallas nach

Dänemark zu schicken. Dieser vereinigte sich in Holstein mit den Dänen, aber obschon den Schweden vielfach überlegen, wich er doch jeder Schlacht aus. Die Dänen, durch Märsche und Gegenmärsche ermüdet, trennten sich von Gallas. Nun wurde dieser von Torstenson bis Magdeburg zurückgedrängt, in seinem Lager eingeschlossen und entrann nur mit Aufopferung des größten Theils seiner Leute. Das schöne und große Heer, das er nach Dänemark geführt, war auf 2000 M. zusammengeschmolzen.

Torstenson verließ mittlerweile Dänemark und folgte dem Schatten eines Heeres, welches Gallas nach Böhmen gebracht hatte. Sofort ging der Kaiser mit seinem Bruder Leopold Wilhelm nach Prag, die Aufstellung eines neuen Heeres zu betreiben. Hatzfeld erhielt den Oberbefehl über die neugeworbenen Truppen; 10,000 Baiern, unter Götz, schlossen sich ihm an. Unfern von Tabor, bei Jankau in Böhmen, kam es zur Schlacht, Götz mit 2000 blieb auf dem Schlachtfelde, Hatzfeld mit 3000 M. wurde gefangen. Die Andern zerstäubten in wilder Flucht. Erzherzog Leopold Wilhelm übernahm die Vertheidigung von Wien; denn Torstenson's Heer ergoß sich über Mähren nach Oesterreich bis vor die Mauern Wiens. Die Stadt war in gutem Vertheidigungszustande, die Bürger, die Studenten vereinten sich mit den Soldaten. Torstenson war zu schwach, um Wien zu erobern, der Zuzug des Fürsten Georg Rakoczy von Siebenbürgen, der sich damals gegen den Kaiser erhob, wie Bethlen Gabor im Anfange des Krieges, blieb aus, weil die Türken sich zu einem Einfalle in Siebenbürgen rüsteten, er wich also zurück und begann die Belagerung von Brünn. Aber so glücklich auch Torstenson in Schlachten war, wollte es ihm doch mit der Eroberung von Städten nicht recht gelingen. Nach 16wöchentlicher Belagerung mußte er das Unternehmen aufgeben und zog sich durch Böhmen nach Sachsen zurück, wo sich Wrangel nach glücklicher Beendigung des dänischen Krieges mit ihm vereinigte. Torstenson, von der Gicht erschöpft, legte den Oberbefehl nieder und rieth seinem Nachfolger Wrangel, den Krieg wo möglich immer in die kaiserlichen Staaten zu spielen und ohne dringende Noth keine Schlacht zu wagen.

Während die kaiserlichen Waffen im östlichen und nördlichen Deutschland Niederlage auf Niederlage erlitten, hielten des Kurfürsten Maximilian Feldherren, Mercy und Johann von Werth, den liguistischen Waffenruhm im südlichen und westlichen Deutschland aufrecht (Sieg über die Franzosen bei Duttlingen 23. November 1643). Aber im Jahre 1645 stießen Condé und Turenne mit 17,000 M., worunter 5000 Weimarer und 6000 Hessen waren, bei Allerheim (2. August) auf die baierische Armee (16,000 M.) unter Mercy und Johann von Werth, schon war Turenne geworfen und selbst verwundet, und Johann von Werth verfolgte die fliehenden Franzosen, als Condé mit der Reserve, die nur aus Deutschen bestand, die Schlacht herstellte und gewann. So fesselten hier Deutsche den Sieg an Frankreichs Fahnen gegen Deutschland.

Diese Schlacht hatte den Kurfürsten von Baiern so geschwächt, daß er im J. 1646 nicht mehr im Stande war, dem vereinigten Andringen der Schweden und Franzosen unter Wrangel und Turenne Widerstand zu leisten und deßhalb den ihm angebotenen Waffenstillstand, ungeachtet der Abmahnung des Kaisers, annahm. Der Kaiser erklärte, daß die Armee des Kurfürsten, auf Reichskosten ausgerüstet, besoldet und verpflegt, dem Kaiser und dem Reiche angehöre. Von diesem Grundsatze ausgehend, unterhandelte er mit den Anführern. Johann von Werth und mehrere Obersten versprachen ihm ihre Truppen zuzuführen. Aber die Truppen verweigerten den Gehorsam und Johann von Werth und seine Anhänger retteten sich durch die Flucht nach Böhmen. An die Spitze des kaiserlichen Heeres trat nun General Melander, eigentlich Holzapfel genannt, vormals in hessischen Diensten. Und so stand nach 29 Jahren eines angeblichen Religionskrieges, ein Calvinist an der Spitze des kaiserlichen Heeres als Generalissimus.

Wrangel vereinigte sich mit Turenne; ihre Macht zählte beiläufig 40,000 M., gleich stark war jenes Heer, welches Melander befehligte. Bei Zusmarshausen, unweit Augsburg, kam es zur Schlacht, 14. Mai 1648. Melander wurde geschlagen, tödtlich verwundet und starb noch am selben Tage zu Augsburg. Die Schweden und Franzosen überfluteten nun Baiern und dieses ward zur Wüste. Indessen war Piccolomini aus den Niederlanden gekommen, um den Oberbefehl des kaiserlich-baierischen Heeres zu übernehmen. Er ließ sich in keine Schlacht ein, sondern drängte die Schweden nach und nach zurück; mußte aber am Lech die weitere Verfolgung aufgeben, denn aus Böhmen waren Boten angelangt mit böser Kriegspost. Der schwedische General Königsmark war in Böhmen eingebrochen und hatte durch Ueberraschung die sogenannte Kleine Seite von Prag erobert und drei Tage lang geplündert. Die zahlreich eroberten Geschütze richtete er nun gegen die Alt- und Neustadt; die Eroberung schien leicht, denn die Besatzung war schwach und es fehlte an Waffen. Aber die Bürger erboten sich zur Vertheidigung der Stadt. Bei Trödlern, Krämern und Juden wurden nun Waffen angekauft, größtentheils dieselben, die vor 28 Jahren die Bürgerschaft, nach der Niederlage des Winterkönigs, abgeliefert hatte. Auch 200 junge Ordensgeistliche und 900 Studenten der Universität traten unter das Gewehr; der Jesuit Georg Plachy war ihr Führer und bewies sich tüchtig, indem er einen Sturm, den die Schweden auf die Brücke unternahmen, mit seinen jugendlichen Streitern zurücktrieb. Der Pfalzgraf Karl Gustav, in welchem die Schweden bereits ihren künftigen König erblickten (siehe S. 272), erschien mit frischen Truppen vor den Mauern Prags, forderte die Stadt zur Uebergabe auf und drohte, wenn sie erstürmt würde, alle Mönche und Studenten tödten zu lassen; nichtsdestoweniger wurde die Uebergabe verweigert. Als nun der kaiserliche Feldmarschall Golz zum Entsatz heranrückte, hob Karl Gustav die Belagerung auf und zog ihm entgegen. Es kam aber

nicht zur Schlacht, denn die beiden Führer erhielten noch zur rechten Zeit die Nachricht, daß der Friede geschlossen sei, und so endete der Krieg nach 30jährigem Wüthen gerade vor der Stadt, in welcher er begonnen hatte.

---

41. Der westfälische Friede.

(Nach Heinrich Rückert, Deutsche Geschichte.)

Schon seit dem Jahre 1640 nahm Kaiser Ferdinand III. das Friedenswerk im Reiche mit aufrichtigem Ernste in die Hand. Die Erschöpfung seiner Finanzen, die trostlosen Zustände in seinen Erblanden, das immer wachsende Uebergewicht der Fremden, der Schweden und Franzosen, nöthigte ihn, seine Gewissensbedenken bei Seite zu setzen. Doch zeigte es sich schon in den drei Jahre verzögerten Unterhandlungen, die er 1643 zu Frankfurt mit den Reichsständen eröffnete, welche als Bundesgenossen der fremden Mächte unter den Waffen standen, daß von katholischer Seite die Forderungen noch zu hoch gespannt wurden. Auch thaten jene fremden Mächte alles Mögliche, um einen Frieden im Reiche zu verhindern, der nicht von ihnen dictirt war. So blieb nichts übrig, als ein allgemeiner Friedens-Congreß aller kriegführenden Mächte, der zu Münster und Osnabrück gehalten wurde. Hier gewannen die fremden Mächte eine Stellung, die sie zu vollkommenen Herren der Lage machte. Sobald sie dies erreicht hatten, drangen sie ernstlich auf die Beendigung des Friedenswerkes, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Es gelang aber erst, als Kurfürst Maximilian von Baiern durch wiederholte grauenhafte Verwüstungen seines Landes (1646 und 1648) genöthigt wurde, auf die Seite der Freunde des Friedens zu treten, als sich die schwedischen Waffen durch eine glückliche Diversion wieder in Böhmen ausbreiteten und das eigentliche Oesterreich, von Baiern verlassen, schutzlos vor den Feinden dalag.

Das Erste, was erledigt werden mußte, waren die Entschädigungen, die sich die fremden Beschützer der deutschen Freiheit ausbedangen. Frankreich hatte offenbar geringere Anstrengungen als Schweden gemacht, doch trug es zu Münster eine viel reichere Beute davon. Die größere Verschmitztheit und Dreistigkeit seiner Diplomaten half ihm dazu am meisten, daneben auch die von ihnen bestens benutzte Ueberzeugung, daß seine Kräfte noch nicht so weit wie die der andern kriegführenden Mächte erschöpft seien. Es erhielt jetzt förmlich abgetreten die Landeshoheit über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die seit 1552 in seinem Besitze standen, ohne daß sie ihm durch irgend einen staatsrechtlichen Act übergeben waren, ferner die Landgrafschaft im Elsaß, die bisher Oesterreich gehabt hatte, sammt der Landvogtei d. h. thatsächlich der Landeshoheit, über zehn bisher reichsfreie Städte daselbst,

Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau u. s. w.; auch die Stadt Breisach auf dem rechten Rheinufer, eine der stärksten Festungen damaliger Zeit, deren Belagerung und Eroberung im Laufe des Krieges zu den wichtigsten Begebenheiten gehört hatte, dann das Besatzungsrecht in Philippsburg, und in Italien Pignerol, worüber dem Reiche die Lehnshoheit zustand. Alles dies erhielt die Krone Frankreich zu vollem Eigenthum, ohne in irgend eine Beziehung zu dem Reiche zu treten.

Schweden bekam ganz Vorpommern und Rügen sammt einem kleinen Theile von Hinterpommern, dann die Stadt Wismar, die Stifte Bremen und Verden. Es behielt die Reichsstandschaft für diese Länder bei, indem es dadurch den kürzesten und sichersten Weg zu weiterer Einmischung und weiterem Erwerbe im Reiche gefunden zu haben glaubte. Das schwedische Heer, das die eigene Krone nicht bezahlen konnte, wurde noch besonders bedacht. Fünf Millionen Thaler wurden ihm als Reichs-Contribution für seinen rückständigen Sold bewilligt.

Durch die Ueberlassung Pommerns an Schweden wurden die unzählige Male verbrieften Rechte Brandenburgs schwer verletzt, denn nach dem Erlöschen des pommerschen herzoglichen Hauses, das im Laufe des Krieges erfolgt war, stand dem brandenburgischen die Nachfolge in dem ganzen Lande zu. Doch erhielt Brandenburg außer dem größten Theile von Hinterpommern an den säcularisirten Bisthümern Halberstadt, Camin, Minden und Magdeburg einen mehr als hinreichenden Ersatz. Auch Mecklenburg konnte für das abgetretene Wismar sich mit den säcularisirten Bisthümern Schwerin und Ratzeburg zufrieden geben. Hessen-Kassel hatte nicht umsonst noch nach dem Prager Frieden im schwedischen Bündnisse ausgeharrt. (S. S. 253.) Es erhielt durch Schwedens dankbare Bemühungen einen Theil der Grafschaft Schauenburg (über welchen ihm die Lehnsherrlichkeit zustand), das säcularisirte Stift Hersfeld und 600,000 Thaler Kriegsentschädigung, auf die nächstgelegenen geistlichen Fürstenthümer Mainz, Köln, Paderborn, Münster und Fulda angewiesen.

Der Pfalzgraf Karl Ludwig, der Sohn des vertriebenen und in der Verbannung gestorbenen Friedrich V., erhielt die Pfalz am Rhein zurück und damit seine Kurstimme. Sein Stammesvetter Maximilian mußte sich mit der Oberpfalz und einer baierischen Kurstimme begnügen, so daß die Zahl der Kurstimmen jetzt auf acht, fünf katholische und drei protestantische, stieg. Alle andern vertriebenen, geächteten oder ihrer Lande beraubten fürstlichen Häuser, Herren, Ritter und Unterthanen wurden durch eine Generalamnestie in den vollen Rechtszustand von 1618 wieder eingesetzt.

Härtere Kämpfe als die Entschädigungsfrage kostete die religiöse. Endlich kam man dahin überein, daß der Augsburger Religionsfriede auch auf die Calvinisten ausgedehnt werden sollte. Aber außer diesen drei Confessionen wurde jeder andern eine rechtliche Gültigkeit im Reiche abgesprochen.

Katholiken und Protestanten insgesammt sollten von nun an in ihrem Verhältnisse zum Reiche einander völlig gleichstehen. Auf den Reichstagen entschied fortan in allen religiösen Angelegenheiten nicht die Stimmenmehrheit, sondern nur ein gütlicher Vergleich zwischen beiden Parteien, und die Reichsstände traten als ein Corpus Catholicorum und Evangelicorum in dieser Hinsicht, wie zwei gleichberechtigte, vollkommen selbständige Mächte einander gegenüber. Auch die Besetzung der Reichsgerichte wurde von jetzt ab nach den Grundsätzen der Gleichberechtigung beider Religionen geregelt. Wie im Prager Frieden entschied man auch hier den Streit über den geistlichen Vorbehalt durch die Ansetzung eines sogenannten Normaljahres. Beide Parteien sollten im Besitze der geistlichen Stifte und Güter bleiben, die sie am 1. Januar 1624 inne gehabt, und jeder, der seitdem daraus verdrängt worden, wieder eingesetzt werden. Auch für die Religionsverhältnisse der Unterthanen wurde derselbe Termin als Norm angenommen und in einzelnen Fällen sogar auf das Jahr 1618 zurückverlegt. Das Reformationsrecht der Landesherren, gleichfalls eine der verhängnißvollsten Clauseln des Augsburger Religionsfriedens, wurde nunmehr als überflüssig aufgehoben, so weit es mit den angegebenen Bestimmungen collidiren konnte.

Auch erkannte die westfälische Friedensacte den Gesammtumfang aller von den Reichsständen erworbenen Rechte durch den im deutschen Staatsrechte neuen Ausdruck Souverainetät an, der sich zum ersten Male in dem französischen Friedensentwurfe fand. Die Reichsstände sollten bei allen Reichsangelegenheiten ohne Ausnahme ihr Stimmrecht ausüben, folglich die aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erlassenen Decrete in Zukunft ganz wegfallen; den einzelnen Reichsständen wurde ein unbeschränktes Recht zu Frieden und Krieg, Bündnissen und Verträgen mit auswärtigen Mächten zugestanden, nur mit dem Vorbehalt, daß es nicht zum Nachtheil von Kaiser und Reich oder ihrer andern Mitstände geübt werden dürfe. Die Vollziehung der ganzen Friedensacte wurde unter die Garantie von Schweden und Frankreich gestellt. Ihre Einmischung in alle innern Reichsangelegenheiten war damit für alle Zukunft förmlich anerkannt.

Gleichzeitig wurde zu Münster auch ein endgültiger Friede zwischen der Krone Spaniens und den vereinigten Provinzen der Niederlande zu Stande gebracht. Die erstere mußte jetzt deren volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit anerkennen, die sie in beinahe 80jährigem Kampfe zu Land und zur See in Europa und jenseit des Weltmeers glorreich vertheidigt hatten. Damit löste sich auch thatsächlich ihr bisheriges Verhältniß zu Kaiser und Reich. Dagegen blieb der südliche Theil des burgundischen Kreises, die sog. spanischen Niederlande, noch dem Namen nach beim Reiche als dessen burgundischer Kreis, zu dessen Vertheidigung gegen auswärtige Feinde es verpflichtet war.

Auch ein anders Glied löste sich durch den westfälischen Frieden förmlich

vom Reichskörper ab, nachdem es seit Jahrhunderten schon so gut als selbständig gelebt hatte. Die schweizerische Eidgenossenschaft wurde jetzt ihrer Pflichten gegen Kaiser und Reich entbunden und als eine unabhängige europäische Macht anerkannt.

Deutschland war im Beginne des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf bürgerlichen Wohlstand, Anbau des Bodens und Dichtigkeit der Bevölkerung das blühendste Land in Europa gewesen. Im Jahre 1648 durfte man sich mit Recht fragen, ob die elenden Trümmer der deutschen Nation im Stande sein würden, auch nur fort zu existiren. Durchschnittlich drei Viertheile davon hatte der Krieg und sein Gefolge von verheerenden Seuchen, von Hungersnoth und Jammer aller Art verschlungen: in einzelnen Landschaften war kaum noch der fünfzigste Theil der früheren Einwohnerzahl vorhanden. Es schien, als sei das ganze Volk dem Untergang verfallen, wie so manches andere, vordem eben so große und herrliche Volk eben so jammervoll durch eigene Schuld geendet hatte. Und doch zeigte es sich schon nach einigen Jahren, daß die Lebensfähigkeit unseres Volkes noch immer nicht zerstört war. Sobald nur wieder etwas Ruhe im Lande herrschte, sobald die Plagegeister der schwedischen, französischen und andern Soldatesca nach mühseliger Befriedigung ihrer unverschämten Contributions-Forderungen den deutschen Boden geräumt hatten und ihre Abzweigungen, die großen Diebs- und Räuberbanden, die den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, mit Aufbietung der letzten Hülfsmittel durch die Obrigkeiten etwas beschränkt worden waren, begann auch wieder das neue Leben des deutschen Volkes seine ersten bescheidenen Schößlinge zu treiben.

---

42. Gustav Wasa. Die Reformation in Schweden.

(Nach Friedrich v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Vereinigung der drei scandinavischen Reiche durch die calmarische Union (seit 1397) erschien Vielen als ein großer Gewinn; denn der Norden erhalte in solchem Maße neue Macht und neues Leben, da unfehlbar alle Küsten der Ostsee (wie einst die des Mittelmeers zur römischen Zeit) bald unter einer friedlichen Herrschaft stehen, und die stammverwandten Völker (nach Beseitigung jeder innern Fehde) leicht ihre feindlich gesinnten Nachbarn bezwingen würden. Diese Hoffnungen gingen indeß aus verschiedenen Gründen nicht in Erfüllung; die alte Abneigung der einzelnen Völker ließ sich nämlich durch den Buchstaben einer solchen Urkunde nicht vertilgen, vielmehr strebte jedes eben so sehr nach der Oberleitung der andern, als es dieselbe doch wiederum fürchtete. Jedes Volk wollte den König in seiner

Mitte haben, und im Falle neu eintretender Wahl aus seiner Mitte ernennen. Als die Dänen (1448) einen Unionskönig wählten, ohne die Zustimmung der Schweden abzuwarten, stellten die Gegner des calmarischen Bundes in Schweden eigene Reichsvorsteher auf, denen zu wirklichen Königen nichts als der Name fehlte (Karl Knudson 1448—1470, dessen Schwestersohn Sten Sture 1470—1504, dessen Vetter Svante Sture 1504—1512, dessen Sohn Sten Sture, der Jüngere, 1512—1520). Das Haupt der dänischen Partei in Schweden war um 1517 Gustav Trolle, den der Reichsverweser Sten Sture vergebens durch Verleihung des Erzbisthums Upsala zu gewinnen suchte. Als dieser auf die Wiederherstellung des calmarischen Bundes drang, wurde er von den schwedischen Ständen abgesetzt, nach dem Kloster Westeräs gebracht und bewogen, die Stiftsherren selbst zur Wahl eines neuen Erzbischofs von Upsala aufzufordern. Ja er versprach, er wolle nie nach seiner vorigen Stelle oder nach Rache trachten.

Diese Rache zu üben, kam der mehr verwegene als muthige dänische König Christian II. (regierte 1513—1523) im Juni 1518 mit einer wohlbemannten Flotte vor Stockholm an, in der Hoffnung, die geistliche und weltliche Aristokratie gegen einander zu brauchen und aufzureiben. Da er die Stadt mit Gewalt nicht einnehmen konnte, so unterhandelte er freundlich und man stellte ihm Geisel für die Sicherheit des Abzuges. Kaum aber waren diese (unter ihnen der nachmalige König Gustav Wasa) in seiner Gewalt, so ließ er die Anker lichten und führte sie, gegen Recht und Versprechen, als Gefangene mit sich nach Dänemark. Der Papst mußte indeß (selbst ohne Rücksicht auf Christian's entgegengesetzte Darstellung und kaiserlichen Einfluß) die Art und Weise durchaus mißbilligen, wie die Schweden mit dem Erzbischof Trolle umgegangen waren; er sprach deßhalb Bann und Interdict über das Land und den Reichsverweser aus und übertrug dessen Vollziehung dem Könige von Dänemark. Dieser war bei seinem zweiten Unternehmen gegen Schweden glücklicher. Er brachte aus dem Brautschatze seiner Gemahlin Elisabeth und dem Ertrage neuer drückender Steuern ein bedeutendes Heer von deutschen und französischen Söldnern zusammen, welches 1520 bei Tiweda oder Bogesund in Westgothland die Schweden besiegte. Nur Sture's heldenmüthiges Weib vertheidigte die Hauptstadt, bis die Noth sie zur Capitulation zwang. Sten Sture starb an seinen Wunden; und seitdem verschwand Einheit und Thätigkeit unter den Schweden, und die Dänen drangen, verwüstend und ihr Verfahren mit der Bannbulle rechtfertigend, immer weiter vor.

Diese Umstände führten zu einem Frieden, welcher in Upsala geschlossen und am 31. März 1520 vom Könige in Kopenhagen bestätigt wurde. Vermöge desselben sicherte Christian Verzeihung zu für alles Vergangene, und versprach die Erhaltung aller schwedischen Gesetze, Gewohnheiten, Besitzthümer und Verleihungen. Bei der Uebergabe Stockholms wurden nicht allein

obige Bedingungen nochmals zugestanden, sondern ausdrücklich hinzugefügt: alle Aemter im Reiche werden ausschließlich mit Schweden besetzt. Am 4. November ward Christian feierlich in der Hauptkirche Stockholms gekrönt. Der König hatte viele Prälaten, Adelige, Rathsherren und andere angesehene Männer zum Krönungsfeste auf's Schloß geladen, lachte und scherzte mit ihnen und küßte und umarmte sie. So vergingen 3 Tage auf's heiterste; Niemand ahnte Böses. Da trat, erhaltener Weisung und eigener Neigung gemäß, am 7. November 1520 der Erzbischof Gustav Trolle hervor und klagte diejenigen an, welche ihn früher von seinem Stuhle vertrieben und sein Schloß zerstört hatten. Am Morgen des 8. November (also einen Tag nach der Anklage und der Gefangennehmung jener Bezeichneten) wurden auf Christian's Befehl die Stadtthore geschlossen, die Straßen mit Wachen und Kanonen besetzt, und Jedem bei Lebensstrafe geboten, im Hause zu bleiben. Gegen Mittag führte man die Gefangenen vom Schlosse herab auf den Markt, und Nils Lycke, ein dänischer Rath, erklärte: der König habe ungern die Todesstrafe über sie ausgesprochen; er sei aber vom Erzbischof Trolle dreimal fußfällig und mit Thränen darum gebeten worden, auch erlaube des Papstes Bann keinen andern Ausweg, und die Verurtheilten hätten überdies den König in die Luft sprengen wollen. Bischof Vincenz von Skara, einer der Verurtheilten, widersprach laut diesen Lügen und machte dem Könige Vorwürfe, wie er sie verdiente. Allein Vorwürfe wie Bitten blieben ohne Wirkung: Bischof Vincenz und Bischof Matthias von Strengnäs wurden zuerst hingerichtet, dann die Reichsräthe und Edeln (unter ihnen Gustav Wasa's Vater), hierauf Bürgermeister, Rathsmänner und Andere, zusammen 94 der trefflichsten schwedischen Männer, ohne daß man ihnen nur erlaubt hätte, vorher das Heil ihrer Seele zu bedenken. Am folgenden Tage erging eine beruhigende, allen Uebrigen Sicherheit versprechende Erklärung; kaum aber kamen die Versteckten zum Vorschein, so erfolgten neue Verhaftungen und Hinrichtungen, nicht ohne empörende Grausamkeit; ja ein Bürger (so heißt es) erlitt die Todesstrafe, blos weil er über den Tod eines andern Thränen vergoß. Gleichzeitig ergingen angebliche Rechtfertigungen des Stockholmer Blutbads (mit den bereits erwähnten Lügen ausgeschmückt) in alle Landschaften, wo sich zum Theil jene Blutscenen nach Christian's Weisung wiederholten; ja im Kloster Nidala ließ er selbst, ohne Anklage, Urtheil und Recht, den Abt mit 5 Mönchen ersäufen und Sten Sture's Leiche ausgraben, verstümmeln und verbrennen. In Jönköping, so wird ferner erzählt, wurden nach der Hinrichtung Lindorm Ribbing's auch seine beiden Söhne, 9 und 6 Jahre alt, ergriffen, an ihren langen, über dem Kopf zusammen gebundenen Haaren aufgehangen und dem ältesten hierauf zuerst der Kopf abgeschlagen. Als der Körper zu Boden fiel und das Blut des zweiten Knaben Kleid bespritzte, sagte dieser zum Henker: „Lieber, beflecke mir meine Kleider nicht so, wie die meines Bruders, sonst

wird meine Mutter böse.“ Der Henker, hierdurch gerührt, warf das Schwert weg und wollte den Knaben nicht enthaupten; aber es ward ein zweiter herbeigeholt, welcher, nachdem er diesen hingerichtet hatte, auch jenem Weigernden den Kopf vor die Füße legen mußte.

Nunmehr wähnte Christian, sei Schweden für alte Widerspänstigkeit erst hinreichend bestraft und zu unbedingtem Gehorsam niedergebeugt; er setzte eine Regentschaft ein (meist Freunde oder alte Anhänger des calmarischen Bundes) und begab sich nach Dänemark mit dem Vorsatze zurück, auch hier in Kirche und Staat erhebliche Veränderungen durchzusetzen. Allein seine Maßregeln gegen die Privilegien des Adels und des Clerus riefen einen Aufstand hervor, Barone und Prälaten fielen von ihm ab und wählten seinen Oheim, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein (regierte 1523—1533 als König); Christian entfloh, kehrte zum Katholicismus zurück und machte 1531 noch einen vergeblichen Versuch, den dänischen Thron wiederzugewinnen, der ihm lebenslängliches Gefängniß († 1559) zuzog. Erst unter Friedrich's I. Sohne und Nachfolger, Christian III. (reg. 1534—1559), erfolgte die nicht gewaltsame, aber sichere und vollständige Durchführung der Reformation.

Die förmliche Trennung Schwedens von der dänischen Herrschaft und somit die Auflösung des calmarischen Bundes war das Werk des Gustav Wasa. Dieser, geboren den 12. Mai 1490 zu Lindholm in Upland, stammte väterlicherseits von den Wasas (benannt von einem Garnbündel oder „Wase“, welches sie im Wappen führten), mütterlicherseits von den Stures. Schon in früher Jugend zeigte er viel Gewandtheit, Scharfsinn und einnehmendes Wesen. Während des 1518 gegen Christian II. geführten Krieges zeichnete Gustav sich aus, gehörte aber zu den Geiseln, welche jener wortbrüchig mit nach Dänemark nahm, und ward in Kopenhagen einem Verwandten, gegen Stellung einer Bürgschaft von 6000 Thalern, in Verwahrung gegeben. Hier machte er sich so beliebt und alle seine Umgebungen so treuherzig, daß man ihn unbewacht umhergehen ließ und er Gelegenheit fand, 1519 verkleidet nach Lübeck zu entkommen. In Schweden aber (wo er im Mai 1520 anlangte) fand er das Volk keineswegs geneigt, für die Erwerbung der Unabhängigkeit etwas zu wagen; denn (so sprachen die Meisten) Christian's Strenge treffe, und wohl nicht unverdient, nur Adel und Geistlichkeit. Unerkannt war er in seine Heimat zurückgekommen, als ihn die furchtbare Kunde von dem Stockholmer Blutbade traf: sein Vater und sein Schwager waren hingerichtet, Mutter und Schwestern in Fesseln nach Dänemark abgeführt, alle Freunde todt, auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Von den Häschern des Königs verfolgt, floh er zu den Dalekarlen, und mußte bei dem reichen Bergmann Pehrson als Tagelöhner und Drescher in Dienst gehen. Sein vornehmer Anstand erregte indeß hier Aufmerksamkeit, und ein bemerkter seidener Halskragen erweckte Verdacht. Auf näheres Befragen ergab sich, daß Pehrson und Gustav zusammen in

Upsala studirt hatten; doch rieth jener aus Abneigung vor kühnen Plänen, sein Freund möge sich nach einer entfernteren Gegend begeben. Fast wäre Gustav auf dem Wege, durch das Eis hindurchbrechend, ertrunken; er wäre von einem Jugendbekannten Arend verrathen worden, wenn ihn nicht dessen Frau gewarnt und er die erste Gelegenheit ergriffen hätte, zu dem Kronschützen Swen Elsson zu entkommen. Aber auch hier suchten ihn seine unermüdlichen Verfolger, und er mußte sich freuen, daß Elsson's entschlossene Hausfrau ihn als einen faulen Knecht mit der Backschaufel zur Stube hinausjagte und dadurch allen Verdacht abwandte. Seine Abenteuer erinnern an diejenigen, welche König Alfred von England in ähnlicher Lage bestand. Als ihn Elsson bald nachher in einem Fuder Stroh versteckt weiter fuhr, durchstachen argwöhnische Dänen die Ladung von mehreren Seiten, verwundeten ihn aber glücklicher Weise nur am Fuße, und der kluge Schütz brachte, um den Argwohn von den Blutspuren abzulenken, seinem Pferde vorsätzlich eine Wunde bei.

Dieser Gefahren und fruchtlosen Irrsale überdrüssig, gab sich Gustav um Weihnachten 1520 in einer großen Versammlung der Dalekarlen bei Möra zu erkennen und setzte den Norden von Schweden gegen die Dänen in Bewegung. Seine begeisterte Aufforderung: sie sollten Alles für die Freiheit des Vaterlandes wagen, erweckte zwar Theilnahme, führte aber (bei der Erinnerung an frühere unglückliche Kriege) zu keinen Beschlüssen oder Thaten. Deßhalb wollte Gustav alle größeren Pläne ganz aufgeben und Schweden verlassen; da trafen andere Flüchtlinge ein, welche seine Darstellung der Tyrannei nicht bloß bestätigten, sondern auch Furcht vor neuen Grausamkeiten erweckten. Zurückberufen und an die Spitze der kühnen Unzufriedenen gestellt, überraschte Gustav Falun und erklärte Christian II. den Krieg. Denn dieser habe sich durch List und Ränke auf den schon von seinen Vorfahren verwirkten Thron gesetzt, die Krönung mit Gewalt erzwungen, seine Versprechungen überall gebrochen, der edelsten schwedischen Männer Blut frevelhaft vergossen und von ihm, Gustav, nie den Eid der Treue empfangen. Mit einem Bauernheere (der Thalmänner des Nordens) und mit lübeckischen Schiffen wurde Land und Hauptstadt von Gustav wiedererobert und er im August 1521 auf dem Reichstage in Wadstena zum Reichsverweser ernannt, zu derselben Zeit, als auch der dänische Reichsrath dem blutigen Könige Christian II. die Krone kündigte. Als nun Christian insgeheim nach den Niederlanden entfloh und Dänemark sich einen eigenen König (Friedrich I., Herzog von Holstein und Schleswig) gab, trug man Gustav auf dem Reichstage zu Strengnäs (Juni 1523) die schwedische Krone an. Er hegte ernste Zweifel, ob er darauf eingehen solle, denn das Beispiel der Sture konnte selbst einen Muthigen zurückschrecken, auch waren die meisten Festungen noch in fremden Händen, der Geldmangel groß und Kriegsmacht und Flotte in schlechten Umständen.

Andererseits wollte kein echter Schwede die Verbindung mit Dänemark erneuern, keiner stellte sich ihm als Nebenbuhler entgegen, und selbst der päpstliche Abgeordnete, Johannes Magnus, stimmte für seine Erhebung. So ward er 1523 feierlich zum König ernannt, hielt am 23. Juni unter höchstem Jubel seinen Einzug in Stockholm und brachte allmählich das ganze Reich in seine Botmäßigkeit. Die Union der nordischen Reiche war damit ein- für allemal zu Ende.

Hiermit waren indeß Sorgen und Gefahren keineswegs ganz beseitigt; denn König Friedrich I. von Dänemark machte jetzt Ansprüche auf Schweden, und die Hanseaten verlangten Bestätigung, ja Erweiterung ihrer ungemein großen Rechte und Freiheiten so wie den Ersatz sehr beträchtlicher Vorschüsse. Friedrich's Ansprüche wurden im October 1523 auf dem Reichstage zu Süderköping verworfen; auch konnte er sie (in Dänemark kaum befestigt und von Christian noch bedroht) wenigstens in diesem Augenblicke nicht geltend machen. Den Hanseaten, welche sich allerdings um Gustav's Erhebung Verdienste erworben hatten, bestätigte er die bisherigen Rechte und versprach den Lübeckern allmähliche Abzahlung ihrer Vorschüsse und Darlehen während des Krieges (1 Mill. Mark). Hierzu gebrauchte man aber viel Geld, so wie zum Abhalten der Dänen eine neue, tüchtigere Kriegsverfassung, während die Noth des Landes viel mehr eine Verringerung als eine Erhöhung der Steuern wünschen und erwarten ließ. In dieser Lage dachten Viele daran: ob nicht auf dem Wege der Reformation zugleich der Religion und dem erschöpften Staate geholfen werden könne. Auch Schweden hatte unter der Geistlichkeit eine kleine Reformpartei, wozu besonders Lorenz Anderson und die Brüder Peterson gehörten. Obgleich nun der König während seines Aufenthalts in Lübeck die neue Lehre liebgewonnen hatte und in Briefwechsel mit Luther getreten war, hütete er sich doch sehr, durch übereiltes Parteinehmen, gleichwie Christian II., die Gefahren seiner Stellung zu vermehren. Er begünstigte unter der Hand die lutherische Lehre, während er nach Außen mit dem Papste im besten Einvernehmen blieb. Indessen wurde bald auf zwei Reichstagen (zu Wadstena und zu Stockholm 1526) eine sehr hohe Besteuerung der Geistlichkeit beschlossen. Zur Besoldung eines schlagfertigen Heeres und zur Tilgung der Landesschulden überließ man dem Könige in so weit den Kirchenzehnten, als er nicht für den Gottesdienst unentbehrlich sei.

Nachdem Gustav sich bereits 1524 durch einen 60jährigen Waffenstillstand mit Rußland und durch ein Abkommen mit Dänemark die Ruhe nach Außen gesichert hatte, begann er den Kampf gegen die Uebermacht der Prälaten, der mit dem vollständigen Siege des Königthums und der Einführung des Protestantismus endete. Dabei verdient es hervorgehoben zu werden, daß Schweden das einzige europäische Land ist, in welchem diese durchgreifende Aenderung sich ohne religiöse Martyrer Bahn brach. Während

die Entwickelung der deutschen und schweizerischen Reformation sich ohne oder gegen hergebrachte monarchische Ordnungen vollzieht, stellt hier im Norden die Monarchie mit kluger Benutzung der Reformation ihre Allmacht her, und während bei uns über der Kirchenreform die seit lange hinfällige Weltstellung des Reiches vollends zu Grunde geht, bezeichnet dieselbe Umwälzung für den scandinavischen Norden den Beginn seines weltgeschichtlichen Daseins. Denn mit dem Reichstage zu Westerås (Juni 1527), auf welchem außer dem Clerus und Adel zum ersten Male auch Vertreter des Bürger- und Bauernstandes erschienen, die beide mit dem Könige einerlei Interesse hatten, beginnt die welthistorische Größe Schwedens, die in stetem Wachsthum bis zu dem Unglück und Ungeschick Karl's XII. gedauert hat. Auf diesem Reichstage, der absichtlich in eine kleine, abgelegene Stadt berufen war, um jeden Druck von Außen zu verhüten, erklärte der Clerus, in der Sache der Kirchengüter nur der Gewalt weichen zu wollen. Da ergriff der König selbst das Wort in feierlicher Sitzung und schilderte mit seiner seltenen Redegabe die Lage des Reiches; mit fast vor Thränen erstickter Stimme setzte er hinzu, er müsse die Krone niederlegen. Nun trat ein, was er erwartet hatte: Adel und Clerus entzweiten sich, während die Bürger und Bauern schon drohend die Fäuste erhoben. Nach drei stürmischen Tagen ließ er sich bewegen, wieder in der Ständeversammlung zu erscheinen, wo man ihm einen neuen Huldigungseid leistete und ihm die Anordnung des Kirchenwesens nach der lutherischen Lehre übertrug. Jetzt erst (Januar 1528) ließ er sich als König krönen, und zwei spätere Reichstage (zu Orebrö 1540 und zu Westerås 1544) sicherten seinem Hause den erblichen Besitz der schwedischen Krone unter Beseitigung des Wahlreiches. Alsbald nach der Krönung des Königs ward die Schuld an Lübeck abgetragen, Schweden freigemacht von dem Handelsmonopol der Hanseaten, Handelsverträge abgeschlossen, dem Hauptproducte Schwedens, dem Eisen, ein großer Absatzmarkt aufgeschlossen und die junge Handelsfreiheit unter den Schutz einer kleinen eigenen Flotte gestellt.

In den letzten Jahren seines Lebens ward Gustav ernster, niedergeschlagener; denn die liebsten Freunde hatte ihm der Tod genommen, und die Eigenschaften seines erstgebornen Sohnes Erich erweckten ihm manche Sorge. Auch vergaß der Clerus ihm seine Verluste nicht und der Adel sah eifersüchtig auf die Allmacht der Krone. Doch gab es, als der König die Augen schloß, keinen glänzendern Namen als den seinigen. Am 25. Juni 1560 nahm er feierlich von den Ständen Abschied. „Vor 40 Jahren", sagte er unter Anderem, „irrte ich wie ein Flüchtiger umher und stieg dann unerwartet bis zum Königsthrone; das ist Gottes Werk. Für Liebe und Gehorsam danke ich Euch und bitte, Ihr möget mir meine Fehler und Schwachheiten vergeben. Man hat mich einen harten König genannt, aber wohl könnte die Zeit kommen, wo man sich nach mir sehnt. Ich fühle, daß

meine letzte Stunde naht, und nehme deßhalb von Euch den letzten Abschied." Drei Monate nachher, am 29. September 1560, entschlief er ruhig, im 71. Jahre seines Lebens, im 37. seiner Regierung. Allerdings hatte die lebende Generation einen harten Uebergangszustand durchzumachen, aber sie legte auch den Grund zu dem nordischen Weltreiche der kommenden Zeit, und diese erkannte dankbar das friedliche Schaffen unter Gustav Wasa, wodurch das ärmste Land Europa's zu einem der reichsten geworden.

---

43. Gustav II. Adolf.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation, und W. H. Grauert, Christine, Königin von Schweden und ihr Hof, bearbeitet vom Herausgeber.)

Gustav Wasa hinterließ vier Söhne, von denen der älteste, Erich XIV., und der dritte, Magnus, in offenbarem Wahnsinn gestorben sind, und noch bei Karl XII. zeigen sich die Spuren, wie lange solche Züge in einem Fürstengeschlechte forterben können. Erich führte eine traurige achtjährige Regierung (1560—1568), umgeben von verworfenen und ruchlosen Menschen, die ihm zu jeder That der Leidenschaft die Hand boten, bis endlich die so oft gefürchtete Verschwörung zum Ausbruche kam. Von seinen eigenen Brüdern eingekerkert, blieb Erich 9 Jahre in einer harten Gefangenschaft, die seinen Wahnsinn vollends ausbildete. Es ist wohl ohne Beispiel in der Geschichte, daß man den Mord eines freilich unzurechnungsfähigen Königs wie eine Staatsaction vornimmt. Im 8. Jahre nach seiner Entthronung erklärten Bischöfe und Reichsräthe, wenn der König nicht aufhöre, den Staat zu bedrohen und den Vorwand zu Aufruhr zu geben, so müßten seine Wächter ihn aus der Welt schaffen. Im Februar 1577 starb er unter Umständen, die es unzweifelhaft machen, daß jener Spruch an ihm vollstreckt worden ist.

Da Gustav Wasa, gemäß der altgermanischen Anschauung von Erbtheilung des Reiches, den jüngern Brüdern Erich's einen gewissen Antheil an der Regierung, die ohnehin für Erich allein zu schwer sei, verliehen hatte, so folgte jetzt eine wunderliche Doppelregierung des zweiten und vierten Sohnes, Johann III. (1568—1592) und Karl von Südermannland, von denen der Eine stets das Gegenspiel des Andern war. Johann hatte, wider seines Bruders Erich Willen, eine polnische Prinzessin geheirathet, die, eine strenge Katholikin, große Gewalt über ihren Gemahl erlangte und diesen zu dem Versuche bewog, den Katholicismus in Schweden herzustellen. Beider Sohn Sigismund trat förmlich zum Katholicismus über, um König von Polen zu werden. Als dieser nun nach seines Vaters Tode auch auf dem schwedischen Throne folgen sollte, wußte Karl von Südermannland, Gustav Wasa's jüng-

ster Sohn, sich zunächst der Reichsverwesung (1592—1604) für seinen abwesenden und zur Verwaltung zweier Reiche ohnehin unfähigen Neffen zu bemächtigen. Planmäßig regierte Karl mit Hülfe der Bauern gegen den Adel, mit Hülfe des Protestantismus gegen den katholischen König und Hof, und nach einem blutigen Zusammenstoß bei Stängebro (1598), wo die muthigen Dalekarlen den Polenkönig in die Flucht schlugen, übertrug der schwedische Reichstag dem bisherigen Reichsverweser Karl IX. die Krone Schwedens (1604—1611). Dieser mußte Alles, was Gustav Wasa gegründet hatte, von Neuem befestigen, während ihn zugleich drei auswärtige Kriege in Athem hielten. Die fortdauernden Händel mit Sigismund führten ihn nach Livland, wo er den anfänglich glücklichen Krieg abbrechen mußte, um sich gegen Rußland und dann gegen Dänemark zu wenden. Die Beendigung dieser Kriege hinterließ er seinem ältesten (17jährigen) Sohne.

Gustav II. Adolf (1611—1632), der von der katholischen Wasa-Linie in Polen nicht anerkannt wurde. Dieser entfaltete auf allen Gebieten der Verwaltung eine schöpferische Reformthätigkeit, die auch eine rasche Hebung des schwer betroffenen Volkswohlstandes herbeiführte. Seine auswärtigen Kriege, den deutschen mit eingeschlossen, drehen sich im Wesentlichen um die Herrschaft über die Ostsee, als Gegengewicht gegen die Staaten des Südens und als Stützpunkt der protestantischen Mächte. Damals war noch der ganze Süden Schwedens in den Händen der Dänen, sammt den Schlüsseln der Ost- und Nordsee, Calmar und Elfsborg. Diese beiden äußerst wichtigen Punkte gewann er nach hartnäckigem Kriege wenigstens unter der Form eines Kaufes (für 1 Mill. Thaler) und legte dadurch den Grund zur schwedischen Seemacht. Erfolgreicher war der Krieg mit Rußland, das damals nach dem Aussterben des Hauses Rurik durch Thronstreitigkeiten geschwächt war. Es gelang dem Schwedenkönige, durch Eroberung von Ingermannland und Carelien, Rußland von der Ostsee auszuschließen. Im Kriege mit seinem Vetter Sigismund von Polen, der seine Ansprüche auf den schwedischen Thron erneuern wollte, erweiterte Gustav Adolf noch seine Herrschaft über die Ostsee durch die Eroberung Livlands (abgetreten 1660) und die Erwerbung der Ostseehäfen Elbing, Braunsberg, Pillau, Memel in dem Waffenstillstande, den er 1629 auf 6 Jahre mit Polen schloß, um nach Deutschland zu ziehen (s. S. 238). In dieser 18jährigen Kriegszeit waren nicht nur wichtige Besitzungen erobert worden, sondern es hatte sich auch eine Schule von Feldherren und Kriegern herangebildet, wie sie Europa seit dem Niedergange der spanischen (s. S. 122) nicht mehr aufzuweisen hatte.

Gustav Adolf war eine höchst edle, großartige, königliche, mit einem Worte eine heroische Natur. Diese ist zunächst in allen Theilen seines geistigen Lebens leicht erkennbar. Sein außerordentlicher Verstand faßte und durchschaute schnell, klar und scharf; Sprachen, Mathematik uud Geschichte hatte er in früher Jugend mit Leichtigkeit gelernt; seine Liebe zu den Wissen-

schaften war so groß, daß er auch im Lager die trefflichsten Werke bei sich führte. Mit genialer Erfindung vereinte er die reiflichste Ueberlegung, und diese, verbunden mit großer Welt- und Menschenkenntniß, hielt ihn von unbesonnenen Unternehmungen und phantastischer Verblendung zurück. Die Gewalt seiner Beredsamkeit war unwiderstehlich, dem Bauer wie dem Gebildeten.

Sein ganzes Wesen war durchdrungen von der reinsten Religiosität, die eben so tief und begeisternd war, wie entfernt von Aberglauben und Mysticismus. Aber auch die Pietät ist ein herrlicher Zug seines Charakters: sie erscheint in der kindlichen Liebe und Ehrfurcht gegen seine stolze und eigensinnige Mutter, in der herzlichen Zuneigung zu seiner sonderbaren und nicht verständigen Gemahlin, und in der wärmsten Zärtlichkeit für sein Töchterchen Christine, gleichwie in dem edlen Gefühle für Freundschaft, das sich besonders in dem Verhältniß zu Oxenstjerna so schön ausprägt. Seiner ganzen Umgebung bewies er Wohlwollen und Vertrauen; Argwohn und Mißtrauen waren ihm fremd, so oft auch die Tücke seiner Feinde ihn zu verderben drohte, und Ränke und Cabalen blieben von seinem Hofe verbannt. Seinen Soldaten war er ein Vater, und erschien im Felde ihnen gleich; daher hingen sie an ihm mit unerschütterlicher Liebe und Treue. Die Verehrung, die man ihm zollte, war ihm fast zu stark, während Wallenstein nie Ehre genug erwiesen werden konnte. Niemand verließ sich auf Wallenstein; zu Gustav Adolf hatte Jedermann Vertrauen. Für das Wohl seines Volkes arbeitete er unermüdet und glänzt als König durch Gerechtigkeit, Weisheit und Milde; nicht durch Gewalt wollte er herrschen, sondern durch Liebe und Ueberzeugung. Selbst für die Feinde hegte er Menschlichkeit und edle Sorgfalt, und so furchtbar in der Schlacht, eben so mild und gütig war er nach dem Siege. Diese großen Eigenschaften und seine glänzenden Thaten werden durch die Bescheidenheit in noch schöneres Licht gesetzt. Mit diesen sanften Tugenden der Humanität paarten sich aber auch die echt männlichen des Muthes, der Tapferkeit, Unerschrockenheit und Ausdauer, die sich zum Heroismus steigerten; in der Schlacht war er den Rittern der Vorzeit gleich, er kannte keine Gefahr und schaute dem Tode ruhig ins Antlitz. So freigebig er war, forderte er strenge Erfüllung der Pflicht; auf Kriegszucht und Ordnung hielt er mit allem Nachdruck; und seine königliche Würde ließ er von Niemandem antasten. Auch in seiner Körperbildung war diese heroische Natur ausgeprägt. Er war von ungewöhnlicher Größe und Schwere, der Gliederbau sehr kräftig, ebenmäßig und edel gebildet; das Auge feurig, Haar und Bart goldgelb, die Carnation weiß mit vieler Farbe; das Feuer des Kriegers und die Hoheit des Königs paarten sich in seinen Zügen wunderbar mit Milde und Liebenswürdigkeit. Er war an Leib und Seele ein geborner König und Held.

44. Christine, Königin von Schweden.

(Nach Leop. von Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa.)

Das Land, wo das Lutherthum zuerst die gesammte Verfassung politisch umgestaltete, von wo dann die große Entscheidung in dem welthistorischen Kampfe hauptsächlich ausgegangen war: eben da machte der Katholicismus die unerwartetste Eroberung. Die Tochter jenes berühmtesten Vorkämpfers der Protestanten, Königin Christine von Schweden, zog er an sich.

Nach dem Tode Gustav Adolf's war auch in Schweden, wie 1640 in Portugal, einen Augenblick die Rede davon, ob man sich nicht von der königlichen Gewalt frei machen und als Republik constituiren solle. Nun ward dieser Antrag zwar verworfen: man huldigte der Tochter des verstorbenen Königs; aber daß diese ein Kind von sechs Jahren war, daß es Niemand vom königlichen Geschlechte gab, der die Zügel hätte ergreifen können, bewirkte doch, daß die Gewalt in die Hände einiger Wenigen kam. Die junge Fürstin war aber nicht gemeint, die königliche Gewalt verfallen zu lassen: von dem Augenblick an, daß sie die Regierung selbst antrat, 1644, widmete sie sich den Geschäften mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Niemals hätte sie eine Senatssitzung versäumt; wir finden, daß sie mit dem Fieber geplagt ist, daß sie zur Ader gelassen hat, sie besucht die Sitzung dessenungeachtet. Sie versäumt nicht, sich auf das beste vorzubereiten. Mit großer Geschicklichkeit versteht sie dann die Frage vorzulegen; sie läßt nicht merken, auf welche Seite sie sich neigt; nachdem sie alle Mitglieder gehört hat, sagt auch sie ihre Meinung, die sich immer wohl begründet findet, die man in der Regel beliebt. An einem Ereignisse von so universal-historischer Bedeutung, wie der Abschluß des westfälischen Friedens war, hatte sie persönlich vielen Antheil. Doppelt merkwürdig ist es nun, daß sie bei diesem Eifer für die Geschäfte zugleich den Studien mit einer Art von Leidenschaft oblag. Noch in den Jahren der Kindheit war ihr nichts angenehmer gewesen, als die Lehrstunde. Sie besaß besonders für die Sprachen ein außerordentliches Talent; sie erzählt, daß sie die meisten eigentlich ohne Lehrer gelernt habe, was um so mehr sagen will, da sie es wirklich in einigen bis zur Fertigkeit eines Eingebornen gebracht hat. Wie sie aufwuchs, ward sie immer mehr von dem Reize ergriffen, der in der Literatur liegt; sie hatte den Ehrgeiz, berühmte Leute an sich zu ziehen, um ihres Unterrichtes zu genießen. Zuerst kamen einige deutsche Philologen und Historiker, z. B. Freinsheim, auf dessen Bitten sie seiner Vaterstadt Ulm den größten Theil der ihr auferlegten Kriegscontribution erließ; dann folgten Niederländer: Isaak Vossius brachte das Studium des Griechischen in Schwung; sie bemächtigte sich in Kurzem der wichtigsten alten Autoren, und selbst die Kirchenväter blieben ihr nicht fremd. Nikolaus Heinsius rühmt es einmal als sein erstes Glück, daß er zur

Zeit der Königin geboren, als das zweite, daß er ihr bekannt geworden sei, und als das dritte und vornehmste wünscht er sich, daß die Nachwelt erfahre, er habe ihr nicht ganz mißfallen. Sie brauchte ihn vornehmlich, um ihr kostbare Handschriften, seltene Bücher aus Italien zu verschaffen, was er mit Gewissenhaftigkeit und Glück vollzog. Im J. 1650 erschien Salmasius; die Königin hatte ihm sagen lassen: komme er nicht zu ihr, so werde sie genöthigt sein, zu ihm zu kommen; ein Jahr lang wohnte er in ihrem Palaste. Endlich ward auch Cartesius bewogen, sich zu ihr zu begeben; man behauptet, sie habe seine Ideen, ihm selbst zur Verwunderung aus dem Plato abzuleiten gewußt. Es ist gewiß, daß sie in ihren Conferenzen mit den Gelehrten wie in ihren Besprechungen mit dem Senate die Ueberlegenheit des glücklichsten Gedächtnisses und einer raschen Auffassung zeigte.

Wunderbare Hervorbringung der Natur und des Glückes! Ein junges Fräulein, frei von aller Eitelkeit; sie sucht es nicht zu verbergen, daß sie eine Schulter höher hat als die andere; man hat ihr gesagt, ihre Schönheit bestehe besonders in ihrem reichen Haupthaar, sie wendet auch nicht die gewöhnlichste Sorgfalt darauf; jede kleine Sorge des Lebens ist ihr fremd; sie hat sich niemals um ihre Tafel bekümmert, auch eine weibliche Arbeit hat sie nie begriffen, dagegen macht es ihr Vergnügen, zu hören, daß sie in der frühesten Kindheit beim Abfeuern des Geschützes, statt zu erschrecken, in die Hände geklatscht und sich als ein rechtes Soldatenkind ausgewiesen habe; auf das kühnste sitzt sie zu Pferde, einen Fuß im Bügel, so fliegt sie dahin; auf der Jagd weiß sie das Wild mit dem ersten Schuß zu erlegen. Vor Allem ist sie von der hohen Bedeutung durchdrungen, die ihr ihre Herkunft gebe, von der Nothwendigkeit der Selbstregierung; keinen Gesandten hätte sie an ihre Minister gewiesen; wäre ein neuer Krieg ausgebrochen, so würde sie sich unfehlbar an die Spitze ihrer Truppen gestellt haben.

Bei dieser Gesinnung und vorwaltenden Stimmung war ihr schon der Gedanke zuwider, einem Manne Rechte an ihre Person zu geben; der Verpflichtung hierzu, die sie gegen ihr Land haben könnte, glaubte sie durch die Festsetzung der Succession zu Gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen Karl Gustav, überhoben zu sein; nachdem sie gekrönt ist, erklärt sie, sie würde eher sterben, als sich vermählen.

Aber ein Zustand dieser Art hat etwas Gespanntes, Angestrengtes, es fehlt ihm die Ruhe eines natürlichen und in sich befriedigten Daseins. Es ist nicht Neigung zu den Geschäften, daß sie sich so eifrig hineinwirft, Ehrgeiz und fürstliches Selbstgefühl treiben sie dazu an, Vergnügen findet sie daran nicht. Die Staats-Ceremonieen, die langen Reden, die sie anzuhören verpflichtet ist, jede Function, bei der sie persönlich in Anspruch genommen wird, sind ihr geradezu verhaßt; der Kreis der Bildung und Gelehrsamkeit, in dem sich ihre Landsleute halten, scheint ihr verächtlich. Phantasie und Liebe zu dem Ungewöhnlichen fangen an, ihr Leben zu beherrschen.

Die Rückwirkungen eines solchen Betragens können nicht ausbleiben; um so weniger fühlt sie sich darin zufrieden, heimisch oder glücklich.

Da geschieht es nun, daß dieser Geist der Nichtbefriedigung sich vor Allem auf die religiösen Dinge wirft. Die weitläufigen Predigten, die ihr schon immer Langeweile gemacht und die sie um der Reichsordnung willen anhören mußte, wurden ihr nun unerträglich. In der Stimmung, in welche sie hierdurch gerieth, in der sie sich von der angenommenen Landesreligion innerlich entfernte, ward sie nun durch die Ankunft der fremden Gelehrten bestärkt. Einige waren katholisch, andere, z. B. Isaak Vossius, gaben Anlaß, sie für ungläubig zu halten. Besonders machte ein Ausspruch Cicero's, daß die wahre Religion nur eine sein könne und alle andern falsch sein müßten, auf sie Eindruck. Die Frage war nur eben, welche dies sei. Sie war neun Jahre alt, als man ihr zuerst eine nähere Notiz von der katholischen Kirche gab und ihr unter Anderem sagte, daß in derselben der ehelose Stand ein Verdienst sei. „Ach", rief sie aus, „wie schön ist dies, diese Religion will ich annehmen." Man verwies ihr das ernstlich; desto hartnäckiger blieb sie dabei. Daran knüpfen sich weitere verwandte Eindrücke. „Wenn man katholisch ist", sagte sie, „hat man den Trost, zu glauben, was so viele edle Geister sechszehn Jahrhunderte lang geglaubt; einer Religion anzugehören, die durch Millionen Wunder, Millionen Martyrer bestätigt ist, die endlich", fügt sie hinzu, „so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechtes überwunden und sich Gott geopfert haben."

Der erste, dem sie ihre Neigung zu erkennen gab, war ein Jesuit, Antonio Macedo, Beichtvater des portugiesischen Gesandten. Plötzlich verschwand Macedo von Stockholm. Die Königin that, als lasse sie ihn suchen, verfolgen, aber sie selbst hatte ihn nach Rom geschickt, um ihre Absicht zunächst dem Jesuitengeneral vorzutragen und ihn zu bitten, ihr ein paar vertraute Mitglieder seines Ordens zuzusenden. Im Februar 1652 langten diese in der That in Stockholm an, und in dem Königspalaste Gustav Adolf's traten Abgeordnete von Rom mit seiner Tochter zusammen, um mit ihr über ihren Uebertritt zur römischen Kirche zu unterhandeln. Der Reiz für Christine lag auch darin, daß Niemand etwas davon ahnte; auch sprach sie mit ihnen über die Schwierigkeiten, die es haben werde, wenn sie sich zu dem Uebertritte entschließe, ihn ins Werk zu setzen. Sie fragte, ob ihr der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, das Abendmahl alle Jahre einmal nach lutherischem Gebrauche zu nehmen. Sie antworteten: Nein; „dann", sagte sie, „ist keine Hülfe, ich muß die Krone aufgeben".

Denn dahin richteten sich ohnedies ihre Gedanken von Tage zu Tage mehr. Nicht immer gingen die Geschäfte des Landes nach Wunsch. Der mächtigen Aristokratie gegenüber bildete die Königin mit ihrer aus so vielen Ländern herbeigezogenen Umgebung, mit dem Thronfolger, den sie dem Lande auf-

genöthigt, und dem Grafen Magnus de la Gardie, dem sie ihr Vertrauen schenkte, den aber der alte schwedische Adel nicht als ebenbürtig anerkennen wollte, eine Partei, die gleichsam als eine fremde betrachtet ward. Ihre unbeschränkte Freigebigkeit hatte die Finanzen erschöpft, und man sah den Augenblick kommen, wo man mit allen Mitteln zu Ende sein werde. Schon waren ihr die Geschäfte zuwider, und sie fühlte sich unglücklich, wenn sich ihr die Secretäre näherten. Ihre einzige Sorge war nur, sich ihre Rente auf eine Weise sicher zu stellen, daß sie ihr nicht wieder entrissen werden könne. Am 24. Juni 1654 ward die Ceremonie der Abdankung vollzogen. So manchen Anstoß die Regierung der Königin gegeben hatte, so waren doch Vornehme und Geringe von dieser Lossagung des letzten Sprossen der Wasa von ihrem Lande ergriffen. Der alte Graf Brahe weigerte sich, ihr die Krone wieder abzunehmen, die er ihr vor drei Jahren aufgesetzt hatte. Die Königin mußte sich die Krone selbst vom Haupte nehmen; erst aus ihrer Hand nahm er sie an. Der Reichsinsignien entkleidet, in einfachem weißen Kleide, empfing sie die Abschiedshuldigung ihrer Stände.

Indeß stand all ihr Sinnen und Trachten nach der Fremde; keinen Augenblick wollte sie länger in einem Lande verweilen, wo sie die oberste Gewalt an einen Andern abgetreten hatte. So begann sie ihren Zug durch Europa. Bereits in Brüssel trat sie insgeheim, hierauf in Innsbruck öffentlich zum Katholicismus über; von dem Papste eingeladen, eilte sie nach Italien, Krone und Scepter brachte sie der Jungfrau Maria in Loreto dar. Nicht wie eine Büßende, sondern triumphirend zog sie in Rom ein. In den ersten Jahren finden wir sie noch auf Reisen, wir begegnen ihr in Deutschland, ein paar Mal in Frankreich, selbst in Schweden; politischen Bestrebungen blieb sie nicht immer so fern, wie sie wohl anfangs beabsichtigt hatte; sie unterhandelt einmal alles Ernstes und nicht ohne eine gewisse Aussicht, die Krone von Polen an sich zu bringen, wobei sie wenigstens hätte katholisch bleiben können; die Nothwendigkeit, für ihre Pension zu sorgen, mit deren Bezahlung es gar oft mißlich stand, ließ ihr selten vollkommene Ruhe.

Allmählich aber ward ihr Zustand ruhiger. Sie nahm immer mehr Theil an dem Glanze, den Beschäftigungen, dem Leben der Curie. Auch an den wissenschaftlichen Bestrebungen nahm sie lebendigen Antheil. Im J. 1680 stiftete sie eine Akademie für politische und literarische Uebungen in ihrem Hause, unter deren Statuten das vornehmste ist, daß man sich der damals beliebten schwülstigen, mit Metaphern überhäuften modernen Manier enthalten und nur der gesunden Vernunft und den Mustern des augusteischen und mediceischen Zeitalters folgen wolle. Ueberhaupt, das ist nicht zu läugnen, daß die Königin in der Mitte so vieler auf sie eindringenden Eindrücke eine edle Selbständigkeit des Geistes bewahrte. Der Anforderung, die man sonst an Convertiten macht, oder die sie sich von freien Stücken auf-

legen, einer in die Augen fallenden Frömmigkeit, war sie nicht gemeint, sich zu bequemen. Sie ließ sich nicht nehmen, Carneval, Concert, Komödie und was das römische Leben ihr sonst darbieten mochte, vor Allem die innere Bewegung einer geistreichen und lebendigen Gesellschaft zu genießen.

---

45. Der Höhepunkt der osmanischen Macht unter Soliman.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, bearbeitet vom Herausgeber.)

Soliman, „der Prachtliebende“ (1520—1566), war von der Stunde an, wo das Geschick die Zukunft des osmanischen Reiches und Volkes in seine Hände legte, von der Größe des Berufs durchdrungen, der ihm beschieden war; und, wie keiner in der Reihe ausgezeichneter Beherrscher dieses Reiches, besaß gerade er die Mittel und Eigenschaften, diesen Beruf auf eine Weise zu erfüllen, die seine lange Regierung zu der glänzendsten Epoche osmanischer Geschichte gemacht hat und ihr zugleich für das europäische Staatenleben des 16. Jahrhunderts überhaupt eine tiefeingreifende und folgenreiche Bedeutung verlieh.

Eroberung der Insel Rhodus, 1522. Mannichfache Gründe mußten Soliman bestimmen, seine Waffen vor Allem gegen Rhodus zu kehren: die für die Sicherheit seiner Besitzungen in Asien und Afrika so wichtige Lage der Insel, die Nothwendigkeit, nach dieser Seite hin für den ungehinderten Verkehr zwischen dem Sitze des Reiches und den unter Selim I. neueroberten Ländern einen Stützpunkt zu gewinnen, das Verlangen, die Schmach zu rächen, welche den osmanischen Waffen hier unter Mohammed II. widerfahren, und gleichsam den letzten Willen Selim's I. zur Ausführung zu bringen, die Thatsache, daß damals die Rhodiser die benachbarten Küstenländer, Kleinasien, Syrien, Aegypten, mit ihren Einfällen beunruhigten, dort weit und breit das offene Land verheerten, unversehens Städte und Dörfer überfielen und alles, dessen sie habhaft werden konnten, bewegliche Habe, Vieh und Menschen, mit sich fort nach ihrer Insel schleppten. So sollen noch Tausende von Osmanen auf Rhodus in der drückendsten Sclaverei der Erlösung geharrt haben, als Soliman seinem zweiten Vezir, Mustafa Pascha, den Befehl ertheilte, mit der seit Selim's Tode zu diesem Zwecke schon bereit liegenden Flotte ohne Verzug gegen Rhodus auszulaufen. Sie verließ, etwa 300 Schiffe stark, mit 10,000 Mann auserlesener Truppen an Bord, um die Mitte Juni 1522 die Dardanellen, während sich gleichzeitig bei Skutari ein Heer von etwa 100,000 Mann sammelte, an dessen Spitze Soliman selbst den Weg zu Lande nach der Südküste Kleinasiens zurücklegen wollte. Bei diesem Feldzuge war Soliman insofern vom Glücke begünstigt,

als er in eine Zeit fiel, in welcher die Rhodiser, ganz auf sich selbst verwiesen, aus dem Abendlande, in Folge der Reformation und des (ersten) Krieges zwischen Karl V. und Franz I., nicht die geringste Hülfe erwarten konnten. Hätte man im Abendlande den ernsten Willen gehabt, Rhodus zu retten, so hätte es wenigstens nicht an Zeit gefehlt, dazu die nöthigen Schritte zu thun. Denn nachdem die osmanische Flotte bereits am 24. Juni einige Meilen von der Festung Anker geworfen hatte, verstrich noch ein voller Monat unter Vorbereitungen, Vertheilung der Truppen, Anlage von Schanzen u. s. w., ehe die Belagerung wirklich ihren Anfang nahm. Beim ersten Angriffe (1. August) wurden die Belagerer überall mit bedeutendem Verluste zurückgeworfen, und der Hauptsturm am 24. September brach sich gleichfalls an der unerschütterlichen Tapferkeit der Ritter und dem Heldenmuthe der ganzen Bevölkerung. Nicht weniger als 15,000 Osmanen fanden an diesem Tage unter den Mauern von Rhodus ihren Untergang.

Aber selbst so entmuthigende Verluste konnten Soliman nicht bewegen von einem Unternehmen abzustehen, von dessen Gelingen die Sicherheit seines Reiches und der Ruhm seines Namens abhing. Die Belagerung wurde während der zwei folgenden Monate fortgesetzt und am Ende die Kräfte und Mittel der Belagerten so erschöpft, daß ein längerer Widerstand kaum mehr möglich war. Erst nachdem ein letzter Sturm die Kraft der Ritter vollends gebrochen hatte, und namentlich ihr Vorrath an Pulver und Munition verbraucht war, sah sich der Großmeister genöthigt, eine ehrenvolle Capitulation abzuschließen, welche der Sultan um so eher bewilligte, als 100,000 Mann seiner besten Truppen und mehrere ausgezeichnete Heerführer unter den Mauern von Rhodus ihr Grab gefunden hatten. Schon am 5. Tage nach Unterzeichnung der Capitulation drang ein frisch aus Asien angelangter, 15,000 Mann starker Janitscharenhaufen mit Gewalt in die Stadt ein, plünderte alles, was ihm in die Hände fiel, schändete und entheiligte Kirchen und Klöster und verübte überhaupt alle Greuel zügelloser Barbarenwuth. Der Capitulation zufolge schiffte sich der Großmeister *Villers d'Isle-Adam* (1523) mit dem größten Theile der Ritter nach Candia ein und siedelte dann nach Neapel über. Erst 1530 fanden die Trümmer des Ordens, nach vielfachen Mühen und Verhandlungen, endlich ihre neue bleibende Stätte auf der Insel Malta, wo sie nochmals zu frischem Leben gediehen.

(Die Feldzüge gegen Ungarn und Oesterreich, 1526—1532, s. S. 82.)

Feldzug nach Persien, 1534. Nachdem sich Soliman durch einen Frieden mit König Ferdinand von Ungarn an den nördlichen Grenzen seines europäischen Reiches Ruhe verschafft hatte, beschäftigten vorzüglich zwei Dinge seinen Alles umfassenden Geist und seine rastlose Thätigkeit: *der Feldzug nach Persien* und *die Erweiterung seiner Herrschaft zur See*.

Die Grenzverhältnisse des osmanischen Reiches waren, wie in Europa, so auch nach Osten hin in einer unbestimmten, zweifelhaften Lage geblieben.

Es gab dort beständig Reibungen und vielfache Verlockung zum Abfall für treulose und herrschsüchtige Statthalter. So hatte um diese Zeit der osmanische Statthalter von Bidlis sich von Soliman losgesagt und unter des Perser-Schahs Schutz begeben, während auf der andern Seite die persischen Statthalter von Aserbeidschan und Bagdad dem Sultan der Osmanen ihre Huldigung und der letztere mit ihr zugleich die Schlüssel von Bagdad darbrachten. Aber beide waren nicht im Stande, sich allein gegen die Macht des Perser-Schahs zu halten. Bagdad wurde abermals der Botmäßigkeit des Schahs unterworfen. Das konnte Soliman nicht dulden. Was seine Vasallen nicht vermocht, das wollte er nun selbst durchsetzen. Der Feldzug nach Persien währte zwei Jahre und endete mit der Eroberung von Tebris und der Besitznahme von Bagdad. Mit Feinden hatte man wenig, desto mehr mit der Ungunst der Elemente und den Mühseligkeiten des Marsches zu kämpfen. Soliman feierte (1536) die fast unblutige Vereinigung des schönsten Theiles Persiens mit seinem Reiche durch triumphirenden Einzug in Constantinopel. Sowohl in Tebris wie in Bagdad waren osmanische Statthalter zurückgeblieben und die neugewonnenen Landschaften durch die Bande alttürkischer Lehnsverfassung enger an das Reich des Sultans gekettet worden.

Von weit höherer Bedeutung für die europäischen Verhältnisse war die gleichzeitige Erhebung der osmanischen Seemacht im Mittelländischen Meere. Der kühne Seeräuberhauptmann aus Mitylene, welcher, unter dem Namen Chaireddin oder Barbarossa (s. S. 76), schon seit den Zeiten Selim's I. der Schrecken des Mittelländischen Meeres war, hatte sich bereits 1517 eines guten Theiles des afrikanischen Küstenlandes bemächtigt und war Herr von Algier geworden. Von hier aus beunruhigte er seitdem fortwährend die Küsten Spaniens, Frankreichs und Italiens, brachte die noch unter christlichem Drucke in der pyrenäischen Halbinsel zurückgebliebenen 70,000 Mauren nach der Berberei in Sicherheit und kämpfte mit Glück gegen Andreas Doria, welcher damals für den größten Seehelden der Christenheit galt. Von Soliman auf das glänzendste empfangen und zum Handkuß zugelassen, wurde er sofort zum Beglerbeg des Meeres, d. h. zum Oberbefehlshaber der gesammten osmanischen Seemacht ernannt. (Dessen Krieg mit Karl V., s. S. 76.)

(Den Krieg in Ungarn, 1541—1547, s. S. 86.)

Zwar hatte Soliman in Ofen einen türkischen Statthalter eingesetzt, und hier wie in Fünfkirchen und an andern Orten wurde das Recht nach den Gesetzen des Koran gesprochen; allein noch nirgendwo waren sich Orient und Occident, osmanisches und europäisches Leben, Islam und Christenthum so schroff einander gegenüber getreten. Die letzten 20 Jahre der Regierungszeit Soliman's dürfen als ein bedeutender Wendepunkt in diesem großartigen Streite zweier Nationalitäten bezeichnet werden. Diese endlosen Heerfahrten in Ungarn, dieser beständige Wechsel von meist erfolgreichen Waffenthaten

und nutzlosen Friedensverhandlungen erschöpften nach und nach die besten Kräfte des osmanischen Reiches und trugen wesentlich zur Schwächung desselben bei, Ungarn aber blieb, trotz alles Jammers und Mißgeschicks, welches der ewige Krieg über dasselbe verhängte, dennoch die Schutzmauer der abendländischen Christenheit, die gerettet wurde zu einer Zeit, wo die politische Lage Europa's sie nur zu leicht zur Beute eines mächtigen Eroberers hätte machen können.

Der Glanz und Ruhm der Regierung Soliman's wurde in dessen letzten Jahren durch schweres Mißgeschick verdunkelt. Sein Angriff auf Malta mißlang gänzlich, während sein letzter Heerzug nach Ungarn ihn an das Ziel seiner Tage, nicht aber seiner Wünsche führte.

Die Festsetzung auf Malta erschien Soliman als das wirksamste Gegengewicht gegen die weitere Ausbreitung der spanischen Herrschaft auf der afrikanischen Küste. Unzählig war die Menge der Transportschiffe, welche aus allen Theilen des Reiches, namentlich aus Syrien und Aegypten, zusammengebracht, die ungeheuren Massen von Mundvorrath und Kriegsbedürfnissen aufnehmen mußten; 20 Riesenkanonen, wie man sie noch nie gesehen, wurden mit vieler Mühe auf die größten Kriegsschiffe gebracht. Am 1. April 1565 verließ die 130 Segel starke Flotte, welche nach und nach bis auf 200 Schiffe anwuchs, nicht unter den glücklichsten Auspicien, *) den Hafen von Constantinopel und erschien schon am 19. Mai vor Malta. Nach unsäglichen Anstrengungen fiel das kleine Fort St. Elmo in die Hände der Belagerer. Die Aufforderung zur Uebergabe der Hauptstadt wies der Großmeister, Jean de Valette, mit Verachtung zurück. Nun wurde der Angriff auf die beiden Hafenschlösser St. Angelo und St. Michel gerichtet, welche einer gewaltigen Kette, die den Galeerenhafen schloß, zu Anhaltepunkten dienten. Vergebens wurde die Sprengung dieser Kette versucht. Nach einem mörderischen Kampfe, in welchem die Angreifer bis auf wenige ihren Tod fanden, mußte der Rückzug angetreten werden. Dieser heiße Tag rettete Malta. Denn obgleich die Belagerung noch zwei Monate lang fortgesetzt wurde, so konnte man doch nicht einmal jener beiden Hafenschlösser Herr werden; und als dann auch noch die längst erwartete Hülfe aus Sicilien eintraf, gaben die osmanischen Befehlshaber das Zeichen zur Aufhebung der Belagerung. Sie hatte fast 4 Monate gewährt und mehr denn 20,000 Mann das Leben gekostet. Der Verlust der Johanniter soll etwa 5000 betragen haben.

Für Soliman war das Unglück von Malta nur eine Aufforderung mehr, wenigstens die Ehre seines Namens und seines Volkes durch eine energische

*) Das zum Theil schon entlaufene Schiffsvolk mußte mit Stöcken nach den Galeeren getrieben werden.

Wiederaufnahme des Landkrieges zu wahren, wozu ihm die noch immer ungeordneten und streitigen Verhältnisse Ungarns hinlängliche Gelegenheit boten. Nur durch glänzende Siege in Ungarn glaubte Soliman die Schmach austilgen zu können, die er auf Malta erfahren hatte, und eine festere Begründung seiner Herrschaft in diesem Lande schien ihm am Ende auch noch den Besitz von Wien, das Ziel seiner Wünsche, sichern zu können. Ungeachtet seines hohen Alters entschloß er sich daher, selbst noch einmal an die Spitze seines Heeres zu treten, mit welchem er, umgeben von aller kaiserlichen Herrlichkeit, die Hauptstadt verließ, um lebend nicht mehr dahin zurückzukehren. Der Marsch war langwierig und beschwerlich. Wie fast immer auf diesen ungarischen Feldzügen, hatte man dieses Mal unendlich viel von der Ungunst des Wetters zu leiden, welche namentlich den Uebergang über die von unaufhörlichen Regengüssen angeschwollenen Flüsse außerordentlich erschwerte. Die ganze Heeresmasse, an 100,000 Mann und 300 Stück Geschütz, wälzte sich gegen Sigeth, welches von allen Seiten eingeschlossen wurde. Schon hatte die regelmäßige Belagerung einen vollen Monat gewährt, schon war Zriny's Heldenschaar, nach dem Verluste der Stadt und aller äußern Bollwerke, auf die Burg zurückgedrängt worden, deren Ruin man auch jeden Augenblick erwartete, als Soliman in der Nacht vom 5. zum 6. September plötzlich seinen Geist aufgab. Nach drei Tagen stieg die Hungersnoth in der Burg so, daß Weiber und Kinder, verschmachtend vor Hunger und Durst, niedersanken. Die Türken schossen Feuer in das Schloß; die Burg loderte auf. Nun hieß es muthig sterben, und das that die Besatzung. Von seinem Kämmerer ließ sich Zriny kleiden wie zu einem Feste; den Schlüssel der Festung barg er in seinen Kleidern, und steckte hundert ungarische Ducaten zu sich, „damit", so sprach er, „wer mich findet, nicht über Mangel an Beute klage". So stürzte er heraus, die Seinen ihm nach. Von zwei Kugeln und einem Pfeile getroffen, fiel er. Die Janitscharen, siegtrunken, legten ihn noch lebend auf eine Kanone und schnitten ihm den Kopf ab. So endete Zriny. Zriny's Kämmerer, Mundschenk und Schatzmeister wurden gefangen; man sengte ihnen den Bart ab und führte sie zum Großvezir. Der forschte nach Zriny's Schätzen; da antwortete der Mundschenk, ein stolzer Jüngling aus edlem Geschlechte: „100,000 ungarische Ducaten, 100,000 Thaler, 1000 Becher und Gefäße hat Zriny vernichtet; was noch übrig, liegt in einer Kiste und ist keine 5000 Ducaten werth; aber Pulver hat er viel und jetzt wird es auffliegen. Kaum hatte er ausgeredet, da flog der Thurm in die Luft; 20,000 türkische Leichen lagen um die Wälle. Die Trümmerhaufen von Sigeth sind gleichsam der Markstein der langen Heldenlaufbahn Soliman's und einer großen Epoche osmanischer Geschichte, und haben so für alle Zeiten eine welthistorische Bedeutung erlangt.

Zweiter Zeitraum: Von dem westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution, 1648—1789.

I. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts.

46. Ludwig's XIV. Minderjährigkeit. Mazarin.

(Nach E. A. Schmidt, Geschichte Frankreichs, und Leop. von Ranke, Französische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Ludwig XIV. hatte noch nicht ein Alter von 5 Jahren erreicht, als er durch den Tod seines Vaters König von Frankreich wurde. So wenig seine Mutter, die Königin Anna, wegen geringer Fähigkeit und wegen Abneigung gegen angestrengte Thätigkeit, im Stande war, die Regierung eines Staates zu leiten, so sehr war doch ihr Stolz durch die Verordnung ihres Gemahls gekränkt, welche ihr nur den Namen, aber nicht die Gewalt einer Regentin übertrug, und sie hatte schon vor seinem Tode den Entschluß gefaßt, diese Bestimmung umzustoßen. Die Erinnerung an die Regentschaften der Königinnen Katharina und Maria von Medici und die unbedeutende, verächtliche Persönlichkeit des Herzogs von Orleans, des einzigen Prinzen, welcher als Oheim des jungen Königs begründete Ansprüche auf die Regierung erheben konnte, erleichterten ihr die Ausführung ihrer Absicht. In einer königlichen Sitzung im Parlament (am 18. Mai) sprach der junge König die Worte: er sei gekommen, um dem Parlamente seine Gewogenheit zu bezeugen; der Kanzler werde das Uebrige sagen. Der General-Advocat Talon trug nunmehr im Namen des Königs darauf an, daß die Königin zur Regentin des Reiches erklärt werde, daß der Herzog von Orleans, ihr untergeordnet, Chef des Conseils sei und in seiner Abwesenheit der Prinz von Condé diese Stelle einnehme, und daß es der Königin überlassen bleibe, die Mitglieder des Conseils zu wählen, ohne daß sie jedoch verpflichtet werde, der Stimmenmehrheit zu folgen. Einstimmig erklärte sich die Versammlung

für den Antrag, welcher darauf von dem Kanzler als königliches Decret ausgesprochen wurde.

Da die Königin selbst sich nicht fähig fühlte, die Regierung zu leiten, so bedurfte sie eines Ministers, welcher die von Richelieu begründete Macht zu erhalten und die Staatsgeschäfte nach denselben Grundsätzen zu führen vermochte. Diesen Mann fand sie in Mazarin. Er hatte mehr als irgend ein Anderer das Vertrauen Richelieu's besessen, und er ließ sie durch sein feines einnehmendes und nachgiebiges Wesen vergessen, daß er seine Beförderung ihrem verhaßtesten Feinde verdankte. Er zeigte sich, im Gegensatze zu der ernsten und stolzen Haltung seines Vorgängers, gegen Jedermann höflich, zuvorkommend und gefällig, schien stets geneigt, jede an ihn gerichtete Bitte zu erfüllen, und vermied in seiner äußern Erscheinung jeden Prunk. Durch seinen Verstand und seine Arbeitsamkeit, durch seine angenehme, geistreiche Unterhaltung und durch den Schein einer völligen Uneigennützigkeit gewann er sich immer mehr das Vertrauen und Wohlwollen der Königin. Dem Parlamente schmeichelte er durch die wiederholte Versicherung, daß die Königin stets den Rathschlägen desselben folgen werde.

Nach Außen war Frankreich damals stärker als je; die einzige rivale Macht, Habsburg, war erschüttert, England durch innere Kämpfe von jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten abgehalten, die übrigen Nachbarn theils hinfällig, wie Spanien, theils in ohnmächtiger Zersplitterung, wie Deutschland und Italien. Der Kampf gegen Spanien wurde mit größerer Thätigkeit fortgesetzt, als die frühere Vorliebe der Königin für ihren Bruder Philipp IV. hatte erwarten lassen. Den Befehl über die französische Armee an der niederländischen Grenze hatte noch Ludwig XIII. dem Herzoge von Enghien (dem Sohne des Prinzen von Condé) gegeben, obwohl er noch nicht 22 Jahre alt war. Dieser hatte in den Feldzügen der letzten drei Jahre glänzende Tapferkeit und unermüdliche Thätigkeit bewährt, und bald bewies er auch eine Geistesgegenwart, welche im gefährlichsten Augenblick rasch den passenden Entschluß erkannte und ergriff. Um die Festung Rocroy, deren Außenwerke die Spanier schon genommen hatten, zu retten, beschloß er eine Schlacht zu liefern. Der linke französische Flügel unter dem Marschall L'Hospital wurde zwar besiegt, allein Enghien, welcher den rechten befehligte, hatte zu gleicher Zeit die ihm gegenüberstehenden Feinde geworfen und wandte sich nunmehr, ohne diese zu verfolgen, gegen den siegenden Theil der feindlichen Armee, welcher, bestürzt über den unerwarteten Angriff, eine gänzliche Niederlage erlitt. Das feindliche Centrum, aus alten spanischen Soldaten bestehend, wurde erst nach längerm Kampfe überwältigt und größtentheils niedergehauen. Bald nachher erwarb Enghien den Ruhm, wie die Landmacht, so auch durch die Eroberung von Dünkirchen das letzte Bollwerk der spanisch-niederländischen Seemacht gebrochen zu haben; er versäumte dann nichts, den Platz, in dessen Erwerbung schon Richelieu die glücklichste Erweiterung

der französischen Küste sah, unverzüglich mit neuen Befestigungen auszurüsten.

Vergebens sandte Mazarin eine französische Flotte nach Neapel zur Unterstützung der dort im Sommer 1647 ausgebrochenen Empörung gegen Spanien (s. S. 128), der Adel wollte nicht die Erhebung eines französischen Großen, des Herzogs von Guise, zum Herrn von Neapel; nach einigen Monaten ward Guise von der Stadt ausgeschlossen und die spanische Herrschaft wieder hergestellt. Die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich wurde den Spaniern erleichtert, theils durch Abschluß des Friedens mit den Niederlanden (s. S. 260), theils durch innere Bewegungen in Frankreich.

Die Fronde.*) Das Parlament, welches von Richelieu auf immer in die Schranken der Rechtspflege zurückgewiesen zu sein schien, strebte nach einer politischen Bedeutung, und man hörte in Gegenwart des Königs die Behauptung aussprechen, daß, wenn man in alten Zeiten zur Einführung neuer Auflagen die Zustimmung der Stände für nöthig gehalten habe, jetzt, da man die Stände nicht mehr einberufe, das Parlament an ihre Stelle getreten sei. Mazarin vermied durchgreifende Maßregeln, welche innere Unruhen herbeiführen konnten, wenigstens so lange die auswärtigen Angelegenheiten nicht günstig standen. Aber als man im J. 1648 von allen Seiten Siegesnachrichten erhielt und namentlich der Prinz von Condé die spanisch-niederländische Armee bei Lens abermals geschlagen hatte, faßte der Hof den Muth, sich auch seiner innern Feinde in der Hauptstadt zu entledigen und ließ den Präsidenten Blancnesmil und den allgemein geachteten Rath Broussel unmittelbar nach der Siegesfeier in ihren Wohnungen verhaften. Auf das Gerücht von Broussel's Gefangennehmung, der ebenso ein abgesagter Feind der damals überaus schlechten Finanz-Verwaltung als voll von Mitgefühl für die Noth des gemeinen Volkes war, wurden in Paris die

*) Damals pflegte sich die Jugend auf verschiedenen Plätzen von Paris mit Schleuderwürfen (à coups de fronde) zu bekämpfen, und die Polizeibeamten bemühten sich vergeblich, dies zu verhindern, denn wenn sich bei ihrem Erscheinen die Knaben auch zerstreuten, so kehrten diese doch nach Entfernung der Beamten sogleich wieder zu ihrem Spiele zurück. Da es nun dem Herzoge von Orleans zwar gelang, wenn er in das Parlament kam, einige Mäßigung zu bewirken, das Parlament aber, sobald er nicht anwesend war, die Verhandlung in der frühern, dem Hofe unangenehmen Weise wieder fortsetzte, so äußerte der Parlaments-Rath Bachaumont einst: Der Herzog werde eben so wenig zu seinem Ziele gelangen, wie die Polizeibeamten in Betreff der Schleuderer (frondeurs). Dieses Wort fand Beifall, und man nannte zuerst diejenigen Parlamentsmitglieder, welche sich am lebhaftesten gegen das Verfahren der Minister aussprachen, dann überhaupt die Gegner Mazarin's und des Hofes Frondeurs, und bald gab es keine kräftigere Benennung für einen ehrenwerthen Mann, als den Namen eines guten Frondeurs.

Läden geschlossen und Barricaden errichtet; das Parlament begab sich in feierlichem Zuge von dem Justizpalaste nach dem Palais Royal und erwirkte von der Königin die Freigebung seiner beiden gefangenen Mitglieder und eine Declaration, wodurch Erleichterung der Abgaben und Beseitigung der Ausnahmegerichte zugesagt wurde. Bald brachten Klagen, daß die gegebenen Versprechen nicht gehalten würden, und das Gerücht von neuen Finanz-Operationen eine allgemeine Mißstimmung unter den Einwohnern der Hauptstadt hervor. Mazarin mit dem ganzen Hofe verließ Paris, um dasselbe durch einen Angriff von außen zum Gehorsam zurückzubringen. Da aber die königlichen Truppen unter Condé der Hauptstadt nicht alle Zufuhr abschneiden konnten und die Feinde des Hofes Unterhandlungen mit Spanien anknüpften, so bot Mazarin die Hand zur Versöhnung, die auch zu Stande kam, weil die Häupter der Fronde doch fühlten, daß sie dem Gegner nicht überlegen waren.

Ein neuer Umschwung der Lage erfolgte, indem Condé sich mit Mazarin entzweite und auf die Seite der Opposition übertrat. Während Condé sich vorzugsweise die Erfolge der königlichen Armee zuschrieb, behauptete Mazarin, wenn der Prinz ernstlich seine Schuldigkeit gethan hätte, so würde Paris sich auf Gnade oder Ungnade haben ergeben müssen. Sehr verstimmt gegen einander kamen sie nach der Hauptstadt zurück. Da Condé die Frondeurs, die den Sturz des Cardinals betrieben, zurückgewiesen hatte, so faßte Mazarin den Plan, sich mit diesen alten Feinden des Hofes gegen den Prinzen zu verbinden, dessen Streben nach einer unbedingten Autorität sowohl der Königin als ihren Ministern immer unerträglicher wurde. Die Fronde versprach ihre Mitwirkung bei dem kühnen Schritte, den man vorhatte, und so ließ Mazarin den Prinzen, dem er noch zwei Tage vorher Freundschaft geheuchelt hatte, (nebst seinem Bruder Conti und seinem Schwager Longueville) im Palais Royal verhaften und nach Vincennes bringen. So viel bewirkte die Fronde, daß die Hauptstadt ruhig blieb. Als aber das Parlament von der Königin nicht nur die Befreiung der Prinzen, sondern auch die Entfernung des Cardinals verlangte, verließ Mazarin, einer gewissen Neigung zum Fatalismus nachgebend, das Reich und begab sich nach Brühl unter den Schutz des Kurfürsten von Köln, eines Prinzen aus dem Hause Baiern, mit welchem er seit langer Zeit in enger Verbindung stand. Die Prinzen kehrten unter allgemeinem Jubel nach Paris zurück, und man meinte schon, Condé könne durch einen Parlamentsbeschluß der Königin die Regentschaft entreißen und so die Rückkehr Mazarin's auf immer verhindern. Aber die Regentschaft hatte ohnehin ein Ende, denn der junge König war in sein 14. Lebensjahr getreten und (5. Sept.) für volljährig erklärt worden. Condé blieb daher nichts übrig, wollte er sich nicht seinen Feinden unterwerfen, als die Waffen zu ergreifen, freilich gegen seinen für majorenn erklärten König.

Aber Mazarin, der als Flüchtling ins Ausland gegangen war, kehrte

an der Spitze eines großen Heeres nach Frankreich zurück, in welchem sich auch Turenne befand. Condé war inzwischen mit Spanien in Verbindung getreten und rückte, unterstützt von einem französisch-niederländischen Heere, gegen die Hauptstadt vor. Ein Treffen in der Vorstadt St. Antoine, welches zugleich eine Feldschlacht und ein Straßenkampf war und worin Condé noch einmal seine persönliche Tapferkeit glänzend bewährte, hätte ihn in die verzweifeltste Lage gebracht, wenn nicht die Tochter des Herzogs von Orleans, welche für den Prinzen eine zur Leidenschaft gesteigerte Bewunderung hegte, die Obrigkeiten von Paris bewogen hätte, gegen einen frühern Beschluß, sein sich zurückziehendes Heer in die Stadt aufzunehmen. Gleichzeitig hatten seine Verbündeten, die Spanier, in Flandern die mit so großer Anstrengung von den Franzosen eroberten Küstenplätze Gravelingen und Dünkirchen wieder gewonnen. Das Volk in Paris aber verlangte nach Ruhe und Frieden und Alles vereinigte sich in dem Hasse gegen den Minister, in dem man die Quelle alles Unheils zu erblicken sich nun einmal gewöhnt hatte. Mazarin verließ noch einmal den Hof und begab sich nach Bouillon. Das Parlament erkannte darin, wie er erwartet hatte, den ersten Schritt des Königs zur Versöhnung und glaubte ihm entgegen kommen zu müssen. Der König, durch eine Bürgerdeputation dazu eingeladen, kehrte von St. Germain nach Paris zurück. Condé ward geächtet, seine Güter eingezogen und der Cardinal, der dem Könige und der Königin unentbehrlich war, kehrte, von dem Könige eingeholt, von dem Volke ohne Widerwillen aufgenommen, nach Paris zurück. Der Geschmähte, Verbannte, Verfolgte war nun der am meisten Bewunderte, da Jedermann die Bewältigung der wechselvollen Empörungen seiner Klugheit beimaß.

Condé stellte sich jetzt an die Spitze der spanischen Kriegführung, allein er fand an Turenne einen Gegner, der ihm in dem Festungskriege an der niederländischen Grenze das Gleichgewicht hielt. Zugleich wußte Mazarin nicht nur die Unterstützung der Spanier Seitens des deutschen Kaisers durch einen Artikel in der Wahl-Capitulation Leopold's I. zu verhindern, sondern auch ein Bündniß mit der englischen Republik zu Stande zu bringen, indem er auf Cromwell's Forderung, daß Dünkirchen, wenn es erobert werde, in englischen Händen bleiben solle, einging, so bedenklich es ihm auch schien. Ein englisches Hülfscorps vereinigte sich mit dem Heere Turenne's (bei St. Quentin, 1657), Dünkirchen fiel und ward den Engländern überliefert; aber auch Gravelingen, Oudenarde, Ypern und eine Anzahl anderer Plätze geriethen in die Hände der Franzosen. Spanien erlag der Vereinigung der beiden andern großen Mächte und mußte Frieden suchen. Auch Mazarin war zum Frieden geneigt; denn ein nicht geringer Theil des Adels hielt an dem verbannten Condé, der durch den Ruf glänzender Kriegsthaten seinen Namen Jedem gegenwärtig erhalten hatte, noch immer fest. Schon während der Friedensverhandlungen zu Münster (s. S. 258) war davon die Rede ge-

wesen, daß man den Streit der beiden Kronen durch eine Vermählung des jungen Ludwig XIV. mit der Tochter Philipp's IV., Maria Theresia, beilegen solle. Obgleich sowohl Philipp IV. als Ludwig XIV., der eine Neigung zu einer Nichte Mazarin's gefaßt hatte, die übrigens vom Minister selbst keineswegs begünstigt wurde, nur ungern auf den Plan eingingen, so war diese Verbindung doch die wichtigste Bedingung des sogenannten pyrenäischen Friedens, den Mazarin mit dem ersten spanischen Minister, Luis de Haro, persönlich abschloß (13. Aug. 1659) auf einer kleinen Insel des Grenzflusses Bidassoa, von der nicht ausgemacht war, zu welchem von beiden Reichen sie gehöre. Frankreich behielt die Grafschaft Roussillon, beinahe ganz Artois und die besten Küstenplätze Flanderns. In der Bedingung der Vermählung des Königs von Frankreich mit der Infantin lag die Aussicht einer neuen noch größern Weltstellung. Allein Spanien bestand auf der Verzichtleistung der Infantin auf die künftige Nachfolge in Spanien. Man hielt jedoch allgemein dafür, daß auch der ausgesprochene Verzicht im eintretenden Falle die neue Königin von Frankreich, ihren Gemahl und ihre Kinder nicht binden werde. Indem also der Friede, den man schloß, die Verhältnisse der beiden Monarchieen endlich definitiv zu ordnen schien, lag doch in der obersten Bedingung, auf der er beruhte, der Keim neuer Entzweiung.

Schon auf der Rückreise von der Insel der Conferenz erlitt Mazarin überaus schmerzhafte Gichtanfälle und seine Kräfte schwanden sichtlich. Am 9. März 1661 starb er; bei Hofe ward, was außer aller Gewohnheit ist, Trauer für ihn angelegt. Darin, daß er im vollen Genuß von Würde, Macht, Reichthum und Ansehen hinging, sah man eine Fortsetzung desselben Glückes, das ihn von Anfang begleitet hatte.

---

47. Ludwig's XIV. Selbstregierung. Colbert.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte von Frankreich und Karl Twesten, Ludwig XIV.)

Da beinahe seit 40 Jahren die Regierung des Staates einem Ersten Minister anvertraut gewesen, und da Ludwig, auch nachdem er in das männliche Alter eingetreten war, die Leitung der Staatsgeschäfte gänzlich in den Händen des Cardinals Mazarin gelassen hatte, so glaubte man am Hofe allgemein, daß diese Regierungsweise auch fernerhin fortdauern werde, zumal es dem Könige an Erfahrung und, wie es schien, auch an Befähigung und Neigung zu ernster und angestrengter Thätigkeit fehle. Allein sogleich nach dem Tode des Cardinals erklärte er, er sei entschlossen, in Zukunft sein Königreich selbst zu regieren, er wolle keinen Ersten Minister, die Beamten

sollten unmittelbar unter ihm ihre Geschäfte ausüben und er werde ihren Rath verlangen, wenn er dessen bedürfe. Die Ruhmbegierde, welche ihn bestimmte, sich den größten seiner Vorfahren, Heinrich IV., zum Vorbilde zu wählen, gab ihm auch die Kraft, sich einer anhaltenden, genau geregelten Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten zu unterziehen, sein natürlicher Verstand erleichterte ihm die Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche ihm Anfangs durch seine Unbekanntschaft mit denselben veranlaßt wurden, und die Genugthuung, welche er darin fand, daß er nicht nur König hieß, sondern es auch in der That war, machte ihm bald die Arbeit angenehm. In seinen jungen Jahren lebendig, geistreich, für kühne Unternehmungen zugänglich, glücklich in der Wahl seiner Minister und Feldherren, war er eine glänzende, durch die äußeren Verhältnisse wunderbar begünstigte Erscheinung.

Er sah sich als den Repräsentanten der ganzen Nation, als den alleinigen Inhaber aller Gewalt und Autorität an, er wollte die alleinige Quelle jeder Macht, jeder Gnade, jeder Auszeichnung sein; er war sogar der Meinung, daß ihm alles, was sein Reich enthalte, gehöre, daß ihm die freie Verfügung über jedes Eigenthum zustehe, und daß er des Lebens seiner Unterthanen nur deßhalb zu schonen habe, weil es sein eigenes Gut sei. Die Verletzung des gewöhnlichen Rechts galt ihm durch das Staatsinteresse gerechtfertigt, und indem er den Staat nur in seiner Person sah (l'état c'est moi!), so war nach dieser Ansicht auch alles gerechtfertigt, was ihm zu thun beliebte. Mit dem Anspruch auf eine solche unumschränkte Gewalt verband er auch den Willen und die Kraft, sie als Selbstherrscher auszuüben, und bis zu Ende seines Lebens hat er den Staatsgeschäften eine anhaltende Thätigkeit zugewandt. Auch verstand Ludwig in seiner äußern Erscheinung auf meisterhafte Weise den Selbstherrscher darzustellen und dadurch Ehrfurcht zu gebieten. Die Schönheit seiner Gestalt, der Adel seiner Gesichtszüge und der in seiner Haltung liegende Ausdruck der Würde bezeichneten ihn schon auf den ersten Blick als König; in der Unterhaltung wußte er Hoheit und Vertraulichkeit auf geschickte und glückliche Weise mit einander zu verbinden; indem er nicht oft und stets nur wenig zu reden pflegte, so galt es für eine um so größere Auszeichnung, wenn er an Jemanden das Wort richtete oder auch nur durch einen Blick, durch ein Lächeln sein Wohlgefallen ausdrückte.

Kein Theil der Staats-Verwaltung war für den König von größerer Wichtigkeit als die Finanzen. Um das Königthum mit einem der Bedeutung desselben entsprechenden Glanze zu umgeben, um seine Neigung zu prachtvollen Festen zu befriedigen und um durch großartige Unternehmungen sich Ruhm zu erwerben, bedurfte er vor Allem reicher Geldmittel; allein der Schatz war leer, die Einnahmen der nächsten zwei Jahre waren vorweggenommen, ausgegeben oder verpfändet, und der Nothstand in allen Provinzen so hoch gestiegen, daß eine Vermehrung der Auflagen unmöglich war. Die

dringend nothwendige Reform der Finanzen konnte nur durch eine ebenso gewissenhafte wie einsichtige Verwaltung und durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen für die Unterthanen bewirkt werden, und Mazarin hatte kurz vor seinem Tode dem Könige denjenigen Mann bezeichnet, welcher allein im Stande war, ein so schwieriges Werk auszuführen.

Jean Baptiste Colbert, 1619 zu Rheims geboren, wurde nacheinander Schreiber bei einem Notar, einem Procurator des pariser Stadtgerichts und einem Finanzbeamten, endlich von Mazarin, der selbst nichts weniger als Finanzmann war, zum Intendanten seines Hauses ernannt. Bald nach dessen Tode trat Colbert unter dem Namen eines General-Controleurs an die Spitze der Finanz-Verwaltung, und die ersten eilf Jahre (1661—1672) hindurch, bis zum Ausbruche des zweiten Raubkrieges, durch welchen ein anderer Minister eine größere Bedeutung erhielt, waren sein Einfluß und seine Macht unbeschränkt, wenn er dies auch dem auf Selbstregierung sehr eifersüchtigen Könige sorgfältig verbarg; alle wichtigen Maßregeln in der Verwaltung und in der Gesetzgebung gingen von ihm aus, und alle bedeutenderen Aemter, kirchliche wie weltliche, wurden auf seine Empfehlung oder wenigstens mit seiner Beistimmung vergeben.

Schon im November 1661 wurde eine Justizkammer gebildet mit dem Auftrag, alle Unterschleife und Veruntreuungen bei der Erhebung und Verwendung von Staatsgeldern, deren sich Beamte und Pächter schuldig gemacht hätten, zu untersuchen und zu bestrafen. Die Summen, zu deren Zurückzahlung die Pächter verurtheilt wurden, betrugen 110 Millionen; von den Beamten mußten einige mit dem Tode durch den Strang büßen, den meisten wurden die härteren Strafen, welche sie nach dem Gesetze verdient hatten, in Geldbußen umgewandelt, welche sich auf 25 Millionen beliefen. Einige Staatsgläubiger hatten fortwährend ihre Renten empfangen, obgleich ihnen die Kaufsumme schon vor mehreren Jahren zurückgezahlt worden war; andere waren im Besitze von Renten, welche keine Gültigkeit hatten, weil sie nicht registrirt worden. Alle diese Personen wurden nicht allein durch Confiscation der Renten bestraft, sondern zum Theil auch zur Zahlung des doppelten Renten-Capitals verurtheilt, und der Schatz gewann dadurch binnen 8 Jahren eine Summe von 10 Millionen. Die Menge der überflüssigen Aemter war so groß, daß in manchen Behörden die Mitglieder verdreifacht und selbst vervierfacht worden waren. Bereits 1661 begann Colbert die Zahl der Beamten zu verringern und setzte diese Verminderung bis zu seinem Tode fort, verletzte aber dabei eben so wie bei der willkürlichen Herabsetzung der Renten die vom Staate eingegangenen Verbindlichkeiten. Um der Krone den Besitz der fast insgesammt zu Spottpreisen veräußerten Domainen wieder zu verschaffen, sprach 1667 ein Edict den Willen des Königs aus, die Domainen nach Maßgabe seiner Finanzen zurückzukaufen und wieder der Krone einzuverleiben. Für Domaine wurde alles erklärt, was einst ausdrücklich mit der

Krone vereinigt oder während 10 Jahren durch königliche Beamte verwaltet worden sei; alle Schenkungen und Bewilligungen von Domainen wurden widerrufen und für nichtig erklärt. Die Beamten wurden einer strengen Aufsicht unterworfen; die Erblichkeit aller Finanzämter so wie die auf diese ertheilten Anwartschaften aufgehoben, die Beamten mußten eine Caution stellen, und nach späterer Bestimmung diente ihr ganzes Vermögen als Bürgschaft.

Sully hatte bereits den Grundsatz der modernen Finanzpolitik ausgesprochen, daß es vor Allem darauf ankomme, die Steuerkraft des Volkes zu erhöhen. „Pour enrichir le prince, il faut enrichir le peuple.“ Colbert machte Ernst damit und öffnete der Production neue Bahnen. Mit Unrecht hat man ihn einer übertriebenen Fiscalität beschuldigt und zu einem Urheber des Mercantilsystems gestempelt. Die Versuche, das Geld als Quelle aller Macht und alles Reichthums im Lande zu behalten, rührten schon von Karl V. und den Spaniern her und hatten dort längst zu den absurdesten Maßregeln geführt. Colbert vereinfachte das Zollsystem, suchte die inneren Zolllinien ganz zu beseitigen, baute die ersten großen Canäle, Häfen, Landstraßen, gründete Handelsgesellschaften, förderte Schifffahrt und Handel, rief mit glänzendem Erfolge eine Reihe neuer Industriezweige ins Leben, wobei er nicht nur mit dem Mangel an Capital und an Arbeitern, sondern auch mit dem hartnäckigen Widerstande der städtischen Corporationen, der Zünfte und hergebrachter Gewohnheiten zu kämpfen hatte. Freilich fehlte es nicht an willkürlichen Eingriffen; indessen das geschah damals überall und war seit dem Mittelalter her in Frankreich Brauch, wo man die Erlaubniß zu arbeiten als besonderes Recht vom Könige oder vom Grundherrn kaufen mußte. Daß er als Finanzminister immer auf neue Mittel, Geld zu beschaffen, sinnen mußte, war nicht seine Schuld; auf die Ausgaben hatte er keinen amtlichen Einfluß, was er in seinen Remonstrationen wiederholt anerkennt. Ein großer Theil seiner Arbeit wurde bald nach seinem Tode durch die Verfolgung der Hugenotten, durch die Kriege und durch den Steuerdruck zerstört. Aber auf den von ihm gelegten Grundlagen haben sich im Frieden Gewerbthätigkeit und Wohlstand wieder gehoben, und er muß als ein Mitbegründer des modernen Bürgerthums betrachtet werden. Schon durch den 10jährigen Krieg von 1688—1697 war eine große Erschöpfung an Menschen und Geld eingetreten. In ihren Berichten von 1698 klagten die Intendanten über Abnahme der Bevölkerung, der Industrie, des Ertrages der Agricultur, über Eingehen von Manufacturen, über Zunahme der Bettler und Vagabunden. Man nimmt an, daß in Folge der Aufhebung der Religionsfreiheit über 400,000 Protestanten ausgewandert sind; und das war ein Theil der gewerbthätigsten, wohlhabendsten städtischen Bevölkerung. „Reich wie ein Calvinist“ war ein Sprüchwort in Frankreich. Um so weniger konnte der vierjährige Friede eine Wiederherstellung bewirken. Während des spanischen Erbfolgekrieges nahmen dann Verfall und Elend entsetzliche Dimensionen an.

Die Vermehrung der Einkünfte machte es Colbert möglich, die französische **Kriegsmarine** wiederherzustellen oder vielmehr neu zu erschaffen und zu einer Stärke zu erheben, welche sie später nie wieder erreicht hat. See-Arsenale wurden in Brest, Rochefort, Toulon, Cette, Havre und Dünkirchen angelegt, der von Richelieu erbaute Kriegshafen zu Brest vergrößert und Toulon zum Kriegshafen umgeschaffen. Frankreichs Marine stand zuletzt nicht bloß der von Holland und England gleich, sondern schien beiden zusammen gewachsen.

So umfassend das Departement Colbert's und so groß seine Thätigkeit für alle Theile desselben war, so hat er sich dennoch auch um die **Rechtspflege** große Verdienste erworben. Bei der großen Mannigfaltigkeit der in Frankreich geltenden Rechte, des römischen Rechtes und der provinciellen und localen Gewohnheitsrechte, und bei dem häufigen Widerspruch zwischen den Entscheidungen der Gerichtshöfe über dieselben Streitsachen hatte man schon früher daran gedacht, im ganzen Reiche ein gleichmäßiges Verfahren einzuführen. Colbert brachte diesen Gedanken zur Ausführung, indem er ihn mit seiner gewöhnlichen Energie ergriff. Im J. 1667 ward die sogenannte Ordonnance civile vollendet, welche, ohne die Grundsätze des Rechts zu ändern, das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Sachen regelte, 1669 durch eine zweite Verordnung vervollständigt wurde und bis zur französischen Revolution in Geltung blieb. Ihr folgte 1670 die Ordonnance criminelle, welche das Verfahren in peinlichen Sachen feststellte, jedoch das bisherige übermäßig strenge Strafsystem nicht milderte, weil dieses den Ansichten der Zeit entsprach.

Durch die großartigen Erfolge seiner ersten Zeit und durch die unerhörteste Schmeichelei verführt, schrieb Ludwig XIV. Alles sich selbst zu, glaubte keines Rathes, nur ausführender Diener zu bedürfen. In dieser Ueberhebung wählte er fast absichtlich unbedeutende Leute. Männer von hervorragendem Geist, von überlegener Einsicht und Selbstgefühl waren ihm in der spätern Zeit zuwider, und dabei hielt er eifersüchtig auf die Vortrefflichkeit seiner Auswahl. Auf die frühere Generation großer Staatsmänner und Feldherren folgten unfähige Günstlinge. Dadurch hat er großentheils das Unglück seiner letzten Jahre verschuldet. Den Marschall Villeroy tröstete er nach der Schlacht von Ramillies: „Wir sind alt, Herr Marschall, das Glück verläßt uns". Daß er sein bestes Heer einem Unfähigen anvertraut, bedachte er nicht. Eine Zeit lang wirkte noch die wohlgeordnete Maschinerie Colbert's und Louvois' fort; nach den Niederlagen von Höchstädt, Turin und Ramillies wurden die Armeen in außerordentlich kurzer Zeit wieder hergestellt und neu ausgerüstet. Aber allmählich versagte Alles. Die Truppen waren ohne Sold, Unterhalt und Waffen, die Finanzen völlig zerrüttet, das Land in unsäglichem Elend, und endlich rettete ihn nur der Umschwung der Parteien in England vor gänzlichem Verderben. Aber die

Standhaftigkeit und Hoheit seines Geistes im Unglück, beim Aussterben seines Hauses und bei den Siegen seiner Feinde verdient die höchste Bewunderung. So erreichte er selbst nach dem unglücklichsten Kriege den Zweck desselben, die spanische Monarchie an seine Dynastie zu bringen, freilich nicht zum Glück für ihn und seinen Staat.

---

48. Die Raubkriege und Reunionen Ludwig's XIV.

(Nach Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Der Devolutionskrieg, 1666—1668.

Ludwig's XIV. Gemahlin, Maria Theresia, Philipp's IV. Tochter, hatte bei ihrer Vermählung allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie im Ganzen wie im Einzelnen förmlich entsagt. (Vergl. S. 285.) Dessen ungeachtet wurden nach Philipp's IV. Tode (17. Sept. 1665) von Frankreich die spanischen Niederlande als Erbtheil dieser Infantin gefordert, indem die französischen Rechtsgelehrten behaupteten, der von ihr ausgestellten Entsagung stehe das in mehreren Provinzen geltende Heimfallsrecht (Devolutionsrecht) entgegen, vermöge dessen den Kindern eines Vaters von verschiedenen Müttern aus der väterlichen Erbschaft dasjenige zufiel, was ihr Vater während der Ehe mit ihrer Mutter erworben hatte. Nun waren die Niederlande, die Philipp II. seiner Tochter, der Infantin Clara Eugenia, übergeben hatte, bei dem unbeerbten Tode dieser Fürstin im Jahre 1633 an Philipp IV. zu einer Zeit zurückgefallen, wo dessen Gemahlin, die Mutter der Gemahlin Ludwig's XIV., noch gelebt hatte, Karl II. aber, Philipp's IV. Sohn und Nachfolger auf dem spanischen Throne, war der Sprößling einer spätern Ehe. Es unterlag daher nach der Ansicht der Franzosen keinem Zweifel, daß die Königin von Frankreich, obwohl sie bei Lebzeiten ihres Bruders von derselben Mutter, des Infanten Don Balthasar, auf den spanischen Thron Verzicht geleistet hatte, nach dem Tode dieses Infanten die einzige Erbin der Niederlande sei, und daß ihre Verzichtleistung im Widerspruche mit dem Landesgesetze ihrem jüngern Halbbruder Karl II. nicht zu Gute kommen könne. Ludwig zögerte nicht lange, der Meinung seiner Rechtsgelehrten mit den Waffen Nachdruck zu geben, und eroberte 1667 mehrere Festungen, wie Tournay, Douay, Charleroi, Lille, Oudenarde, Ath, Courtray. Das erschöpfte Spanien setzte der französischen Uebermacht nur geringen Widerstand entgegen, nahm aber den Schutz des Kaisers und Reichs für die Niederlande als burgundischen Kreis in Anspruch. Kaiser und Reich aber hatten im 16. Jahrhundert dem Kriege zwischen den Holländern und Spaniern 80 Jahre lang ruhig zugesehen, die Erhebung der Ver-

einigten Niederlande zu einem selbständigen Staate gestattet und beim Abschlusse des westfälischen Friedens Spanien im Kriege mit Frankreich allein gelassen; es war daher nicht zu erwarten, daß das Reich jetzt geneigt sein würde, wegen der lockern Verbindung, in welcher die spanischen Niederlande mit ihm standen, sich in einen neuen Krieg mit Frankreich zu stürzen. Dagegen fanden es England und die Republik der Vereinigten Niederlande ihren Vortheilen entgegen, den Uebergang der spanischen Niederlande unter die Herrschaft Frankreichs zu gestatten. Sie schlossen zur Erhaltung des politischen Gleichgewichtes unter einander und mit Schweden einen Bund, der in der Geschichte den Namen Triple-Allianz trägt. Dennoch ließ Ludwig XIV. im Winter 1668 die wehrlose Freigrafschaft Burgund besetzen, um so Spanien zu günstigeren Friedensbedingungen zu stimmen. Im Frieden zu Aachen (Mai 1668) gab jedoch Ludwig, um die Zahl seiner Feinde nicht noch weiter zu vermehren, die Franche Comté an Spanien zurück, wogegen er die in Flandern eroberten Plätze mit ihren Gebieten behielt. Der katholische König von Spanien, der Enkel Philipp's II., verdankte es dergestalt drei protestantischen Mächten und vornehmlich den Holländern, deren Abfall Spanien so lange bekämpft hatte, daß der größte Theil der Niederlande im Besitze Spaniens blieb.

2. Der zweite Raubkrieg, 1672—1678 (1679).

Ludwig XIV., dessen Sinnesart ohnehin an dem republikanischen Wesen kein Gefallen trug, hatte nach dem Aachener Frieden einen heftigen Groll gegen die Holländer gefaßt, weil er ihnen den Abschluß der Triple-Allianz und die dadurch bewirkte Vereitelung seiner Absichten auf die spanischen Niederlande zuschrieb. Um nun an den Holländern Rache zu nehmen, hatte er mit den Bischöfen von Köln und Münster, mit dem (katholischen) Herzoge Johann Friedrich von Hannover und mit dessen Bruder, dem (evangelischen) Bischofe von Osnabrück, förmliche Bündnisse geschlossen und Schweden zu dem Versprechen bewogen, jeden Reichsfürsten anzugreifen, welcher den Holländern Hülfe leisten würde. Auch von England hatten diese keine Hülfe zu erwarten, denn es war Ludwig gelungen, den charakterlosen König Karl II. zum Abfall von der Triple-Allianz zu bestimmen und zum Theilnehmer des auf Zerstörung der niederländischen Republik gerichteten Planes zu machen.

Nach einer Kriegserklärung gegen Holland, welche, ohne Angabe eines besondern Grundes, den Generalstaaten nur ihr undankbares Betragen für die von Frankreich ihnen erwiesenen Wohlthaten vorwarf, rückte der König selbst mit drei Armeen (200,000 M.) in ihr Gebiet ein. Binnen Monatsfrist befanden sich drei Provinzen in Ludwig's Gewalt. Der ganze Freistaat wäre verloren gewesen, hätte der König den Rath des Prinzen Condé befolgt und ohne Zögern seinen Marsch nach Amsterdam fortgesetzt. Aber nach dem

Rathe seines Kriegsministers Louvois zögerte er, um die Mitwirkung der Engländer abzuwarten. In der That erschien die englische Flotte und lieferte der holländischen ein mörderisches Treffen, nach welchem die letztere sich zurückzog; aber die beabsichtigte Landung eines englisch-französischen Geschwaders an der holländischen Küste wurde durch eine ungewöhnlich lange Ebbe, dann durch einen Sturm gehindert, und die Holländer gewannen Zeit sich vom ersten Schrecken zu erholen.

Die aus dem Falle der niederländischen Republik für Deutschland erwachsende Gefahr erkannte vor Allem der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Zwar hatte er manche Ursachen, mit den Holländern unzufrieden zu sein; sie behielten die im 30jährigen Kriege den Spaniern abgenommenen clevischen Plätze Wesel, Rees, Emmerich, Orsoy besetzt; die damals herrschende de Witt'sche Partei hatte ihn zur Triple-Allianz nicht zugezogen und durch Ausschließung des ihm nahe verwandten oranischen Hauses seine Familienneigung verletzt. Dennoch ließ er diese Anlässe zur Empfindlichkeit den großen Staatszweck nicht vergelten, sondern lehnte die lockenden Anträge (auf eine Theilung Hollands), welche ihm Ludwig vor dem Ausbruche des Krieges machen ließ, wenn er sich ihm anschließen wolle, mit Geschicklichkeit ab. Er glaubte die Republik Holland als ein Bollwerk des Protestantismus, dem sie ihr Dasein verdankte, erhalten zu müssen. Anstatt mit dem übermächtigen Ludwig verbündete er sich mit den von aller Welt verlassenen Holländern und übernahm es, gegen die Hälfte der Kriegskosten ihnen mit 20,000 M. Hülfe zu leisten. Zugleich ließ er dem Kaiser vorstellen, wie gebieterisch die Sicherheit des Reichs es fordere, Holland nicht untergehen zu lassen. In gleichem Sinne verwandte sich Spanien in Wien für die Erhaltung seiner ehemaligen Todfeinde, mit deren Fall die spanischen Niederlande unfehlbar verloren gewesen sein würden. In Folge dessen zog im Juni 1672 ein österreichisches Truppencorps unter Montecuculi an den Rhein, um gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten von Brandenburg das durch den Krieg bedrohte deutsche Reichsgebiet zu decken und die mit Frankreich verbündeten Bischöfe von Köln und Münster im Zaume zu halten.

So zog sich der Krieg nach Deutschland. Die Art und Weise aber, wie Montecuculi und, nach dessen Abberufung, sein Nachfolger Bournonville in Gemäßheit der vom Hofe erhaltenen Instructionen handelten, indem sie allen Gelegenheiten, den Franzosen Abbruch zu thun, sorgfältig aus dem Wege gingen, erzeugte in dem Kurfürsten den Verdacht, er sei verrathen und verkauft, und der Kaiser wolle ihn im Stiche lassen. Daher hielt er es für gerathen, seinen zweideutigen und lauen Bundesgenossen zuvorzukommen und den von Frankreich ihm angebotenen Separatfrieden in dem Dorfe Vossem bei Löwen (1673) anzunehmen. Ludwig überließ dem Kurfürsten die von französischen Truppen besetzten clevischen Festungen, deren Räumung die Holländer stets verweigert hatten, und verpflichtete sich, ihm

800,000 Livres zu zahlen; der Kurfürst behielt sich jedoch freie Hand vor, falls das Reich angegriffen werden sollte.

Leopold ließ dem Reichstage in Regensburg vorstellen, wie viele Ungebühr während des holländischen Krieges die Franzosen gegen das Reich sich erlaubt, daß sie mehrere Länder, namentlich die trierischen und kurpfälzischen, wegen verweigerten Beitrittes ihrer Landesherren zur französischen Allianz, auf das ärgste gemißhandelt und die 10 Reichsstädte im Elsaß, welche gegen die Festsetzung des westfälischen Friedens seit vielen Jahren von Frankreich hart bedrängt worden waren, nun gar mit Gewalt zur Unterwerfung gezwungen hätten. So kam ein Reichsgutachten zu Stande, welches die vom Kaiser verlangte Hülfsleistung für nöthig und nützlich erklärte. Köln und Münster traten nun aus dem Bündnisse mit Frankreich unmittelbar in ein Bündniß mit dem Kaiser gegen Frankreich ein, und auch der Kurfürst von Brandenburg schloß ein solches mit dem Kaiser, mit Spanien und den Generalstaaten (1. Juli 1674), indem er sich durch den Ausbruch des Reichskrieges, nach seiner im Vertrage zu Vossem ausdrücklich vorbehaltenen Verpflichtung gegen das Reich, von den gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen für gelöst erklärte.

Der Krieg wurde in den Niederlanden von den Holländern und Spaniern unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem auch ein kaiserliches Truppencorps untergeben war, gegen den Prinzen Condé, am Oberrhein von den Kaiserlichen und Reichsvölkern unter Bournonville und dem alten Herzoge Karl (IV.) von Lothringen gegen Turenne geführt. In den Schlachten bei Sinzheim (am 16. Juni) und bei Senef in Brabant (am 11. August) floß viel Blut ohne rechte Entscheidung. Die Ueberlegenheit der Zahl war auf Seiten der Verbündeten, aber Zwietracht und gegenseitige Eifersucht ihrer Anführer ließ die günstigsten Momente versäumen. Als nun das deutsche Heer am Oberrhein durch die Ankunft der Brandenburger unter ihrem Kurfürsten auf 60,000 Mann verstärkt worden war, entzweite sich Bournonville mit dem Kurfürsten, und obwohl sie in mehreren blutigen Gefechten im Elsaß den Feinden überlegen blieben, zogen sich doch Beide noch im Winter (Januar 1675) über den Rhein zurück. Zu derselben Zeit ließ König Karl XI. von Schweden, um als Bundesgenosse Frankreichs den Kurfürsten von der Theilnahme am Kriege gegen letztere Macht abzuziehen, ein Heer (13,700 Mann) unter Wrangel aus Pommern in die Mark einrücken und das Land besetzen, ohne eigentliche Feindseligkeiten zu verüben. Dem Kurfürsten war dieser Anlaß zum Kriege mit den Schweden nicht unwillkommen, weil er hoffte, sich mittels desselben ihrer Nachbarschaft zu entledigen und das ihm abgedrungene Pommern wieder zu gewinnen. Er trennte sich sogleich von den Kaiserlichen und nahm seine Quartiere in Franken, ließ jedoch unter vielfachen Unterhandlungen und Beschickungen mehrere Monate verstreichen. Die Schweden wurden hierdurch sicher und verfielen

in Folge mangelhafter oder verweigerter Verpflegung in die Zügellosigkeit des dreißigjährigen Krieges. Sie erpreßten von den Einwohnern Geld durch die abscheulichsten Martern. An mehreren Orten der Mark griff das Landvolk zu den Waffen und begann, unterstützt von den wenigen im Lande befindlichen Truppen, den ungleichen Kampf gegen seine Dränger. Da erschien plötzlich der Kurfürst, der (mit etwa 15,000 Mann) aus den Winterquartieren in Franken über Magdeburg marschirt war, ereilte den General-Lieutenant Wrangel bei Fehrbellin und brachte ihm am 18./28. Juni 1675 eine Niederlage bei, in deren Folge auch das übrige schwedische Heer eilfertig die Mark verließ und sich größtentheils auflöste. Es war dies die erste offene Feldschlacht, welche die Brandenburger für sich allein gegen eine europäische Macht gewannen.*)

Alle schwedischen Besitzungen in Deutschland gingen verloren. Der Kurfürst vollendete durch die Einnahme Stettins die Eroberung Pommerns, die Herzoge von Braunschweig und der Bischof von Münster theilten sich in Bremen und Verden, der König von Dänemark nahm Wismar, die Insel Rügen und Gothland und drang, nachdem er mit Hülfe einer holländischen Flotte bei Oeland in einer Seeschlacht gesiegt, siegreich in Schonen ein. Diese Unfälle Schwedens wurden jedoch durch die Vortheile aufgewogen, welche Frankreich mehr durch Staatskünste als durch Waffen errang, indem Ludwig XIV. die kluge Politik befolgte, mit jedem Gegner besonders Frieden zu schließen, so daß die Allianz gegen ihn immer mehr abnahm und die Zurückbleibenden sich immer härtere Bedingungen gefallen lassen mußten. Zwar wurde Turenne, dem anstatt des abgerufenen Bournonville von Neuem Montecuculi entgegengestellt worden war, am 27. Juli 1675 bei dem Dorfe Sasbach, als er einen Platz zur Errichtung einer Batterie suchte, von einer Kanonenkugel getödtet und bald darauf die französische Armee von Montecuculi über den Rhein zurückgetrieben. Aber in den Niederlanden kämpfte der Prinz von Oranien in Gemeinschaft

*) Friedrich der Große sagt über die Schlacht von Fehrbellin: „Wenige Heerführer können sich eines Feldzuges, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen wie kühnen Plan, und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden (Rathenow), während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschaart entgegensetzen; er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, welches von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutsche und das polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das veni, vidi, vici des Julius Cäsar anwende. Der Kurfürst wurde von seinen Feinden gerühmt, von seinen Unterthanen gesegnet, und seine Nachkommen rechnen von jenem berühmten Tage den Beginn der bedeutsamen Stellung, zu welcher das Haus Brandenburg sich in der Folge emporgeschwungen hat.“

mit den Spaniern fortwährend unglücklich gegen die französischen Marschälle Schomberg und Luxemburg, und als am Oberrhein der Herzog Karl von Lothringen anstatt des in Ruhestand versetzten Montecuculi das Commando übernommen hatte, gelang es dem Marschall Crequi, sich der Stadt Freiburg im Breisgau (durch die Verrätherei oder Zaghaftigkeit eines schlechten Commandanten) zu bemächtigen, ehe die Kaiserlichen und Reichstruppen zum Entsatz herbeieilen konnten. Den Feldzug des Jahres 1678 eröffnete Ludwig selbst mit der Eroberung von Gent und Ypern. Hierdurch erschreckt und noch mehr bange vor dem Gedanken, daß die Franzosen auch Antwerpen erobern und zum Schaden des Handels von Amsterdam behalten könnten, entschlossen sich die Holländer leicht zur Annahme des von Frankreich angebotenen Separatfriedens zu Nymegen, in welchem Holland alle während des Krieges von den Franzosen eroberten und noch besetzten Städte und Landschaften zurück erhielt, Spanien aber gegen Zurückgabe der im Aachener Frieden verlorenen belgischen Städte 14 zum Theil feste Plätze in den Niederlanden, Valenciennes, Cambray u. s. w., und die ganze Freigrafschaft Burgund an Frankreich überließ.

Friedrich Wilhelm ließ sich durch die Kunde von dem Zurücktritt der westlichen Bundesgenossen nicht irre machen, sondern setzte in Verbindung mit Dänemark den Krieg gegen Schweden um so eifriger fort. Er eroberte die (den Dänen von den Schweden wieder entrissene) Insel Rügen, Stralsund und Greifswalde. Jene Festung, vor welcher Wallenstein's Glücksstern erblichen war, öffnete ihm nach sechszehnstündiger Beschießung die Thore. Die Besatzungen wurden, so weit sie aus gebornen Schweden bestanden, nach ihrer Heimat eingeschifft. Als bald darauf ein schwedisches Heer aus Livland in Preußen einfiel und bis in die Nähe von Königsberg vordrang, brach der Kurfürst von Berlin auf, war in Preußen, ehe sich's die Feinde versahen, und jagte sie in einem glücklichen Winterfeldzuge aus dem Lande.

Unterdessen schlossen am 5. Februar 1679 die Gesandten des Kaisers den Frieden mit Frankreich und Schweden ab. Frankreich trat das im westfälischen Frieden ihm überlassene Philippsburg an das Reich ab, behielt aber dafür das dem Kaiser gehörige Freiburg im Breisgau mit freiem Durchzuge von und nach Breisach. Der von seinen Bundesgenossen preisgegebene Kurfürst dachte noch daran, im Vereine mit Dänemark den Franzosen die Spitze zu bieten; aber nach dem Einrücken eines französischen Heeres unter dem Marschall Crequi in die clevisch-märkischen Landschaften des Kurfürsten (bis Bielefeld) mußte er seine Einwilligung zum Abschluß des Friedens ertheilen. Derselbe erfolgte am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye, wo damals der König Hof hielt. Die wesentlichste Bedingung war, daß der Kurfürst alle eroberten Länder und Städte an Schweden zurückgab; nur einen kleinen Landstrich am rechten Oderufer durfte er mit der Einschränkung, keine Festung daselbst anlegen zu dürfen, behalten. Friedrich Wilhelm unter-

zeichnete die Ratification mit blutendem Herzen, indem er mit Virgil's Dido ausrief: „Einst ersteht aus meinen Gebeinen ein Rächer!"

3. Die Reunionen, 1679—1684.

Als das Reich zur Vollziehung des Nymeger Friedens Räumung der von den Franzosen besetzten Plätze erwartete, zwang Ludwig XIV., anstatt diese Erwartung zu erfüllen, nicht nur die zehn Reichsstädte im Elsaß und die Reichsritterschaft daselbst zur öffentlichen Huldigung, sondern stellte auch an alle unmittelbaren Reichsstände, die ehemals zu den drei lothringischen Bisthümern Metz, Toul, Verdun in einem Lehnsverhältnisse gestanden hatten, die Forderung, in ihm ihren Oberherrn zu erkennen, weil die Rechte der gedachten Bischöfe auf ihn übergegangen wären. Im J. 1680 wurden zu Tournay, Metz, Breisach und Besançon besondere Gerichtshöfe unter dem Namen Reunions-Kammern errichtet, die nach angestellter Untersuchung, was zu den an Frankreich in den vier letzten Friedensschlüssen abgetretenen Ländern und Plätzen ehemals gehört habe und etwa davon veräußert worden sei, dasselbe durch ihren Ausspruch wiedervereinigen sollten, weil diese Länder und Plätze mit ihren Dependenzen abgetreten worden. Binnen Kurzem wurden die Fürsten und Grafen von Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Germersheim, Falkenburg, Homburg, Bitsch und Andere zur Huldigung vorgeladen und als sie nicht erschienen, ihre Besitzungen als verwirkte Lehen ihnen abgesprochen. Dasselbe geschah mit mehreren dem Könige von Spanien gehörigen niederländischen Städten und Herrschaften, indem dieselben für Dependenzen der im pyrenäischen, aachener und nymeger Frieden abgetretenen Landstücke erklärt wurden; unter andern forderte Ludwig das ganze Herzogthum Luxemburg. Mit gleichem Rechte hätte er endlich ganz Deutschland fordern können, da eine Dependenz sich immer an die andere schloß. Als die Reichsstände zu Regensburg in einem an den König gerichteten Schreiben ihre Beschwerden auseinander setzten und unverzüglich ein Reichsheer von 40,000 M. aufzustellen drohten, welches im Nothfall noch um 20,000 M. verstärkt werden sollte, brachte Ludwig einen in Frankfurt zu haltenden Congreß aus Deputirten beider Theile zur Regulirung der streitigen Angelegenheit in Vorschlag. Kaiser und Reich nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an und ernannten ihrerseits Deputirte. Während aber die Deutschen sich mit den Förmlichkeiten des bevorstehenden Congresses beschäftigten, rückten ganz in der Stille starke französische Truppenmassen in das Elsaß. Plötzlich, am 27. September 1681, erschien der General Montclas in der Nähe von Straßburg, und zwei Tage später der französische Kriegsminister Louvois selbst mit einer stärkern Armee und Belagerungsgeschützen vor den Thoren und forderte die Stadt auf, sich binnen 24 Stunden zu ergeben, widrigenfalls die Einwohner als Rebellen gegen den König behandelt werden sollten. Die Bürger auf den Wällen

wurden von Außen über die Zahl der Truppen durch wiederholtes Hin- und Hermarschiren derselben getäuscht; die Angesehensten des Raths wollten ihr Wohlleben keinen Belagerungsnöthen aussetzen. So kam schon am folgenden Tage eine Capitulation zum Abschluß, vermöge deren die Stadt den König von Frankreich als Oberherrn anerkannte, und Louvois hielt mit 13,000 Mann seinen Einzug; am 23. October erschien der König selbst mit seiner ganzen Familie, die neue Eroberung zu besichtigen. An eben dem Tage, an welchem Straßburg fiel, besetzten französische Truppen die Festung Casale in dem italienischen Fürstenthum Montferrat, welche der Herzog von Mantua, dem Montferrat als Reichslehn gehörte, an Frankreich verkauft hatte. Diese Besitznahme erschien als erster Schritt Ludwig's, sich auch den Weg zur Herrschaft über Italien zu bahnen, und vermehrte die durch Ueberrumpelung Straßburgs erregte Bestürzung.

Auf dem Congresse zu Frankfurt (im December 1681) erboten sich die französischen Abgeordneten, den ferneren Reunionen gegen Anerkennung der bisherigen gewaltsamen Besitznahmen zu entsagen. Die Unterhandlungen gewannen keinen Fortgang, da man zugleich über die Einführung der französischen Sprache bei den diplomatischen Verhandlungen stritt, und die kaiserlichen Gesandten auf Beibehaltung der lateinischen bestanden. Inzwischen brachte der Prinz Wilhelm von Oranien, seit 1674 Erbstatthalter der Provinzen Holland und Seeland, eine Association aller von Frankreich bedrohten Staaten zu Stande; nur der mächtigste Reichsstand, der Kurfürst von Brandenburg, trat derselben nicht bei, hauptsächlich, weil er sich bei der herrschenden Uneinigkeit von einem solchen Bunde nichts versprach. So verhütete er den Ausbruch eines Krieges mit Frankreich gerade zu der Zeit, als Oesterreich und Deutschland ganz unerwartet von den Türken bedroht wurden, die 1683 abermals bis Wien vordrangen. (S. S. 309.) Der Entsatz von Wien täuschte des Königs Hoffnung auf Oesterreichs Fall oder Demüthigung; er benutzte aber den Umstand, daß der Kaiser alle seine Mittel auf die Fortsetzung des Türkenkrieges in Ungarn verwenden mußte, um seine Reunions-Ansprüche weiter zu verfolgen und Courtray, Luxemburg und Trier einzunehmen, zugleich aber einen Waffenstillstand auf 20 Jahre (15. August 1684) anzubieten. Während dieser Zeit sollte Frankreich alle Ortschaften, welche die Reunionskammern bis zum 1. August 1681 dem Könige zugesprochen hatten, außerdem auch Straßburg mit der Kehler Schanze behalten, alles Andere zurückgegeben und für die Dauer des Stillstandes kein weiterer Anspruch an Reichslande unter dem Titel von Zubehör, Dependenz und Reunion erhoben werden. Leopold I. mußte den Waffenstillstand annehmen, wenn er nicht zu gleicher Zeit gegen Frankreich und die Türken Krieg führen wollte.

4. Der dritte Raubkrieg, 1688—1697.

Schon nach 4 Jahren (1688) brach Ludwig XIV. den Waffensti stand und erklärte, wahrscheinlich an demselben Tage, an welchem die Nachricht von dem Falle Belgrads (s. S. 311) in Paris eingegangen war, dem Kaiser Leopold den Krieg, weil dieser Frieden mit den Türken schließen wolle — um seine Waffen gegen Frankreich zu kehren, gerade als wenn nur Frankreich, nicht auch Deutschland seine Grenzen verwahren dürfe. Zugleich machte er Ansprüche auf einen bedeutenden Theil der Pfalz im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer Schwester des Kurfürsten Karl von der Pfalz, mit dessen Tode die männliche Linie von Pfalz-Simmern ausstarb (1685) und die (katholische) Linie Pfalz-Neuburg folgte. Der Bruder des Königs von Frankreich sollte (als Pfalzgraf von Simmern und Lautern) deutscher Reichsfürst und die französische Grenze allmählich an den Rhein vorgerückt werden.

Indessen trat für Deutschland ein kräftiger Wortführer in die Schranken. Leibnitz, der nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Staatsmann und Rechtsgelehrter in den höchsten Regionen bei Fürsten und Ministern das ungetheilteste Ansehen genoß, erhielt damals in Wien, wo er sich Behufs einer Reise nach Italien zur Aufsuchung von Quellen für die von ihm beabsichtigte Herausgabe der Geschichte des Hauses Braunschweig befand, den Auftrag, die Antwort auf die französische Kriegserklärung abzufassen. Er entledigte sich desselben in einer seinem großen Namen entsprechenden Weise durch eine Staatsschrift, welche 1688 zur Beantwortung des französischen Manifestes erschien.

Französischen Geschichtschreibern zufolge hat der Kriegsminister Louvois nach einem Zanke, in welchen er mit Ludwig über die Größe eines Fensters in dem Lustschlosse Trianon gerathen war, voll Wuth über die hierbei gehörten harten Worte diesen Krieg angestiftet, um dem Könige Beschäftigung zu geben und sich unentbehrlich zu erhalten. Ohne Schwierigkeit besetzten die Franzosen das Rheinland; die festen Städte Mainz, Trier, Bonn ergaben sich auf Geheiß ihrer furchtsamen, mit den Feinden halb befreundeten Gebieter, Philippsburg und Heidelberg nach schwacher Vertheidigung. Bald darauf erging der Befehl, die Dörfer und Städte in denjenigen Gebieten, deren Fürsten es mit dem Kaiser hielten, schonungslos niederzubrennen. Dieses barbarische Gebot des „allerchristlichsten Königs“ vollzogen die Generale Crequi, Montclas und Duras. Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Neustadt an der Haardt, Baden wurden, trotz des fußfälligen Flehens ihrer Obrigkeiten und Bewohner, trotz der nach Versailles gesandten Fürbitten mehrerer mit dem französischen Hofe befreundeten fürstlichen Personen, mitten im Winter in Brand gesteckt; dasselbe widerfuhr in rascher Folge allen Ortschaften bis an die Grenze des Elsasses. Die eingenommenen Länder und Städte sollten, weil sie nicht zu behaupten waren, den heranziehenden deutschen Heeren als Brandstätten und

Wüsten hinterlassen werden. Die Magistrate und Bürger der Reichsstädte Worms und Speier, welche sich auf Accord ergeben, große Summen an die französischen Cassen gezahlt, dann dem Befehle, ihre Festungswerke abzutragen, bereitwillig Folge geleistet hatten, gewannen durch diese Hingebung nichts, als daß sie, nachdem sie einige Monate zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt, zu Anfang des Mai die förmliche Ankündigung der bevorstehenden Zerstörung erhielten. „Wer auswandern wolle, solle in Frankreich Aufnahme finden, die Habe aber, die er nicht mitnehmen könne, in der Domkirche, deren Schonung verheißen wurde, in Sicherheit bringen.“ Aber die vorgeblichen Sicherheitsstätten wurden ausgeraubt und endlich, gleich allen andern Gebäuden, den Flammen übergeben. In Worms sanken 15 katholische Kirchen und Klöster in Asche; an den Altären trieben die Soldaten mit den geweihten Hostien Spott. In Speier wurden nicht nur die Acten des Reichs-Kammergerichts hinweggeführt, sondern bei dem Dombrande auch die Gebeine des Kaisers Albrecht I., wie in Heidelberg die Leichen der Kurfürsten aus ihren Särgen gerissen. Das Heidelberger Schloß und die Neckarbrücke wurden theilweise in die Luft gesprengt. „Der König will es“, sagte Crequi, als einige französische Officiere ihn nach dem Grunde des angeordneten ungewöhnlichen Verfahrens fragten, und zeigte ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern, welche noch verbrannt werden müßten, weil die Deutschen mit dem ketzerischen Prinzen von Oranien, der 1689 den englischen Thron bestiegen hatte, wider den vertriebenen katholischen König Jakob II. sich verbündet hätten. Der Reichskrieg erweiterte sich zu einem europäischen Kriege, indem Holland, England und Spanien auf Antrieb des Oraniers zur Abwehr des französischen Anfalles für den Kaiser die Waffen ergriffen.

Durch die große Zahl seiner Gegner wurde Ludwig genöthigt, seine Macht nach mehreren Seiten zu theilen, und die ganze Kriegführung gerieth in einen langsamen, unentschiedenen Gang. Die Heere waren auf beiden Seiten nicht stark, und das Ergebniß einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht beschränkte sich gewöhnlich auf den Entsatz oder auf den Fall einer belagerten Festung, auf die Behauptung oder Räumung eines mäßigen Landstriches. Der Marschall Luxemburg schlug den Fürsten Georg von Waldeck bei Fleurus 1690, den König Wilhelm III. von Großbritannien bei Steenkerken und bei Neerwinden 1693, wogegen die französische Flotte von den Engländern und Holländern in der fünftägigen Seeschlacht bei la Hogue vernichtet wurde, weßhalb die von Frankreich unterstützte Unternehmung des vertriebenen Königs Jakob II. zur Wiedereroberung des englischen Thrones scheiterte. Nachdem der Krieg so 8 Jahre gedauert, fand sich Ludwig theils durch eigene Erschöpfung, theils durch seinen auf friedliche Erwerbung der spanischen Monarchie gerichteten Wunsch bewogen, in Friedensunterhandlungen einzugehen. England und Holland, ebenfalls des Krieges müde, boten die Hand, der Kaiser und Spanien konnten sich nicht entziehen, und

französischerseits ward die Friedensneigung der Seemächte so geschickt benutzt, daß Holland, England und Spanien 1697 den Frieden zu Ryswick auf die von Frankreich angebotenen, ihnen vortheilhaften Bedingungen unterzeichneten: die Holländer erhielten bedeutende Handelsvortheile, England wurde durch die Anerkennung Wilhelm's III. zufrieden gestellt und an Spanien der größte Theil dessen, was es an Frankreich verloren, zurückgegeben, weil Ludwig darauf rechnete, in Kurzem die ganze Monarchie zu erhalten. Um den Bundesgenossen seine Mäßigung darzuthun, hatte Ludwig in seinem ersten Friedens-Entwurfe in Beziehung auf Deutschland den Fuß des nymeger Friedens mit Rückgabe Straßburgs, oder an dessen Stelle Freiburgs und Breisachs, angeboten. Da aber die kaiserlichen Gesandten die Grundlage des westfälischen Friedens verlangten, so verstrich hierüber der von Frankreich gesetzte Termin, und am Ende standen Kaiser und Reich bei der Unterhandlung allein. Die Unfähigkeit der kaiserlichen Gesandten vermochte weder das Friedensbedürfniß Ludwig's XIV. zu durchschauen noch zur rechten Zeit die verhältnißmäßig günstigen Anerbietungen Frankreichs anzunehmen. Unter diesen Umständen konnte es noch für Gewinn gelten, daß alles, was von den Reunionskammern außerhalb des Elsasses eingezogen worden war, an die rechtmäßigen Besitzer, ferner Trier und Lothringen an seine vertriebenen Fürsten, Freiburg und Breisach an das Haus Oesterreich, Philippsburg an das Reich zurückgegeben wurden. Ueber die Ansprüche der Herzogin von Orleans an die pfälzische Erbschaft sollte schiedsrichterlich vom Papste entschieden werden. Dagegen traten Kaiser und Reich nicht nur ausdrücklich Straßburg nebst allem Zubehör auf dem linken Rheinufer an Frankreich ab, sondern stillschweigend, da nur die außerhalb des Elsasses gelegenen oder in dem von dem französischen Gesandten übergebenen Verzeichnisse enthaltenen Reunionen restituirt werden sollten, auch die zehn Reichsstädte, welche Frankreich, dem westfälischen Frieden entgegen, sich gewaltsam unterworfen hatte.

---

49. Der Hof Ludwig's XIV.

(Nach J. W. Zinkeisen, Versailles, in Friedr. v. Raumer's historischem Taschenbuch, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Zweck der Kriege Ludwig's XIV. war nicht allein Eroberung, sondern auch die Erwerbung eines Ruhmes, welcher zugleich der Eitelkeit der Nation so sehr schmeichelte, daß sie darüber die durch den Krieg veranlaßten Leiden zum Theil vergaß, und welchen er selbst dadurch zu gewinnen suchte, daß er sich öfter an der Spitze seiner Armeen zeigte und den Befehl derselben übernahm. Der Glanz des Hofes und die Pracht der königlichen

Wohnungen sollten gleichfalls die Majestät des Herrschers verkündigen. Ein zahlreicher Hofstaat, eine noch viel zahlreichere Garde, die Anwesenheit vieler Personen des höhern Adels, welche eben so wie die geringeren Edelleute den Blick und die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen suchten, und häufige prachtvolle Feste gaben dem Hofe einen blendenden Glanz; der Mittelpunkt und der Beherrscher dieses Kreises war der König, dessen feines, abgemessenes Benehmen das Muster für die Etiquette wurde, die durch seine Mutter und seine Gemahlin aus Spanien nach Frankreich verpflanzt worden war. Daß aber hinter diesem Scheine sich die tiefste Unsittlichkeit verbarg, hat der König selbst großentheils verschuldet; denn wenn er auch nicht, wie sein Nachfolger, in den Schmutz des Lasters versank, so hat er doch die Majestät entwürdigt, indem er die Fehltritte seines Privatlebens mit einer Art vornehmen Anstandes zur Schau trug und sich begnügte, zwei Vorsichtsmaßregeln festzuhalten, einmal über dem Genuß nicht die Regierungsgeschäfte zu vernachlässigen, und sodann durch die Frauen, welchen er sein Herz überließ, nicht auch seinen Geist beherrschen zu lassen und ihnen keinen Einfluß auf die Geschäfte zu gestatten. Seine Gemahlin, obwohl sie die größte Liebe und Ergebenheit gegen ihn hegte, besaß zu wenig Verstand und Anmuth, um ihn fesseln zu können. Der König gab sogar der Welt das neue Schauspiel zweier gleichzeitigen Maitressen (der Hofdame La Vallière und der Marquise von Montespan), welche ihn auf seinen Reisen in die militärischen Lager und zur Armee begleiteten und sogar in dem Wagen der Königin Platz hatten, so daß das Volk von allen Seiten herbei kam — um die drei Königinnen zu sehen. Die Montespan, deren Gemahl, weil er seinen Ansprüchen auf sie nicht entsagen wollte, erst in die Bastille gesetzt und dann nach Guienne verbannt wurde, war längere Zeit durch Geist und Schönheit der Mittelpunkt des Hofes und seiner Feste, die Hoffnung und der Schrecken der Minister und Generale, und sie wurde um so mehr gefürchtet, als sie eben so stolz (selbst gegen die Königin), boshaft und eigensinnig war, wie sie geistreich und anmuthig sein konnte.

Dem glänzenden Hofe Ludwig's entsprach auch die Pracht und Großartigkeit seiner Paläste. Der tiefe Eindruck, welchen seine Flucht aus Paris im J. 1649 auf ihn gemacht, die Erinnerung an die Unruhen der Fronde, der dadurch entstandene Widerwille gegen jegliches Volksgetümmel und überhaupt Abneigung gegen das Stadtleben, endlich die Ansicht, daß es einem Fürsten gezieme und vortheilhaft sei, sich von der großen Masse des Volkes fernzuhalten, bestimmten ihn, seine Residenz nicht in der Hauptstadt zu nehmen. Er wählte zunächst das Schloß von St. Germain zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt, allein der beschränkte Raum desselben reichte bald für den Hof nicht mehr aus, und er faßte den Entschluß, einen von seinem Vater herrührenden Bau zu erweitern. Dieser hatte von dem Erzbischof von Paris die Herrschaft von Versailles gekauft, welche nur aus einem verfallenen

Schlosse und einem kleinen Dorfe bestand. Die freie Lage, die geringe Entfernung von Paris und die schon vorhandenen Anlagen trugen dazu bei, ihn zu bestimmen, das bereits vorhandene Schloß weiter auszubauen, welches auch das Hauptgebäude der ganzen Anlagen bleiben sollte. Erst 1710 ward der Bau mit einer Kirche beendet, welche allein über drei Millionen Livres kostete. Das Innere wurde mit verschwenderischer Pracht und mit den Werken der vorzüglichsten französischen Maler damaliger Zeit ausgestattet. Die öde Umgegend wurde in einen ausgedehnten Park umgewandelt, welcher mit zahlreichen marmornen und bronzenen Statuen und Vasen geschmückt wurde; im Dorfe Trianon wurde ein zweites prachtvolles Schloß und ein anderes für die Montespan zu Clagny, nahe bei Versailles, erbaut. Durch die Nähe des Hofes und durch die Begünstigungen, welche der König Baulustigen gewährte, stieg die Bevölkerung von Versailles bald auf 30,000 Menschen. Als Ludwig des Glanzes und des geräuschvollen Treibens in Versailles überdrüssig wurde, wählte er zum Bau eines einfachen, einsamer gelegenen Schlosses das enge Thal bei Marly, welches er durch allmähliches Abstechen der es einschließenden Hügel erweitern und mit großen Kosten durch Wasserleitungen und Baumpflanzungen in einen Park umgestalten ließ. Auch die Schlösser von St. Germain, Fontainebleau und Chambord, so wie das Louvre und die Tuilerieen wurden vergrößert und verschönert.

Das Selbstgefühl, welches dem Könige das Bewußtsein der Erhabenheit seiner königlichen Würde einflößte, ward noch durch die Schmeicheleien nicht allein der Hofleute, sondern auch der Geschichtschreiber und Dichter erhöht. Corneille hatte schon 1650 in dem Prolog zu seiner Andromeda den Sonnengott die Verheißung aussprechen lassen, daß Alexander und Cäsar einst an den Wagen Ludwig's gefesselten Besiegten gleichen würden. Racine erhob 1665 in der an den König gerichteten Widmung seines Alexander denselben weit über diesen und nennt ihn den weisesten König der Erde; in einer akademischen Rede (1685) bezeichnet er seine Geschichte als eine Kette von wunderbaren Thaten, als eine ununterbrochene Reihe von Wundern! Solche Lobpreisungen und die Schmeicheleien, welche in noch stärkerem Maße von den Hofleuten geäußert wurden, mußten den König immer mehr in der Einbildung bestärken, daß er allein der Schöpfer der Macht und Größe Frankreichs, und seine Minister und Feldherren nur die Werkzeuge für die Ausführung seiner Gedanken und seines Willens seien, daß seine Ansichten unfehlbar und daß es ein Verbrechen sei, auch nur eine andere Meinung haben zu wollen. Doch es genügte ihm nicht, daß auch der leiseste Widerspruch gegen seine politischen Grundsätze, gegen die Unumschränktheit der königlichen Macht verstummt war, er wollte auch, daß Niemand in seinem Reiche andere religiöse Vorstellungen hege als diejenigen, welche er für die richtigen hielt, und er begann jede Abweichung von diesen mit größerer Strenge als früher zu verfolgen, seitdem er durch den Einfluß einer Frau,

welche, ohne daß er es merkte, eine große Gewalt über ihn erlangte, mit seiner despotischen Sinnesweise eine frömmelnde Richtung vereinigte.

Francisca von Aubigné, eine Enkelin des Geschichtschreibers dieses Namens, trat in einem Alter von 14 Jahren zur katholischen Kirche über, und die drückende Lage, in welcher sie sich befand, bewog sie, sich mit dem von Gicht gelähmten Dichter Scarron zu verheirathen. Sie glänzte ebenso durch ihren Geist wie durch ihre Schönheit in dem Kreise geistreicher und witziger Männer, welche sich um Scarron zu versammeln pflegten. Einer derselben wirkte ihr nach dem Tode ihres Gemahls (1660) bei der Königin-Mutter ein Jahrgehalt aus. Sie wurde der Frau von Montespan bekannt, und diese bewog den König, die Erziehung des Kindes, welches sie gebar, des nachmaligen Herzogs von Maine, ihr zu übertragen. Dem Könige mißfiel anfangs ihr zurückhaltendes, abgemessenes Wesen, allein bald fand er Gefallen an ihrer geistreichen Unterhaltung; ihre Aufmerksamkeit und ihre sich immer gleich bleibende Sanftmuth und Geduld mußten ihn um so mehr ansprechen, je mehr ihm die Launen der Montespan lästig wurden. Schon 1675 gab er ihr dadurch einen Beweis seiner Gunst, daß er ihr die Herrschaft Maintenon, nach welcher sie sich fortan nannte, schenkte; als der Herzog von Maine der weiblichen Erziehung entwachsen war, erhielt sie zur Belohnung ihrer Dienste eine besondere Wohnung im Schlosse zu Versailles; die Besuche des Königs bei ihr waren eben so häufig wie lang, sie befand sich bei allen Spazierfahrten und Reisen in seiner Begleitung und sie erhielt selbst einen Platz in seinem Wagen, wenn er mit der Königin allein oder noch mit einigen Prinzessinen fuhr. Der Umgang mit ihr wurde dem Könige zu einer unentbehrlichen Nothwendigkeit, und es gelang ihrer Klugheit, ihn nach dem Tode der Königin (30. Juli 1683) auf den Gedanken hinzuführen, sich mit ihr zu vermählen. Louvois, welchem er diesen Gedanken als eine noch nicht beschlossene Sache mittheilte, bat ihn aufs dringendste, sich nicht durch Verheirathung mit der Witwe Scarron zu entehren, bewirkte aber nur, daß die Trauung insgeheim, in Gegenwart weniger Personen, Statt fand und die Vermählung nicht öffentlich bekannt gemacht wurde. Ohne daß der König es ahnte, eignete sie sich großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu. Der König arbeitete in ihren Zimmern und in ihrer Gegenwart mit den Ministern, während sie, mit Lesen oder mit einer Handarbeit beschäftigt, wenig Interesse dafür zu haben schien und nur mit großer Zurückhaltung antwortete, wenn der König sie um ihre Meinung fragte; allein die Minister, von welchen sie mehr als dieser gefürchtet wurde, hatten sich vorher, namentlich wenn es sich um Vergebung eines Amtes oder Ertheilung einer Gnade handelte, mit ihr geeinigt, und so lenkte sie die Entscheidung des Königs, welcher nur seiner eigenen Ansicht zu folgen wähnte. Doch ihre hohe Stellung war für sie nicht eine Quelle des Glücks; der Zwang, welchem sie sich unterwerfen mußte, vor Allem die schwere Aufgabe, einen König, für

welchen keine Unterhaltung, kein Vergnügen mehr Reiz hatte, zu erheitern, war für sie eine drückende Last, und mitten in dem beneideten Glücke klagte sie über die entsetzliche Leere, welche sie fühlte.

---

50. Die kirchlichen Zustände Frankreichs unter Ludwig XIV.

(Nach Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen.)

Ludwig sah in dem Freibriefe von Nantes, durch welchen sein Großvater Heinrich IV., als er nach dem Gebote der Politik zur katholischen Nationalkirche übertrat, seine seitherigen Glaubensgenossen und Mitstreiter gegen Unterdrückung sicher zu stellen gesucht hatte, eine Beschränkung der königlichen Allgewalt, wenn auch die Selbständigkeit der Reformirten als politischer Körperschaft dnrch Wegnahme der ihnen zugestandenen Sicherheitsplätze inzwischen von Richelieu vernichtet worden war. Diese Abneigung des Königs gegen eine Genossenschaft, welche auf einen besondern Freibrief sich stützte, wurde von despotischen Ministern, wie Le Tellier und Louvois, so wie von dem Beichtvater La Chaise in aller Weise gesteigert. Daher erschien eine Reihe von Verordnungen, welche den Reformirten eines ihrer bürgerlichen und kirchlichen Rechte nach dem andern entzog.

Gleichzeitig entbrannte ein heftiger Zwist des Königs mit dem päpstlichen Stuhle über die Grundsätze der gallicanischen Kirchenfreiheit, welche die Macht des Papstes über die französische Kirche beschränken sollten. Papst Innocenz XI., unbeugsam in Behauptung der Rechte, die er, als dem Oberhaupte der Kirche zustehende, überkommen hatte, bestritt nämlich der französischen Krone die mit dem Namen „Regale" bezeichnete Befugniß, während der Erledigung eines Bisthums die Einkünfte desselben durch königliche Beamten verwalten zu lassen und die geringern geistlichen Stellen zu besetzen. Nicht nur richtete er mehrere Breve mit Klagen und Drohungen an den König, sondern endlich wurden auch einige Groß-Vicare und ein Erzbischof, welche in dem Streite die Partei der Regierung angenommen hatten, excommunicirt. Die Folge davon war, daß im J. 1682 eine Synode der französischen Geistlichkeit in Paris zusammentrat, auf welcher Bischof Bossuet, der Erzieher des Dauphins, die Gelehrsamkeit und Beredtheit, die er so oft zur Widerlegung der Gegner der römischen Kirche hatte leuchten lassen, nunmehr gegen das Oberhaupt dieser Kirche in Anwendung brachte. Die von ihm geleitete Versammlung (von 35 Erzbischöfen und Bischöfen und eben so vielen Gliedern des andern Clerus) gab eine in vier Artikel gefaßte Erklärung ab: 1) daß Könige und Fürsten in weltlichen Dingen der kirchlichen Gewalt nicht unterworfen seien; 2) daß die Macht des h. Stuhles in

geistlichen Dingen keine andere sei, als diejenige, welche mit den vom ökumenischen Concil zu Costnitz gefaßten Schlüssen über das Ansehen der Kirchenversammlungen übereinstimme; 3) daß der Gebrauch der apostolischen Macht sich demnach an die Grundregeln binden müsse, welche der h. Geist gegeben und die Ehrfurcht der ganzen Welt geheiligt habe, und daß es der Würde des h. Stuhles gezieme, diese Grundregeln aufrecht zu erhalten; 4) daß daher der Papst zwar an Entscheidungen über Glaubenssachen einen vorzüglichen Antheil habe und seine Anordnungen sich auf alle Kirchen erstrecken, aber sein Urtheil nicht unverbesserlich sei, wenn nicht die Zustimmung der ganzen Kirche hinzukomme. In einer weitern Vertheidigung dieser Sätze suchte Bossuet vornehmlich die Ueberzeugung zu begründen, daß die ganze Kraft der Kirche in ihrer Gesammtheit und deren Vertretern, den General-Concilien, liege, und daß Unfehlbarkeit keinem einzelnen Menschen, sondern eben nur der ganzen Kirche zukommen könne.

Nach dieser amtlichen Erklärung des französischen Clerus war Ludwig der Meinung, daß hierdurch den Reformirten jeder Grund und Vorwand benommen sei, die Rückkehr zu der mit ihrer Lehre in Uebereinkunft gesetzten Staatskirche zu verweigern. Das fernere Widerstreben gegen die Hof- und Staatsreligion wurde dem Könige als blinder Fanatismus einiger Starrköpfe vorgestellt, der durch strenge Maßregeln gebrochen werden müsse. Die Edicte zur Vernichtung der kirchlichen und bürgerlichen Rechte der Reformirten mehrten sich daher seit 1678 Schlag auf Schlag. Endlich erging am 25. October 1685 der förmliche Widerruf des Edicts von Nantes, der den Reformirten allen öffentlichen und Privatgottesdienst untersagte, ihre Schulen schloß und für ihre Kinder Taufe von der katholischen Geistlichkeit verordnete. Das Auswandern wurde bei Strafe der Galeeren und des Güterverlustes verboten, denjenigen aber, die schon früher ausgewandert waren, falls sie binnen einer gesetzten Frist zurückkehrten, Wiederherstellung ihres bereits eingezogenen Eigenthums verheißen. Nur die Geistlichen, die nicht zur katholischen Kirche übertreten würden, sollten mit ihren Familien das Königreich verlassen, und die auf ihr Bleiben gesetzte Galeerenstrafe wurde durch eine spätere Verordnung für die Zurückkehrenden auf Todesstrafe erhöht; diejenigen Geistlichen hingegen, welche nach dem Willen des Königs sich bekehren würden, sollten ihr seitheriges Einkommen, um ein Drittheil vermehrt, als Jahrgehalt aus dem königlichen Schatze beziehen. Dem Erlaß des Edicts waren schon unter Louvois' Leitung die härtesten militärischen Maßregeln zur gewaltsamen Bekehrung der Reformirten vorausgegangen. Die Städte und Schlösser im südlichen Frankreich wurden mit Truppen überschwemmt und deren Bewohner den ärgsten Mißhandlungen Preis gegeben. Tausende ließen sich auf diese Weise bekehren; diejenigen, welche nachher das erzwungene Bekenntniß wieder verläugneten, wurden als Missethäter gestraft. Andere suchten Wege zur Flucht über die durch Dragoner streng

bewachten Grenzen, ohne sich von der Gefahr, ergriffen und auf die Galeeren geschmiedet zu werden, schrecken zu lassen. Nicht Wenige traf dieses Loos, doch entkamen gegen 50,000 Familien und fanden Aufnahme in protestantischen Ländern, in der Schweiz, in den Niederlanden, in England und in Deutschland.

Wenn dieses Verfahren des Königs sogar in Rom gemißbilligt wurde*), so hatte der eifrig reformirte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich bereits 1666 bei Ludwig für dessen protestantische Unterthanen verwendet, und seitdem mehreren derselben, welche ihre Heimat verließen, Aufnahme im Brandenburgischen, einigen auch Anstellungen im Staats- und Kriegsdienste gewährt. Der Fortgang der Bedrückungen in Frankreich vermehrte diesen Zuzug. Auf die Nachricht von der förmlichen Aufhebung des Edicts bot der Kurfürst den wegen ihres Glaubens ausgewanderten Reformirten nicht nur eine sichere Zufluchtsstätte in seinen Staaten an, sondern gewährte ihnen auch besondere Freiheiten und Prärogative, wie Einräumung wüster Stellen und verfallener Grundstücke zu Bauplätzen, Unterstützungsgelder zur Anlegung von Fabriken und Manufacturen, Besoldung der Geistlichen, Errichtung eigener Consistorien, Gerichtshöfe, Kirchen und Schulen. Bei dieser Bevorzugung fremder Glaubensgenossen vor den eigenen Unterthanen hegte der Kurfürst freilich die Absicht, sowohl die Zahl der Reformirten in seinen Staaten zu vermehren, als auch Kunstfleiß und Gewerbthätigkeit ins Land zu ziehen, worin, wie überhaupt in feinerer Sitten- und Geistesbildung, diese Franzosen den damaligen Deutschen weit vorstanden. Der Hauptbeweggrund war jedoch seine aufrichtige Vorliebe für die reformirte Kirche und wahrhafte Theilnahme an dem Unglücke ihrer Bekenner.

---

51. Leopold I. Türkenkriege.

(Nach Joh. Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach dem Tode Ferdinand's III. (2. April 1657), dessen ältester, gleichnamiger Sohn schon vor ihm (1654) gestorben war, verzögerte sich die neue

---

*) Nach einem Gesandtschaftsbericht in Leop. v. Ranke's Römischen Päpsten, III. S. 166, nahm der König es sehr übel, daß er, anstatt des erwarteten Lobes von Papst Innocenz XI. mißbilligende Aeußerungen desselben darüber erfuhr, daß die Bekehrung der Hugenotten ohne Anfrage bei ihm unternommen und mit solcher Härte vollzogen worden sei. „Christus habe sich zur Bekehrung der Welt ganz anderer Mittel bedient, als bewaffneter Apostel.“

Kaiserwahl mehr als ein Jahr, hauptsächlich durch Frankreichs Umtriebe. Ludwig XIV. wünschte nämlich die Kaiserwürde für sich selbst, und die Gesinnungen der deutschen Fürsten hatten sich während des dreißigjährigen Krieges so geändert, daß die drei geistlichen Kurfürsten und Baiern sich zu Frankreich neigten, während die protestantischen Kurfürsten für Ferdinand's zweiten Sohn, Leopold, stimmten. Als die Franzosen sahen, daß die Wahl ihres Königs nicht durchzusetzen sei, schlugen sie den Kurfürsten von Baiern vor und, da dieser den Antrag ablehnte, den zweiten Bruder (Leopold Wilhelm) des verstorbenen Kaisers, allein auch dieser wies das Anerbieten zurück, und so erfolgte endlich (Juli 1658) die Wahl Leopold's. Ebenfalls durch französischen Einfluß wurde die Wahl-Capitulation von den Kurfürsten so abgeändert, daß die Macht der Kurfürsten wesentlich erhöht, die des Kaisers in gleichem Maße beschränkt erscheint. Auch mußte der Kaiser in derselben versprechen, den gegenwärtigen und künftigen Feinden Frankreichs auf keine Weise Vorschub zu leisten, was auch Frankreich gegenseitig in Bezug auf die Feinde des Reiches und jene des Hauses Oesterreich versprach.

Den neuen Kaiser beschäftigte während seiner langen, vielbewegten Regierung ein dreifacher Kampf: 1) ein dreimaliger Vertheidigungskrieg gegen die Vergrößerungspläne Frankreichs, und zwar zweimal um die Selbständigkeit Deutschlands gegen die räuberischen Angriffe des Nachbarn (in dessen zweitem und drittem Raubkriege, s. S. 291 und 298) zu schützen, das dritte Mal, um das spanische Erbe dem Hause Oesterreich zu sichern; 2) ein zweimaliger Vertheidigungskrieg gegen die abermals furchtbar gewordenen Türken; 3) ein innerer Kampf gegen die ungarischen Magnaten, deren Unzufriedenheit mit der willkürlichen Verwaltung durch die drei Wohlthaten, welche Ungarn Leopold verdankt: geregelte Thronfolge, Befreiung vom türkischen Joch, Vereinigung Siebenbürgens mit der ungarischen Krone, nicht beschwichtigt werden konnte. In dem ersten Drittheil seiner Regierungszeit (bis 1674) ließ der Kaiser sich von seinem allgewaltigen Minister Lobkowitz leiten, nach dessen Sturz nahm er die Zügel der Regierung selbst in die Hand und war sein eigener Erster Minister. Aber weder seine physische noch seine Geisteskraft war dieser Arbeit gewachsen. Er war kenntnißreich, voll des besten Willens, aber nicht stark genug, das Beste zu erkennen und auszuführen, daher oft Schwanken und Schwäche mit Gewaltstreichen wechseln.

Der erste Türkenkrieg, 1663—1664.

Die Veranlassung zur Erneuerung des Krieges mit den Türken gab die entgegengesetzte Politik Oesterreichs und der Pforte in Bezug auf Siebenbürgen. Der Großfürst von Siebenbürgen, Rakoczy, hatte im schwedisch-polnischen Kriege (s. Nr. 58) Partei ergriffen für die Schweden, der Krieg hatte eine ungünstige Wendung für ihn genommen, sein Heer war größtentheils zu Grunde gegangen, Rakoczy kam nur mit Wenigen nach Siebenbürgen

zurück, die Truppen, die er unter Johann Kemeny gegen die Tataren zurück gelassen, wurden theils zusammengehauen, theils mit ihrem Anführer gefangen. Deßhalb wurde Rakoczy von der Pforte abgesetzt, zugleich fiel der Tataren-Chan verwüstend in Siebenbürgen ein, 20,000 Leichname bezeichneten seinen Zug; 20,000 Gefangene, einige Tausend mit Beute beladene Wagen und 150 Kanonen schleppte der Tataren-Chan mit sich fort. Rakoczy, zu schwach, der türkischen Menge zu widerstehen, sandte den Achatz Barcsay in das Lager, um die Osmanen zu beschwichtigen; aber der Vezier ernannte eben diesen Barcsay zum Fürsten von Siebenbürgen. Beide Gegner traten jedoch bald vom Schauplatze ab, indem Rakoczy in einem Gefechte bei Klausenburg tödtlich verwundet wurde, worauf die Siebenbürgischen Stände Rakoczy's Feldherrn, Johann Kemeny, wählten und dieser den von den Türken eingesetzten Großfürsten umbringen ließ. Um sich nun gegen die Türken zu behaupten, wandte sich Kemeny an den Kaiser, der auch das Wachsen des türkischen Einflusses in Siebenbürgen um so weniger wünschen konnte, als die Pforte dieses Land in ein Paschalik verwandeln zu wollen schien. Unterhandlungen führten zu keinem Ziel, da die Türken immer höhere Forderungen stellten und zugleich sowohl mit einer ansehnlichen Kriegsmacht (121,000 M.) nach Ober-Ungarn vorrückten, als auch durch Tataren Mähren verwüsten ließen (1663). Nach dem Fall von Neuhäusel bewilligte das deutsche Reich dem Kaiser die verlangte Hülfe, selbst Frankreich sandte ihm ein Corps. Dadurch ward das kaiserliche Heer unter Montecuculi so verstärkt, daß es die beim Cistercienser Kloster St. **Gotthardt** über die Raab gekommenen Türken entschieden schlug (1. Aug. 1664). Allein der einzige Vortheil dieses ersten Sieges, den kaiserliche Truppen über ein türkisches Heer in offener Feldschlacht gewonnen hatten, war, die Verwandlung Siebenbürgens in ein türkisches Paschalik gehindert zu haben; denn der von den Türken eingesetzte Großfürst blieb (in Folge des Friedens von Vasvar), da der Schützling des Kaisers (schon 1662) auf der Flucht aus einem Gefechte den Tod gefunden hatte.

Der Aufstand in Ungarn, 1678.

Sowohl der ungünstige Friede (von Vasvar) als das Zurückbleiben deutscher Truppen in Ungarn und die erneuerten Klagen über Bedrückung der Protestanten veranlaßten eine förmliche **Verschwörung** ungarischer Magnaten gegen die österreichische Herrschaft (1670). Sie traten mit den Türken in Verbindung und wollten den Angriff an drei Punkten (gegen Wien, gegen Mähren und Schlesien und endlich gegen Steiermark und Krain) beginnen, als die Verschwörung entdeckt wurde; die vier Häupter derselben (Peter Zrinyi, damals Banus von Croatien, Nadasdy, Frangepan und Tattenbach) büßten dieselbe mit dem Leben. Die wichtigste Folge derselben war, daß der Kaiser diese Gelegenheit benutzte, um die ungarische Verfassung abzuändern. Der erste Schritt dazu war die Aufhebung der Würde eines

Palatinus und die Ernennung eines Deutschen (des Großmeisters des Deutschen Ordens) zum Gubernator (Statthalter) von Ungarn. Diese Verletzung der Verfassung in Verbindung mit den fortdauernden Klagen der Protestanten über Bedrückung brachte (1678) einen Aufstand zum Ausbruche, an dessen Spitze sich Graf Emmerich Tököly stellte. Zu spät versuchte der Kaiser auf einem Landtage zu Oedenburg durch Herstellung der alten Verfassung und der Religionsfreiheit das Land zu beruhigen, Tököly suchte und fand Schutz bei der Pforte.

Der zweite Türkenkrieg, 1683—1699.

Zum letzten Male zogen die Türken aus, um das christliche Abendland anzugreifen, und abermals bildete die Hauptstadt Oesterreichs die Schutzwehr Europa's gegen die Ausbreitung des Islam. Aber diesmal verdankte Oesterreich nicht der eigenen Kraft allein, sondern vorzugsweise fremder Hülfe seine Rettung. Als nämlich der Kaiser die Nachricht erhielt, daß die Türken, von Tököly aufgefordert und von der französischen Gesandtschaft aufgereizt, sich zu einem großen Kriegszuge rüsteten, schloß er ein Bündniß mit Johann Sobiesky, König von Polen. Das türkische Heer zog mit solcher Langsamkeit von Adrianopel gegen Wien, daß der kaiserliche Feldherr Karl von Lothringen eine Besatzung (14,000 M.) in die Stadt werfen und der nach der Abreise des Kaisers noch zurückgebliebene Theil der Bürgerschaft sich zu geregeltem Widerstande organisiren konnte. Graf Ernst Rüdiger Starhemberg, der den Oberbefehl in der Stadt führte, ließ bei dem Erscheinen der türkischen Reiter die Vorstädte in Brand stecken und das Feuer ergriff auch einen Theil der Stadt (den Schottenhof), wo das Pulvermagazin nur mit der äußersten Anstrengung gerettet werden konnte. Seit Ende Juli schlossen mehr als 200,000 Türken unter Kara Mustafa's Führung die von 21,000 M. mit 200 Kanonen vertheidigte Hauptstadt ein und führten einen Minenkrieg gegen dieselbe. So oft eine Mine aufflog, stürmten sie alsbald, und der Ruhe von einigen Tagen folgte immer die Sprengung einer neuen Mine und dann wieder Sturm. Schon waren wiederholte Stürme abgeschlagen worden, als das Entsatzheer (84,000 M.) unter Johann Sobiesky's und Karl's von Lothringen Führung (bei Tuln) ungehindert über die Donau ging und den Kahlen- und Leopoldsberg bezog. Die Kaiserlichen pflanzten eine große Fahne mit einem weißen Kreuz auf dem Leopoldsberg auf. Nun konnte Niemand mehr an der Nähe des Entsatzes zweifeln. In den Kirchen stiegen Dankgebete auf zum Herrn der Heerschaaren, die Krieger rüsteten sich zum Ausfall am nächsten Morgen. Zugleich stiegen vom Stephansthurme häufig Raketen auf, gleichsam die Noth der Stadt verkündend.

Der entscheidende Morgen des 12. September brach an; ein uralter Capuziner, im Rufe der Heiligkeit und der Gabe der Weissagung stehend, las die Messe in der Leopold-Burgcapelle, der König von Polen ministrirte

ihm, mehr als 30 Fürsten beteten damals zu Gott um Sieg. Nach der Messe stärkten sich die Fürsten mit dem h. Abendmahle und der Capuziner segnete sie und verhieß ihnen Sieg. Der König von Polen schlug seinen Sohn Jakob zum Ritter, zum Andenken an den größten Tag, den er je erleben könne. Die Polen suchten vergebens die Reihen der Türken zu durchbrechen. Nach Beweisen des glänzendsten Muthes mußten sie weichen und sich nach den Defiléen retten, die sie so eben verlassen. Diesen Moment des Unglücks erfaßte jedoch der Herzog von Lothringen mit der ihm eigenen großen Energie des Geistes. Ohne Zaudern befiehlt er das Vorrücken des ganzen linken Flügels. Die feindliche Batterie bei Döbling wird genommen und das Geschütz gegen die Türken gewendet, die nun die Flucht ergreifen. Die beiden siegenden Flügel des christlichen Heeres drangen immer heftiger vor. Um 6 Uhr Abends war die Schlacht entschieden. Nur die Türken in den Laufgräben beschossen noch die Stadt, als ob die Ihren gesiegt hätten. Von den Kaiserlichen angegriffen, vertheidigten sie sich mannhaft, aber bald von allen Seiten umringt, zerstäubten sie in wilder Flucht. Der König von Polen und der Herzog von Lothringen hielten ihr Heer die ganze Nacht über unter den Waffen, einen möglichen Angriff besorgend. Der nächste Morgen zeigte, wie ungeheuer die Beute war: 370 Kanonen, unzählige Standarten und Roßschweife, 15,000 Zelte, in vielen noch die Speisen auf dem Tische, 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10,000 Schafe, ungeheure Quantitäten von Lebensmitteln und Kriegsmaterial aller Art; Kaffee fand sich so viel vor, daß der Gebrauch damals allgemein wurde. Der König von Polen erhielt das Zelt Kara Mustafa's mit allem, was darin war. Die Soldaten durften am andern Tage das Lager plündern, sie fanden aber so viel Geld, Silber und Schmuck, daß sie alles Andere den Wienern überließen. Während alle nach irdischem Gut trachteten, ging Bischof Kolonics nach einer köstlicheren Beute aus, er suchte im Lager die verlassenen Christenkinder, fand deren 500 und sorgte für alle. Als Starhemberg ins Lager kam, umarmte ihn Sobiesky und nannte ihn Held und Bruder. Der Einzug geschah durch das Stubenthor. Eine Schaar polnischer Edeln voraus, dann der König, Graf Starhemberg und die übrigen Fürsten. Der Zug ging zu den Augustinern; in der Loretokapelle hörte der König die Messe und stimmte selbst das Te Deum an; 300 Kanonenschüsse trugen den Jubel in die Umgegend.

Als das kaiserliche Heer auf dem linken Donau-Ufer vorrückte, legten die Türken sich in den Sümpfen bei Parkany, gegenüber von Gran, in einen Hinterhalt. Wie nun Sobiesky, dem verbündeten Heere voraneilend, in jene Gegend kam, fielen ihm die Türken unvermuthet in die Flanke; der König selbst gerieth zwei Mal in Lebensgefahr. Aber in der Schlacht von Parkany erfochten die Kaiserlichen und Polen einen glänzenden Sieg; von 14,000 Spahis und 10,000 M. Fußvolk entkamen kaum 300 dem allgemeinen Blutbad.

Der König von Polen kehrte, nach der Eroberung der Stadt Gran, welche 78 Jahre unter türkischer Botmäßigkeit gewesen, nach Polen zurück, und Karl von Lothringen setzte die Eroberungen in Ungarn fort: Ofen, welches 145 J. in türkischer Herrschaft gewesen und als Schlüssel des osmanischen Reiches galt, fiel erst (1686) nach einer hartnäckigen Belagerung, und bei der Erstürmung dieser Stadt wurde zum ersten Male das Bayonnet als entscheidende Waffe im Großen gebraucht. Nach einem neuen Siege Karl's von Lothringen war Ungarn auf dem rechten Donau-Ufer von den Türken so gut wie befreit, denn die wenigen Punkte, die noch von ihnen besetzt waren, mußten, weil sie vereinzelt standen, früher oder später den Kaiserlichen in die Hände fallen, aber noch wichtiger als diese schon an sich wichtigen Folgen war die Rückwirkung des Sieges auf die innern Verhältnisse Ungarns.

In Ungarn hatte Tököly, als der Krieg ausbrach, bedeutenden Anhang, als aber die Türken von Wien zurückwichen, ließ Leopold eine allgemeine Amnestie verkündigen. Da traten doch Viele zum Kaiser zurück. Tököly wüthete gegen die Verdächtigen oder wirklich Abfallenden: 15 Edle wurden gespießt, 10 andere gehängt und 96 geköpft. Natürlich entfremdete ihm dies die Gemüther noch mehr, und als er von den Türken in Ketten geschlagen und nach Constantinopel geführt worden, betrachteten ihn seine Anhänger als verloren und traten größtentheils zum Kaiser über. Die meisten von den Türken bisher behaupteten Städte wurden von diesen verlassen oder leicht erobert, und so war der größte Theil von Ungarn vom türkischen Joch befreit. Die Freude hierüber war so groß, daß auf dem Landtage zu Preßburg die Stände von Ungarn Leopold's erstgebornen Sohn, Joseph, nicht mehr zum Könige wählten, sondern die Thronfolge auf ihn und alle seine männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt übertrugen. Zugleich ward der alte Krönungseid geändert, dergestalt, daß der jedesmalige König zwar die goldene Bulle Andreas' II. zu beschwören hat, aber mit Hinweglassung der Clausel: „daß jeder Edelmann das Recht habe, sich dem Könige mit bewaffneter Hand zu widersetzen, wenn er den Krönungseid nicht hält".

Die beiden Feldzüge in den Jahren 1688 und 1689 gehören zu den glänzendsten für die kaiserlichen Waffen in diesen Türkenkriegen. Mit der Hauptarmee ging der Kurfürst von Baiern im Sommer 1688 geradezu auf Belgrad los, dessen Besitz dem Kaiser schon seiner Lage wegen zur Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn längst als unerläßlich erschienen war. Bei Annäherung der Kaiserlichen zog sich der Seraskier, welcher die Festung schützen sollte, ohne Widerstand auf Nissa zurück. Die Belagerung endigte, nach heldenmüthiger Vertheidigung von Seiten der Besatzung, mit einem Sturm, welcher den Kurfürsten in wenigen Stunden zum Meister dieser wichtigen Grenzfestung machte. Gleichzeitig war der zum Feldmarschall ernannte Markgraf Ludwig von Baden mit einem abgesonderten Corps

in Bosnien eingedrungen und hatte in einem mörderischen Gefechte bei Derbent das 15,000 M. starke Corps des Paschas von Bosnien beinahe gänzlich vernichtet, dann im J. 1689 den Kriegsschauplatz nach Serbien verlegt, den Seraskier Arab Redscheb Pascha in drei siegreichen Schlachten geschlagen und endlich auch noch alle Donau-Festungen von Widdin bis nach Nikopolis weg genommen, so daß er seine Winterquartiere mit völliger Sicherheit in der Walachei beziehen konnte.

Von da an aber schien das Waffenglück des Kaisers sich wenden zu wollen. Schon während des Winters wurden die Kaiserlichen durch die Tataren und die Türken aus ihren Winterquartieren in Serbien und der Walachei verdrängt. Dann brach der Großvezier selbst an der Spitze von 80,000 M. von Philippopolis nach Serbien auf, nahm Widdin und Nissa weg und schloß Belgrad von allen Seiten ein. Belgrad war mit seiner schwachen kaiserlichen Besatzung von 6000 M. in keinem Falle zu retten. Es wäre aber doch, muthvoll vertheidigt, vielleicht länger zu halten gewesen, wenn nicht eine furchtbare Pulver-Explosion alle Mittel des Widerstandes gänzlich vernichtet hätte. Die in einen Steinhaufen verwandelte Festung wurde sofort von den Osmanen besetzt. Zum Glück hinderte die weit vorgerückte Jahreszeit den Großvezier, seine Eroberungen sogleich weiter nach Norden hin auszudehnen. Niemand wäre im Stande gewesen, ihm erfolgreichen Widerstand zu leisten. Man sah ihn im Geiste schon wieder vor Wien stehen, wo die größte Bestürzung herrschte. Es waren die äußersten Anstrengungen nöthig, wenn im nächsten Feldzuge nicht ganz Ungarn wieder verloren gehen sollte.

Im J. 1691 stand Köprili, aufs Neue zum Großvezier ernannt, mit 100,000 M. bei Semlin. Der Markgraf von Baden hatte ihm nur 45,000 Mann entgegenzustellen. Die Entscheidungsschlacht von Salankemen am 19. August war für die Osmanen schon halb verloren, als der Tod des Großveziers, welcher im dichtesten Schlachtgewühl von einer feindlichen Kugel zu Boden geworfen wurde, den Ausschlag gab. Die gänzliche Niederlage der Osmanen und der glänzendste Sieg der Kaiserlichen, obgleich theuer genug erkauft, erhob an diesem Tage den Feldherrnruhm des Markgrafen von Baden auf den höchsten Gipfel und bezeichnete abermals einen bedeutungsvollen Wendepunkt in diesem heiligen Kriege. Es trat eine Periode der Erschöpfung ein, welche es vorerst nicht mehr zu großen Schlägen kommen ließ. Auch nahm ja jetzt der Krieg im Westen gegen Frankreich (siehe S. 298) die besten Streitkräfte des Kaisers und des Reiches wieder viel zu sehr in Anspruch, als daß man im Stande gewesen wäre, den Kampf im Osten schnell zu siegreichem Ende zu führen. Es war ein Glück für die europäische Welt und für die Sache der Christenheit, daß in diesem kritischen Momente auch die Pforte gar nicht in der Lage war, den Krieg in Ungarn mit Kraft und Erfolg fortzuführen.

Für die christliche Sache und die siegreiche Beendigung dieses schweren und langwierigen Krieges war es entscheidend, daß der 34jährige Prinz Franz Eugen von Savoyen den Oberbefehl erhielt. Ein ganz anderer Geist belebte das in Verfall gerathene Heerwesen des Kaisers, sobald dieser größte Feldherr seiner Zeit als leitender Genius über ihm waltete. Mit geringen Mitteln wußte er in kurzer Zeit Unglaubliches zu leisten. Schon bedrohte eine mehr als 100,000 M. starke Armee des Sultans im August 1697 Peterwardein, als ihr Eugen ein in aller Eile zusammengebrachtes, wohldisciplinirtes und kampfrüstiges Heer entgegenstellte, mit dem er es wagen konnte, dem übermächtigen Feinde bei Zenta, an den sumpfigen Ufern der Theiß, die Schlacht zu bieten. Sie begann um Mittag (11. Sept.) und endigte bei Sonnenuntergang mit der gänzlichen Niederlage der Osmanen. Unerschöpflich ist der sieggekrönte Feldherr, welcher sich selbst nur wenig Verdienst beimißt, in dem Lobe seiner Truppen, die sämmtlich Wunder der Tapferkeit thaten, namentlich auch der polnischen und deutschen Hülfsvölker, der Sachsen und Brandenburger. Die Verluste der Feinde waren ungeheuer. Mehr wie 20,000 der Ihrigen, darunter der Großvezier und die meisten übrigen Heerführer, blieben auf dem Platze, und 10,000 M. wurden noch auf der Flucht in die Fluten und die Moräste der Theiß hineingetrieben, wo sich ihre Leichen, namentlich an der Brücke — so heißt es in dem Schlachtbericht wörtlich — fast wie zu einer Insel aufthürmten. Das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger. Die Beute war unermeßlich. Alle Zelte, darunter das prächtige des Großherrn selbst, 87 Geschütze, ein ungemein reicher Vorrath an Pulver, Munition und Proviant aller Art, welcher leider durch eine unglückliche Explosion sogleich wieder zum guten Theil verloren ging, 15,000 Ochsen, 7000 Pferde, mehrere Tausend Kameele, 6000 Wagen, Hunderte von Standarten, Fahnen und Feldzeichen, endlich die Kriegscasse mit mehr als drei Millionen Gulden und — was man noch bei keinem Siege über die Osmanen erlebt — das große Reichssiegel, welches der Großvezier auf seiner Brust getragen, waren die Tropäen dieses glänzenden Tages, welcher den Siegern kaum 1500 Mann gekostet hatte. Unglücklicherweise fehlten Eugen die Mittel, von dieser entscheidenden Waffenthat sogleich noch größere Vortheile zu ziehen. Mangel an Geld und Mundvorrath hinderten ihn, dem fliehenden Feinde auf dem Fuße zu folgen und Belgrad anzugreifen, welches ursprünglich als Ziel dieses Feldzuges bezeichnet worden war. Eugen hielt es für klug, weitere Operationen auf das nächste Jahr zu verschieben und ließ den größten Theil seiner Armee Winterquartiere in Siebenbürgen und an der Donau beziehen. Zu bedeutenden Unternehmungen kam es aber im nächsten Jahre nicht mehr. Denn England vermittelte den Frieden zu Carlowitz 1699: Siebenbürgen hatte der Großfürst (Michael Apafy) schon 1696 an seinen Schutzherrn, den Kaiser, abgetreten; von Ungarn behielten die Türken nur den Theil auf den linken Ufern der

Maros und der Theiß, so daß auch das früher (vor 1526) zu Ungarn gehörende und wiedereroberte Slavonien bei Oesterreich blieb. Tököly ward von den Türken nach Kleinasien verwiesen.

Standeserhöhungen deutscher Fürsten.

Das Haus Sachsen hatte sich noch während des 30jährigen Krieges an Oesterreich angeschlossen und blieb diesem System mit einer einzigen Ausnahme treu. Dies war für den Kaiser auch darum von Wichtigkeit, weil Sachsen das Directorium des Corpus Evangelicorum auf dem Reichstage führte, wodurch manche Bitterkeit gemildert wurde. Als der Kurfürst August II. nach der polnischen Krone trachtete und katholisch wurde, trat durch die Gleichförmigkeit der Religion zwischen Oesterreich und Sachsen ein neues Band der Eintracht ein, dem später noch ein zweites folgte: die Vermählung der zweiten Tochter Kaiser Joseph's I. mit dem Erbprinzen von Sachsen.

Bevor Hannover und England unter eine Herrschaft kamen (1714), war ein Hauptstreben des Herzogs, Kurfürst zu werden; er versprach ewige Union des österreichischen und hannoverschen Hauses, auf Reichstagen stets wie Oesterreich zu stimmen, die Wiedereinsetzung der Kur Böhmens zu unterstützen, bei jeder Kaiser- oder Königswahl dem erstgebornen Prinzen des Hauses Oesterreich seine Stimme zu geben u. s. w. Dennoch zögerte der Kaiser, weil er die Opposition der Katholiken und insbesondere die Protestation des Papstes gegen einen neuen protestantischen Kurfürsten scheute. Der hannoversche Minister Grote, der in Wien diese Angelegenheit betrieb, griff also zu einem andern Mittel. Er wies den Wiener Ministern das Project eines Vertrages zwischen Hannover und Sachsen vor, wodurch sich beide verpflichten, in einem etwaigen Reichskriege neutral zu bleiben. Dies wirkte dergestalt, daß der Tractat alsbald zum Abschluß kam (1692).

Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg strebte nach dem Königstitel. Wohl war es außer des Kaisers Macht, einen solchen Titel zu verleihen, aber wenn ihn der Kaiser nicht anerkannte, konnte der Kurfürst sicher sein, daß ihn auch sonst keine Macht anerkennen werde; er ließ sich also mit dem Kaiser in Verhandlungen ein. Der Wunsch des Kurfürsten fand im Cabinet des Kaisers starken Widerstand, sowohl weil der Kurfürst Protestant war, als auch weil er als König bei künftigen Kaiserwahlen in der Wagschale der Gegenpartei gewichtiger sein würde. Aber in dem bevorstehenden spanischen Erbfolgekriege bedurfte der Kaiser des mächtigen brandenburgischen Bundesgenossen, und die Anerkennung des Königstitels (19. November 1700) war ein eben so leichtes als wohlfeiles Mittel, den Kurfürsten an Oesterreichs Interesse zu ketten. Im Krontractat wurde der Kurfürst von Kaiser Leopold als König anerkannt, verpflichtete sich dagegen, 10,000 M. für den Kaiser in den Krieg zu führen.

52. Prinz Eugen von Savoyen.

(Nach Alfred Arneth, Prinz Eugen von Savoyen.)

Mit Recht darf Eugen von Savoyen Oesterreichs größter Feldherr und zugleich sein edelster Staatsmann genannt werden. Das rastlose Bestreben, die Größe des Kaiserhofes, die Macht und das Wohl Oesterreichs zu fördern, bildeten den Grundzug seiner politischen Thätigkeit wie seines militärischen Wirkens. Was insbesondere Deutschland anging, so hatten die Bemühungen des Prinzen den zweifachen Zweck, die stete Zwietracht zwischen den Fürsten dieses Landes zu beseitigen und die Macht des Kaisers in demselben zu stärken und auszudehnen. Selbst durchdrungen von der Hoheit der kaiserlichen Würde, verlangte er gleiche Verehrung für sie auch von den Fürsten Deutschlands, und er stieß dadurch bei vielen derselben nicht wenig an, die sich ein Geschäft daraus machten, die Kaiserwürde zu beschränken, zu verkleinern und in den Staub zu ziehen.

Die Offenheit und Klarheit, welche Eugen in Staatsgeschäften beobachtet sehen wollte, war nur der Ausdruck seines eigenen Wesens. Wie ihm selbst nichts fremder war als Unaufrichtigkeit oder Falschheit, so wollte er sie auch aus den Beziehungen der Regierungen unter einander völlig verbannt wissen. Daher kam es, daß die Repräsentanten der fremden Staaten in Wien mit Niemandem lieber als mit Eugen zu thun hatten. Oft setzte er zwar ihren drängenden Fragen ein ernstes Stillschweigen entgegen, wie denn Niemand in höherm Grade Meister seiner selbst als Eugen und sicherer war als er, ein Geheimniß nicht zu verrathen. Aber es dadurch besser zu verhüllen, daß er falsche Erklärungen von sich gab, zu diesem so oft gebrauchten Mittel der Diplomatie nahm Eugen niemals seine Zuflucht. Je ehrlicher eine Politik war, desto besser erschien sie dem Prinzen.

Sein außerordentliches Feldherrntalent zeigte sich darin am glänzendsten, daß er im Augenblicke höchster Bedrängniß den einzig rettenden Entschluß zu fassen und mit unwiderstehlicher Gewalt durchzuführen wußte. An militärischem Wissen, an Erfahrung, an Kenntniß methodischer Kriegführung mögen Andere dem Prinzen gleichgekommen sein. Guido Starhemberg wenigstens stand ihm darin kaum zurück. Keiner aber besaß gleich ihm die unvergleichliche Schnelligkeit und Sicherheit des Blickes, keiner den außerordentlichen Reichthum an genialen Ideen, keiner die Schärfe des Urtheils, aus den Gedanken, die in ihm auftauchten, gerade den zu wählen und zu verfolgen, welcher der glücklichste genannt werden muß. Nichts bewunderte Marlborough mehr an Eugen, als daß er zwei der wichtigsten, aber sich scheinbar widersprechenden Eigenschaften eines Feldherrn, die der feurigsten Lebhaftigkeit mit der besonnensten Ruhe zu vereinigen wußte. An der erstern entzündete

sich der Kampfesmuth seiner Krieger, mit der letztern beherrschte er im wahren Sinne des Wortes die Schlacht.

Zeitgenossen behaupten, man habe es Eugen's Kriegführung immer angemerkt, daß er von Jugend auf bei der Reiterei gedient und dieser Waffengattung stets eine große Vorliebe bewahrt habe. Oft war es die Cavallerie, durch welche er in seinen Feldschlachten die Entscheidung herbeizuführen suchte. Stets war es die Reiterei, insbesondere aber sein eigenes Dragoner-Regiment, denen er sein besonderes Augenmerk zuwandte. Doch ging er niemals so weit darin, daß er diese Waffengattung auf Kosten der übrigen bevorzugt hätte. Für alle Bestandtheile des Heeres hegte er eine gleiche, nie ermüdende Sorgfalt. Dafür erntete er aber auch die unbegrenzte Dankbarkeit desselben. Die begeisterte Liebe, mit welcher die Soldaten an ihm hingen, die zauberische Wirkung, welche er auf sie auszuüben wußte, hat sich in völlig gleichem Maße wohl nicht mehr wiederholt. Das Verdienst des Prinzen ist hierbei um so größer, als ihm so Vieles abging, wodurch es Feldherren erleichtert wird, auf die Gemüther der Soldaten zu wirken. Die deutsche Sprache war ihm anfangs völlig fremd, und auch später noch scheint er sich nicht mit allzugroßer Leichtigkeit in derselben ausgedrückt zu haben. Unter den vielen Schriftstücken, die er hinterlassen hat, findet sich kein einziges deutsches von seiner eigenen Hand. Seine kleine, unansehnliche Gestalt, sein ganzes unkriegerisches Aussehen konnte auf gewöhnliche Menschen, die so leicht nach Aeußerlichkeiten urtheilen, weil sie die tiefer liegenden Eigenschaften nicht zu ergründen vermögen, keinen gewinnenden Eindruck hervorbringen. Dazu kam noch die einfache Tracht, deren sich Eugen gewöhnlich bediente, und welche ihn keineswegs als den obersten Führer des Heeres kenntlich machte. Aber die immer sich gleichbleibende Leutseligkeit, welche er gegen Officiere und Soldaten übte, seine strenge Unparteilichkeit, insbesondere aber die Ueberzeugung, mit der er sie zu durchdringen wußte, daß sie unter seiner Führung jedem andern Heere der Welt überlegen, daß sie völlig unbesiegbar seien, dies waren die Mittel zur Erlangung eines so überraschenden Resultates.

Als Präsident des Hofkriegsraths, als welchem ihm nicht das Commando der Truppen, sondern die Leitung des Kriegswesens im Allgemeinen oblag, ließ er es sich angelegen sein, das Verdienst allein hervorzuziehen und zu belohnen, die Beförderung Unberechtigter möglichst zu hintertreiben und den militärischen Geist, die Seele der Armee, so viel als möglich zu beleben und zu stärken. Dennoch soll nicht geläugnet werden, daß das kaiserliche Heerwesen, insbesondere in den beiden Jahrzehnten, welche dem Passarowitzer Frieden folgten, nicht jenen Aufschwung nahm, wie es in andern deutschen Ländern, hauptsächlich aber in Preußen, der Fall war. Der größte Theil der Schuld trifft aber nicht den Prinzen, sondern vielmehr den trostlosen Zustand der kaiserlichen Finanzen. Doch trug auch nicht

wenig dazu bei sein entschiedenes, manchmal vielleicht allzu hartnäckiges Festhalten am Althergebrachten und das lebhafte Mißtrauen, mit welchem er jede Neuerung aufnahm.

Was endlich Eugen's Privatleben betrifft, so ist in dieser, wie in jeder andern Beziehung, sein Verhalten des höchsten Lobes würdig. In einer Zeit, in welcher die deutschen Fürsten, übereifrige Nachahmer des üppigen Hofes von Versailles, Laster aller Art bei sich einbürgerten und die Einkünfte ihrer Länder in unwürdigster Weise vergeudeten, gab Eugen das schöne Beispiel edelster Verwendung der Reichthümer, mit welchen ihn die Dankbarkeit des Hauses Oesterreich überhäufte. Gleich weit entfernt von eklem Geize wie von thörichter Verschwendung, hatte er nur durch pünktliche Ordnung in seinem Haushalte sein Vermögen in einen Stand gesetzt, der es ihm möglich machte, die prachtvollen Bauten*) und Sammlungen anzulegen, welche noch jetzt ungetheilte Bewunderung erwecken. Und was ihn mit gerechtem Stolze erfüllen durfte, das war der Umstand, daß auch nicht der allergeringste Theil seines großen Vermögens in anderer als der rechtmäßigsten Weise erworben war. Nicht ein etwaiger Gewinn bei Lieferungen für die Armee, nicht eine Erpressung aus feindlichem Lande, wie dies damals bei Feldherren, nicht eine unter dem Namen eines Geschenkes verhüllte Bestechung, wie es bei Staatsmännern so oft vorkam, hatte beigetragen zur Anhäufung von Eugen's Reichthum. Keine beschämende Erinnerung an die Art seiner Erwerbung klebte daran und verbitterte dessen Genuß. Er wurde vielmehr erhöht durch die erhebende Idee, daß er im vollen Sinne des Wortes der Schöpfer seines eigenen Glückes war.

So dichtgedrängt die Reihe hervorragender Kriegsmänner auch war, die nach Eugen die Waffen des Hauses Oesterreich trugen, so berühmte Feldherren sich unter ihnen befanden, es gab doch Keinen, welcher sechs so herrliche, so entscheidende Siege, wie die Tage von Zenta und Höchstädt, von Turin, Malplaquet, Peterwardein und Belgrad, alle die andern Großthaten noch ungerechnet, aufzuweisen vermochte. So ausgezeichnete Staatsmänner auch seither im Rathe der Kaiser saßen, Keiner aus ihnen, selbst Kaunitz nicht, nahm die Stellung ein, welche Eugen inne hatte. Keiner besaß in demselben Maße wie er die Liebe des eigenen Volkes, das Ansehen bei den fremden Regierungen. Das ist es aber, was den eigentlichen Maßstab liefert zur Beurtheilung der Größe Eugen's, daß so viele Eigenschaften in ihm vereinigt waren, deren jede für sich schon den Ruhm eines Mannes begründet, und daß sie von einem Charakter getragen wurden, dessen vollendete Reinheit und sittliche Größe auch nicht der leiseste Flecken trübt.

---

*) Das 1724 von ihm in Wien erbaute Belvedere und sein Palast in der Himmelpfortgasse.

53. Brandenburg unter Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürsten.

(Nach Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes.)

Nachdem schon am Ausgang des 16. Jahrhunderts und später immer mehr die hervorragendsten protestantischen Gebiete, namentlich Sachsen und Kurpfalz, die Mittel und Wege verloren hatten, ein protestantisches und landesfürstliches Gegengewicht gegen Habsburg und das Kaiserthum zu bilden, war Kurbrandenburg das nächste Land, das in diese Ansprüche schien eintreten zu können. Zwar gelang es noch der habsburgischen Politik, dies zu hindern, aber mit Mißtrauen beobachtete sie dieses im Wachsen begriffene Gebiet, zumal seit zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Aussicht immer näher rückte, alle hohenzollernschen Besitzungen an das Kurhaus heimfallen, das Herzogthum Preußen, die fränkischen Markgrafschaften, Cleve, Jülich und Theile von Schlesien mit den Marken vereinigt zu sehen. Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges versprachen diese Gefahr, die von Brandenburg drohte, für immer zu beseitigen. Der Protestantismus und das landesfürstliche Interesse lagen nach dem Siege über den Winterkönig und der Ueberwältigung Dänemarks völlig am Boden, nicht ohne Mitschuld der schwächlichen und unentschlossenen Politik, die, von Oesterreich beherrscht, damals den Gang der brandenburgischen Angelegenheiten bestimmte. Auf wenige Länder außer den eroberten Gebieten übte die kaiserliche Reaction jener Zeiten einen so fühlbaren Druck wie auf Brandenburg, eine übermüthige Soldateska saugte das Land aus, die kaiserlichen Feldherren hausten als Gebieter und erpreßten ungeheure Summen, indeß die Durchführung des Restitutionsedicts zugleich den Verlust der eingezogenen Kirchengüter, also eines wesentlichen Bestandtheils der Territorialmacht in Aussicht stellte. Es kam die schwedische Invasion hinzu, die es bald zweifelhaft machte, was schlimmer sei für Brandenburg: die „Restauration“ durch Wallenstein oder die unerbetene Hülfe der Schweden, als deren bittere Frucht die lästige Nachbarschaft in Pommern blieb. Damals schwebte über Kurbrandenburg ein ähnliches Schicksal, wie es eine Reihe von deutschen Territorien nach dem dreißigjährigen Kriege getroffen hat. Von den verheerenden Folgen des Krieges selbst zu Boden gedrückt, im Osten von Polen, im Norden von Schweden bedrängt, außer Stande, sich selbst zu helfen — so drohte auch Brandenburg dem Loose der Verkümmerung und Nichtigkeit zu erliegen, dem damals viel blühendere Theile Deutschlands verfallen sind.

Daß dies nicht geschah, daß mitten in der Verödung und dem Verfalle der ältesten und schönsten Fürstenthümer Deutschlands auf diesem kargen, spät erworbenen Boden ein durch Arbeitskraft und Rührigkeit wie durch

seine Waffenmacht gleich bedeutsamer Staat erwuchs, das war das weltgeschichtliche Verdienst Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten. Er kam gerade noch zeitig genug zur Regierung (1640), um die unglücklichsten Folgen der Politik des Vorgängers abzuwenden, dem Kaiser wie den Schweden gegenüber eine selbständige Haltung zu gewinnen und Hand anzulegen an die Reorganisation des Landes, das erst durch ihn zu einem geordneten Ganzen umgeschaffen ward. Mußte er sich doch erst zum Herrn in seinem eigenen Erbe machen, die Bande der Abhängigkeit von der habsburgischen Politik zerreißen, das Land von den äußern und innern Drängern befreien und die Lehnsherrlichkeit Polens über Preußen abschütteln. Was bisher nur zerstreute Provinzen waren, über den größten Theil des deutschen Nordens, vom Niemen bis zum Rheine, sporadisch ausgebreitet, ohne innern und zum Theil ohne äußern Zusammenhang, nur zufällig dem Hause Hohenzollern gemeinsam unterthan, als Kurlande, als fürstliche Erwerbung, als polnisches Lehen, das ward jetzt erst zu einem verbundenen, von einem Mittelpunkt aus geleiteten Staatswesen verschmolzen.

Die andern deutschen Gebiete gelangten nur allmählich und spät dazu, von den Schrecken des furchtbaren Krieges aufzuathmen; manche wollten nie mehr zur früheren Blüte und Lebenskraft kommen, in andern ward die Nachahmung des französischen Despotismus dem Wohlstand und Gedeihen des Volkes fast so verderblich, wie der dreißigjährige Krieg selber; wenigstens schärften sich die Wunden, statt zu heilen. Der einzige Staat, der aus der Zerrüttung sich aufrichtete, in dem die Wunden des Krieges am rascheſten vernarbten, der Staat, in welchem ein weises und schöpferisches Regiment in bürgerlicher Arbeit und kriegerischer Kraft harmonisch zusammenwirkte zum Gedeihen des Ganzen, dieser Staat war nur Brandenburg-Preußen, und sein neuer Fürst der einzige Regent jener Zeiten, der, frei von den schlimmen Einflüssen fremder Nachahmung, kerndeutsch und tüchtig, die wohlthätigen Wirkungen der fürstlichen Absolutie in großen Ergebnissen veranschaulichte.

Er verlebte seine Jugend unter den Eindrücken holländischer Freiheit und Macht, die damals auf dem Höhepunkte standen. Der Anblick eines rührigen, unermüdlichen Volkes, der Eindruck eines Staates, der auf engem Raume durch die intensive Kraft der Arbeit und des Geistes zu europäischer Bedeutung herangewachsen war, das Vorbild eines Fürsten wie Friedrich Heinrich von Oranien — das war die Schule gewesen, in welcher die gesunde Natur des großen brandenburgischen Fürsten sich zu seinem Regentenberufe gebildet hatte.

Sein fürstlicher Absolutismus war gleich streng, seine Mittel nicht minder gewaltsam, als in allen den Staaten Europa's, wo diese neue Form des Regiments damals sich festsetzte, er schnitt in die alten Rechte der Provinzen, der ständischen Corporationen, in die Privilegien des Adels nicht weniger scharf ein, als die gleichzeitigen Könige im Norden oder Richelieu in Frank-

reich; aber die unbedingte Gewalt, die er sich schuf, ward trotz aller einzelnen Härten eine Wohlthat für die Gesammtheit; sie wälzte die Last der Adelsaristokratie ab, beseitigte die störenden Sonderinteressen, sie hob die Arbeitskraft und das Selbstgefühl von Bürger und Bauer, auf deren Wohlfahrt der neue Staat fortan ruhte. So legte er die Grundlagen zu einer staatlichen Größe, die das erste Beispiel dieser Art war: gründete das Heer, ordnete den Staatshaushalt, hob den Anbau des Landes, förderte Gewerbe und Handel, eröffnete dem bedrohten Protestantismus ein sicheres Asyl, pflegte die Wissenschaft und Kunst in einer eigenthümlich deutschen Richtung, während fast überall sonst das Volksthümliche vor dem Fremden weichen mußte.

Während das Reich seinem völligen Verfalle entgegenging und gerade dieses Aufstreben Brandenburg-Preußens mehr als alles Andere dazu beitrug, diese Krisis zu beschleunigen und die alte, freilich nur noch scheinbare Einheit des Reiches vollends aufzulösen, gedieh in diesem jungen Staate alles, was von gesundem deutschen Stoffe vorhanden war, zur trefflichsten Entfaltung. Hier ward ein tief zerrüttetes Land durch ein weises und kraftvolles Regiment dem Elende entrissen, die schlummernden Kräfte der Bevölkerungen geweckt, hier ward deutscher bürgerlicher Fleiß und Wohlstand gepflegt, hier der deutschen Cultur ein weites, zum Theil noch unbebautes Terrain erobert. In einem Augenblicke, wo Oesterreich und das deutsche Reich dem Uebergreifen des französischen Einflusses ruhig zusahen, griff Friedrich Wilhelm zu den Waffen (s. S. 292), und so klein seine Macht noch war, Deutschland hatte doch wieder einen Fürsten aufzuweisen, der sich gegen die Garanten des westfälischen Friedens in Respect zu setzen verstand. In Zeiten, wo die alte Handels- und Seemacht Deutschlands verloren war und in den früheren weltgeschichtlichen Sitzen fast die Ueberlieferung abzusterben drohte, suchte er die Gunst der Lage Preußens an der See rührig zu benutzen, um den Grund zu einer Flotte zu legen, die Anfänge einer Colonialmacht zu schaffen und auf der Ostsee, deren Herrschaft damals unter den nordischen Mächten der Preis eines noch unausgefochtenen Kampfes war, sein Uebergewicht zu begründen. Friedrich Wilhelm erhob sich zuerst wieder — und in Zeiten, wo Ludwig's XIV. Macht noch ungebrochen war — zu dem kühnen Gedanken, die Fremden vom deutschen Boden zu vertreiben, und wenn er in den Kämpfen gegen die Schweden und Franzosen zunächst seinem eigenen brandenburgischen Interesse folgte, so sind doch eben dadurch zugleich die wichtigsten Aufgaben einer deutschen nationalen Politik mit einem Glanze aufgenommen worden, dessen sich im ganzen Zeitalter kein deutscher Fürst rühmen durfte.

Erfüllte Friedrich Wilhelm in dieser Haltung nach Außen seine deutsche Fürstenpflicht gewissenhafter und ehrenvoller als irgend ein Reichsstand, den Kaiser nicht ausgenommen, so ist doch in der Art, wie er die Dinge anschaut und seine eigene Stellung beurtheilt, eine bemerkenswerthe Veränderung

gegen die frühere Zeit eingetreten. Nicht sowohl als Glied des Reiches oder gar als Unterthan des Kaisers, am wenigsten aus Anhänglichkeit an Habsburg wendet der große Kurfürst seine Waffen gegen Schweden und Franzosen, sondern in dem Bewußtsein eines selbständigen Fürsten, dessen brandenburgisch-preußisches Interesse nach außen allerdings mit dem des gesammten Reiches vollkommen übereinstimmte. Aber die alte Ueberlieferung des frühern reichsfürstlichen Verhältnisses ist für ihn abgestorben: es kann in ihm wohl die Frage auftauchen, ob er nicht auch im Bunde mit einer auswärtigen Macht, sogar mit Frankreich, seine Verstärkung suchen und sich auf Oesterreichs Kosten vergrößern solle? Es ist das neue Territorial-Fürstenthum des westfälischen Friedens, das in ihm seinen ersten hervorragenden Repräsentanten hat. Er ist der erste deutsche Fürst, der sich zu Oesterreich nicht wie der Kurfürst zum Kaiser stellt, sondern vielmehr in das Verhältniß einer Allianz mit Oesterreich tritt, wie es zwischen gleichberechtigten Staaten besteht. Und diese Allianz erhielt eben dadurch eine besonders verhängnißvolle Bedeutung für die Tradition preußischer Politik, daß der habsburgische Alliirte im Kampfe den Kurfürsten matt unterstützte, im Frieden ihn die Früchte wohlverdienter Siege verlieren ließ.

Aus jener Stellung nach außen entsprang aber ganz besonders die Bedeutung Friedrich Wilhelm's für Deutschland. Ohne den moralischen Einfluß zu verkennen, den sein treffliches Regiment im Innern, seine sorgsame Pflege alles deutschen Wesens in Leben, Wissenschaft und Kunst, seine Siege auf dem Schlachtfelde ihm erworben haben, den mächtigsten Eindruck machte doch die Thatsache, daß Deutschland seit lange keinen Fürsten hervorgebracht, der in den großen europäischen Verhältnissen eine so selbständige Bedeutung behauptete, wie der große Kurfürst, der einzige Staatsmann im großen Stile, den das ganze Jahrhundert in Deutschland hervorgebracht. In der That war es der höchsten Bewunderung werth, wie er, zwischen Polen und Schweden im Osten, zwischen Frankreich, England, Holland und dem Kaiser im Westen, durch alle Künste einer kaltblütigen, feinen, Alles überschauenden Politik sich seine unabhängige Stellung erobert und in alle großen Fragen seiner Zeit mitwirkend und nicht selten leitend eingreift — mit einem Lande und einer angebornen kleinen Macht, die er eben erst schwedischen Soldaten, polnischer Lehnsherrlichkeit, feudalen Vorrechten hatte abringen müssen. Nicht minder bewunderungswerth war es, wie er alle Bestrebungen der Großmächte, ihn ins Schlepptau zu nehmen, mit sicherem Tacte vereitelte und, ohne Einer dienstbar zu sein, sich überall auf seine eigenen Füße stellte. Die Politik dieses jungen Staates hatte ihn rasch den alten Großmächten ebenbürtig gemacht, und die Diplomaten, die der große Kurfürst nicht nach Rang und Stand, sondern nach ihrer Brauchbarkeit wählte, erwarben damals dem brandenburgischen Kurstaat den später ver-

scherzten Ruf, nicht durch seine tapfern Truppen allein, sondern in gleichem Maße durch seine feine Diplomatie bedeutend zu sein.

---

54. Die englische Republik.

(Nach F. C. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution, und Reinhold Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte und dessen Oliver Cromwell in Rudolf Gottschall's Neuem Plutarch, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Unter der Herrschaft des Rumpf-Parlamentes, 1649—1653.

Am Tage der Hinrichtung Karl's I. (s. S. 216) erklärten die Gemeinen jeden für einen Verräther, der den Karl Stuart, sonst Prinz von Wales genannt, oder sonst Jemanden zum Könige ausrufe, sie hoben das Haus der Lords auf und legten sich den Namen Parlament von England bei. Unmittelbar darauf erfolgte die förmliche Abschaffung des königlichen Amtes als unnütz und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich, und es ward eine Eidesformel vorgeschrieben, welche jeden Beamten zur Treue gegen die bestehende Regierung „ohne König und Oberhaus" verpflichtete. Nicht lange nachher ward dieser Eid der Treue (engagement) auf jeden Engländer über 17 Jahre ausgedehnt. Zugleich ward ein Obergerichtshof für Vergehungen gegen den Staat aufgestellt, welcher der Sternkammer nicht ganz unähnlich sah.

Die Regierung wurde einem Staatsrathe von 41 jährlich gewählten Mitgliedern anvertraut, wovon drei Viertheile im Parlamente saßen. Man nahm auch fünf Lords, einige Oberrichter, die ersten Officiere, so Fairfax und Cromwell, hinein. Zu den Secretären des Staatsrathes gehörte John Milton, der Dichter, eifriger Freund der Republik und aufrichtiger Vertheidiger der Hinrichtung des Königs. Das Heer ward zu 45,000 M. bestimmt, die Zeiten litten keine Verminderung, denn die Schotten hatten gleich nach der Hinrichtung Karl's I. den Prinzen von Wales als Karl II. proclamirt und suchten ihn bei seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien, auf, Irland aber brannte in lichten Flammen des Aufruhrs. Auch hier rief man Karl II. aus. Cromwell ging als Lord-Statthalter nach Irland mit 15,000 M. und mit der obersten Gewalt in Civil- und Militärsachen auf drei Jahre. Der drohende Aufstand war in Strömen Blutes erstickt, als ihn das Jahr darauf der schottische Krieg abrief. In seine Fußstapfen aber trat sein Schwiegersohn und Nachfolger Ireton, und als dieser über den irländischen Metzeleien starb, thaten andere Nachfolger desgleichen, und man konnte 1652 Irland ein wieder unterjochtes Land nennen. Man fuhr fort an der Zersplitterung der alten Bevölkerung, ja an ihrer Ausrottung zu arbeiten. Nicht genug, daß alle katholischen Priester das Land räumen mußten, man ver-

pflanzte die Bevölkerung ganzer Gebiete in andere Gegenden von Irland, und es ist gewiß, daß sogar Tausende von irländischen Kindern nach Westindien geführt und dort meistens in Tabaks- und Zuckerplantagen als Sclaven untergebracht worden sind.

Karl kam nach Schottland auf Fahrzeugen, welche der Prinz von Oranien ihm lieh. Die vorwiegende Partei in Schottland sträubte sich gegen die von Süden her drohende Idee der Volkssouverainetät und wollte noch einmal dem monarchischen Systeme in England und selbst in Irland Eingang verschaffen. Als das englische Parlament Krieg gegen Schottland beschloß, trat Fairfax zurück und Cromwell erhielt den Oberbefehl. Zwei Armeen so sonderbarer Art, wie sie die Geschichte selten gesehen — eigentlich zwei religiöse Secten — manövrirten mehrere Wochen in dem Höhenlande östlich von Edinburg gegen einander, die eine um ihren König und ihre Kirche, die andere um Freiheit ohne Kirche und ohne König zu vertheidigen. Beide hielten sich für die Auserwählten des Herrn, den sie um Sieg anflehten. Mit weiser Zögerung vermied Leslie, der schottische Heerführer, die Schlacht, hielt sich in seinen verschanzten Pässen und auf den Höhen, während der Feind durch Unkenntniß der Landschaft, Entbehrung und Krankheit litt und in seinen Communicationen mit England bedroht war. Cromwell suchte schon den Rückweg, ohne ihn finden zu können, als der Ausschuß des schottischen Parlamentes wider Leslie's Willen eine Schlacht beschloß, damit der Feind nicht entrinne. Freudig überrascht rief Cromwell: „Sie kommen herab, der Himmel hat sie in unsere Hand gegeben." Nach seinem Siege bei Dunbar (3. Sept. 1650) rückte er in Edinburg ein. Nichts desto weniger ward Karl am 1. Januar 1651 durch die Royalisten zu Scone gekrönt. Schon war Cromwell in das Herz von Schottland bis Perth vorwärts gedrungen, als Karl eine kühne Diversion wagte und mit 11,000 M. England zu erreichen trachtete. Cromwell ließ 5000 M. unter General Monk zurück und folgte mit 10,000 Karl nach. Dieser proclamirte beim Eintritt in England eine vollständige Amnestie, mit Ausnahme von drei Personen: von Cromwell, Bradshaw und von Coke, der im Processe seines Vaters als öffentlicher Ankläger aufgetreten war. In Worcester ward Karl als König von England ausgerufen. Wenn er jetzt rasch auf London drang, so näherte er sich seinen mächtigsten und kühnsten Anhängern, die inzwischen auch Zeit gewonnen hatten, sich vorzubereiten. Der Beschluß aber ging dahin, den Feind zu Worcester zu erwarten, also mit etwa 16,000 M., worunter einige Tausend Engländer, sich mit den Veteranen Cromwell's zu messen, der überall Verstärkungen an sich gezogen hatte, die ihn bis auf 30,000 M. brachten. Es war der Jahrestag (3. Sept.) seines Sieges bei Dunbar, an welchem Cromwell in der Schlacht bei Worcester die Königlichen ohne viel kriegerische Kunst vernichtete. Dieser Tag verwandelte den geschlagenen König in einen heimatlosen Flüchtling, auf dessen Fahndung das Parlament 1000 Pfund

setzte. Aus einer wunderbaren Verwickelung von Gefahren entkam er, nichts als das nackte Leben rettend, zuletzt glücklich in die Normandie. Aus der Schlacht rettete er sich zunächst nach einem abgelegenen Bauernhofe, den ein katholischer Pächter (Penderel) bewohnte. Mit diesem und seinen vier gleich wackern Brüdern theilte der König mehrere Tage die grobe Kost, das harte Strohlager und die schwere Arbeit im Walde, während Cromwell'sche Wachen umherstreiften und jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen würde. Als er bei zunehmender Gefahr 24 Stunden lang auf einer Eiche in deren dichtem Laube sich verborgen hatte, wurde der Plan, sich in Bristol einzuschiffen, durch den Umstand vereitelt, daß kein Schiff segelfertig war. Darauf hielt er sich 19 Tage lang in dem Hause des Obersten Windham, eines treuen Royalisten, verborgen, bis ein Schiff zur Ueberfahrt nach Frankreich gemiethet war; aber der Schiffer, durch Besorgnisse seiner Frau zurückgehalten, erschien in der bestimmten Nacht nicht, und erst nach vielen vergeblichen Versuchen fand sich ein zweites Schiff, welches den königlichen Flüchtling, nicht ohne neue Gefahren, glücklich nach der Normandie brachte. Die merkwürdige Geschichte seiner Abenteuer zeigt, daß das gestürzte Königshaus noch auf Anhänger von der aufopferndsten Treue zählen konnte.

Jetzt beschäftigte sich das englische Parlament mit dem Plane, das schottische Parlament als solches gänzlich aufzuheben und die Union beider Länder gewaltsam zu vollbringen mit Hülfe umfassender Confiscation und Colonisation. Man dachte auch an Irland, ja man trug sich eine Weile mit dem Gedanken, ob nicht eine Union auch mit der Republik der Generalstaaten thunlich wäre. Aber gerade von dieser Seite her erwuchsen Sorgen, vor welchen alle Pläne der Art zurücktreten mußten. Im Haag fanden nicht bloß die Stuarts bei dem Hause Oranien verwandtschaftliche Aufnahme, sondern auch ihre leidenschaftlichen Anhänger gingen zwischen hier und Frankreich hin und wieder.

Kaum hatte die Schlacht von Worcester den Prätendenten in die Flucht getrieben, als das Parlament mit einer Schifffahrtsacte hervortrat, welche, in allgemeinen Ausdrücken redend, doch allein gegen Holland gerichtet war. Sie schnitt diese ersten Frachtfahrer der Welt von ihren besten Geschäften mit England ab; denn bei Strafe der Confiscation von Schiff und Ladung durften Auswärtige fortan keine andern Waaren als selbst erzeugte auf eigenen Schiffen nach England bringen. Das Flottenwesen Englands war unter den Stuarts in Verfall gerathen. Gleichwohl hätten die Holländer den Krieg lieber vermieden; Seesiege versprachen ihnen keine Entschädigung für die Einbußen ihres Handels und ihrer gewinnreichen Küstenfischerei in den britischen Gewässern. Um so weniger ließ die Energie des Parlamentes sich irre machen. Man schuf unverdrossen Kauffahrer zu Kriegsschiffen um, und seit dem Mai 1652 wüthete ein großartiger Seekrieg, hauptsächlich in den engen Meerestheilen zwischen der Insel und dem Festlande, gleichsam

im Angesichte beider politisch und religiös verwandten Freistaaten. In erlittenen Niederlagen erblickte das Parlament nur das Unterpfand künftiger Siege. Mochten die Namen der Seehelden Ruyter und Tromp auf Kosten Englands neuen Glanz gewinnen, mochte die Themse selber von ihnen kriegerisch befahren, ihre Gestade verwüstet werden, endlich kam doch der Tag, oder vielmehr drei Tage kamen (18.—20. Febr. 1653), an deren jedem der englische Admiral Blake, ein Mann, der wie Cromwell erst spät die Waffen zur Hand nahm, den unsterblichen Tromp schlug und eben so den unsterblichen Ruyter, welcher dieses Mal unter Tromp Dienste that. Die Navigations-Acte, welche später vom restaurirten Königthume aufgenommen und bis in unser Jahrhundert als maritime Magna Charta angesehen wurde, hat Britannien zur Königin der Meere erhoben.

Seit der Einsetzung der Republik erschien völlig unumgänglich die Neuwahl des Parlamentes, dessen Rumpf höchstens als der Ausdruck der Continuität des alten Staatswesens, keineswegs aber als die Vertretung eines Freistaates gelten konnte. Das Heer, dessen Bewußtsein immer höher stieg, nachdem es in den drei Reichen Frieden geschaffen, drang stürmisch auf Auflösung des Parlamentes, um ausschließlich Vertreter seines Sinnes ans Ruder zu bringen. Um die von dem Rathe der Officiere beschlossene gewaltsame Auflösung zu vollziehen, begab sich Cromwell am 20. April 1653 in die Sitzung des Parlamentes, wie alle Uebrigen in bürgerlicher Tracht, schwarz mit grau wollenen Strümpfen. Eine Weile hörte er schweigend von seinem Platze der Debatte zu, bis die entscheidende Abstimmung (über die Erneuerung des Parlamentes) herankam. Dann erhob er sich; den ersten ruhigen Worten folgten heftigere. Den Hut auf den Kopf drückend und mit dem Fuße stampfend, erklärte er, er wolle ihrem Geschwätze hier ein Ende machen. Gott habe ihnen ein Ziel gesetzt; sie seien kein Parlament mehr. Bessere Männer würden an die Stelle von trunkenen und bestechlichen Gesellen treten. Dabei rückten einige Rotten seiner Musketiere ein, um unverzüglich den Saal zu räumen. Cromwell nahm die Bill, um die es sich handelte, an sich und ließ die goldene Amtskette des Sprechers, das Symbol parlamentarischer Autonomie, sammt dem Schlüssel des Hauses in seine Wohnung in Whitehall schaffen. Wohl wußte er, was er gewagt, und verpflichtete deßhalb gleich nachher noch einmal seine Getreuen, von denen umgeben er am Nachmittage den ohnmächtig protestirenden Staatsrath auseinander gehen hieß.

Die einzige Autorität, so wenig rechtmäßig sie sein mochte, fiel seit dem 20. April an den Lord General. Aber für die Wiederherstellung des Staatsrathes und für eine Volksvertretung, wie sie die Municipal-Behörden verlangten, mußte doch schleunig gesorgt werden, da das Heer und der Kriegsrath nicht auf immer die bürgerliche Gewalt an sich nehmen durften. Man ließ nun in den Grafschaften und Städten Listen von sogenannten Heiligen anfertigen, Leuten, die gottesfürchtig, gläubig und allen Lüsten feind

wären; aus diesen ernannte der Staatsrath 144, wovon 6 für Irland und 5 für Schottland, je nach der Steuerkraft der einzelnen Provinzen. Wer die Listen der Namen hörte, diese Habakuks, Hesekiels, Zerubabels, konnte sich in einem alttestamentlichen Sanhedrin zu sein dünken. Man nannte sie in der Folge nach dem Vorsitzenden, dem frommen Lederhändler Praise God Barebone, einem der Mitglieder für London, das **Barebone-Parlament**, welcher Name auch als Barfüßer-Parlament (barebones) gedeutet wurde, als ob nur Bettler darin säßen. Diese wunderliche Versammlung von Heiligen, welche Cromwell mit einer langen Ansprache in seinem eigenthümlichen Stil eröffnete, „erschloß sich dem Geiste Gottes", als sie die Reform der Gesetzgebung in die Hand nahm und die erschütterten Fundamente des alten Rechtes durch völlig neue, ihrem religiösen Socialismus entsprechende Ordnungen ersetzen zu können meinte. Da sie aber, im Gefühle die eigentlichen Regenten zu sein, sich sträubte, die hohen Auflagen zur Unterhaltung des Heeres zu bewilligen, so wurde sie ebenfalls durch Soldaten aufgelöst, während die Minorität, den Sprecher mit dem Abzeichen seiner Würde an der Spitze, sich nach Whitehall begab und dem Lord General die von ihm erhaltene Vollmacht zurückgab. Cromwell wandte sich nunmehr dem General Lambert und denjenigen Officieren zu, welche, frei von extremen Meinungen, keinen Anstand nahmen, das militärische Princip, welches allein Kraft und Dauer versprach, an die Spitze des Staates zu stellen. Schon gleich nach der Auflösung ward in einer meist von Officieren besuchten Versammlung ein Verfassungs-Entwurf („Instrument der Regierung") beschlossen, demzufolge Oliver Cromwell die höchste Gewalt in den drei Reichen unter dem Titel **Lord Protector** erhielt, der nicht ganz ungewöhnlich war, da im 15. und 16. Jahrhdrt. sich wohl die Statthalter unmündiger Könige Protectoren genannt hatten.

2. Das Protectorat Oliver Cromwell's, 1653—1658.

Am 16. December 1653 geschah in der Westminsterhalle die feierliche Einsetzung des Protectors, der einfache Kleidung von schwarzem Sammt und ein goldenes Band um den Hut trug. Nachdem General Lambert im Namen des Heeres und der drei Nationen ihm die neue Würde dargeboten hatte und die Verfassungs-Urkunde verlesen worden, beschwor er die ihm übertragenen Pflichten unter Hinzufügung der Worte, daß seine Macht nicht länger dauern möge, als sie mit dem Werke Gottes im Einklange sei. Diese Macht war keineswegs eine unumschränkte. Nur mit einem höchst selbständigen Staatsrathe (von 15 hervorragenden Personen) sollte er über Krieg und Frieden und über die Mittel zu ersterem verfügen, Steuern erheben und Gesetze nur bis zu dem Zeitpunkte erlassen dürfen, an welchem ein Parlament die volle legislative Gewalt an sich nehmen werde. So wuchs ihm, ohne daß er danach haschte, wie einst die kriegerische, nun auch die bürger-

liche Autorität zu. Am 14. April 1654 siedelte er in die königlichen Gemächer von Whitehall über, um dort fortan mit seinem Hofstaat zu residiren. Eine Leibwache schirmte ihn gegen Attentate der Royalisten, gegen welche er um so mehr auf der Hut sein mußte, als Karl II. 500 Pfund jährlich demjenigen verschrieb, der „den gemeinen Burschen", Oliver Cromwell geheißen, aus dem Leben schaffen werde.

Zum ersten Male seit 14 Jahren wurde wieder ein Parlament gewählt, und zwar nach der Ordnung, welche das Lange Parlament vor seiner Auflösung entworfen hatte: 400 Vertreter, darunter je 30 für Schottland und Irland. Aber die Mehrheit dieser Versammlung kehrte gleich im Anfange der Session den alten principiellen Gegensatz des Parlamentes wider die Executive hervor, indem sie die oberste Gewalt dem Volke zuschrieb und für sich allein die Gesetzgebung auch in militärischen und geistlichen Dingen beanspruchte. Da riß dem Protector abermals die Geduld. Noch waren die vollen fünf Monate nicht zu Ende, vor deren Ablauf nach der Verfassung keine Auflösung eintreten durfte, als er, den Monat, wie Soldaten und Seeleute bei der Löhnung, zu 28 Tagen rechnend, statt am 3. Februar, bereits am 22. Januar 1655 den Abgeordneten persönlich erklärte, daß ihr längeres Beisammensein dem öffentlichen Wohle nicht zum Heile gereiche. In Ermangelung anderer Organe mußte nun die Militärgewalt als Schutzmittel für die Ordnung im Lande und die Sicherheit seiner Person dienen. England wurde in 10—12 Districte getheilt und jedem derselben ein zuverlässiger Officier vom Range eines Generalmajors vorgesetzt, sämmtlich bewährte, unbeugsame Männer, die der Anarchie in jeder Form steuerten.

Aber nicht nur die innern Feinde, sondern auch die auswärtigen Mächte sollten seine starke Hand fühlen. Nachdem die Errichtung der englischen Republik Anfangs bei den Niederländern wie bei den Spaniern nur Hohn und Erbitterung hervorgerufen und das revolutionäre Inselreich völlig zu isoliren gedroht hatte, wußte der Protector in Kurzem den europäischen Staaten Achtung vor dem rothen Kreuz auf weißem Felde einzuflößen. Die stolzen Holländer mußten nach zwei Niederlagen zur See (im Canal und beim Texel) und nach dem Verlust von 1700 Kauffahrteischiffen im Frieden (April 1654) sich die Fortdauer der Navigations-Acte gefallen lassen und der Republik England die Genugthuung leisten, die vertriebenen Stuarts aus Holland zu entfernen. Nach dem erbittertsten Kriege kam es zu einer naturgemäßen Annäherung zwischen den beiden Freistaaten, und da er sich auch mit den scandinavischen Staaten einigte, so wurde der britischen Schifffahrt nicht nur der Sund offen gehalten, sondern England erschien recht eigentlich als das Herz eines großen nordeuropäischen protestantischen Bundes. Schon ließen sich die beiden alten Nebenbuhler, Frankreich und Spanien, herbei, um die Gunst des verhaßten Usurpators zu werben. Beide Mächte feilschten lange, auch mit dem Angebote hoher Subsidien, um einen solchen Bundes-

genossen, bis endlich die Wahl gegen die Spanier ausfiel. Denn diese wiesen Cromwell's Forderung, englischen Kaufleuten Zutritt in ihre streng verschlossenen Colonieen und Antheil am südamerikanischen Handel zu gewähren, eben so entschieden zurück, wie das Verlangen nach Aufhebung der Inquisition. Das heiße die beiden Augen seines Königs fordern, äußerte der castilische Gesandte. Der Admiral William Penn lief Ende 1654 mit einer starken Flotte aus, um die spanischen Colonieen in Westindien anzugreifen, er landete auf San Domingo, konnte sich aber mit seinen schlecht disciplinirten Truppen hier nicht behaupten; dagegen eroberte er die kaum vertheidigte Insel Jamaica, welche fortan der Mittelpunkt der englischen Seemacht in jenen Gewässern wurde. Nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Frankreich, das ja wiederholt den Protestanten des Auslandes beigestanden hatte, gab der Protector seinen Admiralen (Blake, dem er den Lord Montague beigegeben) den Auftrag, Cadix oder Gibraltar zu erobern. Wenn auch der Plan nicht zur Ausführung kam, weil es an Landtruppen fehlte, so traf doch Cromwell's ahnungsvolles Auge auch in dieser Beziehung auf ein Ziel (Gibraltar), welches Englands Bestimmung später erreichen und bis auf den heutigen Tag behaupten sollte.

Da Niemand Subsidien zahlte, auch Frankreich nicht, so mußte Cromwell, um die Mittel zu solchen kriegerischen Anstrengungen zu erhalten, ein neues Parlament berufen. Das Wahlergebniß war hoffnungsreicher als je zuvor, denn durch die Thätigkeit der Generalmajors hatten Beamte, Anhänger der bestehenden Ordnung und dem Protector persönlich ergebene Männer die Mehrheit, und durch eine, freilich unparlamentarische, Prüfung der persönlichen Qualification wußte man sich im voraus mehr als hundert bedenkliche Charaktere vom Halse zu schaffen. Dieses Parlament votirte nicht nur eine allgemeine Auflage von 400,000 Pfund für den spanischen Krieg, sondern auch für Cromwell Titel, Amt und Würde eines Königs der drei Reiche, denn die Militärherrschaft war sehr unpopulär geworden. Indem er mancherlei Bedenken gegen die Annahme des Königstitels hervorhob, erlangte er auch zwei Parlamentshäuser und für sich Antheil an der Ernennung der Mitglieder des sog. „andern Hauses". Aber die hervorragendsten Männer unter den Officieren waren entschieden gegen den Königstitel, und das Parlament sah sich genöthigt, denselben aus dem Verfassungs-Entwurfe zu entfernen, doch erhielt Cromwell bei seiner abermaligen feierlichen Einsetzung als Lord Protector das Recht, seinen Nachfolger selber zu ernennen, also seine Würde zu einer erblichen zu erheben.

Als nun beide Häuser Anfangs 1658 zusammentraten, protestirte die Opposition gegen alle Lords und wollte nur im Unterhause allein eine rechtmäßige Vertretung der Nation erkennen. In heftigster Erregung, an der Möglichkeit verzweifelnd, seine Gewalt mit der Autorität des Parlamentes auszugleichen, löste Cromwell am 4. Februar mit bitterer, vorwurfsvoller

Rede sein letztes Parlament auf und gab seinen Officieren die strengsten Befehle, ihre Mannschaften bereit zu halten.

In der auswärtigen Politik erlebte er noch die Eroberung Dünkirchens, indem seine Regimenter unter William Lockhart beim Sturm auf eine der wichtigsten Anhöhen nicht nur die besten Truppen Don Juan's d'Austria, sondern auch die englischen Emigranten, welche der Herzog von York befehligte, zurückwarfen. Es war zugleich ein Sieg über Spanien und über die Dynastie Stuart. Am 3. Juni ergab sich Dünkirchen und wurde sofort in eine Schirmburg englischer Herrschaft, englischen Handels und protestantischen Glaubens umgewandelt, ein Ersatz für das hundert Jahre zuvor verlorene Calais.

Doch der Unmuth seiner von jeher reizbaren Natur über das Mißlingen so mancher großartigen Pläne für die Ruhe des Vaterlandes und den Triumph des protestantischen Glaubens, die stets lauernde Gefahr des Meuchelmordes, die ernstesten Gewissensbisse über die eigene, freilich unvermeidliche Gewaltthätigkeit, das rasche Hinsterben eines jungen Schwiegersohnes (Rich), eines alten Freundes (Lord Warwick) und seiner Lieblingstochter (Elisabeth Lady Claypole) — das Alles wirkte zusammen, das Ende seiner ungewöhnlichen Laufbahn zu beschleunigen. Der Tod ereilte ihn im Alter von 59 Jahren, am 3. Sept. 1658, an seinem Ehrentage von Dunbar und Worcester, den man bisher als nationalen Festtag zu begehen pflegte, in dem Königssitze zu Whitehall, aus welchem einst der unglückliche Karl I. hinausgeführt worden, um sein Haupt auf den Block zu legen. Die Leiche ward mit düsterem Pomp in der Gruft der Könige, in der von Heinrich VII. der Westminster-Abtei angebauten „Capelle", beigesetzt.

Vom schlichten Landedelmanne hatte er sich zum Gebieter dreier Reiche, ja, zu einem Lenker der Dinge in der Welt emporgeschwungen. Aber da er die legitime Spitze des Staates hat beseitigen helfen, so kann er niemals die einem wirklichen Fürsten zukommende Stellung zwischen Civil und Militär einnehmen; es gelingt ihm nicht eine dauernde Verfassung zu begründen. Seine Stellung blieb eine rein persönliche, und an die Begründung einer Dynastie Cromwell konnte er nicht denken — auch in dieser wie in so vielen Beziehungen verschieden von Cäsar und Napoleon I. Das ist die Nemesis für eine That, die vielleicht nothwendig, aber dennoch ein Fehler war.

3. Richard Cromwell, 1658—1659.

Es scheint fast, als ob Macht und Schrecken allein selbst nach dem Tode des Gewaltigen noch bewirkt haben, daß sein ohnmächtiger erstgeborener Sohn Richard eine kurze Weile die Würde des Vaters bekleidete. Denn er succedirte im Protectorat, wie ein erbberechtigter Thronfolger, ohne daß sich mit Sicherheit erkennen ließe, in wie weit der Vater sterbend dazu seinen Segen gegeben. Seine träge, genußsüchtige Natur war nicht im Stande,

einen abermaligen parlamentarischen Versuch vor der Opposition ehrgeiziger Officiere durchzuführen.

Die Mehrzahl der Officiere war mit Fleetwood, dem Schwager Richard's, darin einig, daß an ihn die Verfügung über die bewaffnete Macht fallen solle. Als das Parlament mit der Erklärung vorbauen wollte, der Befehl über das Heer hänge von den drei Staatsgewalten ab, ließen jene dem Protector die Wahl, ob er das Parlament auflösen wolle; wolle er nicht, so werde das Heer es thun. Richard unterzeichnete die Auflösung, und als diese vollbracht war, konnte er immerhin fortfahren, in den Prachtgemächern von Whitehall und Hamptoncourt zu wohnen und das Einkommen seiner Würde zu beziehen, aber Niemand fragte nach ihm. Denn die factische Regierung war bei Lord Fleetwood und dem Officier-Rathe. Von dieser Autorität ward das Lange Parlament zurückberufen, aber nicht das ursprüngliche, im Herbste 1640 gewählte, in welchem viele Royalisten saßen, sondern das durch Cromwell im Jahre 1648 gereinigte, welches von da an bis zum 20. April 1653, da Cromwell es gewaltsam auflöste, gesessen hatte. Dieses verstümmelte Parlament, welches mit Mühe es auf siebenzig Mitglieder brachte, erhielt jetzt die Erlaubniß, sich für die höchste Staatsgewalt zu erklären, es setzte einen Sicherheitsausschuß und einen Staatsrath ein, beruhigte auch die Republikaner durch die öffentliche Erklärung, es solle eine Regierungsform eingeführt werden ohne Herrschaft eines Individuums, ohne Königthum und ohne ein „anderes" Haus. Richard gab jetzt (April 1659) seine Entlassung ein und räumte die königlichen Schlösser. Für die Staatsverfassung geschah um so weniger, als man viel darüber verhandelte. Die anti-republikanischen Ideen brachen entschieden durch und siegten vollends zu Gunsten des Königs Karl II. mit dem Ausschreiben neuer Wahlen.

4. Die Restauration der Stuarts, 1660.

Die Thätigkeit der Vertrauten Karl's II. war unermeßlich. Schon im Juli brach in England ein Royalisten-Aufstand aus, der freilich wegen mangelnder Leitung an dem raschen Eifer Lambert's scheiterte. Allein diese schlimme Botschaft ward vollkommen aufgewogen durch die Kunde, daß mitten im Lager der Sieger Zwiespalt ausgebrochen sei. Das Ende war, daß das Rumpf-Parlament seine Sitzungen einstellte und der Rath der Officiere es übernahm, die künftige Verfassung auszuarbeiten. Einstweilen setzte er statt des Parlamentes einen Sicherheitsausschuß ein.

Allein die Entscheidung über die Zukunft sollte nicht von England, sondern von Schottland kommen. In Schottland hielt der Lord Statthalter Monk die Zügel des Heeres völlig in seiner alleinigen Hand. Im Interesse der Ordnung und von conservativen Kreisen unterstützt, erklärte er sich gegen die Militärherrschaft, trat als Vertreter der alten Gesetze und Freiheiten des Landes auf und gewann so die öffentliche Meinung für sich, ohne seinen

letzten Zweck zu enthüllen. Als seine Officiere ihm beigetreten waren, kündigte er sein Vorhaben sowohl dem Londoner Officierrathe als dem Sprecher des vertriebenen Parlamentes, nicht minder der Flotte in den Dünen und dem Heere in Irland an. Zugleich setzte er seine Macht von Edinburg aus nach England in Bewegung. Am Neujahrstage des Jahres 1660 ging Monk über den Tweed und rückte in England ein. Er erklärte dem Parlament schriftlich, die Meinung seiner Officiere gehe dahin, für die erledigten Stellen im Parlamente müßten binnen acht Tagen die Einberufungsschreiben erlassen sein; das so vervollständigte Parlament möge dann baldigst zur Einberufung eines andern Parlamentes und einer Auflösung schreiten. Während Monk noch den Republikaner und gemäßigten Presbyterianer spielte, erklärte das Parlament schon das ganze Verfahren, welches im Processe des Königs Statt gefunden, für nichtig und die presbyterianische Kirche für das Glaubensbekenntniß von England, forderte die Vollstreckung der Gesetze gegen die katholischen Recusanten, verlangte ein Haus der Peers und daß das neue Parlament, dessen Eröffnung am 25. April erfolgen sollte, im königlichen Namen berufen werde. Die Bevölkerung von England folgte dem vom Parlamente gegebenen Signal. An vielen Orten rief man Karl II. als König aus, und nun löste sich dieses Lange Parlament für immer auf, welches seit fast zwanzig Jahren so oft vom Tode hatte erstehen müssen. Monk stand am Ziele seiner Wünsche. Als das neue Parlament am festgesetzten Tage (25. April) wirklich zusammentrat, constituirte sich neben ihm auf eigene Hand eine Peerskammer, gleich als ob sich das von selbst verstehe.

Jetzt trat auch der königliche Unterhändler Sir John Grenville aus seinem Dunkel hervor. Er durfte die an das Parlament gerichteten königlichen Schreiben, eines für jedes Haus, übergeben. Beiden Schreiben war eine Urkunde beigelegt, auf holländischem Boden in Breda ausgestellt, in welcher König Karl unbedingte Amnestie und Glaubensfreiheit versprach. Alsbald beschlossen beide Häuser, da nach den alten Grundgesetzen von England die Regierung bei dem Könige, den Lords und den Gemeinen stehe, ihren Landesfürsten einzuladen, daß er komme und die Krone empfange, zu welcher er geboren. Man verordnete, daß der Anfang seiner Regierung vom Todestage seines Vaters gerechnet werden solle, wodurch sein erstes Regierungsjahr zum zwölften Jahre ward. Am 25. Mai kam König Karl auf der königlichen Flotte in Dover an, wo ihn Monk an der Spitze des Adels empfing. Am 29., dem Geburtstage des Königs, erfolgte sein feierlicher Einzug in die Hauptstadt unter allgemeinem Jubel. Die frohe Brust Karl's erfüllte geheime Freude, daß der königlichen Macht nichts vergeben worden. Mit den Fetzen der Freiheitsbriefe, welche die Tudors übrig gelassen, hoffte er schon fertig zu werden. An das blutige Haupt seines Vaters dachte man nirgends seltener als in Whitehall, wo es gefallen war.

55. Karl II. in Großbritannien.

(Nach Thomas Babington Macaulay, Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakob's II., übersetzt von Friedr. Bülau, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der wieder eingesetzte König war zu jener Zeit vom Volke mehr geliebt, als irgend einer seiner Vorgänger es gewesen war. Die Unfälle seines Hauses, der heroische Tod seines Vaters, seine eigenen langen Leiden und romantischen Abenteuer machten ihn zu einem Gegenstande zarter Theilnahme. In früher Jugend aus einem Palaste in ein Leben der Verbannung, des Mangels und der Gefahr getrieben, war er in dem Alter, wo Geist und Körper in ihrer höchsten Entwicklung sind, von seinen Wanderungen zurückgerufen worden, um eine Krone zu tragen. Er war durch bittere Erfahrung belehrt worden, wie viel Schlechtigkeit, Treulosigkeit und Undankbarkeit unter dem unterwürfigen Benehmen von Höflingen verborgen liegen kann. Er hatte auf der andern Seite in den Hütten der Aermsten wahren Adel der Seele gefunden. Als jedem, der ihn verrathen würde, Reichthum angeboten, als allen, die ihn aufnehmen würden, Tod gedroht ward, da hatten Häusler und Dienstleute sein Geheimniß treulich bewahrt und hatten seine Hand, in seinen niedern Verkleidungen, mit so viel Ehrfurcht geküßt, als hätte er auf dem Throne seiner Ahnen gesessen. Man hätte erwarten sollen, daß ein junger Mann, dem es weder an Fähigkeiten noch an liebenswürdigen Eigenschaften gebrach, aus solch einer Schule als ein großer und guter König hervorgehen würde. Karl ging aus dieser Schule zwar mit geselligen Gewohnheiten, mit feinen und einnehmenden Manieren, mit einigem Talent für lebendige Unterhaltung hervor, aber unmäßig dem sinnlichen Genusse zugethan, ein Freund von Müßiggang und frivolen Vergnügungen, unfähig zu Selbstverläugnung und Anstrengung, ohne Glauben an menschliche Tugend und menschliche Zuneigung, ohne Verlangen nach Ruhm und ohne Empfindlichkeit für Tadel.

Die Person, auf welche zu jener Zeit der größte Theil der Arbeit des Regierens fiel, war Eduard Hyde, Kanzler des Reichs, der bald zum Earl von Clarendon ernannt wurde. Er hatte sich, während des ersten Jahres des Langen Parlamentes, unter den Senatoren, welche an Abstellung der Beschwerden der Nation arbeiteten, ehrenvoll ausgezeichnet. Wie die große Spaltung eintrat, wie die Reformpartei und die Erhaltungspartei zuerst gegen einander geschaart hervortraten, ergriff er die conservative Seite. Er folgte von da an den Geschicken des Hofes, theilte die Verbannung und leitete das politische Verhalten Karl's II. Bei der Restauration wurde Hyde Premierminister. In wenigen Monaten wurde er dem königlichen Hause durch Verschwägerung nahe verwandt; seine Tochter war Herzogin von York geworden. Seine Enkel mochten vielleicht die Krone tragen. Er war durch

diese Verbindung über die Häupter des alten hohen Adels des Landes erhoben und galt eine Zeit lang für allmächtig. In einigen Beziehungen war er für seinen hohen Posten wohl geeignet. Niemand verfaßte geschicktere Staatsschriften, Niemand sprach mit mehr Gewicht und Würde im Rathe und im Parlament, Niemand war mit den allgemeinen Grundsätzen der Staatskunst besser bekannt. Aber sein Wesen war herbe, anmaßend und keine Opposition vertragend. Er war lange ein Verbannter gewesen, und dieser Umstand allein würde ihn vollständig ungeeignet gemacht haben für die höchste Leitung der Angelegenheiten. Von 1646 bis 1660 hatte er jenseit des Meeres gelebt, auf alles, was daheim vorging, aus einer großen Entfernung und durch ein falsches Glas blickend. Sein Wunsch, den er nicht verhehlt hat, war, daß seine Landsleute, bevor sie nicht die alte Dynastie zurückgebracht, niemals Ruhe oder Freiheit genießen möchten. Endlich kehrte er zurück und, ohne eine einzige Woche zu haben, um sich umzuschauen, die Veränderungen zu bemerken, welche 14 ereignißvolle Jahre in dem Charakter und den Gefühlen der Nation hervorgebracht, ward er auf einmal bestellt, den Staat zu regieren. Unter solchen Umständen würde wahrscheinlich selbst ein Minister von größtem Tact und Gelehrigkeit in ernste Irrthümer gefallen sein. Aber Tact und Gelehrigkeit bildeten keinen Theil von Clarendon's Charakter. Obgleich er weit entfernt davon war, irgend einen Angriff auf die alte und unbezweifelte Gewalt des Hauses der Gemeinen zu beabsichtigen, so sah er doch mit äußerster Unruhe das Anwachsen dieser Gewalt. Die königliche Prärogative, für die er lange gelitten hatte und durch die er zuletzt zu Reichthum und Würde erhoben worden, war in seinen Augen geheiligt.

Wäre aber auch die Verwaltung tadellos gewesen, so hätte doch die Begeisterung, womit die Rückkehr des Königs und die Beendigung der Militärtyrannei begrüßt worden, nicht dauernd sein können. Denn die Art und Weise, wie der Hof seinen Sieg mißbrauchte, bewirkte, daß die Abkühlung rasch und vollständig eintrat. Das Heer wurde sofort aufgelöst, eine Anzahl derer, welche über Karl I. zu Gericht gesessen, dem Henker überliefert, die Gebeine des großen Protectors, so wie die seiner Mutter und des Admirals Blake aus den Gewölben der Abtei ausgescharrt, sein moderndes Haupt, wie das eines Verbrechers, auf den Zinnen der Westminsterhalle aufgepflanzt. Dünkirchen, welches Oliver von Spanien gewonnen, ward an Ludwig XIV., König von Frankreich, verkauft. Dies erregte allgemeinen Unwillen. Die Engländer fingen bereits an, mit Besorgniß den Fortschritt der französischen Macht zu beobachten. Dünkirchen ward überdies von dem Volke nicht bloß als ein Waffenplatz und als ein Schlüssel zu den Niederlanden, sondern auch als eine Tropäe des englischen Muthes geschätzt. Es war für die Unterthanen Karl's, was Calais für eine frühere Generation gewesen war und was der Felsen Gibraltars, so mannhaft gegen die Flotten und Heere einer mächtigen Coalition vertheidigt, jetzt ist. Es schien unerträglich, daß

ein Souverain, der in allem, was seine eigenen Vergnügungen betraf, beispiellos verschwenderisch war, in allem knickerig sein sollte, was die Sicherheit und Ehre des Staates anging.

Der erste Krieg mit Holland, 1665.

Aber das Murren, welches durch diese Fehlgriffe erregt worden, war schwach im Vergleich zu dem, welches bald hervorbrach. Die Regierung ließ sich 1665 in Krieg mit den Vereinigten Provinzen der Niederlande ein. Das Haus der Gemeinen bewilligte Summen, stärker als die, welche die Flotten und Heere Cromwell's in der Zeit unterhalten hatten, wo seine Macht der Schrecken der ganzen Welt war. Aber so groß war die Verschwendung, Unehrlichkeit und Unfähigkeit derer, die ihm in der Gewalt gefolgt waren, daß diese Freigebigkeit sich als nutzlos erwies. Die holländische Flotte segelte die Themse hinauf und verbrannte die Kriegsschiffe, die bei Chatham lagen. Bald fing die Hauptstadt an, die Drangsale einer Blocade zu fühlen. Zum ersten und letzten Male hörten die Bürger von London den Donner ausländischer Geschütze. Große Massen von Volk versammelten sich in den Straßen und riefen aus, daß England verkauft sei. Die Häuser und Wagen der Minister wurden vom Pöbel angegriffen, und es schien wahrscheinlich, daß die Regierung es zugleich mit einer Invasion und mit einem Aufstande zu thun haben werde. Die äußerste Gefahr ging allerdings bald vorüber. Es ward ein Vertrag abgeschlossen, sehr verschieden von denen, welche Oliver zu unterzeichnen gewohnt war, und die Nation war noch einmal im Frieden, aber in einer kaum weniger gereizten und trüben Stimmung, als in den Tagen des Schiffsgeldes.

Die durch schlechte Verwaltung erzeugte Unzufriedenheit ward noch durch Unfälle gesteigert, welche die beste Verwaltung nicht hätte verhüten können. Während der schimpfliche Krieg mit Holland wüthete, erlitt London 1666 zwei große Drangsale, wie sie nie eine Stadt innerhalb so kurzen Zeitraums betroffen. Eine Pest, an Furchtbarkeit jede übertreffend, die seit drei Jahrhunderten die Insel heimgesucht, raffte in 6 Monaten mehr als 100,000 menschliche Wesen hinweg. Und kaum hatte der Leichenkarren aufgehört, seine Runden zu machen, als ein Feuer, wie es seit dem Brande von Rom unter Nero in Europa nicht erhört worden, die ganze City in Asche legte.

Clarendon war das sichtbare Haupt der Verwaltung und ward daher selbst für solche Maßregeln verantwortlich gehalten, denen er im Rathe kräftigen, wenn auch fruchtlosen Widerstand geleistet. Doch sein Sturz erfolgte aus ganz andern Gründen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seine Verachtung der Possenreißer, Schwelger und Buhlschwestern auszudrücken, die sich im Palaste drängten, die Ermahnungen, die er an den König selbst richtete, waren sehr scharf und, was Karl noch unangenehmer war, sehr lang. Der König nahm (August 1667) ihm das Siegel ab, die Gemeinen versetzten

ihn in Anklagestand, sein Kopf war nicht sicher, er floh aus dem Lande, eine Acte ging durch, die ihn zu beständiger Verbannung verdammte.

Die Triple-Allianz, 1668.

Die Republik Holland hatte damals die Höhe der Macht, des Glückes und Ruhmes erreicht. Das kleine batavische Gebiet, über die Wogen erobert und durch menschliche Kunst gegen sie vertheidigt, war ein geschäftiger Bienenstock, in welchem jeden Tag neuer Reichthum geschaffen wurde und in welchem große Massen alten Reichthums aufgehäuft waren. Der reiche Anbau, die unzähligen Canäle, die sich ewig drehenden Mühlen, die endlosen Flotten von Barken, die rasche Folge von großen Städten, die von Tausenden von Masten starrenden Häfen, die großen und stattlichen Wohnungen, die schmucken Villen, die reich ausgestatteten Zimmer und Gemäldegalerieen, Alles bekundete die Blütezeit der Republik. Wie reich und hochangesehen in Europa aber auch die Republik war, Ludwig's XIV. Macht war sie nicht gewachsen. Sie fürchtete nicht ohne guten Grund, daß sein Königreich bald bis an ihre Grenzen ausgedehnt werden möchte. Daher trat Holland mit England und Schweden in jene Coalition, die unter dem Namen Triple-Allianz bekannt ist (s. S. 291), zu dem Zwecke, das Umsichgreifen Frankreichs zu zügeln. Dieses sah sich zum Abschlusse des Friedens (zu Aachen 1668) veranlaßt, und die englische Regierung, vor Kurzem noch ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, hatte sich nicht nur die Achtung des Auslandes gewonnen, sondern ward auch daheim populär. Denn die Triple-Allianz schmeichelte eben so wohl dem Nationalhaß als dem Nationalstolz. Sie setzte den Uebergriffen eines mächtigen und ehrgeizigen Nachbars eine Grenze. Sie verband die leitenden protestantischen Staaten in inniger Einigung. Das Haus der Gemeinen begrüßte den Vertrag mit lautem Beifall, einige bezeichneten ihn sogar als die einzige gute Maßregel, die seit der Rückkehr des Königs ergriffen worden.

Geheime Allianz mit Frankreich, 1669—1670.

Der König jedoch kümmerte sich wenig um die Billigung seines Parlamentes oder seines Volkes. Die Triple-Allianz sah er lediglich als ein vorübergehendes Auskunftsmittel an, um Unzufriedenheiten zu beschwichtigen, welche gedroht hätten, ernsthaft zu werden. Er hatte angefangen, verfassungsmäßige Beschränkungen lästig zu finden. Um sich daher von dem Einflusse des Parlamentes frei zu machen und die absolute Monarchie in England herzustellen, trat er in Verbindung mit der absoluten Regierung Frankreichs. Es ward eine Unterhandlung eröffnet, welche sich durch mehrere Monate hinzog. Der Hauptagent zwischen den Höfen von England und Frankreich war die schöne, anmuthige und geistvolle Henriette, Herzogin von Orleans, Schwester Karl's, Schwägerin Ludwig's und Liebling Beider. Durch einen

geheimen Vertrag verpflichtete sich Karl, sich öffentlich zu der römisch-katholischen Religion zu bekennen, seine Waffen mit denen Ludwig's zu vereinigen, um die Macht der Vereinigten Provinzen zu vernichten und die ganze Kraft Englands, zu Lande und zur See, anzuwenden, um die Rechte des Hauses Bourbon auf die weite spanische Monarchie zu unterstützen. Ludwig dagegen machte sich verbindlich, eine große Subsidie zu zahlen, und versprach, wenn irgend eine Empörung in England ausbrechen sollte, zur Unterstützung seines Verbündeten eine Armee zu senden.

Das Cabal-Ministerium, 1671—1674.

Durch ein wunderliches Zusammentreffen bestand das Cabinet 1671 aus fünf Personen, von deren Namen die Anfangsbuchstaben das Wort Cabal bildeten: Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauderdale. Sir Thomas Clifford war unter den Mitgliedern der Cabale das achtungswertheste. Denn er hatte ein starkes, wenn auch beklagenswerth irregeleitetes Gefühl für Pflicht und Ehre. Buckingham, der Sohn jenes Buckingham, welcher das Geschlecht der Stuarts zuerst auf die Bahn des Verderbens leitete, war ein übersättigter Mann des Vergnügens, der sich mit Baukunst und Musik, mit Possenschreiben und mit dem Suchen nach dem Steine der Weisen zu amusiren versuchte. Lauderdale war vielleicht der unehrlichste Mann in der ganzen Cabale. Er war das Hauptwerkzeug, welches der Hof bei der Unternehmung, seinen widerstrebenden Landsleuten (den Schotten) die bischöfliche Verfassung aufzuzwingen, anwendete, und er scheute sich dabei nicht vor dem schonungslosen Gebrauche des Schwertes und des Strickes. Unter diesem Cabal-Ministerium schritt man rasch auf den Despotismus zu. Erlasse, welche von Parlamentsacten dispensirten, oder etwas vorschrieben, was nur das Parlament vorschreiben konnte, erschienen in rascher Folge. Das wichtigste dieser Edicte war die Indulgenz-Erklärung, wodurch die Strafgesetze gegen die Katholiken durch königliche Autorität auf einmal bei Seite gesetzt wurden, und damit der wahre Zweck der Maßregel nicht bemerkt werde, wurden auch die Gesetze gegen die protestantischen Nichtconformisten suspendirt.

Der zweite Krieg gegen Holland, 1672—1674.

Wenige Tage nach dem Erscheinen der Indulgenz-Erklärung ward der zweite Krieg gegen die Vereinigten Niederlande verkündigt. Zur See bestanden die Holländer den Kampf mit Ehren; zu Lande aber wurden sie Anfangs durch unwiderstehliche Macht daniedergeworfen. Eine große französische Armee überschritt den Rhein, und von den sieben Provinzen des Bundes wurden drei von den Angreifern besetzt. Die von außen so heftig angegriffene Republik ward zu gleicher Zeit von innern Zwisten zerrissen. In Folge der französischen Invasion tobte das leidende und erschreckte Volk

heftig gegen die Regierung. In seinem Wahnsinn griff es die tapfersten Befehlshaber und die geschicktesten Staatsmänner der bedrängten Republik an. De Ruyter ward von dem Pöbel insultirt, de Witt ward vor dem Thore des Palastes der General-Staaten im Haag in Stücke zerrissen. Der Prinz von Oranien wurde ohne Nebenbuhler Haupt der Regierung. Wie jung er auch war, so erweckte sein feuriger und unbeugsamer Geist den Muth seiner zagenden Landsleute bald. Zu den General-Staaten führte er eine hohe und begeisternde Sprache. Er sagte den Deputirten: selbst wenn ihr Geburtsland und die Wunder, mit denen menschlicher Fleiß es bedeckt habe, unter dem Ocean begraben wären, sei nicht Alles verloren. Die Holländer könnten Holland überleben. Freiheit und Religion könnten in den fernsten Inseln Asiens eine Zuflucht suchen. Die Schiffe in den Häfen der Republik würden hinreichen, 200,000 Auswanderer zu dem indischen Archipelagus zu führen. Dort könne die holländische Republik ein neues und ruhmvolleres Dasein beginnen. Der Nationalgeist erhob sich mächtig. Die von den Verbündeten angebotenen Bedingungen wurden fest zurückgewiesen. Die Dämme wurden durchstochen. Das ganze Land war ein großer See, aus welchem die Städte, mit ihren Wällen und Thürmen, sich wie Inseln erhoben. Die Feinde waren genöthigt, sich durch eiligsten Rückzug vor Vernichtung zu retten. Beunruhigt durch die weiten Entwürfe Ludwig's, eilten beide Zweige des großen österreichischen Hauses zu den Waffen. Spanien und Holland, durch die Erinnerung alter Beschwerden und Demüthigungen getrennt, wurden durch die Nähe der gemeinsamen Gefahr wieder ausgesöhnt. Von jedem Theile von Deutschland strömten Truppen auf den Rhein zu. Die englische Regierung hatte bereits alle Fonds erschöpft. Ein Versuch, durch königliche Autorität Steuern zu erheben, würde sofort eine Rebellion hervorgerufen haben, und Ludwig, der jetzt einen Kampf gegen halb Europa zu bestehen hatte, war nicht in der Lage, die Mittel zur Zügelung des englischen Volkes zu liefern. Es war nothwendig, das Parlament zu berufen.

Die Gemeinen ließen zuerst Hoffnungen fassen, daß sie die auswärtige Politik des Königs unterstützen würden, bestanden jedoch darauf, daß er diese Unterstützung durch ein Aufgeben seines ganzen Systems der innern Politik erkaufen solle. Ihr erstes Ziel war die Zurücknahme der höchst unpopulären Indulgenz-Erklärung. Sie stellten das Dispensationsrecht des Königs, zwar nicht in Betreff aller Strafgesetze, aber in Betreff der Strafgesetze in kirchlichen Angelegenheiten, in Abrede, und gaben ihm deutlich zu verstehen, daß wenn er diesem Rechte nicht entsage, sie ihm keine Bewilligung für den holländischen Krieg machen würden. Einen Augenblick zeigte er einige Neigung, Alles aufs Spiel zu setzen, aber es ward ihm von Ludwig stark gerathen, sich der Nothwendigkeit zu unterwerfen und auf bessere Zeiten zu warten, wo die französischen Armeen, welche jetzt in einem schweren Kampfe auf dem Festlande beschäftigt waren, dienlich sein könnten, die Unzufrieden-

heit in England zu unterdrücken. Der König gab nach und cassirte die Erklärung; selbst dieses Zugeständniß war unzureichend. Die Gemeinen erpreßten auch seine widerwillige Zustimmung zu einem Gesetze, welches bis zur Regierung Georg's IV. herunter in Kraft geblieben ist. Dieses unter dem Namen der Testacte bekannte Gesetz bestimmte, daß alle Personen, welche irgend ein bürgerliches oder militärisches Amt inne hätten, den Suprematseid schwören, eine Erklärung gegen die Transsubstantiation unterschreiben und öffentlich das Sacrament nach dem Ritual der Kirche von England empfangen sollten. Der katholische Herzog von York ward in Folge davon genöthigt, die Stelle eines Lord Großadmirals aufzugeben.

Bis hieher hatten sich die Gemeinen nicht gegen den holländischen Krieg erklärt. Wie aber der König, zur Vergeltung des sehr vorsichtig zugedachten Geldes, seinen ganzen Plan der innern Politik aufgegeben hatte, griffen sie heftig seine auswärtige Politik an. Sie verlangten von ihm, Buckingham und Lauderdale aus seinem Rathe zu entlassen, und setzten einen Ausschuß nieder, um zu erwägen, ob eine Anklage gegen Arlington geeignet sei. In kurzer Zeit war die Cabale nicht mehr.

Das Ministerium Danby, 1674—1679.

Die Hauptleitung der Angelegenheiten ward jetzt Sir Thomas Osborn anvertraut, der im Hause der Gemeinen vorzügliche Talente für Geschäft und Debatte gezeigt hatte. Osborn wurde Lord Schatzmeister und bald zum Earl von Danby ernannt. Seine Ansichten in Betreff der auswärtigen Politik waren denen der Cabale direct entgegengesetzt. Er hätte gern sein Vaterland mit den Mächten vereinigt gesehen, die damals gegen Ludwig verbunden waren. Aber Karl war unersättlich gierig nach französischem Golde; auch hatte er keineswegs die Hoffnung aufgegeben, eines Tages mit Hülfe der französischen Waffen die absolute Monarchie aufzurichten und aus beiden Gründen wünschte er ein gutes Vernehmen mit dem Hofe von Versailles zu erhalten.

So blieb England fast ganz unthätig, bis der Krieg auf dem Festlande, nachdem er 7 Jahre gedauert, durch den Frieden zu Nymegen (1678) beendet wurde. Ludwig XIV. hatte es sowohl verstanden, das Mißtrauen des Parlamentes gegen Karl's Unbeständigkeit und Treulosigkeit zu unterhalten, so daß die englische Opposition und die französische Regierung den Wunsch theilten, den König ohne Geld und Heer zu lassen, als er auch den Premierminister Danby, seinen tödtlichen Feind, dadurch zu stürzen wußte, daß er ihn für seinen Freund gelten ließ.

Um einer Anklage gegen seinen Ersten Minister vorzubeugen, löſ'te der König (im Januar 1679) das Parlament auf, welches gleich nach dem Anfange seiner Regierung (1661) gewählt worden war, und wagte eine Berufung an sein Volk zu einer Zeit, wo sich mit dem bitteren Gefühle nationaler Erniedrigung dem Auslande, und namentlich Frankreich, gegen-

über die Besorgniß für die Erhaltung bürgerlicher und religiöser Freiheit mischte. Denn man schrieb nicht nur dem Hofe einen überlegten Plan gegen die Verfassung zu, der mit fremden Waffen ins Werk gesetzt werden sollte, sondern es verbreitete sich auch das abenteuerliche Gerücht von einer Verschwörung der Katholiken gegen die englische Kirche, welches hinreichte, um das ganze Reich in krampfhafte Bewegung zu bringen. Der Wahlkampf war heftiger als je. Mit großen Kosten wurden Pferde gemiethet für das Fortschaffen der Wähler; der Gebrauch, Freisassengüter zu zerschlagen, um die Stimmen zu vermehren, datirt aus jener Zeit. Die Flut ging stark gegen die Regierung. Die meisten neuen Mitglieder kamen nach Westminster in einer Stimmung, welche sich wenig von der ihrer Vorgänger unterschied, die Strafford und Laud in den Tower geschickt hatten. Die Anklage Danby's wurde wieder aufgenommen. Er suchte die königliche Gnade nach, aber die Gemeinen bestanden darauf, daß der Proceß seinen Fortgang nehme. Danby jedoch war es nicht, um den es ihnen hauptsächlich zu thun war. Sie waren überzeugt, daß der einzig wirksame Weg, die Freiheiten und die Religion der Nation zu sichern, in der Ausschließung des Herzogs von York vom Throne bestehe.

Die Ausschließungs-Bill. Die Habeas-Corpus-Acte.

In dieser äußersten Noth nahm der König seine Zuflucht zu Sir William Temple, dessen Werk die Triple-Allianz gewesen. Er hatte sich geweigert, irgend einen Theil an der Politik der Cabale zu nehmen und, so lange diese Verwaltung die Angelegenheiten lenkte, in strengem Privatstande gelebt. Er hatte dann auf den Ruf Danby's seine Zurückgezogenheit verlassen, Frieden zwischen England und Holland vermittelt und einen Hauptantheil an dem Zustandebringen der Vermählung der Prinzessin Maria, der ältesten Tochter und muthmaßlichen Erbin des Herzogs von York, mit ihrem Vetter, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, gehabt. So rechnete ihm Jedermann das wenige Gute, was von der Regierung seit der Restauration gethan worden, zur Ehre.

Umsonst erbot sich Karl, den Gemeinen jede Sicherheit für die protestantische Religion, die sie nur ausdenken könnten, zu bewilligen, wenn sie nur nicht an die Thronfolge-Ordnung rühren wollten. Sie aber wollten von keinem Vergleich hören und bestanden auf der Ausschließungs-Bill. Der König prorogirte das Parlament, ertheilte aber zugleich der Habeas-Corpus-Acte die königliche Zustimmung. Denn im Begriffe, über die Thronfolgefrage von seinem Parlament an sein Volk zu appelliren, konnte er es in einem so kritischen Augenblicke nicht wagen, eine Bill zu verwerfen, die im höchsten Grade populär war. Diese verordnete freilich nichts, was dem englischen Rechte neu war, aber sie erschwerte den Organen der Regierung die früher gewöhnlichen Mittel, das Gesetz zu umgehen, denn sie unter-

scheidet genau die Fälle, in welchen ein Engländer verhaftet werden darf, und die Fälle, in welchen Bürgschaft zulässig ist.

Bald nach der Prorogation folgte eine Auflösung und eine neue allgemeine Wahl. Der Eifer und die Kraft der Opposition waren auf dem Gipfel. Die Wahlen fielen gegen den Hof aus, der zur Versammlung der Häuser bestimmte Tag rückte näher, und es ward nothwendig, daß sich der König über das einzuschlagende Verfahren entschied. Seine Rathgeber erkannten die ersten schwachen Zeichen eines Wechsels der öffentlichen Stimmung und hofften, daß er durch bloßes Hinausschieben des Zusammenstoßes im Stande sein werde, den Sieg zu sichern. Er entschloß sich daher, das neue Parlament, bevor es in Wirksamkeit trat, zu prorogiren. Gleichzeitig erhielt der verhaßte Herzog von York Befehl, sich an die Spitze der Verwaltung Schottlands zu stellen. Die Prorogation des neuen Parlamentes dauerte ein ganzes Jahr. Die eine Frage der Ausschließung beschäftigte die öffentliche Meinung. Alle Pressen und Kanzeln des Reiches nahmen Theil an dem Kampfe. In dieser Zeit wurden zuerst zwei Spottnamen gehört, welche, Anfangs zum Hohne beigelegt, bald mit Stolz angeeignet wurden und noch jetzt in täglichem Gebrauch sind. Es ist ein seltsamer Umstand, daß der eine dieser Spottnamen schottischen, der andere irischen Ursprungs war. In Schottland hatten einige von den verfolgten Convenanters vor Kurzem die Waffen gegen die Regierung ergriffen. Diese Eiferer waren sehr zahlreich unter den Landleuten des westlichen Niederlandes, welche gewöhnlich Whigs genannt wurden. So heftete sich die Benennung Whig an die presbyterianischen Eiferer Schottlands und ward auf diejenigen englischen Staatsmänner übergetragen, welche eine Neigung zeigten, dem Hofe zu opponiren. Zu gleicher Zeit boten die Moore Irlands katholischen Geächteten eine Zuflucht. Diese Leute wurden damals Tories genannt. Der Name Tory ward daher Engländern beigelegt, welche sich weigerten, zu der Ausschließung eines katholischen Prinzen von dem Throne mitzuwirken.

Endlich im October 1680 kam das Parlament zusammen. Die Whigs hatten eine so große Mehrheit bei den Gemeinen, daß die Ausschließungs-Bill alle ihre dortigen Stadien ohne Schwierigkeit durchmachte. Die ganze Nation blickte jetzt mit banger Erwartung auf das Haus der Lords. Der König selbst war zugegen. Die Debatte war lang, ernst und zuweilen wüthend. Aber das Genie des Halifax überwältigte alle Opposition. Er vertheidigte die Sache des Herzogs von York in einer Folge von Reden, welche noch viele Jahre später als Meisterwerke der Beweisführung, des Witzes und der Beredsamkeit erwähnt wurden. Es ist freilich selten, daß Redekunst Stimmen ändert. Aber das Zeugniß von Zeitgenossen läßt keinen Zweifel, daß bei dieser Gelegenheit die Stimmen durch die Redekunst des Halifax geändert wurden. Die Bill ward von einer großen Mehrheit verworfen.

Der König entschloß sich, noch einmal das Experiment einer Auflösung

zu versuchen. Ein neues Parlament ward berufen, sich im März 1681 in Oxford zu versammeln. Seit den Tagen der Plantagenets haben die Häuser sich beständig zu Westminster versammelt, außer wenn die Pest in der Hauptstadt wüthete; aber eine so außerordentliche Zeitlage schien außerordentliche Vorsichtsmaßregeln zu erfordern. Wenn das Parlament in seinem gewöhnlichen Versammlungsorte gehalten wurde, so konnte das Haus der Gemeinen sich für permanent erklären und die Magistrate und Bürger von London zu Hülfe rufen. Die Miliz konnte aufstehen. Die Wachen konnten überwältigt, der Palast erstürmt, der König ein Gefangener in den Händen seiner aufrührerischen Unterthanen werden. Zu Oxford war keine solche Gefahr.

Der bedeutungsvolle Tag kam heran. Der König erbot sich abermals, in Alles zu willigen, nur nicht in die Ausschließungs-Bill. Die Gemeinen waren entschlossen, nichts anzunehmen, außer die Ausschließungs-Bill. In wenigen Tagen war das Parlament wieder aufgelös't. Der König hatte gesiegt. Die Reaction, welche einige Monate vor dem Zusammentritt der Häuser in Oxford begonnen hatte, nahm in reißender Schnelle zu. Man befürchtete von der Heftigkeit der Whigs, daß sie einen neuen Bürgerkrieg herbeiführen möchten, ihre verzweifelte Opposition schien auf eine zweite Republik, ein zweites Rumpf-Parlament, einen zweiten Usurpator auf dem Throne hinzuzielen. Daher beeilte sich die Mehrheit der obern und mittlern Klassen, sich um den Thron zu schaaren, und man hob die großen Zugeständnisse hervor, welche der König dem Parlamente während der letzten Jahre durch die Testacte und die Habeas-Corpus-Acte gemacht habe, daß aber Pflicht und Ehre von ihm die Verweigerung der Ausschließungs-Bill verlange.

Karl II. faßte in dieser Krisis den verständigen Entschluß, sich an das Gesetz zu halten, zugleich aber kräftigen und schonungslosen Gebrauch von dem Gesetze gegen seine Gegner zu machen. Er war nicht verbunden, vor Ablauf von drei Jahren ein Parlament zu berufen. Er war nicht sehr verlegen um Geld, denn er war in Frieden mit aller Welt. Er hatte daher reichliche Zeit und Mittel, die Opposition unter verfassungsmäßigen Formen systematisch anzugreifen. Dagegen entstanden unter den Whigs zweierlei Complotte, ein umfangreicheres mit der Absicht, Krieg gegen die Regierung zu erheben, und ein kleineres, an welchem nur wenige verzweifelte Mitglieder betheiligt waren, zu dem Zwecke der meuchlerischen Ermordung des Königs. Beide Complotte wurden bald verrathen und der König hatte nun freie Hand, für Jahre des Zwanges und der Demüthigung volle Rache zu fordern. Die Häupter der Whigs wurden theils enthauptet (Russel und Sidney selbst ohne loyale Beweise der Schuld), theils verließen sie das Land; viele Burgflecken wurden genöthigt, ihre Privilegien aufzugeben, und die neu bewilligten Freibriefe verschafften überall den Tories das Uebergewicht. Zugleich beruhigte der König die Gemüther wegen der Aussicht auf katholische Thronfolge, indem

die Lady Anna, jüngere Tochter des Herzogs von York von seiner ersten Frau, an Georg, einen Prinzen aus dem protestantischen Hause Hannover, vermählt ward. Die Tories konnten sich nun schmeicheln, daß die englische Kirche, ohne irgend eine Verletzung der Thronfolge-Ordnung, wirksam gesichert sei. Der König und sein Erbe standen in ziemlich gleichem Alter. Beide näherten sich dem Abend des Lebens. Die Gesundheit des Königs war gut. Es war daher wahrscheinlich, daß Jakob, wenn er je zum Throne gelangte, nur kurze Zeit regieren würde. Jenseit seiner Regierung bot sich die beruhigende Aussicht auf eine lange Reihe protestantischer Souveraine.

Endlich wagte der König die Schranken zu überschreiten, welche er einige Jahre lang innegehalten hatte, und den klaren Buchstaben des Gesetzes zu verletzen. Das Gesetz wollte, daß nicht mehr als drei Jahre zwischen der Auflösung eines Parlamentes und der Zusammenberufung eines andern verstreichen sollten. Aber als drei Jahre nach der Auflösung des Parlamentes zu Oxford verflossen waren, ergingen keine Wahlausschreiben. Dieser Bruch der Verfassung war um so tadelnswerther, als der König wenig Ursache hatte, das Zusammentreffen mit einem neuen Hause der Gemeinen zu fürchten. Die Grafschaften waren durchgängig auf seiner Seite, und viele Burgflecken, in denen die Whigs vor Kurzem geherrscht hatten, waren so umgeformt worden, daß man mit Sicherheit erwarten konnte, sie würden nur Hofleute wählen.

Kurze Zeit darauf ward das Gesetz abermals verletzt. Karl wagte zu Gunsten seines Bruders eine Ausnahme von der Testacte zu machen. Der Herzog von York nahm seinen Sitz im Rathe wieder ein, übernahm von Neuem die Leitung der Marine-Angelegenheiten und folgte seinem Bruder bei dessen Tode (6. Februar 1685) ohne das geringste Hinderniß auf dem Throne.

---

56. Jakob II. Die englische Revolution von 1688.

(Nach F. C. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als das Parlament im Mai 1685 zusammenkam, einigte man sich leicht über die Bewilligungen auf Lebenszeit, und als die Meldung kam, es sei ein Haufe Rebellen in Schottland gelandet, welche in ihren Proclamationen den König einen Usurpator und Tyrannen schimpften, sprach sich warmer Antheil an des Königs Sache in Wort und That aus. Es war das die Landung des Grafen von Argyle, von Holland her unternommen, welches damals der Sitz aller Mißvergnügten von Großbritannien war. Hier befand

sich auch Karl's II. natürlicher Sohn, der Herzog von Monmouth, und beide Männer von übel berathenem Ehrgeiz wurden unter sich in so weit einig, daß jeder die Aufwiegelung seiner eigenen Landsleute übernahm: Argyle ging mit 300 Schotten nach den Hochlanden ab, binnen einer Woche sollte Monmouth unter Segel nach der Küste von England sein. Aber Monmouth's Einschiffung verzögerte sich in Amsterdam, und als er endlich an der Küste von Dorsetshire erschien, war Argyle schon verloren, ward wenige Tage darauf gefangen, und harrte seiner Hinrichtung. Der Herzog von Monmouth stellt in seiner Proclamation sich als Ober-Anführer der protestantischen Kriegsmacht des Königreiches dar; sein Ziel ist die Sicherstellung der protestantischen Religion gegen die Angriffe des Königs, welchem er unter zahllosen Beschuldigungen auch die Vergiftung seines eigenen Bruders und Königs vorwirft. Als er binnen vier Tagen sich an der Spitze von 3—4000 M. sah und von der andern Seite vernahm, das Parlament habe einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, ließ er sich zum Könige ausrufen, und zwar als König Jakob II., setzte einen Preis auf den Kopf des Thronräubers Jakob, Herzogs von York, und gebot dem Parlamente, sich binnen zehn Tagen aufzulösen, widrigenfalls dasselbe für eine aufrührerische Versammlung werde erklärt werden. Als aber nun die Botschaft von der Hinrichtung des standhaften Argyle einlief, sprach der Mann, der nach der Krone griff, im Kriegsrathe von Rettung an die Seeküste, und das Schimpflichste wäre geschehen, wenn nicht Lord Grey, der etwas von dem Muthe der Standesehre besaß, sich mit Entschiedenheit widersetzt hätte. Ein nächtlicher Ueberfall auf Lord Feversham, der mit nur 2000 M. und 500 Reitern, übrigens gedienten Leuten, in der Nähe stand, war so mangelhaft und unkräftig, daß ein einziger Wassergraben Alles verdarb. Grey ward zuerst gefangen, den Herzog fand man in einem Graben, tief unter Farrenkraut versteckt. Er kam nach London, ward mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den König gebracht, welchen er durchaus sehen, dem er etwas offenbaren wollte. Der Unglückliche lag auf den Knieen hingestreckt, hatte nichts zu entdecken, nur sich als einen Verführten darzustellen, welchem allein Grey den königlichen Titel aufgezwungen habe. Dieser suchte und erhielt später durch Geständnisse zum Nachtheil Anderer seine Begnadigung. Aber Monmouth litt geduldig einen schmerzlichen Tod. Denn nach drei vergeblichen Streichen warf der Scharfrichter das Beil weg, betheuerte, sein Muth sei dahin. Aber die Sheriffs ließen ihn nicht los, und mit dem fünften Streiche trennte er das Haupt vom Rumpfe.

Jakob verlangte für seine ferneren Ziele Zweierlei: ein stehendes Heer im Lande mit einem Kerne von katholischen Officieren darin, und eine Abänderung der Habeas-Corpus-Acte.

König Karl hatte seit Jahren sechs englische Regimenter in holländische Dienste gegeben; so kosteten sie ihm nichts, blieben in Uebung und konnten

gelegentlich, wenn einmal eine innere Unruhe entstände, herübergezogen und um so sicherer gegen die Landsleute gebraucht werden, als die lange Abwesenheit sie diesen entfremdet hatte. Auch ließ Jakob gegen Monmouth einen Theil davon kommen und wünschte die 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, die er gegen Monmouth aufgestellt, beizubehalten, ganz wie sie waren, mit einer Menge von katholischen Officieren darin, gegen deren Anstellung Niemand in dem Drange der Umstände etwas eingewendet hatte. Zu dem Ende mußte die Testacte beseitigt werden. Als nun im Spätherbst das Parlament wieder zusammentrat, begehrten die Gemeinen keine Bestrafung der bisher angestellten katholischen Officiere nach der Strenge des Gesetzes, wohl aber ihre unverzügliche Entlassung. Jakob jedoch zog es vor, das Parlament schleunig zu entlassen, denn er sah, wie auch das Oberhaus in Schwanken gerieth. Durch den Widerstand gereizt, befahl er, für jeden katholischen Officier ein Patent unter dem großen Siegel auszufertigen, welches ihn für seine Person von den gesetzlichen Bestimmungen ausnahm, die seinen Glaubensgenossen entgegenstanden. Jakob stützte sich dabei auf die Macht der Krone, in einzelnen Fällen von dem allgemeinen Ausspruche der Strafgesetze zu dispensiren.

Als einige protestantische Geistliche zur römischen Kirche übertraten, erhielten auch sie Dispensationen für ihre Person, durften die Einkünfte ihrer Stellen fortbeziehen, zum Theil sogar ihre Aemter fortverwalten. Jakob verließ sich auf seine 12 Bataillone und 35 Schwadronen in der Nähe der Hauptstadt und griff die Sache getrost nun auch in Schottland an. Als dort das Parlament jede Milderung zu Gunsten der Katholiken mit Abscheu verwarf, sprach Jakob die Prorogation aus und erklärte aus eigener Machtvollkommenheit die Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Privatwohnungen für erlaubt im Königreiche, befahl auch kraft des Dispensationsrechtes der Krone, daß gewisse namentlich angeführte Personen zu kirchlichen Pfründen sollten zugelassen werden, ohne den Testeid leisten zu dürfen. Von der Dispensation ging es dann raschen Schrittes weiter zur Suspension und Aufhebung von schottischen Gesetzen, indem das Jahr darauf (1687) volle Duldung für Presbyterianer, Quäker und Katholiken verkündigt ward und endlich Jakob alle Gesetze gegen die Katholiken aufhob, die während der Minderjährigkeit seines Großvaters gegeben worden.

Den Testeid verbot er mit dem Zusatze, das Parlament werde ohne Zweifel bei seiner nächsten Zusammenkunft diese Maßregel billigen. Alsbald gingen Dankadressen von Dissenters aller Art ein; dagegen war der Bruch mit der anglicanischen Kirche erklärt und der Riß ging um so tiefer, als jetzt, da aller Staatszwang aufhörte, Unzählige sich von der Hochkirche lossagten und zu den Dissenters strömten.

Am 10. Juni 1688 genas die Königin von einem Prinzen. Uebelwollende behaupteten, das Kind sei untergeschoben. Obgleich dieser Behaup-

tung jede Stütze abging, fand sie dennoch Glauben; denn schon ward Alles gern im Volke geglaubt und verbreitet, was das königliche Haus in Nachtheil setzte. Die Thronfolge der protestantischen Töchter Jakob's, Maria und Anna, war jetzt abgeschnitten. Daher traten nun sieben Männer von hervorragender Bedeutung zusammen und unterzeichneten eine chiffrirte Adresse an Wilhelm von Oranien mit der Bitte, zu kommen; neunzehn Zwanzigstel von England harrten seiner; und er würde seine Freunde gerüstet finden. Als König Ludwig XIV. 10,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter bei Nymegen vereinigt und eine niederländische Flotte von 60 Kriegsschiffen in voller Rüstung sah, bot er dem Könige von England den Beistand seiner Flotte an. Da folgte bald eine kleinmüthige Zurücknahme der andern auf dem Fuße: eine Erklärung an das Volk, der König baue auf seine Treue, wolle mit ihm leben und sterben; der Befehl, die katholischen Offiziere aus dem Heere zu entfernen; die Verkündigung völligster Wahlfreiheit für das nächstens zu versammelnde Parlament. Daneben aber ward mit aller Macht gerüstet, zu Wasser und zu Lande, der Prinz von Wales getauft und die Echtheit seiner Geburt aufs Neue umständlichst dargethan.

Am 5. November 1688, gerade hundert Jahre seit der Armada, trat Wilhelm von Oranien in der weiten Seebucht Torbay ans Land. Man erblickte an seinem Hauptmast die englischen Farben mit der Inschrift: „Die protestantische Religion und die Freiheiten von England" und darunter den Wahlspruch der Nassauer: Je maintiendrai. Die königliche Flotte hatte ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt, sei es, daß der Wind, sei es, daß die unsichere Stimmung der Gemüther den Sinn ihres Anführers, des Lord Dartmouth, lähmte. Jakob beschloß, einen Versuch zu machen, ob noch ein Strahl von Hoffnung bleibe und berief ein Parlament auf den 15. Januar, sagte eine Amnestie ohne alle Beschränkung zu, schickte hierauf Bevollmächtigte in das Hauptquartier des Prinzen, ihm anzukündigen, alle Beschwerden, die er erhoben und als den einzigen Grund seiner kriegerischen Landung selbst bezeichnet habe, wären nunmehr beseitigt; so möge er denn der Hauptstadt nicht näher rücken, damit ein wahrhaft freies Parlament, ungestört vom Getöse der Waffen, Statt finden könne. Bis zum sechsten Tage hielt der Prinz die Gesandten hin, ertheilte dann auf den Hauptpunkt die Antwort, wenn Seine Majestät während des Parlamentes in London zu bleiben beabsichtige, begehre er mit gleicher Macht dort anwesend zu sein, und werde einstweilen bis auf eine mäßige Entfernung vorrücken. Als Jakob dies vernahm, entfernte er gleich die Königin und den Thronerben nach Frankreich und gab der ungern Scheidenden das Versprechen mit, ihr binnen 24 Stunden zu folgen. Er ahnte nicht, daß er außer Stande sein werde, auch dieses sein Wort zu erfüllen. Denn wenn die Flucht seiner Gemahlin leidenvoll war, wie sie in ihrer Verkleidung mit dem Säugling und seiner Amme in der Winterkälte, ängstlich vor der Entdeckung, in offenem Boote unter Wind und

Regen den Strom entlang fahren mußte, um das rettende Schiff zu erreichen, so ward doch das Ziel glücklich gewonnen, allein dem Könige war das schmerzlichste Mißlingen und unerhörte Demüthigung aufgespart. Bevor er die Flucht versuchte, entließ er sein Heer, fuhr dann in tiefem Dunkel über die Themse, warf das große Siegel in den Strom, bereitgehaltene Pferde brachten ihn vom jenseitigen Ufer nach dem Flecken Faversham, während zu Whitehall der Geheimerath seiner wartete; denn er war absichtlich, um zu täuschen, auf den Morgen zur Versammlung angesagt. Der Herzog von Northumberland öffnete zur bestimmten Stunde das Gemach des Königs, man trat ein, fand es leer. Auf diese Nachricht brach in London die Volkswuth gegen die Katholiken aus, man griff ihre Häuser an, zerstörte ihre Capellen, gefährdete selbst die Gesandten der katholischen Mächte. Wilhelm hatte auf die erwünschte Nachricht, daß der König entflohen sei, seine Bewegung auf London beschleunigt, und war gewiß unangenehm überrascht, als hernach die Botschaft kam, der König sei, im Begriffe, sich einzuschiffen, von Fischerleuten festgehalten, mißhandelt und rein ausgeplündert worden, er habe sich endlich zu erkennen gegeben, sei nach Faversham gebracht, wo die Obrigkeit ihn vor der rohen Menge zu schützen suche. Zuletzt erschienen zwei dienstfertige Officiere im Hauptquartiere und machten die Meldung, der König sei in sicherm Verwahr. Jakob erbat sich Rochester zum Aufenthalt und ward auf der Themse unter holländischer Bedeckung dahin abgeführt. Nachdem er vier unmuthige Tage in Rochester verlebt hatte, kam ein Brief der ungeduldigen Königin, welcher die Sorge um Jakob's Ausbleiben keine Ruhe ließ; Wilhelm hatte ihn öffnen lassen und schickte ihn. Dieser gab den Ausschlag. Nach einer stürmischen Fahrt von zwei Tagen gelang die Landung an der französischen Küste. Von da eilte Jakob nach St. Germain-en-Laye, wo Ludwig XIV. seiner Gemahlin und seinem Kinde eine Zufluchtsstätte bereitet und mit verschwenderischer Großmuth ausgestattet hatte. Ludwig führte ihn hier selber ein, wo ein glänzender Hofstaat und 50,000 Thaler monatlich, die keine Unterhandlung kosteten, wie ehemals, seiner warteten. Beide Monarchen hielten sich in den Armen, die französischen Höflinge aber ringsum staunten den seltenen Sterblichen an, der, wie sie sagten, „drei Königreiche für eine Messe hingegeben hatte". Alles gestaltete sich derart, als müsse der politische Traum Oliver Cromwell's von einer Verbindung zwischen Großbritannien und der Republik der Niederlande unverzüglich in Erfüllung gehen.

In einer auf den 22. Januar 1689 berufenen Parlaments-Versammlung zeigte sich bald, daß die beiden extremsten Maßregeln, nämlich einerseits die Herstellung Jakob's II., andererseits die Errichtung der Republik, am wenigsten Anhänger fanden. Die Bischöfe und die Tories forderten eine Regentschaft, bis Jakob todt oder sein Sohn erwachsen sei. Diesen gegenüber stand die Partei, welche den Prinzen von Oranien zum Könige wollte, aber in zwei Fractionen getheilt, denn die Einen wollten ihm nur den Titel,

seiner Gemahlin Maria aber das Regierungsrecht, die Andern dagegen ihm volles Königsrecht verleihen. Den Ausschlag gab jedoch die Erklärung des Prinzen, daß er keine Regentschaft annehme, wodurch er nur so lange König sein würde, als seine Gemahlin am Leben bleibe; er sei bereit, mit seinem Heere nach Holland zurückzukehren; wolle man ihn aber halten, so sei er, der Kinderlose, auch jederzeit erbötig, den Kindern der Prinzessin Anna den Vorzug zu lassen vor Kindern, die ihm etwa eine künftige Ehe bringen möchte. Das Oberhaus gestand sich, daß man nur zwischen Wilhelm's Bleiben und der rächenden Rückkehr Jakob's II. zu wählen habe, und beschloß am 6. Februar (mit 65 gegen 45 Stimmen), der Prinz und die Prinzessin von Oranien sollen König und Königin von England und den dazu gehörigen Gebieten sein. Das Unterhaus ergänzte diesen Beschluß durch den Zusatz: alle Regierungshandlungen sollen in Beider Namen geschehen, aber die königliche Macht dem Könige allein beiwohnen, übrigens unbeschadet jenes Vorzuges in der Erbfolge, welchen Wilhelm selbst den Kindern Anna's angeboten habe. In der Folge fügte das Parlament noch die Bestimmung hinzu, daß das Thronfolgerecht schon durch die Verheirathung mit einem Katholiken verloren gehe.

An demselben Tage (11. April), an welchem das Königspaar in Westminster gekrönt wurde, rief auch eine „Convention" in Schottland, mit Ausschließung des „vorgeblichen" Prinzen von Wales, beide zu Herrschern von Schottland aus. Nur in Irland mußten erst die Waffen entscheiden, ob hier Wilhelm oder Jakob König sein solle. Als Jakob Abschied nahm, um sich nach Irland einzuschiffen, entließ ihn der König Ludwig mit den Worten: das Beste, was er ihm wünschen könne, sei, ihn nie wiederzusehen. Allein nur kurze Zeit verlief nach der blutigen Schlacht am Boynefluffe (1. Juli 1690) und Jakob schiffte sich abermals nach Frankreich ein. Seit 1691 herrschte Wilhelm auch über Irland; aber wie hätte er vermocht, dort die Unbill vieler Jahrhunderte hinwegzutilgen und die Bahn zur wechselseitigen Anerkennung der verschieden Gläubigen zu eröffnen, er, dessen Duldungsplane selbst auf englischem Boden scheiterten? Die Aufhebung der Testacte zum Besten der protestantischen Dissenters zu erreichen, gelang ihm nicht, genug, daß ihre Straflosigkeit durchging. So weit stand die kirchliche Bildung des Zeitalters hinter der politischen zurück; denn in dieser machte man bald einen gewaltigen Fortschritt durch die Sicherstellung der Verantwortlichkeit der Minister, indem der König für diesen Fall auf das Begnadigungsrecht der Krone verzichtete. Auch ist zu der Unabhängigkeit des Gerichtswesens der feste Grund unter Wilhelm gelegt worden, indem den Richtern in den drei höchsten Gerichtshöfen die Lebenslänglichkeit ihres Amtes angedieh. König Wilhelm betrieb ferner schon im ersten Jahre seiner Regierung die Vereinigung der Parlamente von England und Schottland, und noch wenige Tage vor seinem Tode mahnte er beide Häuser an dieses hochwichtige Werk, dessen Vollführung er nicht erleben sollte.

Ueber ein halbes Jahrhundert dauerten des vertriebenen Königshauses Versuche, den Thron wieder zu gewinnen. Nach Jakob's II. Tode (1701), der den Anfang jener Versuche auf irischem Boden gemacht hatte, erkannte Ludwig XIV. dessen Sohn als König Jakob III. an, und für diesen eröffneten sich einige Male während des spanischen Erbfolgekrieges günstige Aussichten. Glänzender noch waren diese, als dessen Sohn, der sogenannte Prätendent, Karl Eduard, während des österreichischen Erbfolgekrieges mit Frankreichs Hülfe in Schottland auftrat, dort allgemeinen Anhang fand und, von da in England vordringend, den Thron Georg's II. erschütterte, bis die Schlacht bei Culloden (27. April 1746) — zugleich die letzte auf englischem Boden — den Prätendenten zu einem heimatlosen Flüchtling machte, der wie durch ein Wunder gerettet wurde. Sein Bruder, der Cardinal Heinrich von York, der Letzte des beispiellos unglücklichen Hauses Stuart, starb 1807.

57. Karl II. in Spanien.

(Nach F. W. Schubert in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuche.)

Spaniens Machtlosigkeit (S. 128) erreichte erst ihren höchsten Punkt unter Karl II. Dieser, bereits in seinem vierten Lebensjahre zur Regierung gelangt, zeigte einen so wenig entwickelten Körper und eine so geringe geistige Regsamkeit, daß ein langes Leben und eine selbständige Regierung bei ihm nicht zu erwarten stand. Die vormundschaftliche Regierung führte die Königin-Mutter, Maria Anna, die durch die unglücklichste Wahl ihres Principal-Ministers Neidhard das schon so sehr entnervte Reich noch tiefer an den Rand des Verderbens führen sollte. Nach dem Frieden mit Portugal (1668) löste sich das spanische Heer aus Mangel an Sold fast gänzlich auf; in den spätern Kriegen des 17. Jahrhdrts. stützte sich Spanien vorzugsweise auf Streitkräfte anderer Staaten, die es vermittels Subsidien sich angeeignet hatte, ohne für deren regelmäßige Zahlung aufkommen zu können. Dadurch gerieth dasselbe in neue Verwickelungen, wobei der größere Verlust immer auf Seiten Spaniens war. Nicht einmal auf den für unentbehrlich geachteten jährlichen Gewinn der edeln Metalle aus den amerikanischen Bergwerken konnte mehr sicher gerechnet werden, weil die spanische Flotte die ungefährdete Geleitung der Absendung derselben nach Europa nicht mehr auszuführen vermochte. Bald hatte sie einen bedeutenden Verlust durch kühne Seeräuber zu beklagen, die ungestraft im Angesicht der spanischen Colonieen in Amerika sich fest ansiedeln durften, bald mußte sie unmittelbar vor den spanischen Häfen den sehnsüchtig erwarteten Schatz den überlegenen Händen der Holländer oder Engländer überlassen. Dahin war es mit der Erbschaft des großen Kaisers Karl V. schon bei seinem Urenkel im fünften

Grade gekommen. Und diese Machtlosigkeit und Selbstvernichtung blieben nicht rasch vorübergehende Zustände, sie bildeten das eigenthümliche Gepräge des Landes für ein Jahrhundert. In ihm verharrten alle verderblichen Mängel eines gehemmten Gewerbefleißes, einer zurückgebliebenen geistigen Bildung, eines verkümmerten Zustandes des ganzen Volkes.

Unter solchen Verhältnissen zog indeß das nahe bevorstehende Aussterben der männlichen Nachkommen aus dem Hause Habsburg-Spanien, da von Karl II. keine Erben erwartet wurden, die gespannteste Aufmerksamkeit aller Mächte Europa's auf das Reich Spanien. Zwischen der französischen und der österreichischen Macht mußte der Hauptstreit hierüber ausgeglichen werden. Ludwig XIV. gedachte nur daran, auf welche Weise er am angemessensten und vollständigsten die Rechte seiner Gemahlin als ältester Tochter des Königs Philipp IV. und ihrer gemeinschaftlichen Kinder für sein Haus würde geltend machen können, gleich als ob er durch die von ihm mit einem Eidschwur bekräftigte Entsagungsacte nur einen neuen Antrieb erhalten hätte, als Haupterbe aufzutreten. Als der sicherste Fortschritt zur glücklichen Erfüllung dieser Aussichten erschien die Niederbeugung des Hauptgegners, der österreichischen Macht. Indem er das deutsche Reich bekriegte, galt es die große spanische Erbschaft; indem er Schweden und die hohe Pforte zu wiederholten Malen zum Kampfe gegen den Kaiser antrieb, blieb das Ziel seiner Politik unverrückt nur auf die belgischen Provinzen und das Land jenseit der Pyrenäen gerichtet.

Im Friedensvertrage zu Aachen (siehe S. 291) opferte Spanien an Frankreich die ganze Reihe Festungen von der Sambre ab bis zur Seeküste, die mit Charleroi, Binch, Ath beginnt, über Douay, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentières und Courtray fortgeht und in Bergues und Furnes endigt. Alles Land, was zwischen denselben liegt oder unter einem andern Rechtsgrunde zu ihnen gehörte, wurde gleichfalls an Frankreich überlassen.

Der Aachener Friede hatte für eine kurze Zeit die Politik Ludwig's XIV. von Spanien auf die Republik Holland gewandt, welche ihn nicht minder durch den Abschluß der Triple-Allianz gereizt hatte, als sie ihm jetzt durch die neu einverleibten Erwerbungen bequemer zum Angriff gestellt war. Spanien, so sehr es auch durch diesen Angriff in seinem eigenen Interesse verletzt und bei der Nähe des Kampfschauplatzes vielfach von den französischen Truppen bedrückt wurde, blieb theilnamlos, bis Ludwig XIV. allen Zweifel benahm, daß er nach Vernichtung der Republik der Niederlande auch die zwischen dieser und seinem Hauptstaate liegenden spanischen Besitzungen an sich reißen würde. Zwar schloß Spanien (1673) mit dem Kaiser und Holland ein Bündniß gegen Frankreich, aber auch jetzt dachte es an keine ernste Anstrengung oder an die Aufbietung außerordentlicher Kräfte.

Juan d'Austria, der natürliche Bruder des Königs, und die Männer seiner Partei hofften den Staat aus dieser verachtungswerthen Stellung

herauszureißen, sobald der Einfluß der Königin-Mutter vernichtet wäre. Es gelang ihnen, den König in seinem 16. Jahre zu bestimmen, die Regierung selbst zu übernehmen (1677). Juan d'Austria galt jetzt für die Seele der spanischen Regierung, und sein Ehrgeiz trieb ihn auch an, sich in allen Theilen der Verwaltung geltend zu machen. Aber der spanische Staat war zu tief gesunken, und der Stolz, die Unredlichkeit und die Schlaffheit der spanischen Großen legten überall seinen zweckmäßigen Maßregeln Hindernisse in den Weg. Der Einfluß dieses edeln Spaniers, der mindestens den besten Willen für die Wiederherstellung seines Vaterlandes bewies, stieg noch höher, als er bei der blödsinnigen Schwäche des unreifen Königs zum Regenten des Reichs ernannt wurde. Sein Versuch, Frankreich auf der Spanien zunächst liegenden Seite anzugreifen und die im pyrenäischen Frieden verlorene Grafschaft Roussillon wieder zu gewinnen, mißglückte indeß völlig, das eingefallene spanische Heer erlitt (1677) eine gänzliche Niederlage, und man begnügte sich, Catalonien durch stärkere Besatzungen in den Grenzfestungen gegen einen Angriff von französischer Seite entsprechend zu decken. Juan d'Austria dachte nach dem Frieden, den er mit dem Verluste der Franche-Comté erkaufte, an eine engere Verbindung mit dem französischen Hofe vermittels einer Vermählung des Königs Karl II. mit einer französischen Prinzessin. Marie Louise, die Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, die Nichte Ludwig's XIV., wurde (1679) mit König Karl II. vermählt, aber schon zwei Monate früher (17. Sept.) war der Begünstiger dieser Heirath, Juan d'Austria, plötzlich gestorben, indem die öffentliche Stimme seinen Tod als einen unnatürlichen bezeichnete. Sogleich kehrte die Königin-Mutter an den madrider Hof zurück und das alte Regiment schlaffer Weibergunst und überstolzer Günstlinge trat wieder in seine volle Herrschaft. Der ganz unfähige Herzog von Medina Celi erhielt nun die oberste Leitung der Verwaltung, und der melancholische Monarch ward unermüdlich zu einer feindseligen Gesinnung gegen Frankreich, als einzigen Aeußerung seiner Thatkraft, gereizt. Dies zeigte sich bis zur kindischen Verfolgung der Papageien und Hunde, welche seine Gemahlin aus Frankreich mitgebracht hatte. Die Herzogin von Terranuova wurde von ihm höchlich gelobt, daß sie einen ihrer Lieblings-Papageien erdrosselt hatte, weil er nur französisch sprechen konnte. Die regierende Königin blieb ohne allen Einfluß, umstellt von ränkesüchtigen Günstlingen der alten Königin, in allen ihren Aeußerungen verdächtigt und starb ohne Nachkommenschaft (1689) im Schlosse zu Madrid, lebensmüde, in ihrem 27. Jahre.

In dieser Periode der Regierungszeit Karl's II., da man von einer eigenen Verwaltung dieses Königs auch nicht einmal dem Anschein nach sprechen kann, erlitt Spanien immer mehr und mehr die unausweichlichen Folgen einer vernachlässigten, im In- und Auslande verachteten Regierung. Ludwig XIV. gewann durch plötzlichen Ueberfall (1683) Luxemburg, die

Hauptfestung für den südlichen Theil der spanischen Niederlande, und behielt sie. (Siehe S. 297.) Dazu mußte Spanien einen neuen achtjährigen Krieg (1689—97) bestehen, den Ludwig XIV., in der Absicht, diesen Staat ganz seiner Politik unterzuordnen, nach allen Theilen der vertheidigungslosen Monarchie ausdehnte. Ueberall verlor Spanien; gerade der Haupt-Kampfplatz für den allgemeinen Krieg, bei dem alle mächtigen Staaten Europa's betheiligt waren, wurde in den belgischen Niederlanden aufgeschlagen; aber auch hier ließ die spanische Macht geschehen, was sie nicht hindern konnte, und erlangte dann erst Frieden, als es den andern Mächten gefiel. Ganz Catalonien wurde von den Franzosen besetzt, Barcelona fiel 1696; bis an den Ebro waren die Franzosen vorgedrungen, nur die Streitkräfte fehlten, um noch weiter vorzugehen, die Vertheidigung des Landes hielt den Feind davon nicht ab. Da trat der Friedensvertrag zu Ryswick (1697) dazwischen und gewährte dem zu Grunde gerichteten Lande wenigstens einige Ruhejahre. Die milden Bedingungen dieses Friedens (siehe S. 300) wurden theils durch die allgemeine geschwächte politische Stellung Ludwig's XIV. dictirt, theils fanden sie in dem besondern Verhältnisse dieses Monarchen zu Spanien ihre Begründung, der gerade jetzt eine günstige Stimmung des spanischen Volkes für sich erstrebte, als er mit Aufbietung aller seiner Mittel auf die ganze Monarchie alleinigen Anspruch für sein Haus erheben wollte.

Während dieses Krieges war der unglückliche König Karl II. zu einer neuen Ehe geschritten, mit Maria Anna, Tochter des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg und Schwester der dritten Gemahlin des Kaisers Leopold I. Seine Ehe blieb auch diesmal kinderlos.

Im Schlußjahre des 17. Jahrhdrts. zog Spanien die Aufmerksamkeit aller europäischen Mächte, wie das Palladium ihrer ferneren Selbständigkeit, auf sich, denn der leblose Monarch war nun wirklich gestorben (1. November 1700). Während Ludwig XIV. jubelte: „es gibt für Frankreich keine Pyrenäen mehr“, erkannte der große Politiker auf dem englischen Throne, der noch dazu die Statthalterschaft der Republik Holland besaß, die Gefahren für das mit so blutiger Anstrengung errungene Gleichgewicht unter den Mächten Europa's. Der Kaiser aber verhoffte, als der rechte Erbe Habsburgs, auch ohne große Anstrengung zuletzt doch die ungetheilte spanische Monarchie für seinen jüngern Sohn Karl zu erringen. Diese Bestrebungen, die sämmtlich grelle Selbsttäuschungen erfuhren, bilden den großen Eingang zum spanischen Erbfolgekriege, der ein rein europäischer ist, und von dem gerade Spanien selbst verhältnißmäßig wenig leidet.

---

58. Karl X. Gustav*) in Schweden. Der schwedisch-polnische Krieg.

(Nach Gustav Adolf Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Johann Casimir, der letzte Wasa, war aus dem Kloster seinem Bruder Wladislaus IV. auf dem polnischen Throne gefolgt. Er hatte zwar insgeheim bei Annahme der Krone seinen Ansprüchen, als Wasa, auf Schweden entsagen müssen, hoffte aber dennoch, entweder seine Rechte wirklich geltend machen oder wenigstens für das Aufgeben derselben ansehnliche Vortheile von Schweden erhalten zu können. Als nun die Königin Christine den Thron an ihren Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken abzutreten im Begriffe war, erklärte der polnische Gesandte, sein Herr habe es zwar dulden können, daß die schwedische Krone an seine nächsten Blutsverwandten gekommen, werde es aber durchaus nicht zugeben, daß sie nun an ein anderes Haus gelange; darauf erwiederte Christine: ihr Vetter Karl Gustav werde dem Johann Casimir mit 30,000 Zeugen beweisen, daß er rechtmäßiger König von Schweden sei! Karl Gustav selbst war nicht der Mann, um sich von Johann Casimir seine Krone streitig machen zu lassen: das Lager war seine Residenz, das Heer seine Familie; kühn in seinen weit aussehenden Unternehmungen, unermüdlich in ihrer Ausführung, bis zur Verwegenheit tapfer in den Schlachten, ging er geradezu, ja ungestüm auf sein Ziel los; vom Siege nicht beruhigt, durch Verluste nicht geschreckt, erschütterte er mit seinen Schweden sechs Jahre hindurch den Norden und sank, als ihn die Uebermacht von halb Europa zu erdrücken im Begriffe war, das Schwert noch fest in der sterbenden Hand, kämpfend in das Grab.

Polen war ein Land, innerlich zerrissen von Parteien, welche insgesammt, eben so wie der König und der Hof, nur ihren Vortheil suchten, an das Wohl des Vaterlandes nicht dachten, wo Keiner gehorchen, Jeder nach seinem Kopfe handeln wollte, eine willkommene Beute für den, welcher es wagte, kräftig zuzugreifen, und Karl Gustav wagte das. England und Holland

---

*) Gustav Wasa, 1523—1560.

Erich XIV., 1560—1568 († 1577). | Johann III., 1568—1592. | Karl IX., 1600—1611.

Johann III.: Sigmund, K. v. Polen 1587, v. Schweden 1592—1599.
Sigmund: Wladislaw IV., König v. Polen, 1633—1648. | Joh. Casimir, König v. Polen, 1648—1668.

Karl IX.: Katharina, Gem. Pfalzgr. v. Zweibrücken. | Gustav II. Adolf, 1611—1632.
Katharina: Karl X. Gustav, 1654—1660.
Gustav II. Adolf: Christine, 1632—1654.

wollten bei aller Eifersucht auf einander doch Schweden nicht zu mächtig werden, es sich nicht zum Herrn der Ostsee aufwerfen lassen und so die Vortheile eines blühenden Handels gefährden. Dänemark versteckte seinen alten Groll unter Betheuerung des Friedens. Karl Gustav wußte, daß auf ihn selbst und auf sein Heer bei allen Unternehmungen das Meiste ankam. Er sah sehr wohl ein, wer ihn am besten würde unterstützen können. Dies war kein anderer, als der große Kurfürst von Brandenburg. Obgleich über Pommern zwischen beiden Staaten eine ziemliche Spannung eingetreten war, suchte sich der König dennoch der Mitwirkung Friedrich Wilhelm's zu versichern und begehrte die preußischen Häfen gegen ansehnliche Entschädigung auf Kosten Polens. Der Kurfürst erkannte darin eine günstige Gelegenheit, von der polnischen Lehnshoheit über Ostpreußen (Westpreußen war seit 1466 Polen einverleibt) befreit zu werden, und war nicht abgeneigt, auf Karl Gustav's Vorschläge einzugehen. Aber er wollte auch Schweden nicht zu mächtig werden lassen und argwöhnte wohl nicht mit Unrecht, daß Karl Gustav sich Kurlands, Preußens und der gesammten Ostseeküste bemächtigen wolle. Daher war sein Plan, eine Mittelmacht zwischen beiden kriegführenden Mächten zu bilden, welche sich, so viel als möglich, immer unabhängig von beiden, nach Umständen auf die eine oder die andere Seite werfen könnte, um das Gleichgewicht unter den Kämpfern und für sich die meisten Vortheile zu erhalten. Die Unterhandlungen wegen eines Bündnisses mit Schweden zerschlugen sich; andererseits suchte Johann Casimir des Kurfürsten Vermittelung nach und machte ihm zuletzt sogar Hoffnung auf das den Schweden zu entreißende Vorpommern.

Der schwedische Marschall Wittenberg zog ein Heer in Stettin zusammen, verlangte und erhielt, da es nicht verwehrt werden konnte, Durchzug durch das brandenburgische Pommern und die Neumark und drang mit 17,000 M. gegen Groß-Polen vor; in wenigen Tagen waren die Schweden in Posen, und Groß-Polen in ihrer Hand. Am 25. Juli landete Karl Gustav mit 9 Regimentern in Wolgast, am 30. August ergab sich ihm das von Johann Casimir verlassene Warschau; er drang auf Krakau. Schon vorher ergaben sich die zugleich von den Russen bedrängten Litthauer, bald darauf Masovien und Klein-Polen in Schwedens Schutz.

Der flüchtige Johann Casimir bot dem Kurfürsten für die Vertheidigung des königlichen Preußens die Aufhebung des Lehnsverbandes für das herzogliche Preußen an, mit alleinigem Vorbehalte des Rückfalls an Polen nach dem Abgange des hohenzollernschen Mannsstammes; ja um ihn noch mehr zu gewinnen, bot er ihm sogar sein damals allerdings sehr wenig bedeutendes Erbrecht auf Schweden und noch das den Schweden gehörige Livland als Lehen an.

Karl Gustav machte inzwischen reißende Fortschritte: er eroberte nicht nur das königliche Preußen bis auf Danzig, sondern drang auch in das

herzogliche Preußen vor, bedrohte Königsberg und zwang den Kurfürsten, im Vertrage zu Königsberg (17. Januar 1656) sich wegen des Herzogthums Preußen zum Vasallen der Krone Schweden in derselben Art zu bekennen, wie er es früher von der Krone Polen gewesen, die ihn jetzt verlassen, wodurch das Lehnsband aufgelöst sei. Zugleich gab ihm der König das Bisthum Ermeland als schwedisches Lehen. Er wurde jedoch verpflichtet, für Schweden 1500 M. zu stellen, den Schweden freien Durchzug und den Gebrauch der Seehäfen zu gestatten.

Mit derselben Schnelligkeit, wie das Schicksal des Kurfürsten sich sehr gegen dessen Absichten gewendet und ihn aus einem polnischen Vasallen zu einem schwedischen gemacht hatte, änderten sich auch die Verhältnisse der Polen um, welche ebenso rasch, als sie vor den Schweden die Waffen niedergelegt hatten oder geschlagen worden waren, nun die schwedische Herrschaft wieder abschüttelten. Daher mußte der Kurfürst sein Heer mit dem schwedischen vereinigen; am Zusammenfluß des Bug mit der Weichsel stieß er zum Könige Karl X.; die Verbündeten (16,000 M.) besiegten in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli 1656) das 40,000 M. starke polnische Heer und zogen in die Hauptstadt ein, während Johann Casimir nach Lublin flüchtete. Da aber das Kriegsglück sich abermals auf die Seite der Polen wandte und zugleich das auf Schweden stets eifersüchtige Dänemark mit Krieg drohte, zudem sowohl Oesterreich als Rußland sich zum Bunde mit Polen neigte, so suchte Karl Gustav den Kurfürsten um jeden Preis auf seiner Seite zu erhalten und schloß mit ihm einen neuen Vertrag zu Labiau (1656), demzufolge der Kurfürst nebst dessen männlichen Nachkommen als souverainer Herzog von Preußen und Ermeland anerkannt wurde. Dagegen verzichtete er für sich und seine Nachkommen auf das königliche Preußen. Als Karl Gustav zum dänischen Kriege nach Holstein zog, erklärte der Kurfürst, er werde nun, von den Schweden verlassen, sich von ihnen trennen und mit Polen verhandeln müssen, was der König nachgab, da er es nicht hindern konnte. Friedrich Wilhelm gab im Vertrage zu Wehlau (1657) alles, was er während des Krieges den Polen entrissen hatte, heraus, erhielt das bisher lehnbare Herzogthum Preußen als Souverain, erblich in männlicher Linie und nach deren Aussterben rückfällig an Polen.

Da die schwedischen Waffen in Holstein, Schleswig und Jütland so glücklich waren, daß sie bald die ganze Halbinsel in ihrer Gewalt hatten, so schloß der Kurfürst (10. Nov. 1657) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Dänemark gegen Schweden, um Dänemark die früher entrissenen und Brandenburg die demselben abgepreßten Provinzen zurück zu verschaffen und zugleich Pommern anzugreifen. Indessen stieg die Noth des Königs von Dänemark immer höher. Karl Gustav ging mit seinem Heere kühn über den gefrornen kleinen Belt und bemächtigte sich Fühnens; er wagte sich dann auch über

das Eis des großen Belts nach Seeland, erschien vor Kopenhagen und erzwang in wenigen Tagen den für Dänemark nachtheiligen Rothschilder (Roeskilder) Frieden (1658). Als Dänemark die Ausführung dieses Friedens verzögerte, beschloß Karl Gustav, dieses Reich völlig zu vernichten und den König vom Throne zu stoßen. Er segelte plötzlich nach Seeland und griff Kopenhagen an. Der Kurfürst, der Alles zu fürchten hatte, wenn Dänemark unterlag, spannte alle Kräfte an, um Karl Gustav's Entwürfe zu vernichten. Auch die Generalstaaten schickten eine Flotte in die Ostsee, Dänemark zu schützen. Ohne Schwierigkeit drangen die Kaiserlichen und Brandenburger in Holstein vor. Die Schweden zogen sich über die Eider zurück. Der Kurfürst ging auf Schleswig vor, dann nach Jütland. Zugleich schlug die übermächtige Flotte der Holländer die tapfere schwedische im Sunde und schloß sie bei Landskrona ein, und Karl Gustav mußte die Belagerung Kopenhagens in eine enge Einschließung verwandeln. Vergebens unterhandelte er mit seinen verbündeten Gegnern, suchte sie zu gewinnen oder durch einzelne Friedensschlüsse zu trennen. Trotz der offenbaren Eifersucht der gegen ihn vereinigten Feinde unter einander fürchteten ihn doch alle gemeinschaftlich zu sehr, um sich mit ihm zu vertragen. Frankreich allein suchte ihm jetzt Luft zu machen, um ihn gegen Österreich gebrauchen zu können. Kaum hatte es den pyrenäischen Frieden mit Spanien geschlossen, als es nicht mehr, wie bisher, nur mit Worten, sondern mit Krieg drohend, gegen den Kaiser und den Kurfürsten als Vermittler auftrat, den Abschluß des Friedens mit Schweden und (als Gewährleister des westfälischen Friedens) die nothwendige Herausgabe Pommerns verlangte und 40,000 M. in Bereitschaft setzte, um diesen Forderungen Nachdruck zu geben.

Während der Friedens-Unterhandlungen in dem Kloster Oliva bei Danzig starb Karl Gustav (6. März 1660). Sein Tod und die Minderjährigkeit seines Sohnes, Karl XI. (regierte 1660—1697), beschleunigte den Abschluß des Friedens mit Polen und dem Kurfürsten zu Oliva (3. Mai 1660), indem Johann Casimir allen Ansprüchen auf Schweden entsagte, zugleich Esthland, Oesel und den größten Theil von Livland abtrat, eben so der Kurfürst die von ihm besetzten Ortschaften in Schwedisch-Pommern herausgab; der Friede mit dem von seinen Verbündeten allein gelassenen Dänemark kam erst einen Monat später (5. Juni 1660) in Kopenhagen zum Abschluß und war im Wesentlichen eine Bestätigung des Roeskilder Friedens, wodurch Schweden Schonen gewonnen hatte.

Dieser fünfjährige Krieg hatte alle Länder der Theilnehmer und auch die des Kurfürsten, vorzüglich Preußen, ungemein erschöpft. Doch war der Kurfürst der Einzige von allen, dessen Macht wesentlichen Zuwachs erhielt. Die Befreiung Preußens von der polnischen Lehnbarkeit war für dessen weitere Entwürfe ein unermeßlicher Gewinn. Allerdings wurde diese dem äußern Anschein nach so höchst wechselvolle Politik des Kurfürsten weder

damals noch lange später richtig gewürdigt. Die Einen sahen darin unmännlichen Wankelmuth, die Andern undeutsche Arglist. Aber wurde er nicht zu seinem Verfahren gedrängt? Sollte er seine aufkeimende Macht etwa zum Dienste eines fremden Eroberers oder zur Rettung eines fast verfaulten Reiches aufopfern, um dafür desto sicherer des Einen oder des Andern Diener zu sein? Er wollte selbst einen Staat errichten, daher nicht Andern zur Gründung ihrer Macht dienen; deßhalb gebrauchte er sie, so viel er konnte, zur Gründung der seinigen.

---

59. Polens Zerrüttung.

(Nach Friedr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, und Theodor v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon von Boleslaw III. an, welcher kurz vor seinem Tode (1139) Polen unter seine vier Söhne theilte, bis zur Thronbesteigung der Jagellonen (1386) war das Reich vielfachen innern Kriegen ausgesetzt; denn es fehlte sowohl die Sicherheit der Erbfolge als die Einheit der Gesinnung, und selbst die Vereinigung Litthauens und später Westpreußens mit Polen erweiterte mehr den Umfang als die Kraft des Reiches. Beim Aussterben der Jagellonen (1572) war es noch immer der mächtigste Staat des östlichen Europa's, der sich vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere und von der Oder beinahe bis zum Don erstreckte. Aber bei diesem äußern Glanze war schon der Grund zum innern Verfalle gelegt. Nur der Adel genoß staatsbürgerliche Rechte; alle übrigen Einwohner waren entweder, wie die Bauern, Leibeigene des Adels, oder doch, wie die Bürger der Städte, von jedem Antheile an der Gesetzgebung und sogar von allen Aemtern ausgeschlossen. Der Adel erhielt nun von dem letzten Jagellonen (Sigmund August) auch das Recht, den König zu wählen und ihm eine Wahlcapitulation (pacta conventa) vorzulegen.

Während in andern Ländern die Macht der Fürsten und Könige im Wachsen begriffen war, rühmten sich die Polen, dieselbe eingeschränkt zu haben und nannten ihr Königreich vorzugsweise gern eine Republik. Sie fühlten sich geschmeichelt, daß fremde Fürsten ihren Thron suchten, und verkannten die Schmach, in ihrer eigenen Mitte keinen würdigen König zu finden. Theils glaubte man, es sei zur Vermeidung von Zwietracht unter den polnischen Großen und zur Erhaltung der Freiheit nothwendig, daß ein Ausländer die polnische Krone trage, denn der Eingeborne errege Neid, Haß und Parteiung und begünstige übermäßig seine Familie, theils freute man sich des kleinlichen Geldgewinnes, weil der Fremde genöthigt sei, viel Geld

ins Land zu bringen und so die Macht der Republik zu verstärken. So wurde denn nach dem Aussterben der Jagellonen mit Sigmund August (1572) erst der französische Prinz Heinrich von Anjou gewählt (1573), und als dieser nach wenigen Monaten heimlich in sein Vaterland zurückfloh und den Thron Frankreichs dem polnischen vorzog (s. S. 165), berief man den tapfern Fürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen (reg. 1575—1581) zur Regierung. Dann bezweckte die Erhebung des Hauses Wasa (1587) eine Vereinigung der beiden ersten Kronen des Nordens, die jedoch an der Verschiedenheit der Religion scheiterte. Im Gegentheil brachte die Regierung des Königs Sigmund III. (1587—1632) und seiner Söhne Wladislaw IV. (1632—1648) und Johann Casimir (1648—1668) für Polen im Allgemeinen eine Zeit der Verluste und Demüthigungen, insbesondere einen langwierigen Krieg mit Schweden. (Den Krieg Sigmund's III. mit Gustav II. Adolf s. S. 269.) Der kriegerische Schwedenkönig Karl X. Gustav, den Johann Casimir nicht als solchen anerkennen wollte, drang (1655), in Verbindung mit dem großen Kurfürsten von Brandenburg, von seinen deutschen Besitzungen her in Polen ein und eroberte in kurzer Zeit fast das ganze Land auf dem linken Ufer der Weichsel; Johann Casimir mußte, ohne Widerstand leisten zu können, nach Krakau, und nachdem diese alte Hauptstadt des Reiches von den Schweden eingenommen wurde, außer Landes nach Schlesien fliehen. Zwar kehrte er im nächsten Jahre, von Oesterreich unterstützt, von tatarischen Hülfstruppen umgeben, nach Polen zurück, aber nur um unter den Mauern von Warschau eine vollständige Niederlage zu erleiden (vgl. S. 354). Da Karl Gustav erkannte, daß er als Protestant und von Schweden aus unmöglich Polen behaupten könne, so beschäftigte ihn der Gedanke einer Theilung Polens mit Oesterreich und Brandenburg, und seitdem ist dieser Gedanke immer wieder von Neuem hervorgetreten; denn es schien unzweifelhaft, daß die Nachbarstaaten das durch eigene Schuld wehrlos gewordene Polen als herrenloses Gebiet ohne Widerstand unter sich theilen konnten, sobald sie unter einander einig waren. Diesmal wurde Polen gerettet, aber am wenigsten durch eigene That. Kaiser Leopold I., der das Aufstreben derjenigen protestantischen Mächte, die im deutschen Reiche Einfluß üben konnten, zu hemmen suchte, bewog den Zaren Alexei, einen Waffenstillstand mit Polen zu schließen und seine Waffen gegen Schweden zu wenden. Im Frieden zu Oliva (1660) entsagte Johann Casimir seinen Ansprüchen auf die schwedische Krone und Polen den seinigen auf Livland und Esthland. Schon von dem Waffenstillstande an hatte der Zar Alexei den Krieg mit Polen erneuert, aber seine Heere wurden wiederholt besiegt; da jedoch der innere Hader (diesmal wegen der Wahl eines Thronfolgers) nicht ruhte und ein Krieg mit den Türken drohte, so mußte man mit Rußland einen keineswegs vortheilhaften Frieden schließen. Die unter dem ersten Wasa gegen Rußland gemachten Eroberungen (Smolensk, Severien und ein Theil der Ukraine)

gingen unter dem letzten Wasa (durch den Frieden von Andrussow bei Smolensk 1667) wieder verloren.

Schlimmer noch als diese äußern Verluste war das Zunehmen der Anarchie im Innern. Es gab in Polen eigentlich keine Regierung, da die königliche Würde, der es schon längst an aller Macht gefehlt hatte, immer mehr zu einem leeren Titel zusammenschrumpfte und der Reichstag, der aus den (geistlichen und weltlichen) Senatoren und den (von allen wenigstens 18 Jahre alten Edelleuten gewählten) Landboten bestand und alle Macht in sich concentrirte, seine Wirksamkeit ebenfalls gelähmt sah, seitdem (1652) bei ihm das liberum veto eingeführt war, demzufolge es jedem einzelnen Senator oder Landboten gestattet war, durch seine einzige widersprechende Stimme jeden Beschluß des Reichstages unmöglich zu machen. Und zwar geschah diese Einführung keineswegs in irgend einer regelmäßigen Form überlegter Gesetzgebung. Es war bei den Abstimmungen auf den polnischen Reichstagen immer lärmend und tumultuarisch zugegangen; die Stimmen sind nie eigentlich gezählt worden; der gewöhnliche Hergang war, daß die Mehrzahl die widersprechende Minderzahl durch lautes Geschrei und offene Gewalt zum Schweigen brachte; blutige Scenen waren vorgekommen; mehr als ein Reichstag hatte sich in Zwist und Hader aufgelöſ't. Damals rief, als die Mittel das Land gegen Kosacken und Tataren zu vertheidigen, berathen wurden, ein unbedeutender litthauischer Landbote in den Saal hinein: „ich erlaub' es nicht" — das berühmte nie pozwolam — und entzog sich durch die Flucht der Zustimmung, die erzwungen zu werden pflegte. Gleichgesinnte, die ihn als Werkzeug vorgeschoben hatten, behaupteten nun, da er nicht zur Stelle und seine Zustimmung nicht zu erlangen sei, so könne kein gültiger Beschluß gefaßt werden und es wurde angenommen, daß es von jeher in Polen Gesetz gewesen sei, ein Reichstagsbeschluß könne nicht anders als mit Stimmeneinheit gefaßt werden. Auf diese Weise sind binnen 110 Jahren, in welchem Zeitraume 55 Reichstage zu halten waren, 48 zerrissen worden, so daß alle Gesetzgebung aufhörte und jede wirkliche Regierung des Landes unmöglich wurde. Außerdem hatten die Edelleute auch noch das Recht, bei politischen Streitigkeiten Conföderationen zu bilden und ganze Heere gegen einander aufzustellen, damit durch die Gewalt entschieden werde, welche Partei Recht haben solle. Bei diesen Conföderationen galt nicht das liberum veto, sondern Stimmenmehrheit. Wenn durch solche Conföderationen und Gegen-Conföderationen die Anarchie allzu groß ward, so half man sich durch eine Art von militärischer Dictatur. Es ward nämlich eine allgemeine Verbindung oder eine sogenannte General-Conföderation gebildet, durch welche die Regierung gewissermaßen suspendirt und alle Gewalt an das Haupt der General-Conföderation übertragen wurde. Alle Behörden, sogar der Senat und der König selbst, waren einer solchen allgemeinen Verbindung des Adels unterworfen, und jeder Edelmann, der sich nicht an sie anschloß, entsagte dadurch seinen Vorrechten.

In einem Lande, in welchem der Adel allein für die Nation galt, die ganze Masse der Bevölkerung aber aus rechtlosen Knechten bestand, die als Sachen betrachtet und behandelt wurden, konnte sich kein Mittelstand bilden, dessen der moderne Staat bedarf. Um den fehlenden Mittelstand einigermaßen zu ersetzen, hatte schon König Casimir den Juden solche Vorrechte verliehen, daß sie in Polen wenigstens viel günstiger gestellt waren, als in jedem andern Lande. Allein das war ein schlechter Ersatz, selbst in gewerblicher Hinsicht, da ihre auf Gewinn gerichtete, rührige Geschäftigkeit niemals eine producirende Gewerbthätigkeit wurde, niemals das Land, nur sie selbst auf Kosten des Landes bereicherte. Noch weit weniger konnten sie den edelsten Beruf des Mittelstandes erfüllen, Hüter des Rechts und Pfleger der Wissenschaft zu sein in einem Lande, dem sie, durch Nationalität, Religion und Sitte gesondert, fremd — ja ein Volk für sich blieben. Ein neues Element schien dem unglücklichen Lande eine bessere Zukunft zu bereiten, als um die Mitte des 16. Jahrhdrts. die Reformation eine unerwartet günstige Aufnahme und namhaften Anhang in Polen fand. Ein sog. Convocations-Reichstag (der bei Erledigung des Thrones zusammenberufen wurde, um den Wahlreichstag vorzubereiten) beschloß (1573), daß Niemand der Religion wegen beleidigt oder verletzt werden sollte, und die Eingangsformel dieses Gesetzes war fast noch bedeutungsvoller als der Inhalt. „Wir, in Beziehung auf Religion verschiedener Ueberzeugung (nos, de religione dissidentes), haben beschlossen“ u. s. w. Auf diese Weise wurde die verhängnißvolle Benennung „Dissidenten“ in die officielle Sprache Polens eingeführt. Der Ausdruck umfaßte ursprünglich alle Religionsparteien in gleicher Weise; eine jede war dissentirend in Bezug auf die übrigen.

Schon aber hatten sich auch die Jesuiten in Polen eingefunden; der neue Aufschwung der lateinischen Kirche unter Papst Paul IV. und seinen nächsten Nachfolgern feierte hier einen seiner vollständigsten Triumphe. Mit dem größten Eifer wurde die reformirte Religion und Kirche auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens bekämpft, wie in den über das ganze Land verbreiteten Jesuiten-Collegien und auf der von den Jesuiten (1570) gegründeten und geleiteten Universität Wilna. Die Erziehung des gesammten katholischen Adels — insofern er überhaupt eine Erziehung erhielt — fiel den Jüngern Loyola's anheim. Der päpstliche Nuncius hatte von allen fremden Gesandten allein das Recht, persönlich mit dem Könige zu verkehren, der sowohl die Bisthümer als die weltlichen Aemter und Würden zu vergeben hatte.

Als nun der von seiner Mutter im protestantischen Lande katholisch erzogene Sigmund III., ein Enkel Gustav Wasa's von Schweden, auf den polnischen Thron berufen war (vgl. S. 357), wurden die Pfarrkirchen überall den Protestanten genommen und der katholischen Kirche zurückgegeben, Aemter und Würden und der damit verbundene Sitz im Senate ausschließlich Katholiken verliehen. Die Besorgniß, sich vom Senate, ja, von allen öffentlichen

Aemtern ausgeschlossen zu sehen, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der protestantische Adel sich größtentheils wieder der katholischen Kirche zuwendete. Die Benennung „Dissidenten" wurde nun auf die sog. Akatholiken (Griechen und Reformirte) beschränkt und bezeichnete in diesem Sinne die Abtrünnigen, die der „Kirche" untreu geworden. Diese wurden nun auch unfähig erklärt, Landboten zu werden, somit jedes Antheils an der Regierung des Landes beraubt.

Das vollgültigste Zeugniß von der Unerfreulichkeit der polnischen Königswürde war, daß nach der freiwilligen Abdankung Johann Casimir's, des letzten Prinzen aus dem Hause Gustav Wasa's, der ohne Erben blieb, obgleich eine Dispensation des Papstes ihm (dem Cardinal und früheren Jesuiten) zu heirathen gestattete, vom Reichstage beschlossen wurde, es solle künftig keinem Könige gestattet sein, seiner Würde zu entsagen, und daß sein Nachfolger Michael Wisniowieczki (regierte von 1669—1673) — der erste einheimische König seit dem Wahlreiche — über seine Erwählung in Thränen ausbrach! Als er nach einer nur 4jährigen Regierung der Absetzung durch einen frühzeitigen Tod entgangen war, traten die bei seiner Wahl übergangenen fremden Thronbewerber (Prinz von Condé, so wie die Herzoge von Neuburg und von Lothringen) von Neuem hervor, und die früheren Vertheidiger der Erhebung eines Fremden behaupteten, ihre Ansicht sei durch die schlechte Regierung des verstorbenen einheimischen Königs nochmals bestätigt und besser begründet als je zuvor. Diese scheinbare Bestätigung ruhte aber meist auf der geringen Persönlichkeit Wisniowieczki's, während der neue polnische Thronbewerber, der Kronfeldherr Johann Sobieski, ein Mann war, dessen Eigenschaften alle Empfehlungen der fremden Bewerber weit überwogen. Er war sorgfältig erzogen, mehrerer Sprachen kundig, durch Reisen gebildet, treu in der Freundschaft, trotz aller Heftigkeit seiner Natur umgänglich und leutselig, beim Rechtsprechen streng ohne Grausamkeit, endlich (was in der Lage des Freistaates von höchster Wichtigkeit war) tapfer im Kriege, ja, ein Feldherr, wie ihn Polen seit langer Zeit nicht gesehen hatte. So ward er (eine seltene Ausnahme) am 21. Mai 1674 auf den Thron erhoben, weil er es verdiente.

Als Oesterreich und Polen von den Türken gleichmäßig bedroht wurden, schloß Sobieski ein Bündniß mit Kaiser Leopold I. und verstärkte mit 20,000 Polen das deutsche Heer, welches (1683) den Entsatz von Wien ausführte (s. S. 310). Aber Sieg und Ruhm trugen nicht dazu bei, die innern Angelegenheiten Polens zu verbessern. Man klagte über den Einfluß der wandelbaren, heftigen Königin und ihrer Kammerfrauen, über die schlechte Verwaltung, über den Geiz des Königs; die Reichstage wurden wiederholt zerrissen, auf den Landtagen kam es zu Schimpfworten, Ohrfeigen, Blutvergießen, in den Zimmern der Königin zu einem Zweikampfe. Der König dachte schon daran, abzudanken, als er, vom Schlage getroffen, am 17. Juni 1696 starb.

Schon auf dem Reichstage von 1661 sagte König Johann Casimir: „Unsere inneren Unruhen und Zwistigkeiten können einen Krieg herbeiführen und der Freistaat eine Beute der benachbarten Mächte werden. Der Moskowiter (gebe Gott, daß ich ein falscher Prophet sei!) wird Litthauen, der Brandenburger Großpolen und Preußen, der Oesterreicher Krakau nebst Zubehör nehmen.“ Daß diese Möglichkeit damals nicht verborgen blieb, zeigt ein Vertrag, welchen Ludwig XIV. im J. 1667 mit Schweden abschloß, um eine Theilung Polens zwischen Rußland, Oesterreich und Brandenburg nach dem Tode König Johann Casimir's zu verhindern.

Eine rasche und einige Königswahl wäre ohne Zweifel für Polen das Heilsamste gewesen, allein unzählige Gründe trafen zusammen, sie zu verzögern. Gegenseitige Eifersucht der Familien des hohen Adels und die unglückliche Vorliebe der Witwe Johann Sobieski's für ihren zweiten Sohn hinderten, daß ein Eingeborner zum Throne berufen wurde; die Habsucht öffnete Hunderte von Händen der Bestechung Seitens zwei ausländischer Thronbewerber, des französischen Prinzen Conti und des Kurfürsten August des Starken von Sachsen. Letzterer trat deßhalb in Baden bei Wien zur katholischen Kirche über und siegte über seinen Mitbewerber, der schon zum Könige ausgerufen war, durch Spendung ungeheurer Summen. Schon damals sollen die Polen geäußert haben, sie könnten Könige genug haben, ohne nur für irgend einen ihr Blut zu vergießen. Der Rücktritt Conti's, der bei seiner Landung in Danzig keineswegs die gehoffte Unterstützung fand, stellte die Ruhe und Einigkeit nicht her. Zwar erhielt Polen im Frieden zu Carlowitz (1699) durch Oesterreichs Fürsprache und Mitwirkung Podolien und die Ukraine von den Türken zurück. Aber in diesem Augenblick, wo, nach langer dunkler Nacht, für Polen eine Morgenröthe besserer Zeiten aufzugehen schien und eine Möglichkeit dargeboten war, für die ganz vernachlässigte innere Entwicklung heilbringend zu wirken, hatte sich König August bereits zu unverständigen Krieges- und Eroberungsplanen verlocken lassen (s. Nr. 65), welche den ganzen Norden in langes Elend stürzten und die alten Gebrechen Polens so erhöhten, daß seitdem eine völlige Heilung unmöglich, und der Untergang mehr durch Zufälle und das Einschreiten Rußlands und Oesterreichs als durch innere Lebenskraft aufgehalten ward. Mit dem zunehmenden Einflusse Rußlands sank die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Republik im 18. Jahrhdrte. immer tiefer. Nicht der endliche Untergang des Reiches muß uns Wunder nehmen, sondern der Umstand, daß sich sein Schicksal erst 200 Jahre nach dem Aussterben der Jagellonen und der Errichtung des Wahlreiches vollendete.

60. Rußland. Peter's des Großen Jugendjahre.

(Nach Theodor von Bernhardi, Geschichte Rußlands, und Wilhelm Wachsmuth, Historische Darstellungen aus der Geschichte der Neuzeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

a. Die letzten Zare aus dem Hause Rurik.

Unter den letzten Fürsten aus dem Hause Rurik erlebte Rußland noch eine ruhmreiche Periode. Iwan II. der Schreckliche (1533—1585), welcher sich zum Zaren von ganz Rußland krönen ließ, indem er diesen, asiatischen Verhältnissen entlehnten Titel zur amtlichen Bezeichnung des Herrschers in Rußland machte, erweiterte noch die Grenzen des Reiches durch wichtige Eroberungen. Das Tataren-Reich Kasan unterlag durch innere Zerrüttung den Waffen der Russen (1552); durch die bald (1557) folgende Unterwerfung von Astrachan erreichte Rußland das Caspische Meer, und diese Eroberungen machten einen weit reichenden Eindruck auf die Völker des Orients. Die caucasischen Bergvölker stellten sich freiwillig unter die Oberhoheit Rußlands; die tatarischen Chane, die in Sibirien herrschten, erboten sich, Tribut zu zahlen. Mit der äußern Bedeutung des Staates wuchs auch im Innern das Verlangen nach weiterer Entwickelung. Das Streben, sich, wenn auch nicht die Gesittung und Bildung der westlichen Culturländer, doch deren nützliche Künste anzueignen, das sich schon unter den vorhergehenden Regierungen gezeigt hatte, trat im Laufe der Zeit umfassender und energischer hervor. Hätte Peter der Große anderthalb Jahrhunderte später nicht diese allmählich entwickelten Keime vorgefunden, so wäre wohl, trotz seiner Energie und mächtigen Begabung, all sein Streben ein vergebliches geblieben. Diese Bewegung rief aber sofort auch ein gerade entgegengesetztes Streben hervor, ein leidenschaftliches Festhalten an dem Einheimischen, Hergebrachten, einen blinden Haß gegen alles Fremde — ein Gegensatz, der sich in Rußland energischer und nachhaltiger erwies, als irgendwo sonst, ein Culturkampf, der bis auf die neueste Zeit den eigentlichen Inhalt der russischen Geschichte bildet. Denn alle revolutionären Bestrebungen in Rußland treten stets in Verbindung mit einem leidenschaftlichen Fremdenhaß. Iwan selbst scheint, trotz des Mangels an eigener Bildung, eingesehen zu haben, daß die nützlichen Künste der europäischen Civilisation ein gewaltiges Mittel der Macht sowohl im Kriege als im Frieden seien. Daher zog er nicht nur Einzelne heran, besonders Deutsche (Aerzte, Apotheker, Baumeister, Bergwerksverständige, Waffenschmiede u. s. w.), sogar einige Theologen und Rechtsgelehrte, welche die jungen Russen unterrichten sollten (namentlich in „guten Sitten"), sondern trug auch Sorge, in jedem Vertrage mit auswärtigen Mächten die Bestimmung einzuschalten, daß den Fremden, die nach Rußland ziehen wollten, keine Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten. So wanderten

denn fremde, vorzugsweise deutsche Gewerbsleute in bedeutender Zahl nach Rußland. Das fast zufällige Ereigniß, daß ein englisches Geschwader (1553) den Seeweg nach dem Weißen Meere, nach dem heutigen Archangel fand, gab Veranlassung zur Anknüpfung erwünschter unmittelbarer Handelsverbindungen mit England. Auch im Innern des Reiches suchten der Zar und seine Rathgeber allenthalben bessere Zustände zu schaffen oder wenigstens vorzubereiten. Da man wohl einsah, daß mit einem ungeregelten Aufgebot des kleinen Adels und seiner Hintersassen im Kriege wenig auszurichten sei, so war Iwan darauf bedacht, ein stehendes Heer zu errichten, die Strelitzen (Schützen), ein Corps (von 12,000, später 40,000 M.), das im Laufe der Zeiten den Janitscharen in mehr als einer Beziehung nur zu ähnlich wurde, einstweilen aber gute Dienste leistete. Auch ließ er (1550) ein neues „Gerichtsbuch" (mehr eine Proceß-Ordnung als ein Gesetzbuch) veröffentlichen, welches besonders Strafbestimmungen gegen die Bestechlichkeit und Willkür der Richter und die merkwürdige Verfügung enthält, daß überall „Aelteste" und „Geschworne" im Gericht sitzen sollen. An der Spitze der Gegner aller dieser reformirenden Bestrebungen stand natürlich die Geistlichkeit der russischen Kirche, welche selbst nur einen sehr untergeordneten Standpunkt der Bildung einnahm, besonders seit der allgemeinen Verwilderung des russischen Volkes unter der Tataren-Herrschaft, und welche sich und ihre Kirche in doppelter Weise bedroht sah, von Außen durch das Herandrängen der lateinischen Kirche, im Innern durch einen nach Reformen verlangenden Geist, der sich wenigstens vereinzelt auch in der russischen Kirche bei ihrer tiefen Verkommenheit regte.

Die zweite Hälfte von Iwan's langer Regierung war eine solche Schreckenszeit, daß man sie für das sinnlose Wüthen eines Irren halten müßte, wenn man nicht sähe, daß er bei alledem fähig war, in seiner auswärtigen Politik bestimmte Ziele zu verfolgen. Viele, ja die meisten der Greuelthaten, welche Rußland, erstarrt vor Schrecken, ein Viertel-Jahrhundert geduldig ertrug, hatten gar keinen Grund als die rohe Freude an der Unthat selbst. Der Zar kündigte im Allgemeinen an, daß er nun die Verräthereien bestrafen wolle, die zur Zeit seiner Kindheit begangen worden seien — und daraufhin wurden ganze Familien der Fürsten und Bojaren mit raffinirter Grausamkeit hingerichtet, andere in Klöster gesperrt und ihres Vermögens beraubt, ohne daß dafür auch nur ein Grund oder ein Vorwand angeführt worden wäre. Ganze Städte wurden verwüstet; insbesondere genügte die Aussage eines Landstreichers, daß Nowgorod mit Polen unterhandle, um den Zaren zu einem Heereszuge dorthin zu bewegen (1569). Die einst berühmte Stadt wurde geplündert, zum Theil zerstört und viele Tausende ihrer Bewohner in qualvoller Weise gemordet. Unterwegs war Twer mit Plünderung und vieltausendfachem Mord heimgesucht worden, ohne daß es dafür auch nur einen Vorwand gegeben hätte, und, nach Moskau zurückgekehrt, wüthete

Iwan Jahre lang fort in Blut und Graus, den Genuß des Lebens in rohen Possen und in sinnlichen Ausschweifungen der brutalsten Art suchend. Und während er sein Reich im Innern verwüstete, erschöpfte er es auch noch durch auswärtige Kriege (um die Ostseeprovinzen), die keineswegs besonders glücklich geführt wurden. Livland mußte an Polen abgetreten werden, und was die Russen in Esthland gewonnen hatten, sammt einer Reihe fester Plätze in Ingermannland eroberten und behielten die Schweden.

Als Iwan der Schreckliche im 55. Jahre seines Alters starb, wie viele, ja die meisten seiner Vorfahren, im letzten Augenblick zum Mönch eingekleidet, folgte ihm, da die beiden ältesten Söhne schon todt waren, sein dritter Sohn Feodor (1585—1598), der letzte aus dem Hause der Fürsten von Moskau, körperlich sehr schwach und von noch schwächerem Geiste. Er überließ die Regierung dem Bruder seiner Gemahlin, Boris Godunow, und brachte seine Zeit theils mit kirchlichen Ceremonieen, theils mit sinnlosen Possen zu. Rußland erhielt nach einem neuen Kriege mit Schweden die früher verlornen festen Plätze in Ingermannland zurück und einen Küstenstrich am Finnischen Meerbusen, den man aber zur Zeit nicht zu benutzen wußte. Die Tatarenhorden aus der Krim verwüsteten wiederholt die südlichen Landstriche und drangen noch einmal bis an die Mauern Moskaus vor, welches sie schon einmal unter der vorigen Regierung (1571) niedergebrannt hatten; der Friede mit ihnen mußte durch jährliche „Geschenke“ (in Geld und kostbaren Pelzwerken) erkauft werden.

Feodor ernannte bei seinem Tode (1598) seine Gemahlin zu seiner Nachfolgerin, aber eine in eigenem Namen regierende Zarin war in Rußland bis dahin unerhört. Auch entsagte sie bald der Krone und nahm in einem Kloster den Schleier. Ihr Bruder Boris Godunow ließ sich nun von einer Art Reichsversammlung (Bojaren, Bischöfen, Kaufleuten) bewegen, die Regierung zu übernehmen oder vielmehr fortzuführen. Er ergab sich „in den Willen Gottes“ und ließ sich mit mehr als gewöhnlicher Pracht in Moskau krönen. Da er mit größerem Eifer als einer der früheren Zare der europäischen Civilisation Bahn zu brechen suchte, den auswärtigen Handel mit England und den Hanseaten begünstigte, Gelehrte aus den Culturstaaten in sein Reich rief und in Moskau eine Universität nach europäischem Muster gründen wollte, so fand er an der (übrigens vielfach begünstigten) Geistlichkeit und der altrussischen Partei die entschiedensten Gegner. Dazu kam noch eine entsetzliche Hungersnoth, welche Rußland drei Jahre hindurch verwüstete und die allgemeine Unzufriedenheit steigerte. Diese überreizte Stimmung benutzte nun ein Betrüger, um sich für Iwan's II. jüngsten Sohn Dmitry auszugeben, den Boris als ihm auf dem Wege zum Throne hinderlich bereits 1591 hatte ermorden lassen. Dieser vorgebliche letzte Sprößling des moskauischen Fürstenhauses behauptete, er sei damals gerettet und der Sohn eines Popen an seiner Stelle ermordet worden. Ein seltsamer Taumel schien

ganz Rußland ergriffen zu haben: Schaaren von Landleuten und Bojarenkindern schlossen sich den Fahnen des (polnischen) Abenteurers an und viele Städte öffneten ihm die Thore. Boris starb plötzlich ohne Krankheit (13. April 1605); das Volk sah in seinem plötzlichen Tode eine Strafe Gottes und glaubte um so fester, daß der Abenteurer, der so kühn heranzog, der echte Zarewitsch sei. Dessen Einzug in Moskau war der glänzendste, den Rußland je gesehen hatte. Da aber der Pole Dmitry nicht allein bemüht war, wie Boris, Rußland europäischer Sitte und Civilisation entgegen zu führen, sondern insbesondere polnische Sitten und Lebensformen den Russen einzuimpfen, was kaum ein Gewinn war, wenn es es gelang, dagegen die nationale Sitte mit Spott und Hohn behandelte, so entstand schon wenige Monate nach seiner Krönung eine Verschwörung russischer Großen gegen ihn. Von Fürsten und Bojaren geführt, erstürmte die Menge den Kreml, Dmitry ward ermordet und die übermüthigen Polen, welche seine polnische Gemahlin mit an den Hof gebracht hatte, von der wilden Rache der Russen verfolgt (1606). Die Anarchie dauerte noch fort bis zum J. 1613, da mehrere Abenteurer noch immer den Namen Dmitry's zu mißbrauchen suchten und die Wahl eines polnischen Prinzen (des ältesten Sohnes Königs Sigmund) einen Krieg mit Polen veranlaßte.

b. Die ersten Zare aus dem Hause Romanow.

Eine Versammlung von Bojaren, geistlichen Würdenträgern und Abgeordneten der Städte, die sich den „Landesrath" nannte, wählte am 21. Febr. einen harmlosen 17jährigen Jüngling, Michael Fedrowitsch Romanow (1613—1645), zum Zaren. Sein Vater soll ein Vetter des letzten Zaren aus dem alten Hause gewesen sein, doch siegte er nicht deßhalb über seine Nebenbuhler, sondern weil er ganz außerhalb aller Parteien stand. Da es in Rußland kein geregeltes Erbrecht gab, so konnte eine solche Verwandtschaft nicht für entscheidend gelten. Der Vater des jungen unerfahrenen Zaren, Philaret, von seinem Sohne zum Patriarchen ernannt, nahm die Stellung eines Mitregenten an, in welcher er sich 13 Jahre lang, bis an sein Ende (1634), behauptete, so daß Rußland neben seinem weltlichen auch einen geistlichen Herrscher zu haben schien. In auswärtigen Kriegen war diese Regierung nicht glücklich, an Schweden mußte im „ewigen" Frieden zu Stolbowa (1617) Karelien und ganz Ingermannland, an Polen dafür, daß Prinz Wladislaw seinen Ansprüchen entsagte, Smolensk nebst Gebiet abgetreten werden.

Glücklicher war sein Sohn Alexei (1645—1676), der, kaum 16 Jahre alt, dem Vater auf dem Throne folgte. In dem erneuerten Kriege mit Polen fielen Smolensk, Mohilew, Polotzk, Witepsk und ganz Weiß-Rußland im ersten Feldzuge (1654) in die Hände der Russen, die im folgenden Jahre (1655) auch das ganze eigentliche Litthauen eroberten und selbst bis Lublin

im Kronlande Polens vordrangen. Dagegen blieb ein Krieg mit Schweden ohne allen Gewinn, indem die gemachten Eroberungen im Frieden (zu Kardis, 1661) zurückgegeben wurden. In einem zweiten Kriege mit Polen wurden die russischen Heere wiederholt besiegt, aber da den Polen ein Krieg mit der Türkei drohte, so mußten sie mit Rußland einen ungünstigen Frieden zu Andrussow (1667) schließen, nach welchem sie Weiß-Rußland sammt dem polnischen Livland zurückerhielten, dagegen den ganzen, auf dem linken Ufer des Dniepr gelegenen Theil der Ukraine den Russen lassen mußten, die selbst auf dem rechten Ufer des Stromes Kiew, die alte Hauptstadt ihres Reiches, behielten und jetzt schon eine einflußreiche Stellung unter den europäischen Mächten einnahmen. Dieser Krieg war aber für Rußland noch von großer Bedeutung durch die Verbesserung der Heeresmacht. Um, neben dem Landes-Aufgebot (dem kleinen Adel) und den im Felde unbrauchbaren, aber im Innern unter Umständen sehr gefährlichen Strelitzen (bei denen eine Menge nichts weniger als kriegerischer Leute eingetreten war, um ihre Vorrechte zu genießen), eine europäisch disciplinirte Armee zu haben, mußte Alexei eine Menge fremder Officiere in seine Dienste ziehen, durch welche dann mehrere Regimenter Einheimischer gebildet wurden, die fortan den festen Kern der großen Heeresmasse ausmachten. So war die bald folgende Umgestaltung des Reiches durch Peter den Großen auch von dieser Seite wenigstens vorbereitet.

Eine weitere Verbesserung des Kriegswesens erfolgte unter der kurzen Regierung seines ältesten Sohnes und Nachfolgers Feodor (1676—1682), indem dieser durch eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Beamten den Dienstrang der Familien in der Armee aufheben und beschließen ließ, daß fortan ein Jeder ohne Dienstrang-Vorrecht dienen sollte, wie und wo der Zar befehle. Durch diesen klugen und kühnen Staatsstreich hatte er die einzige Schranke beseitigt, welche die fast unumschränkte Macht des Landesfürsten begrenzte. Je mehr die Reformen nicht mehr auf Einzelheiten beschränkt erschienen, sondern das ganze Leben zu umfassen drohten, desto mehr sehnte sich die eigenthümliche Dienst-Aristokratie der Bojaren zurück nach den alten Zuständen, in denen ihr alle bedeutenden Stellungen gesichert waren, ohne daß sie sich deßhalb vielen Wissens oder feiner Sitte zu befleißigen brauchte. Sie strebte nach Regierungsformen, welche die ganz unbedingt gewordene Selbstherrschaft des Zaren in mehr oder weniger aristokratischer Weise beschränken sollten. So zieht sich durch das nächste Jahrhundert bis fast auf die Gegenwart eine beinahe ununterbrochene Kette von Adelsverschwörungen durch die russische Geschichte, deren gemeinsames Element der Haß des Altrussenthums gegen die Fremden und die fremde Civilisation bleibt.

Nach dem Tode Feodor's, der, kaum 21 J. alt, kinderlos starb, hatte dessen 16jähriger Bruder Iwan das nächste Recht zur Erbfolge. Aber stotternd und fast blind, wie dieser war, erschien er dem Adel der Bojaren als

untauglich zur Regierung; sie beriethen daher, ob nicht Iwan's jüngerem Bruder, Peter, einem 10jährigen Knaben (geb. 1672), aus Alexei's zweiter Ehe, der Thron gebühre, und der schwachköpfige Iwan, darum befragt, entsagte gern zu Gunsten seines Bruders. Nun aber trat eine dritte Person ins Spiel, Sophia, die erwachsene Schwester der beiden Thronerben, überaus herrschsüchtiger Sinnesart und um so lüsterner nach der höchsten Gewalt, da sie Peter's edle Mutter, Natalia Narischkin (die Tochter eines Strelitzen-Officiers), in Verdacht hatte, die Bojaren für Peter gewonnen zu haben. Sophia, klug und entschlossen, wiegelte die Strelitzen auf, und diese zuchtlose Rotte tobte vier Tage lang, vom 15. bis 18. Mai 1682, mit blutgierigem Frevelmuthe in Moskau; 67 vom Geschlechte der Narischkin und dessen Anhange wurden ermordet, Iwan zum Mitregenten Peter's und Sophia zur Reichsverweserin ausgerufen. Die beiden jungen Prinzen wurden zu gleicher Zeit und neben einander gekrönt. Aber die kaum 20jährige Fürstin strebte selbst nach der höchsten Gewalt und erkannte die Nothwendigkeit, ihren Stiefbruder Peter zu beseitigen, wollte sie nicht früher oder später dessen Rache verfallen. Nach zwei Jahren brach ein neuer Aufruhr der Strelitzen aus (1683); dieser war gegen Sophia selbst gerichtet, weil sie den bei den Strelitzen angesehenen Fürsten Chawanski, der die herrschende Kirche stürzen wollte, und dessen Sohn hatte hinrichten lassen. Auch Peter kam dabei in Lebensgefahr; sie waren entschlossen, ihn zu tödten, aber der, der das Messer gezogen hatte, scheute sich doch, den Mord in der Kirche zu vollbringen; dies gab Frist, Peter zu retten. Die Strelitzen unterwarfen sich und lieferten sogar 30 der Rädelsführer zur Hinrichtung aus. Sophia herrschte fort und wurde so sicher, daß sie auf die rasche Entwicklung der Anlagen Peter's wenig achtete.

Peter fand zwei Lehrer, in denen Rußland Väter seiner Gesittung zu ehren hat. Der eine, ein Deutscher aus Straßburg, Franz Timmermann, Officier bei dem russischen Geschützwesen, ward von Peter liebgewonnen, als dieser seine große Geschicklichkeit beim Abfeuern des Geschützes bemerkte, und darauf dessen Lehrer in der Feldmessungs- und Befestigungskunst. Der andere war Lefort, aus Genf, ein Abenteurer von viel Lebenslust und Lebensgeschick, er unterrichtete ihn in der Taktik. Als dritter verdient neben diesen beiden der Schotte Gordon genannt zu werden. Preobraschensk bei Moskau war des jungen Zaren gewöhnlicher Aufenthalt, und hier wurde unter Anleitung jener beiden Fremden, namentlich Lefort's, zu seinem Zeitvertreib eine Anzahl junger Russen in Waffen geübt, Schanzen erbaut und Kriegsspiel getrieben, mit größerem Ernst, sowie Fertigkeit, Alter und Zahl der soldatischen Spielkameradschaft wuchs. Unter diesen Spielgenossen war auch Menzikof, nach der (bestrittenen) Sage eines Bauern Sohn, in der Stadt Herumträger von Piroggen, einer Art von Pasteten, freundlich und geschmeidig, rasch und bestimmt im Reden, von Lefort zuerst hervorgezogen

und empfohlen, seit 1689 dem Zaren besonders lieb und werth und nach Lefort's Tode an dessen Stelle Peter's Günstling.

So vergingen sieben Jahre der Regentschaft Sophia's; Peter war Jüngling geworden, von ansehnlichem, ja fast athletischem Bau und ungemeinen Leibeskräften. In dem Gesichte des Zaren war außer der Gutmüthigkeit ein Ausdruck von furchterregender Rohheit abgeprägt. Seine Gemüthsart war zu ungestümen Aufwallungen und Ausbrüchen des Affectes leicht bewegt; Lefort war des Jünglings Begleiter oder auch wohl Führer zu nächtlichen Bacchanalien; der Macht des Branntweins war Peter bis zur Selbstentwürdigung unterworfen. Seine Mutter Natalia hatte mit ihm die sanfte und geistreiche Fürstin Eudoxia Lapuchin vermählt und von deren lieblichem Sinne und Verkehr Milderung der Leidenschaftlichkeit ihres Sohnes erwartet; aber diese vermochte nicht, den gewaltsamen Drang der unbändigen Natur durch die Regel der Sitte zu binden. Bald nach Peter's Vermählung folgte der Umsturz von Sophiens Herrschaft. Bei einem feierlichen Aufzuge wollte sie als Regentin erscheinen, Peter aber ihr das nicht zugestehen: sie schieden grollend von einander; Sophia zettelte eine Verschwörung an, wobei sie das Altrussenthum zu Hülfe nahm, das sie als bedroht durch den neuernden jungen Fürsten darstellte, der deutsche Sitte einführe und dem wahren Glauben zuwiderhandle. Peter wurde von zwei Unbekannten gewarnt und bot die von ausländischen Officieren befehligten Regimenter auf. Sophia ward in ein Kloster verwiesen, das sie selbst in der Nähe von Moskau gestiftet hatte. Peter bestieg als Selbstherrscher den Thron der Zare (reg. 1689—1725). Seinem Bruder Iwan blieb bis an sein Ende (1697) die Zarenwürde, die Ehre der Mitregierung. Das hatte kein Bedenken. Eine neue Zeit sollte beginnen, doch nicht ohne weitere Kämpfe, denn noch war das alte Rußland nicht besiegt.

Gewerbe, Flotte, Kriegsheer ward die Losung für Peter's schöpferische Thätigkeit; in Allem lernte er von den Anfängen an, um Andere zu lehren; in dieser Art, zu bilden und zu schaffen, hat er seines Gleichen unter den europäischen Fürsten nicht. Im J. 1693 ward ihm der unvergleichliche Genuß, mit einer der neugebauten Yachten von Archangel aus das Weiße Meer zu befahren. Dies war die Vorbereitung zum lebhafteren Handelsverkehr mit dem gesitteten Europa. Zur Uebung seines neugestalteten Kriegsheeres und zur Gewinnung eines Küstenplatzes am Schwarzen Meere nahm er Theil an dem großen Türkenkriege, den Kaiser Leopold seit dem Jahre 1682 führte. Das russische Heer belagerte 1695 die am Ausflusse des Don gelegene Hafenfestung Asow; sie ward mit Hülfe einer den Don hinabgesandten Flotte 1696 eingenommen und dieser erste Gewinn Peter's vom Nachbar durch einen triumphirenden Einzug des Heeres, das von Lefort geführt wurde, in Moskau gefeiert. Peter's Volk aber ward nicht durch Schiffbau, nicht durch neues Heereswesen und durch Eroberungen empfänglich gemacht für seine

Neuerungen; störrig und mit verbissenem Grimm beugten die Bojaren den Nacken unter Peter's Riesenfaust; ihr Herz hing am Hergebrachten, das Ausländische war ihnen ein Greuel. Eine Anzahl Mißvergnügter faßte den Anschlag, Peter zu ermorden. Es ward ihm kund, sein Entschluß war sogleich gefaßt; er trat mitten unter sie, als sie bei Sokownin versammelt waren; die Wache sollte etwas später nachkommen. Sein Eintritt wirkte lähmend auf die Verschwornen; erst bei fortgesetztem, gemeinschaftlichem Trunke flüsterte Einer, es sei nun Zeit zur That. Peter aber fuhr unter sie mit wüthendem Ruf und Faustschlag, zugleich trat die Wache ein zu seinem Beistande und bald darauf floß das Blut der Schuldigen.

Nachdem Peter die Verschwörung mit rascher Geistesgegenwort im Keime erstickt hatte, wollte er die europäische Welt aus eigener Anschauung kennen lernen, der er Rußland nachzubilden hoffte. Im Februar 1697 brach eine Gesandtschaft auf, um einige Höfe des mittleren und westlichen Europa zu begrüßen; Lefort war an ihrer Spitze, Menzikof einer der Theilnehmer, Peter selbst unter den Gesandtschaftscavalieren. Die Fahrt ging über Riga, Königsberg, Berlin, Hannover nach Holland. Der Ruf von Peter's Mitfahrt ging bald dieser voraus, und, wohin er kam, bekundete er durch eigenthümliches Thun seine Gegenwart. Ueberall Lernbegier, ungestümer Drang, zu schauen, nachzuahmen, Ausbrüche rohen Muthwillens und beim Trunke wilden Jähzorns. Hier ruft er auf der Straße einer ihm begegnenden Dame ein donnerndes Halt zu; sie steht bestürzt da; Peter greift die Uhr, die sie an der Brust trägt, öffnet sie, beschaut das Werk und setzt nach gesättigter Neugier seinen Weg fort. Dort wirft er dem brandenburger Hofmarschall die mächtige pariser Allongeperücke, ein Prachtstück für 300 Thaler, vom Kopfe in einen Winkel. Dort zieht er im Rausche den Degen gegen den getreuen Lefort, und mit Mühe rettet man diesen vor dem Trunkenen. Dort wirft er der Kurfürstin von Brandenburg in das Busentuch einen kostbaren Rubin, der nachher bei der Erhebung des Kurfürsten zum Könige in seinem Scepter prangte. Der Kurfürstin von Hannover gibt er die Schwielen an seinen Händen zu betasten und rühmte sich seiner Kenntniß von 14 Handwerken. Haag war das Ziel der Gesandtschaft; Wilhelm III. von England und Holland sollte durch sie begrüßt werden. Peter's Sinn stand aber zuvörderst nach den Schiffswerften von Zaandam bei Amsterdam; er verließ die Gesandtschaft und trat unter die Schiffszimmerleute von Zaandam im Wams, die Axt auf der Schulter. Als einer vom Handwerk ging er an die Arbeit, und die ersten Axtschläge bekundeten, daß er kein Stümper war; wie groß aber war seine Lust, da man ihn als Meister (Baas) begrüßte! Die Neugierde und der Zudrang zu dem seltsamen Verkappten und doch überall Kenntlichen war allenthalben gleich groß, und Peter immerfort in der Klemme zwischen der Lust, zu sehen, und der Unlust, besehen zu werden. Ein Mal will er der Sitzung der Generalstaaten beiwohnen und nimmt Platz im Saale, aber als er Aller Blicke auf sich gerichtet sieht, springt er auf

und läuft in wilder Hast aus dem Saale. Bald steht er mitten im Volke und verkehrt mit Gauklern und Taschenspielern, dann besieht er das anatomische Theater, dann wirbt er Handwerker zur Arbeit in Rußland rc. König Wilhelm lud den Zaren ein, nach London zu kommen, und ließ ihn auf einem stattlichen Schiff abholen. Hier war es, wo Peter ausrief: „Wäre ich nicht Zar von Rußland, so möchte ich englischer Admiral sein!" Die Universität Oxford wollte ihn zum Magister machen, aber die Ehre lehnte er ab. Im Beschauen und Einkaufen war er kaum zu befriedigen. Eben so fuhr er fort, Handwerker und Künstler bis zu den Rattenfängern hinab für sein Land in Dienst zu nehmen. Im Frühjahre 1698 ging die Reise durch Sachsen nach Oesterreich. Auch Italien zu sehen, lag in Peter's Reiseplane; aber die Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen, viel ernster und gefährlicher als jener erste, und, wie dieser, im Sinne der Zarewna Sophia, wenn nicht von ihr geleitet, rief ihn eilig aus Wien in die Heimat zurück.

Das Alt-Russenthum hatte sich gegen Peter erhoben und seine Abwesenheit zu benutzen gedacht. Alle Stände verdroß es, daß die Fremden, deren Hülfe man allerdings nicht entbehren konnte, wenn die Dinge im Frieden und im Kriege leidlich gehen sollten, nicht mehr, wie bisher, als nützliche Werkzeuge, aber als Wesen untergeordneter Art, mit Geringschätzung behandelt werden durften, daß ihnen vielmehr eine äußere Stellung angewiesen wurde, die ihrer wirklichen Bedeutung im Staate entsprach. Die Bojaren waren empört darüber, daß der Zar bereits angefangen hatte, ihre Söhne in die Fremde, in die Länder der Gottlosen zu senden, um sich dort zu fremdländischen Wesen zu bilden; die Strelitzen, die fertige Streitmacht des alten Rußlands auch im neuen, sahen sich den europäisch-disciplinirten Truppen und den fremden Officieren nachgesetzt; die seltsamsten Gerüchte waren in Umlauf gesetzt und geglaubt worden. Der Zar, hieß es, kehre an der Spitze eines fremdländischen Heeres zurück, um fremde Tracht, die lateinische Unsitte des Bartscheerens und die unter den Altgläubigen als Sünde verurtheilte Gewohnheit des Tabakrauchens einzuführen. Die Geistlichkeit wußte zunächst das an der litthauischen Grenze stehende Strelitzen-Heer aufzuregen. Diese ermordeten diejenigen ihrer Officiere, die sich dem Aufstande nicht anschließen wollten, erwählten andere an ihre Stelle und brachen, 8000 an der Zahl, gegen Moskau auf, mit dem Plane, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, Peter's einzigen Sohn, den kaum 7jährigen Alexei, zum Zaren auszurufen und die Regentschaft während seiner Minderjährigkeit der Zarewna Sophia zu übertragen. Gordon führte ihnen geregelte Truppen mit einer verhältnißmäßig zahlreichen Artillerie entgegen und besiegte sie ohne besondere Mühe (18. Juni 1698); 4000 Strelitzen wurden gefangen, die übrigen lagen todt auf der Wahlstatt. Nicht aus blinder Rachsucht, sondern weil er es für nothwendig hielt, um seine weitreichenden Pläne durchführen zu kön-

nen, verhängte der erst nach Unterdrückung des Aufstandes in Moskau eintreffende Zar ein furchtbares Strafgericht über die Gefangenen, die zu Hunderten an einem Tage hingerichtet wurden. Peter soll an der Vollziehung des Todesurtheils mit eigener Hand geholfen und dazu, wie erzählt wird, einen Säbel gebraucht haben, mit dem König August II. von Polen einem Ochsen den Kopf abgehauen hatte und den Peter zur Enthauptung der Strelitzen sich von ihm ausgebeten hatte, als er ihn auf der Durchreise zu Rawa bei Lemberg besuchte. Unter Sophiens Fenster wurden drei Strelitzen aufgeknüpft, und ihnen in die Hände ein Papier gegeben, als brächten sie Sophien ein Bittschreiben, den Thron zu besteigen. Die Zarewna Sophia wurde gezwungen, den Schleier zu nehmen, ebenso die Zarin Eudoxia, Peter's Gemahlin, welche ihren leidenschaftlichen Eifer für die alte Landessitte nicht verbarg. Das Strelitzen-Corps ward gänzlich und für immer aufgelöst und Peter war unbedingt Herr des Landes.

II. Das achtzehnte Jahrhundert bis zur französischen Revolution.

61. Allgemeine Charakteristik der Zeit von 1700—1789.

(Nach F. C. Schlosser, Geschichte des 18. und des 19. Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreiches.)

Zur Erleichterung der Einsicht und Uebersicht der Geschichte dieses neunzigjährigen Zeitraumes läßt sich derselbe in drei Perioden eintheilen.

In der ersten Periode ward Frankreich durch ein Regierungssystem groß und mächtig, welches das Volk erdrückte, während Hof und Regierung glänzten. Dieses System ward bald von allen europäischen Regierungen angenommen und nachgeahmt, sogar in solchen Ländern, wo die Staatsform nicht, wie in den meisten, militärisch-monarchisch war. Ceremoniel und Steifheit, Frivolität und Verschwendung herrschten an den Höfen, wo Grundsätze befolgt und in vertrauten Kreisen laut ausgesprochen wurden, die dem künstlichen geselligen Zustande und den Vorrechten gewisser Klassen und Kasten verderblich werden mußten, sobald sie in die Literatur übergingen und sich von den Höfen aus unter das Volk verbreiteten. Ludwig XIV. hatte militärisch-monarchisch regiert; er hatte ausgeführt, was Richelieu und Mazarin angefangen; er hatte die Reste der alten Freiheit, welche die Parlamente, die Ritter auf ihren Gütern bewahrten, dadurch vernichtet, daß er den Adel um sich sammelte und ihn durch Aufwand am Hofe und Stellenjagd zu Grunde richtete. Ludwig XIV. hatte das Militärwesen der neueren Zeit zum Verderben der Reste des Ritterthums ausgebildet und hatte eine Kunst

und Wissenschaft begünstigt und befördert, welche zu ihrer Blüte der Freiheit und der Begeisterung für Wahrheit nicht bedarf und gleichwohl dem Glanze der Vornehmen und der Eitelkeit der Reichen vortrefflich dient. Während in Frankreich und bald in Europa, wo man den französischen Ton nachäffte, die höheren und mittleren Klassen sich weiter von aller gemüthlichen Volksbildung entfernten, und ganz neue Ansprüche begründeten, ward in dem Ton und in der Modelectüre derselben Klassen nach und nach ein radical-revolutionärer und sogar ein demokratischer Geist herrschend. Schon unter Ludwig XIV. bereiteten Bayle und eine Gesellschaft Pariser Spötter, unter denen Voltaire schon als Knabe glänzte, die Revolution vor, die unter der Regentschaft erfolgte. Die Kühnheit des Gedankens, die Genialität bei der Betrachtung göttlicher und menschlicher Dinge, welche Jeder, der etwas gelten wollte, haben oder affectiren mußte, erschütterte die Grundfesten der europäischen Staaten, so weit sie auf christlich-monarchischen oder aristokratisch-hierarchischen Grundlagen gebaut waren.

In der zweiten Periode ward vollendet, was in der ersten begonnen war. Die Gewalt sollte überall den Staat erhalten und die Regierenden scheuten sich nicht, der Sittlichkeit und dem Rechte Verschlagenheit und Verdorbenheit, wenn sie ihren Zwecken dienten, öffentlich vorzuziehen. Die neue Dynastie in England wie der Regent und sein Dubois in Frankreich verschmähten kein unmoralisches Mittel, das ihnen nützlich sein konnte, und rühmten dieses Verfahren als echte Staatsweisheit. Ein einziger Regent des Jahrhunderts (Friedrich II.) huldigte schon als Jüngling der neuen Lehre vom Fortschreiten, von schneller Entwickelung, von Aufklärung, als der Morgenröthe eines Tages ganz veränderter Sitten. Er stellte sich an die Spitze der in Frankreich der Regierung und der Geistlichkeit furchtbaren Opposition und ward von der alten Partei als Antichrist gehaßt, von der neuen als Messias begrüßt. Sein Ruhm und seine Popularität beweisen hinreichend, daß es unmöglich ward, das System des Mittelalters äußerlich aufrecht zu erhalten, sobald der Geist desselben entwichen war, daß daher die Regierungen Europa's nur der Nothwendigkeit folgten, wenn sie Friedrich zum Muster nahmen. Frankreich allein konnte und wollte lange seinem bisherigen System nicht untreu werden und entschloß sich erst dazu, als es zu spät war. Gerade in dieser Periode ward Paris, was einst Italien gewesen war, die Schule von ganz Europa, der Hof in Versailles verlor seine Bedeutung und die Cirkel der Hauptstadt und mit ihnen die Prediger der neuen Weisheit wurden Lehrer aller höheren Bildung in Europa.

In der dritten Periode siegte überall die neue Lehre vom Fortschreiten mit der Zeit, von der Verbesserung des Zustandes aller Klassen, auch der Gefangenen und der Verbrecher, und selbst in Deutschland, wo das Regiment des Mittelalters durch Gemüthlichkeit des Volkes, durch die Form des Staates, durch die protestantische Orthodoxie und die katholische Hierarchie aufrecht

erhalten ward, stürzte das Alte zusammen, weil sich eine ganz neue Literatur des Lebens bemächtigte und die ganze Denkart verändert war. In dieser Periode, welche bis auf die ersten Vorposten der französischen Revolution reicht, zeigen sich mitten im Frieden, während die Völker des Wohlstandes und der Genüsse der Ruhe sich freuten, überall Spuren der Auflösung, der Trennung, des innern Kampfes, überall Reibung zwischen Action und Reaction, bis endlich in vielen Staaten das neue Princip obsiegt. Es wird aus dem christlich-ritterlichen Staate des Mittelalters ein ganz neuer, der dem Anscheine nach die Träume der Philosophen in Wirklichkeit verwandelt und die neue Generation dem Einflusse der Römer und Griechen wie dem des Mittelalters entzieht. Die Feudalität und Hierarchie und mit ihnen alles in der Ueberlieferung und in der Gewohnheit Begründete sollen dem Lichte des Verstandes weichen, die höheren Forderungen edler und frommer Seelen werden verlacht und nur das Materielle, gewinnbringende Reale, nur die Forderungen einer verfeinerten Sinnlichkeit und einer kränklichen Empfindsamkeit beachtet und befördert.

---

62. Der spanische Erbfolgekrieg.

(Nach Leopold v. Ranke, Französische Geschichte, und Heinr. v. Sybel, Kleine historische Schriften, bearbeitet vom Herausgeber.)

Am Schlusse des 17. Jahrhdrts. brachte in dem südlichen Europa die große Frage über die Zukunft der spanischen Monarchie, welche die Politik schon seit einem halben Jahrhundert beschäftigt hatte (siehe Nr. 57), mannigfaltige Aussichten einer Umgestaltung der großen Staatsverhältnisse. Das Schicksal des *romanischen* Europa hing von ihrer Entscheidung ab; durch die Beziehung zu Oesterreich griff sie in das *germanische* zurück; die Weltstellung der *Seemächte* ward davon wesentlich berührt. Das wichtigste Moment aber lag in der Ausdehnung, welche die *französische Macht* dabei gewinnen konnte. Abwechselnd beschäftigten *Unterhandlungen* und *Waffenthaten* die Welt und bestimmten die Ereignisse. Niemals waren die ersten lebhafter und von größerer Bedeutung gewesen, als nach dem Frieden von Ryswick. 1697

1. Die Unterhandlungen über die spanische Erbfolge.

Schon im Frühjahre 1698 sandte Ludwig XIV. einen militärischen Diplomaten nach Spanien, den Marquis de Harcourt, der sich in dem letzten Kriege durch die Vertheidigung von Luxemburg ausgezeichnet hatte und mit dem dadurch erworbenen Ansehen alle die Eigenschaften verband, die für eine schwierige Sendung erforderlich sind: den Ruf der Uneigennützigkeit,

welcher Vertrauen erweckt, durchdringenden Blick und Festigkeit. Dieser suchte vor Allem die Besorgnisse der spanischen Großen zu beseitigen, als solle Spanien durch die Anerkennung der französischen Ansprüche ein von Vicekönigen regiertes Nebenland von Frankreich werden. Ludwig XIV. ließ daher erklären, Spanien müsse vielmehr seine Selbständigkeit, seinen Rang in der Welt behaupten, auch wenn es die französischen Erbansprüche anerkenne. Der Dauphin werde seine Rechte an denjenigen von seinen beiden jüngern Söhnen abtreten, welchen die Versammlung der Cortes selbst wählen würde, der dann nach Spanien kommen, daselbst seine Erziehung vollenden und die Grundsätze des Königreiches in sich aufnehmen solle. Man werde Vorkehrung treffen, daß die Vereinigung der beiden Kronen auch in Zukunft vermieden bleibe. Mit diesen Vorstellungen fand Marquis de Harcourt ohne Mühe Eingang bei den spanischen Großen, welche der Ueberzeugung waren, der große König allein könne die spanische Monarchie gegen ihre Feinde beschützen. Er kehrte daher mit großer Zuversicht auf das Resultat seiner Sendung zurück. Aber Ludwig XIV. theilte diese Sicherheit der Erwartung seines Botschafters nicht, weil ihm von der spanischen Regierung nur Ungünstiges gemeldet wurde. Daher trat er mit König Wilhelm III. von England in Unterhandlung, und dessen Gesandter, Graf Portland, machte in Paris den Vorschlag, wenn Frankreich den Anwachs der österreichischen Macht, die ganze übrige Welt aber den Anwachs der französischen fürchte, so solle man die Rechte eines Dritten anerkennen, der Niemanden gefährden könne. Dieser Dritte war der Kurprinz Joseph Ferdinand von Baiern, Urenkel Philipp's IV. (siehe die Stammtafel S. 48), den aber bisher der Kaiser selbst auszuschließen gesucht hatte. Das Verhältniß beruht darauf, daß König Philipp IV. in seinem Testamente seiner Tochter Margarethe, die mit dem Kaiser vermählt war, den Vorzug vor ihrer ältern Schwester gegeben, im Fall aber, daß aus dieser Ehe kein Erbe entspringe, den Kaiser selbst substituirt hatte. Ohne Kinder war nun diese Ehe nicht geblieben. Die aus ihr hervorgegangene Tochter (Maria Antonie) war mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Baiern vermählt worden. Aber der Kaiser war nicht gesonnen, einen Anspruch, welcher dem Hause Habsburg-Oesterreich seit so manchen Jahrhunderten gehörte, an das Haus Baiern übergehen zu lassen. Durch eine Verzichtleistung seiner eigenen Tochter suchte er denselben dem Mannesstamme des Hauses Oesterreich, dem jüngern seiner beiden Söhne (aus einer dritten Ehe) vorzubehalten. Der Kurfürst behauptete, daß die Verzichtleistung seiner Gemahlin keine Wirkung auf die Rechte ihres und seines Sohnes ausüben könne, und fand damit die Beistimmung der Seemächte. Wenn man die bei der Erledigung des spanischen Thrones drohenden europäischen Gefahren ins Auge faßte, so erschien die Auskunft, welche die Thronfolge dieses Kindes darbot, als die glücklichste. Ludwig XIV. machte sich keine Illusion darüber, daß eine neue Ligue sich gegen ihn bilden und ein noch gefährlicherer Krieg, als der vor-

herige, ausbrechen werde. Er zog es deßhalb vor, durch Beschränkung seiner Ansprüche sich einen Theil der spanischen Erbschaft zu sichern, und vereinbarte mit England und Holland im Haag den ersten Theilungsvertrag, dem zufolge der Kurprinz Spanien nebst den Niederlanden, der Erzherzog Joseph Mailand, das ohnehin ein Lehen des Reiches war, erhalten, Frankreich dagegen durch Neapel und Sicilien erweitert werden sollte. Auch den Spaniern selbst erschienen die Rechte des Kurprinzen als die am besten begründeten. Sie bezogen sich auf das Testament Philipp's IV., in welchem von der Möglichkeit einer Verzichtung keine Rede war; daß der Kaiser seine Tochter zu einer solchen bewogen hatte, erschien ihnen fast als eine Art von Gewaltsamkeit. So ward Karl II., auf welchen das Verfahren des Kaisers einen besonders ungünstigen Eindruck gemacht haben soll, bewogen, ein Testament zu Gunsten des Kurprinzen abzufassen. In diesem Augenblick aber starb der Kurprinz (Februar 1699) an den Pocken.

Daher ward zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm III. ein zweiter Theilungsvertrag verabredet, wobei der erste im Wesentlichen als Grundlage diente. Ludwig willigte ein, daß die dem Kurprinzen zugesprochenen Niederlande an den zweiten Erzherzog fielen, nicht aber Mailand, dieses sollte an den mit einer französischen Prinzessin vermählten Herzog von Lothringen, letzteres aber an Frankreich kommen. Abgesehen davon, daß dieses Theilungsproject nicht den Beifall des kaiserlichen Hofes haben konnte, der auf den Besitz Mailands ein großes Gewicht legte, wurde dasselbe in Spanien mit allgemeiner Entrüstung aufgenommen; denn es sei unerhört, sagte man, daß fremde Mächte über den Besitz von Ländern entschieden, deren Herrscher noch lebe und regiere. Da aber die Schwäche Spaniens einem Widerstande gegen Ludwig XIV. keinen Erfolg versprach, so entschloß man sich bei dem Rettung gegen die Theilung zu suchen, der damit am meisten drohte. Deßhalb machte der König Karl II. ein zweites Testament, das bei seinem Tode (1. Nov. 1700) eröffnet wurde und den zweiten Sohn des Dauphin, den Herzog Philipp von Anjou, zur Nachfolge in allen spanischen Ländern berief, dabei den Grundsatz aussprach, daß die spanische Monarchie weder getheilt noch jemals mit einer andern vereinigt werden dürfe.

Am Hofe Ludwig's XIV. entstand das Bedenken, ob Frankreich, wie Viele meinten, nicht durch den Theilungsvertrag in der That mehr gewinne, als durch die Annahme des Ganzen in Folge des Testamentes, welche unzweifelhaft in einen langwierigen und gefährlichen Krieg verwickeln würde. Aber Ludwig XIV. hatte seit Anfang seiner Regierung das Recht seiner Gemahlin auf die spanische Krone festgehalten und wollte zugleich für den Beschützer des Katholicismus gelten, dessen Vortheil die romanische Welt in dem Zusammenhalten des Ländercomplexes der spanischen Monarchie erblickte. So wirkten also drei Umstände: die Machtvergrößerung Frankreichs, das kirchliche und das dynastische Interesse zusammen, um den König zu vermögen,

daß er über die Verpflichtungen, die er gegen die Seemächte eingegangen war, hinwegsah und sich zu der Annahme des Testamentes entschloß.

Bald aber bildeten sich zwei große Coalitionen zur Entscheidung aller großen, seit so langer Zeit angeregten Fragen. Auf der einen Seite stand Frankreich mit Spanien, als seiner dynastischen Secundogenitur; ihnen trat zunächst der Kurfürst von Baiern bei, der die Regierung der Niederlande im Namen der spanischen Krone verwaltete und über die Ansprüche seines Sohnes mit dem Kaiser in bittern Hader gerathen war, wogegen ihm Frankreich alles zusicherte, was er über Oesterreich gewinnen würde. Seiner Politik schloß sich sein Bruder, der Kurfürst von Köln, an und der Herzog von Savoyen wurde für die Allianz gewonnen dadurch, daß man seine Tochter zur Gemahlin das neuen Königs von Spanien bestimmte. Auf der andern Seite fand der Kaiser Leopold nicht nur Bundesgenossen an den beiden deutschen Fürsten, die ihm ihre Standeserhöhung verdankten, dem neuen Kurfürsten von Hannover und dem Könige von Preußen, sondern auch die beiden Seemächte, verletzt durch die Aufgebung des Theilungsvertrages und in der Ueberzeugung, daß die Combination der französisch-spanischen Macht ihrem Handel gefährlich sein werde, näherten sich dem Kaiser so weit, daß sie zwar nicht seinem Hause die Vertheidigung seiner Ansprüche auf die ganze spanische Monarchie zusagten, aber doch ihm die italienischen Nebenländer verschaffen wollten.

2. Der Krieg bis zum Tode Leopold's I., 1705.

A. Der Krieg in Ober-Italien und in den Niederlanden.

Noch ehe es zum Abschlusse der Bündnisse gekommen war, eröffnete Eugen von Savoyen den Krieg in Italien. In Süd-Tirol sammelte der Kaiser ein Heer von 30,000 M., an deren Spitze Prinz Eugen sich nach Italien wenden und dort die spanischen Nebenlande dem Feinde entreißen sollte. Mit bedeutender Uebermacht bewachte dagegen Marschall Catinat an der Etsch alle Alpenpässe und hielt die Ausgänge des Gebirges so fest geschlossen, daß Niemand an die Möglichkeit glaubte, Eugen könne mit seiner schwachen Schaar diese Schranken durchbrechen. Er selbst gab es nach rascher Besichtigung auf, eine der Heerstraßen zu forciren, und entschloß sich dafür zu einem Alpenmarsche nach dem Muster Hannibal's. Von Roveredo aus ging es auf steilen Fuß- und Saumpfaden bergauf, die Reiter ihre Pferde einer hinter dem andern führend, jedes Geschütz mit 20 oder 30 Ochsen bespannt, die Truppen unaufhörlich beschäftigt, den Weg dafür durch Wald oder Gesteine durchzuhauen. Eine Menge Geräth ging auf dem kühnen Zuge zu Grunde, aber die Hauptsache gelang, und nach vier Tagen stand das Heer auf venetianischem Boden. Catinat, schon durch den Alpenübergang auf das höchste überrascht, rechnete jetzt auf einen Angriff bei Verona; wieder aber täuschte ihn Eugen, indem er stromabwärts nach Süden zog, bei

Castelbaldo die Etsch passirte, eine Schaar selbst den Po überschreiten ließ und dadurch ganz Modena mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllte. Catinat, völlig im Unklaren über Eugen's Angriffsplan, verzettelte sein Heer von Rivoli bis zum Po; Eugen hatte nichts Anderes beabsichtigt, und griff nun das feindliche Hauptcorps bei Carpi an, warf es in blutiger Niederlage über den Haufen und trieb so den Gegner zuerst über den Mincio, dann auch über den Oglio zurück. König Ludwig zürnte höchlich über diese Verluste, verstärkte sein Heer bis auf 60,000 M. und gab dem alten Marschall Catinat den liebenswürdigsten und unwiderstehlichsten Cavalier seines Hofes, Villeroy, zum Nachfolger. Dieser drängte siegessicher und tumultuarisch gegen Eugen's Schanzen heran, wurde aber sofort bei Chiari mit zermalmenden Schlägen abgewiesen. Eugen beherrschte die östliche Hälfte der Lombardei seitdem vollkommen; überall erhob sich die thätige Sympathie der Bevölkerung für seine Sache, und der doppelt überlegene Villeroy vermochte nicht das Mindeste gegen ihn auszurichten.

Unterdessen hatte sich nicht minder glänzend als Eugen's kriegerisches Genie auch seine politische Voraussicht bewährt. Immer mehr Elemente erhoben sich, als das Eis einmal gebrochen, in Europa gegen die französische Uebermacht. Ende 1701 war es sicher, daß außer Baiern und Köln ganz Deutschland zum Kaiser stehen würde. Dänemark stellte 6000 M. Hülfstruppen, die niederländischen Generalstaaten wurden durch König Wilhelm III. gewonnen, und nur das englische Parlament hielt noch zurück, als in hochmüthiger Verblendung Ludwig XIV. selbst seinen Gegnern zu Hülfe kam und, um seinen zähesten Feind zu kränken, bei dem Tode des vertriebenen Königs Jakob Stuart dessen Sohn als König Jakob III. von England begrüßte. Dies rief in England einen Sturm nationaler Entrüstung und Begeisterung hervor; das Parlament bestätigte alle Bundesverträge des Königs und bewilligte ihm die Geldmittel zum Kriege mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die große Allianz, welche so zwischen England, Holland, Dänemark, Deutschland und dem Kaiser zu Stande kam, verpflichtete ihre Theilnehmer, die Waffen nicht aus der Hand zu legen und keine Friedensunterhandlung zu beginnen, bis der hohe Zweck des Kampfes erreicht und die Vereinigung der französischen und spanischen Macht hintertrieben sei. Die Absicht war, während Leopold's ältester Sohn Joseph in der Kaiserwürde nachfolge, dem jüngern Bruder desselben, Karl, die spanische Krone zuzuwenden. Diese mächtige Vereinigung, an welcher die Größe Ludwig's scheitern sollte, erlebte Wilhelm III. noch; es war die Aufgabe, an die er, als der eigentliche Stifter der großen Allianz gegen Frankreich, alle Kräfte seines Daseins gesetzt hatte. Wenige Stunden, nachdem er die Geldbills des Unterhauses sanctionirt hatte, starb er den 7. März 1702. Seine Schwägerin Anna, die ihm auf dem englischen Thron folgte, obwohl im Grunde des Herzens ihrem vertriebenen Bruder und dessen Beschützer König Ludwig

wohlgeneigt, wurde durch einen starken persönlichen Einfluß in der Kriegspolitik ihres Vorgängers festgehalten. Sie stand seit Jahren in der engsten Freundschaft mit der Lady Marlborough, und, da sie selbst beschränkt, träg und schwerfällig, die Lady aber lebendig, ehrgeizig und gebieterisch war, so gerieth Anna bald in volle Abhängigkeit von ihrer Freundin. Deren Gemahl aber, der Herzog von Marlborough, war ein bedeutendes militärisches und diplomatisches Talent; er hatte die Aussicht, als Lenker der entscheidenden englischen Macht an die Spitze der ganzen Coalition zu treten, verbündete sich also im Innern mit den kriegslustigen Whigs und betrieb nach außen mit rastloser Energie die Vorkehrungen zum Kampfe, der von nun an den halben Welttheil mit seinen glühenden Armen umfaßte.

Anfangs hielten sich die beiden großen Parteien ungefähr das Gleichgewicht, ja die Franzosen entwickelten eine gewisse Ueberlegenheit. Es war für Eugen keine Verbesserung, daß an die Stelle des untauglichen Villeroy der Herzog Ludwig von Vendome trat, Eugen's Vetter, ein höchst geistreicher, aber nicht minder sittenloser Mensch, voll von Genialität in seinen kriegerischen Operationen, damals ohne Zweifel einer der besten unter den französischen Generalen. Durch die angestrengte Thätigkeit Ludwig's XIV. wurde sein Heer auf 80,000 M. gebracht, mit Geld und Material auf das reichste versehen und durch die Anwesenheit des Königs von Spanien zu höchstem Eifer angefeuert. Gegen solche Kräfte gestaltete sich Eugen's Lage bald äußerst peinlich. Vergebens drängte er den Kaiser um Verstärkung, Geld und Zufuhr; er hatte Alles in Allem 38,000 M., „in Hunger und Elend", schrieb er, „wie es nie erhört ist, daß ich es nicht länger ansehen kann und den Dienst zu quittiren gedenke." So konnte er nicht hindern, daß Vendome die Kaiserlichen völlig über den Mincio zurückdrängte und das hart blokirte Mantua siegreich entsetzte. Als er dann aber den Plan entwarf, Eugen in seinem festen Lager von Borgoforte von drei Seiten her zu umstellen und demnach seine Abtheilungen sich in weiter Bogenstellung von einander trennten, da erfaßte Eugen wieder den Moment zu einem verzweifelten Angriffsstoße auf das größte der drei französischen Corps bei Luzzara. Er erfocht keinen völligen Sieg (ohne Gottes Zulassung, sagte er, kann ich keine Mirakel machen); aber er behauptete das Schlachtfeld und verleidete seinem Gegner alle ferneren Angriffspläne. Wider Aller Erwarten konnte das Heer zwischen Mincio und Etsch seine Winterquartiere beziehen.

Aehnlich entwickelte sich die Lage in den Niederlanden, wo der Herzog von Marlborough an der Spitze von 60,000 M. stand. Indem die Franzosen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung der Grenzen von Flandern und Brabant richteten, konnten sie nicht verhindern, daß die Festungen an der untern Maas und das ganze Kurfürstenthum Köln in die Hände der Verbündeten fielen.

B. Der Krieg in Deutschland.

Während die Franzosen sich in Italien und den Niederlanden in der Defensive hielten, entschloß sich Ludwig, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, wenigstens an einer Seite, an der deutschen, zur Offensive. Im Mai 1703 ging Villars über den Rhein und vereinigte sich mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, der den Krieg im Innern Deutschlands mit der Eroberung Ulms eröffnet hatte. Beide verabredeten einen Angriff auf Tirol, auf welches Baiern Ansprüche machte und dessen Besitz in den Händen des befreundeten Kurfürsten auch den Franzosen erwünscht war, weil das südliche Tirol die Pforte bildete, durch welche das österreichische Heer in Italien eingedrungen war und seine Verstärkung erhielt. Vendome sollte daher von Italien aus dem Kurfürsten die Hand bieten, während Villars die obere und mittlere Donau behaupte. Bei der Verwirrung in den Gegenanstalten der Tiroler konnte der Kurfürst ohne Widerstand das Innthal aufwärts bis in die Hauptstadt des Landes vordringen. Er erklärte, er sei nicht gekommen, um Tirol zu unterjochen, sondern um es besser zu regieren, als es bisher regiert worden sei. Die Beamten leisteten ihm das Handgelübde der Treue, auf so lange als er im Besitz der „fürstlichen Grafschaft" sein werde. Im Volke aber lebte eine angestammte Hingebung für seine gefürsteten Grafen aus dem Hause Oesterreich, ein nachbarlicher Haß, ebenfalls von den Vorfahren ererbt, gegen die Baiern. Mit der Natur ihres Landes wie früher und später im Bunde, stellten sich die siegreichen Volkshaufen dem vordringenden Feinde entgegen. Im hohen Gebirge, wo die schmale Straße sich durch die Schluchten windet, lauerten sie hinter dem Gebüsch, das die Wände deckt; wenn die Baiern heranzogen, stürzten von allen Höhen zugleich Steine und Felsstücke auf sie nieder; sahen sie sich genöthigt, umzukehren, so fanden sie die Pässe und Brücken in ihrem Rücken bereits verlegt; wer da nicht umkam, wurde gefangen. Im Kampfe mit den Scharfschützen, die sich wohl rühmten, auf 500 Schritte zu treffen, scheiterten die Angriffe des Kurfürsten auf die Schanzen am Brenner; er mußte Befehl zum Rückzug geben und, um die nach Baiern führenden Straßen zu behaupten, sich der äußersten Gefahr aussetzen. Im deutschen Tirol war die Sache dergestalt schon entschieden, als Vendome mit seinem Heere bis zu den Höhen vordrang, welche Trient umgeben, und die Stadt mit Bomben bewarf. Die Stadt wies jeden Gedanken an Ueberlieferung von der Hand und Vendome mußte sich zum Rückzuge entschließen; er bezeichnete seinen Weg mit gräßlichen Verwüstungen, um sich für den Widerstand zu rächen, den er nicht bezwingen konnte.

Als dann aber die Kaiserlichen von vier Seiten her einen rächenden Angriff auf Baiern unternahmen, bewährte der Kurfürst wirksamer als je seine glänzende Kriegernatur. Er besiegte den General Styrum bei Höch-

städt, stürzte von dort auf Regensburg und nahm die Stadt, eilte dann rasch hinüber gegen Augsburg und überwältigte es; hier wichen die Feinde vor seinen Schlägen eben so scheu nach Schwaben, wie dort nach Böhmen zurück; plötzlich stand er wieder an der österreichischen Grenze und überraschte Passau zum höchsten Schrecken der Kaiserlichen, die ihn bereits in unaufhaltsamem Zuge gegen Wien zu erblicken meinten. Prinz Eugen, welcher damals die Leitung des Heerwesens übernahm, erklärte es für den Untergang der Monarchie, wenn man nicht den letzten Mann und den letzten Gulden aufbiete; die Entscheidung des ganzen Krieges liege nur in Baiern, also müßten zur Ueberwältigung des Kurfürsten alle vorhandenen Kräfte vereinigt werden. Da weder in Oesterreich noch am Oberrhein die hiefür ausreichende Truppenmacht vorhanden sei, so müsse man aus Belgien den Herzog von Marlborough an die Donau ziehen und mit seiner Hülfe den entscheidenden Streich führen. Marlborough erklärte sich mit Begeisterung einverstanden und erschien mit einem stattlichen englisch-deutschen Heere im Juni 1704 am Neckar. Am 12. Juni trat er mit Eugen und Markgraf Ludwig von Baden zur Feststellung des Feldzugsplanes zusammen. Die Aufgabe war, an der Donau den Kurfürsten und den französischen General Marsin zu besiegen, und während dessen am Oberrhein den Einbruch des im Elsaß stehenden Marschalls Tallard zu verhüten. Eugen hätte am liebsten zusammen mit Marlborough an der Donau gekämpft, war aber auf den Wunsch des ältern Markgrafen ohne Sträuben bereit, sich mit der weniger glänzenden Aufgabe zu begnügen, und eilte ohne Murren an den Rhein; denn ein jeder, sagte er, muß einzig und allein das gemeine Wohl im Auge haben. Der Uebermacht der beiden Andern gelang es, am 2. Juli die baierische Schaar des Grafen Arco, welche den Uebergang bei Donauwörth in den Verschanzungen des Schellenberges deckte, nach heldenmüthigem Widerstande zu überwältigen, die Donau zu passiren, Max und Marsin zum Rückzug nach Augsburg zu nöthigen.

Indessen hatte Tallard den Befehl erhalten, um jeden Preis dem Kurfürsten Hülfe zu bringen; Eugen war nicht im Stande, ihm den Weg zu verlegen, zog aber parallel mit ihm ebenfalls ostwärts nach Baiern, wo sich also von allen Seiten her die Kräfte zum Entscheidungskampfe sammelten. Am 3. August traf Tallard bei dem Kurfürsten in Augsburg, Eugen aber an der Donau in Höchstädt ein. Die Baiern und Franzosen zählten 56,000, Eugen und Marlborough etwas über 52,000 Mann. Dicht am Flusse stand Marlborough dem Marschall Tallard, weiter im Lande Eugen dem Kurfürsten und Marsin gegenüber, zwischen ihnen bildete auf beiden Seiten eine große Reitermasse das Centrum. Eugen war (16. August) nicht im Stande, die von dem Kurfürsten energisch geführten baierischen Regimenter zu brechen; nur die Festigkeit der von dem Dessauer Leopold trefflich disciplinirten preußischen Infanterie hielt hier den furchtbar mörderischen Kampf im Gleichgewicht, bis

endlich im Centrum Marlborough durch einen mächtigen Gesammtsturm die französische Reiterei völlig zersprengte, darauf linkshin einschwenkend, Tallard's Fußvolk umzingelte und die ganze wirre Masse zur Ergebung nöthigte. Darauf blieb auch dem Kurfürsten nur der Rückzug übrig, der mit unerschütterlicher Ordnung und Ruhe ausgeführt wurde. Die Sieger hatten ihren Triumph mit 11,000 Todten und Verwundeten bezahlt; die Geschlagenen büßten 14,000 Todte, 13,000 Gefangene, unter denen Marschall Tallard selbst, und 164 Geschütze ein. Das französische Heer war vernichtet, der Kurfürst aus seinem Lande verdrängt, Baiern in der Hand der großen Allianz. Von dem Höchstädter Schlachtfelde hinweg ging der Zug der siegenden Heere über den Rhein, wo noch in demselben Jahre Landau und Trier dem Feinde entrissen wurden. Die beiden Feldherren traten in ein immer engeres Verständniß. Merkwürdig war, wie ihre höchst verschiedenen Naturen sich ergänzten. (Vergl. Nr. 63.)

Kaiser Leopold erlebte noch die Unterwerfung Baierns, die Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden; bald nachher (5. Mai 1705) starb er nach beinahe 50jähriger Regierung. Es folgte ihm, in Oesterreich wie in der Kaiserwürde, sein ältester Sohn, Joseph I. — ein Thronwechsel, der für den Augenblick des Krieges kaum bemerkt wurde, aber für die innere Politik Oesterreichs höchst bedeutungsvoll war.

3. Der Krieg unter Joseph I.

Der Plan für den weitern Krieg ging dahin, daß nach den mächtigen süddeutschen Erfolgen die beiden Feldherren den errungenen Vortheil in verschiedener Richtung verfolgen, Marlborough gegen Lothringen und Belgien vorgehen, Eugen in Italien dem hartbedrängten Herzoge von Savoyen helfen sollte. Anfangs jedoch erlebte man große Hindernisse auf beiden Seiten. Marlborough war durch die Schwäche der Oesterreicher, die Saumseligkeit der Reichsstände, die ewigen Bedenken der Holländer gehemmt; der Angriff auf Lothringen schlug fehl; endlich, im Sommer 1706, traf er die Franzosen in einer festen Stellung bei Ramillies. Die beiden Armeen waren einander ungefähr gleich an Zahl (60,000 M.). Aber Marlborough vertraute auch in solchem Falle seinem Glück und der Tapferkeit seiner Truppen. Er trug kein Bedenken, die Feinde in ihrer Position anzugreifen. Villeroy warf seine vornehmste Kraft auf den linken Flügel, wo er doch wegen des schwierigen Terrains nicht viel zu fürchten hatte, indessen griffen die Verbündeten seinen rechten Flügel an. Ihre Reiter konnten in vollen Linien vorrücken, ohne von der feindlichen Infanterie, welche Villeroy am rechten Orte aufzustellen versäumt hatte, gehindert zu werden. Als das Dorf Ramillies von Marlborough erobert war, blieb den Franzosen nichts als der Rückzug übrig, der nicht ohne große Unordnung vollzogen ward. Die Schlacht war für die Niederlande nicht minder entscheidend, als die bei Höchstädt für Baiern.

Die Verbündeten besetzten Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge und Antwerpen; allenthalben ward jetzt Karl III. als König von Spanien und Herr der Niederlande ausgerufen. Der Umschlag des Glücks riß die Gemüther unwiderstehlich mit sich fort. Diese Ereignisse haben über das Schicksal der belgischen Niederlande, wie es seitdem geblieben ist, entschieden; von ihrer alten Verbindung mit Spanien und einer neuen Abhängigkeit von Frankreich sind sie dadurch für immer losgerissen worden. Aber auch auf Italien und die allgemeine Kriegführung übten sie einen großen Einfluß aus.

Von jenem Einfalle in das südliche Tirol war Vendome im September 1703 abberufen worden, um den Herzog von Savoyen, der sich zu den Verbündeten geschlagen hatte, zu bekämpfen. Von französischer Seite war dem Herzog zugemuthet worden, nur eine bestimmte kleine Anzahl Truppen im Felde zu halten und einige seiner Plätze auszuliefern; von den Kaiserlichen dagegen ward ihm eine ansehnliche Hülfeleistung und für die Zukunft eine Vergrößerung seines Gebietes verheißen. Wie konnte er da noch zweifeln, auf welche Seite er sich zu schlagen habe? Aber trotz der Hülfe, welche von den Kaiserlichen dem Herzoge geleistet wurde, verlor er einen festen Platz nach dem andern. Die französische Herrschaft über Italien schien unerschütterlich festgestelt zu sein, wenn es gelang, auch die piemontesische Hauptstadt Turin zu erobern. Indeß erwirkte Marlborough in London ein stattliches Anlehen für den Kaiser und bestimmte den König von Preußen zu einer ansehnlichen Truppensendung nach Italien unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, die eben durch jene von Vendome vor anderthalb Jahren vergebens angegriffenen tiroler Thäler heranzog. So konnte Eugen endlich wieder zur Offensive, zur Befreiung Turins schreiten. Um dahin zu gelangen, mußte man die ganze lombardische Ebene durchziehen, die bekanntlich von Norden nach Süden durch die Etsch, sodann durch die verschiedenen Nebenflüsse des Po durchströmt wird, deren jeder den Franzosen eine neue Vertheidigungslinie darzubieten und Eugens Vorrücken endlos zu erschweren drohte. Daher schritt der Prinz zur Ausführung eines Planes, der alle jene Schwierigkeiten mit Einem Schlage beseitigte und 90 Jahre später von Napoleon I. in umgekehrter Richtung mit gleichem Erfolge wiederholt worden ist. Unter den Augen des überraschten Gegners überschritt er nicht, wie dieser erwartete, die mittlere, sondern die untere Etsch, gelangte dann fast ohne Kampf auch über den untern Po und drang nun im Süden dieses Stromes, durch keinen irgend erheblichen Nebenfluß gehemmt und die französischen Barrieren umgehend, unaufhaltsam gegen Westen vor. Vendome, in diesem kritischen Moment zu dem belgischen Heere abgerufen, verließ das Lager mit bangen Ahnungen; sein Nachfolger im Commando war der Herzog von Orleans. Am 1. September 1706 vereinte sich Eugen mit dem Herzoge von Savoyen, am 8. schritten sie zum Sturme auf die feindlichen Wälle. Das Gefecht begann auf dem linken Flügel der Prinz von Württemberg mit österreichi-

schen Grenadieren und Leopold von Anhalt-Dessau, der „Bullenbeißer", wie Eugen ihn nannte, mit den preußischen Bataillonen. Diese gingen kaltblütig und langsamen Schrittes bis an die Verschanzungen vor, dort aber wurde der Kugelregen so dicht, daß sie stockten und allmählich wieder zurück zu weichen begannen. Da sprengte Eugen selbst heran, trat an ihre Spitze und riß sie, die über diese Auszeichnung hoch aufjubelten, vorwärts. Ein wildes Handgemenge entspann sich, in welchem Eugen zur Seite ein Page und ein Diener erschossen und er selbst zu Boden gerissen wurde. Nun aber erschienen auch die deutschen Regimenter des Centrums; Orleans selbst wurde verwundet, Marschall Marsin getödtet, die Niederlage der Franzosen war vollständig. Die Trümmer ihres Heeres drängten in verwirrter Flucht der Grenze zu; „Italien ist unser!" rief Eugen. In der That capitulirte Mailand nach einigen Wochen; etwas später konnte General Daun mit einer schwachen Abtheilung Neapel besetzen, wo er von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt wurde.

Zuletzt erst war der Krieg um Spanien auch in Spanien selbst ausgebrochen. Schon 1704 ward Portugal, da Frankreich dessen Häfen nicht schützen konnte, genöthigt, sich an England anzuschließen. Erzherzog Karl langte auf einem englischen Schiffe in Lissabon an und machte von dorther sofort einen Versuch, Castilien zu erobern. Während dieses Unternehmen die Streitkräfte Philipp's V. und seiner Regierung beschäftigte, gelang es den Engländern, die vernachlässigte Feste Gibraltar durch einen plötzlichen Handstreich einzunehmen, nicht im Namen des deutschen Königs, den sie hergeführt hatten, sondern sogleich im Namen ihrer Königin. Alle Versuche der Spanier und Franzosen, ihnen Gibraltar wieder zu entreißen, scheiterten. Da Philipp V. sich als den Fortsetzer Philipp's IV. betrachtete, dessen Urenkel er war, und von den catalonischen Privilegien eben so wenig wie dieser hören wollte, so gerieth die ganze Provinz in Gährung und wandte sich, wie einst an Richelieu, so jetzt an die Engländer. Schon im Juni 1706 war ein förmlicher Vertrag zwischen den Engländern und den Cataloniern geschlossen worden, in welchem jene eine Armee an die Küste zu werfen und diese sich alsdann für Karl III., der dagegen ihre alten Fueros zu beobachten habe, zu erheben versprachen. Auch in den übrigen Gebieten der aragonesischen Krone regte sich der Aufruhr für ihn. Vor den von Portugal und Aragonien zugleich nach seiner Hauptstadt vordringenden Gegnern war Philipp V. genöthigt, sich nach Burgos zurückzuziehen (Juli 1706). Man meinte nicht anders, als er werde demnächst nach Frankreich, von wo er vor sechs Jahren gekommen war, zurückkehren müssen. Aber die Castilianer, welche den bourbonischen Prinzen, in dem sie den Fortsetzer ihrer alten einheimischen Dynastie sahen, zu ihrem Könige gewünscht und gefordert hatten, wollten ihn auch auf seinem Throne behaupten. Ein König, der ihnen von Catalonien kam, war ihnen schon deßhalb verhaßt. Am 27. October 1706 zog König Philipp in Madrid ein;

er brauchte drei Stunden, um durch die gedrängten Massen, die ihn mit enthusiatischen Segenswünschen begrüßten, nach seinem Palaste zu gelangen. Philipp hatte in allen diesen Stürmen eine kaltblütige, unerschütterliche Ruhe, nicht ohne Energie, bewiesen, die dazu beitrug, daß die Castilianer in ihm ihren wahren König erkannten.

Als die Engländer und ihre Verbündeten im April 1707 trotz alledem noch einmal einen Versuch machten, von Valencia her, wo sie neue Verstärkungen empfingen, nach Castilien vorzudringen, wurden sie bei Almanza von einer bereits wieder überlegen gewordenen Macht, Franzosen und hauptsächlich Spanier, unter Berwick, zurückgewiesen. Auf ihrer Seite focht nicht eine einzige spanische Truppenabtheilung; sie wurden so vollkommen geschlagen, daß ihre Führer an der Möglichkeit, den Krieg in Spanien fortzusetzen, verzweifelten.

Nach der großen Niederlage bei Ramillies hatte Ludwig XIV. Friedens-Anerbietungen gemacht und sich mit Neapel, Sicilien und Mailand für seinen Enkel begnügen wollen, allein darauf wollte weder Oesterreich noch England eingehen. Im Jahre 1708 aber fühlte sich Ludwig noch einmal stark genug, den Kampf in seinem ganzen Umfange aufzunehmen und fünf bedeutende Armeen ins Feld zu stellen, in Flandern, am Oberrhein, im Dauphiné, in Catalonien und in Spanien. Insbesondere erwartete er, in den Niederlanden neue Vortheile zu gewinnen, weil in diesen Provinzen großes Mißvergnügen über die Verwaltung der Verbündeten, namentlich über die Bedrückungen durch die Truppen herrschte. Allein diese Hoffnung ging schon deßhalb nicht in Erfüllung, weil der König den Oberbefehl dem Herzoge von Burgund, dem ältesten Sohne des Dauphin, übertrug und ihm den Herzog von Vendome zur Seite setzte, da zwischen dem höchst vorsichtigen Prinzen und dem kühnen Vendome die größte Verschiedenheit der Ansichten bestand. Als nun Eugen, seiner Armee vorauseilend, im Lager Marlborough's eingetroffen war und den Rath gab, die Feinde ohne Verzug anzugreifen, ehe die ebenfalls heranziehenden Baiern eingetroffen waren, wurde das französische Heer bei Oudenarde an der Schelde (11. Juli 1708) plötzlich überrascht. Auf einem ihm ungünstigen Terrain wurden seine einzelnen Colonnen, so wie sie auf dem Schlachtfelde erschienen, von der Reiterei der Verbündeten in der Seite und im Rücken angegriffen und geriethen in solche Unordnung, daß der Befehl zum Rückzuge gegeben werden mußte, ehe noch die Hälfte der Armee angekommen war. Vendome wollte am folgenden Tage die Schlacht fortsetzen, aber die grenzenlose Verwirrung unter seinen Truppen nöthigte ihn, diesen Plan aufzugeben. Nachdem Eugen's Heer angekommen war, nahmen die Verbündeten, unterstützt durch die Uneinigkeit und die Zögerungen der französischen Befehlshaber, Lille, Gent und Brügge. Flandern und Brabant waren der Herrschaft Oesterreichs aufs Neue unterworfen.

Der unglückliche Ausgang auch dieses Feldzuges machte die Nothwendigkeit des Friedens für Frankreich dringender als je, denn bei der Erschöpfung

des Landes schien es unmöglich, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges herbeizuschaffen, um so mehr, als ein so harter Winter folgte, wie man ihn seit länger als einem Jahrhundert in Frankreich nicht erlebt hatte: fast alle Weinstöcke und Fruchtbäume erfroren, und selbst die Saat in der Erde. Ludwig XIV. war daher im Anfange des Jahres 1709 bereit, den Frieden durch größere Opfer, als er früher angeboten hatte (s. S. 384), zu erkaufen, und wollte jetzt auch Mailand dem österreichischen Antheile zukommen lassen. Aber die Vortheile der Verbündeten waren so groß, ihre Erwartungen von der nächsten Zukunft so unermeßlich, daß sie nicht nur an ihrer Forderung, der Uebertragung der gesammten spanischen Monarchie auf Karl III. von Oesterreich, festhielten und Ludwig's eigene Macht durch Herausgabe einiger seiner wichtigsten Eroberungen (der Festungen Straßburg, Luxemburg, Valenciennes, Condé, Namur) in engere Schranken zurückweisen wollten, sondern auch verlangten, er sollte selbst seinen Enkel verjagen helfen, und wenn das innerhalb zweier Monate nicht gelinge, was doch in der That nicht von ihm abhing, der Stillstand aufgehoben sein. Verlust und Schimpf waren gewiß, der Friede ungewiß; der König konnte nicht anders, als solche Vorschläge verwerfen. Auch war ja Frankreich noch nicht ohne militärische Bereitschaft. Villars, der mit einer unerträglichen Großsprecherei und einem räuberischen Eigennutz doch ein großes Talent, die Truppen zu behandeln, verband, trat in den Niederlanden an die Spitze des Heeres. Als die Verbündeten sich gegen Mons wandten, stellte sich ihnen Villars in den Weg. Am 11. Sept. 1709 kam es zur Schlacht bei Malplaquet, der blutigsten des ganzen Krieges. Villars ward verwundet; der alte Boufflers, der, was man ihm hoch anrechnete, unter dem jüngern Marschall gedient hatte und nun die Führung selbst übernahm, entschloß sich zum Rückzuge; aber auch die Sieger hatten ungeheure Verluste erlitten. Die Unterhandlungen wurden deßhalb im J. 1710 mit verdoppeltem Eifer in Gertruydenburg erneuert.

Ludwig war bereit, seinen Enkel aufzugeben und Spanien dem Erzherzog Karl zu überlassen. Aber wenn er in früheren Jahren so oft durch harte Begehrlichkeit seine Gegner in Verzweiflung gebracht, so war ihm jetzt bestimmt, die Vergeltung auch hiefür in gleichem Maße zu erfahren. Der Ehrgeiz Kaiser Joseph's, die Forderungen der deutschen Reichsstände, die Kriegslust Marlborough's wetteiferten miteinander, und man blieb bei allen Begehren, an welchen 1709 die Verhandlung gescheitert war. Man forderte zunächst die Herausgabe Straßburgs, des Elsasses, Lothringens; der Friede aber sollte erst dann definitiv werden, wenn Ludwig, mit Oesterreich und England vereint, seinen Enkel selbst aus Spanien vertrieben hätte. Ludwig war in seiner Bedrängniß zu den höchsten Opfern bereit. Er bot Straßburg, bot dann das ganze Elsaß; er erbat für seinen Enkel das einzige Sicilien und wollte, wenn Philipp dann an Spanien festhalte, Subsidien zu seiner Bekämpfung zahlen. So weit hatte ein gerechtes Geschick den greisen

Monarchen gebracht. Seine Heere waren geschlagen, seine Grenzen verletzt, seine Bevölkerung decimirt und verarmt. Er war gebrochen in sich selbst. Er war bereit, auf allen Gewinn seiner siegreichen Jahre zu verzichten, aber er war auch entschlossen, nichts gegen seine Ehre zu thun und nicht selbst die Waffen gegen seinen Enkel zu führen, sondern eher mit seinem Volke zu Grunde zu gehen. Da die Alliirten auf ihrer Forderung bestanden, so lösten sich im Juli 1710 die Gertruydenburger Conferenzen auf. Es war ein frevelhafter Uebermuth, welcher die Verbündeten damals erfüllte. Es war vor Allem ein Unheil für Deutschland, daß Ludwig's Bedingungen verworfen und somit die Restitution des Elsasses verschmäht wurde.

Der Friede war verworfen. Die Nemesis folgte auf der Stelle mit raschen Schlägen. Der erste war ein Machtwechsel in England. Die Whig-Partei war dort die Seele des Krieges, seit dreißig Jahren im heftigen Gegensatze zu Frankreich, mit Eifer und Lust der großen auswärtigen Politik ergeben. Jetzt erlebte sie, daß die Masse des Volkes über die wachsende Steuerlast ungeduldig wurde, die Königin mit plötzlichem Entschluß ihre Neigung der Lady Marlborough entzog. So kam im Sommer 1710 ein toryistisches Ministerium an das Ruder, in dem ein höchst talentvoller Staatsmann, St. John, oder wie er später hieß, Viscount Bolingbroke, das auswärtige Amt einnahm. Er wollte nicht Frieden um jeden Preis, aber er wünschte den Krieg zu beendigen, sobald es sich irgendwie in vortheilhafter Weise thun ließe. Zum Zweiten entschied sich, December 1710, in Spanien der Krieg vollständig zu Gunsten Philipp's V. Eine englische Heerschaar wurde gefangen, eine österreichische unter Stahrenberg bei Villaviciosa von Vendome besiegt; Karl III. sah sein Königthum auf die Mauern von Barcelona beschränkt. Der Kaiser Joseph hatte für seinen Bruder außer Spanien auch Sicilien begehrt. Jetzt stand es so, daß Karl zwar Sicilien und die andern Nebenlande, Philipp aber das Hauptland Spanien unerschütterlich besaß. Auch wenn Ludwig XIV. sich fügte, hätte die Verjagung Philipp's aus Spanien einen neuen großen Krieg erfordert, zu welchem Niemand weniger als das neue englische Ministerium Neigung hatte. Von noch größerer Tragweite aber war das Dritte, daß am 17. April 1711 ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen Kaiser Joseph I. in blühendem Mannesalter durch einen Anfall der Pocken plötzlich dahingerafft wurde. Dies war ein Ereigniß, durch welches die gesammte Weltlage eine Umwandlung erfuhr. Es folgte ihm in den österreichischen Erblanden, und wie sich verstand, auch in der deutschen Kaiserwürde, sein Bruder Karl VI., derselbe Prinz, welchen die Verbündeten bis dahin der französischen Thronfolge in Spanien entgegengestellt hatten. Auf dessen Haupt also sollten jetzt alle Kronen Karl's V. versammelt werden; er sollte in Wien und Regensburg, in Ofen und Brüssel, in Mailand und Neapel, in Madrid und Indien herrschen. War dies ein Ausgang, wie ihn Wilhelm III., wie ihn überhaupt die Stifter der großen Allianz gewollt

hatten? Man war in den Kampf gegangen, um die Universalmonarchie Ludwig's XIV. zu verhindern; sollte man jetzt den Kampf fortsetzen, um die Weltherrschaft Karl's VI. zu gründen?

4. Friedensschlüsse unter Karl VI.

Das neue englische Ministerium vermittelte auf einem Congresse zu Utrecht zwischen seinen alten Verbündeten (Holland, Savoyen, Preußen, Portugal) und Frankreich die Bedingungen des Friedens zu Utrecht (1713). Unter festen Garantieen der ewigen Trennung der französischen und spanischen Krone sollte Philipp V. Spanien und Indien behalten, Karl VI. aber durch Belgien, Mailand und Neapel entschädigt werden, der Herzog von Savoyen das Königreich Sicilien und eine bessere Grenze gegen Frankreich erhalten, denn es war die ausgesprochene Absicht der Engländer, den Herzog so mächtig zu machen, daß er in Italien dem Hause Oesterreich Widerstand leisten könne. Auch die königliche Würde Preußens und die Vergrößerung dieser Macht durch das Quartier von Obergeldern auf den Grund alter Geldansprüche an die spanische Monarchie gab Ludwig XIV. zu. England sollte Gibraltar und Minorca, Deutschland aber Straßburg und Landau empfangen.

Karl VI. beharrte bei der Zurückweisung jener Anerbietungen und beschloß, die Waffen in der Hand zu behalten. Ein großer Theil des Reiches stand dabei auf seiner Seite. Die vordern Reichskreise hatten den Krieg mit Standhaftigkeit ausgehalten, ohne Subsidien, nur in der Hoffnung, durch eine haltbare Einrichtung der Grenzlande gegen Frankreich sicher gestellt zu werden; sie hatten auf die Herstellung des Elsasses, der lothringischen Bisthümer und selbst der freien Grafschaft Burgund gerechnet. Da die Franzosen zugleich den Kaisertitel Karl's VI. anfochten und andere die deutsche Ehre kränkende Forderungen aufstellten, so wurden die Verhandlungen auch von Seiten des Reiches abgebrochen, der Krieg fing wieder an. An sich war es für Kaiser und Reich unendlich schwer, getrennt von England und Holland, den wieder siegreichen Heeren der Franzosen zu widerstehen; doch wäre es wohl möglich gewesen, wären nicht zu gleicher Zeit die mächtigsten und streitbarsten Reichsfürsten im Norden und Osten durch den nordischen Krieg beschäftigt worden. Wie seit 70 Jahren so oft, gereichte auch dieses Mal diese Combination dem Reiche zum Verderben. Die beiden Generale, welche in hohem Ruhm einander gegenüber gestanden, Eugen und Villars, kamen zu Rastatt zusammen. Sie selbst waren für den Frieden; ihre Autorität und ihre Rathschläge brachten, wiewohl nicht ohne einigen Widerstand, ihre Höfe dazu, ihn anzunehmen (März 1714). Ludwig XIV. gab die überrheinischen Festen Freiburg, Breisach und Kehl heraus, aber er behielt das Elsaß nebst Straßburg und verstärkte die Ostgrenze Frankreichs durch den Besitz von Landau. In diesen Schlußverhandlungen setzte also Ludwig XIV. noch einmal seinen

Willen durch. In weltumfassenden Absichten hatte er den Krieg unternommen; eine Vereinigung überlegener Kräfte hatte ihn an den Rand des Verderbens gebracht. Zur Herrschaft über die Welt war Frankreich nicht gelangt, aber es blieb die größte Macht des Continents.

---

63. Herzog von Marlborough.

(Nach Archibald Alison, Der Herzog von Marlborough, und Karl von Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, bearbeitet vom Herausgeber.)

John Churchill, der nachmalige Herzog von Marlborough, wurde am 5. Juli 1650 zu Ash, in der Grafschaft Devon, geboren. Sein Vater war ein tapferer Cavalier, der sein Schwert für Karl I. gezogen hatte und deßhalb von Cromwell seines Vermögens beraubt und in die Verbannung getrieben worden war. Seine Mutter war Elisabeth Drake, eine Seitenverwandte des berühmten Seefahrers Sir Francis Drake.

Churchill zeichnete sich schon von früher Jugend auf durch die Eleganz seiner Manieren und die Schönheit seiner Gestalt aus, Vorzüge, welche ihm, im Verein mit den bekannten loyalen Grundsätzen und den Leiden seines Vaters für die königliche Sache, schon im 15. Jahre die Stelle eines Pagen in der Hofhaltung des Herzogs von York, später Jakob II., verschafften. Seine Vorliebe für den Soldatenstand zeigte sich bereits damals so entschieden, daß er selten bei einer Revue der Garde fehlte, und als er bei einer solchen von seinem fürstlichen Gönner gefragt wurde, auf welche Weise er ihn versorgen solle, warf er sich vor ihm auf die Kniee und bat um eine Fähnrichsstelle in einem von jenen prächtigen Regimentern. Der Prinz verschaffte ihm daher ein Officierspatent in einem von den Garderegimentern, als er kaum 16 Jahre zählte. Karl II. sandte ihn mit den Hülfstruppen, welche er Ludwig XIV. zur Unterjochung der Niederlande stellte, nach dem Continent. So kam es, daß der künftige Besieger der Bourbonen die Kriegskunst unter Turenne, Condé und Vauban erlernte. Er erwarb sich solchen Ruhm, daß ihm Ludwig XIV. seine künftige Beförderung bei Karl II. mit seinem mächtigen Einfluß zu unterstützen versprach. Er ahnte nicht, welchen furchtbaren Feind er sich großzog.

Der gesellige Verkehr mit Feldherren und Ministern, Gelehrten und Schöngeistern, Fürsten und Frauen war die Hochschule seiner Ausbildung gewesen; eine literarische Schule war ihm nicht zu Theil geworden. Ein klarer Verstand, verbunden mit einem außerordentlichen Gedächtniß, war als Mitgift der Natur dem Erwerb von Kenntnissen und der Schärfung des Urtheils zu Hülfe gekommen. Peinliche Pünktlichkeit auch in unbedeutenderen Geschäften und zähe Ausdauer in jeder ernsten Thätigkeit gaben den

reichen Fähigkeiten erst ihren vollen Werth. Ganz Ohr und Auge, wo es zu forschen und zu beobachten galt, auch im bewegten Augenblick der innern Erregung Herr, verhüllte dieser Freund der Großen die eigene Meinung so lange wie möglich und entzog seinem Widerspruch den verletzenden Stachel. So verdankte er seine Ueberlegenheit über Freunde und Gegner zum großen Theile der Vorsicht und der geglätteten Form seines Auftretens. Der Ehrgeiz, welcher ihn innerlich verzehrte, ließ sich nicht aus seinen Blicken und Worten, sondern nur aus seinen Handlungen errathen.

Um die Neigungen des jungen Cavaliers hatten sich die vornehmsten und sittenlosesten Frauen an dem lustigen Hofe Karl's II. beworben. Aus solchem Strudel hatte John Churchill sich losgerissen, seitdem der verwegene Blick der geistvollen Hofdame Sarah Jennings ihn getroffen. Unbeirrt durch die Mahnungen seiner armen, aber hochfahrenden Verwandten hatte er mehrere Jahre hindurch um die Hand des unbemittelten Weibes geworben. Im J. 1677 war die Ehe des 27jährigen Mannes mit Sarah geschlossen und Anfangs geheim gehalten worden. Die Innigkeit der Empfindung, welche der Gatte nachhaltig dem Weibe seiner Wahl entgegen getragen hat, scheint kaum zu der vorherrschenden Verstandeskühle seines übrigen Wesens zu stimmen, und die unwandelbare Zärtlichkeit, welche er auch der verwelkten Schönheit und dem launenhaft gehässigen Charakter des spätern Frauenalters bewahrte, paßt wenig in die sittlich vergiftete Atmosphäre der damaligen großen Welt. Behutsam in allen andern Lebensbeziehungen, räumte er der ränkevollen, hab- und herrschsüchtigen Gattin einen zu unumschränkten Einfluß nicht allein auf sein häusliches Leben, sondern auch auf sein öffentliches Wirken ein. Zum Unheil für seinen Ruf in der Geschichte war er mit so festen Banden an die Gefährtin gekettet.

Diese Verbindung vermehrte seinen ohnehin bedeutenden Einfluß bei dem Herzoge von York und legte den Grundstein zu seiner künftigen Größe. Im J. 1685 war Lord Churchill der Bewältiger des Monmouth'schen Aufstandes (s. S. 343), aber seitdem der Kreuzzug Jakob's II. gegen die anglikanische Kirche begonnen, hatte er sich dem Oranier zur Verfügung gestellt. Man verwendete ihn zu verschiedenen diplomatischen Sendungen, für welche ihn die Eleganz seiner Manieren und seine große Geschicklichkeit im Unterhandeln ganz besonders geeignet machten. Hauptsächlich durch seine Bemühungen wurden die Schwierigkeiten, welche der Bildung des Bündnisses im Anfange des spanischen Erbfolgekrieges entgegenstanden, überwältigt und die Kriegsmacht, welche später zur Befreiung Europa's solche Wunder wirkte, gerüstet. Nichts vermochte der Kraft seiner Gründe, der Geschicklichkeit seiner Diplomatie, der Grazie seines Wesens zu widerstehen. Durch dieses einnehmende, anmuthige Wesen vermochte er während des ganzen Krieges die verschiedenen gegen einander strebenden Mächte der großen Allianz zu verbinden und, trotz ihrer besonderen Privatabsichten, Eifersüchteleien und Hals-

starrigkeit, dem Hauptzwecke des Krieges zuzuführen. Jeden Hof, an den er ging (und er war oft genöthigt, zu widerspänstigen und trägen zu gehen), machte er seinen Ansichten geneigt.

Als Marlborough im J. 1704 zu Großheppach zuerst mit Eugen zusammentraf, stach der Engländer in seiner äußern Erscheinung vortheilhaft gegen den unansehnlichen, beinahe mißgestalteten Prinzen von Savoyen ab, dessen Gesicht durch unaufhörliches Schnupfen an Häßlichkeit noch zugenommen hatte. Aber als Mensch, als politischer Charakter, als selbstsuchtsloser Freund und entsagungsfreudiger Unterthan, kurz im sittlichen Werthe des Mannes war Eugen dem englischen Feldherrn weit überlegen. Der Prinz war von ganzem Herzen jenen krummen und schlüpfrigen Pfaden abhold, welche Marlborough so manchmal gewandelt, und höfischer Intriguen sowohl als scheinheiliger Selbstgerechtigkeit hatte dieser kaiserliche Feldherr jederzeit voll Abscheu den Rücken gewandt. Während der Engländer durch krankhaft reizbare Ehrbegierde zu großen Thaten gespornt ward und bei unverdient erlittenen Kränkungen sogar der Pflichten gegen sein Vaterland vergessen konnte, war Eugen mit unwandelbarer und uneigennütziger Treue dem Dienste des Herrscherhauses hingegeben, welches dem 20jährigen thatenlosen Flüchtling vom Hofe Ludwig's XIV. eine neue Heimat gegründet hatte. Unbekümmert um Fürstengunst gab Eugen, durch schneidige Offenheit den Hohen furchtbar, den verdienstvollen Unterdrückten aber ein Freund und Helfer, der Wahrheit unter allen Umständen die Ehre, Marlborough, der täuschenden Verstellung Meister, vermochte die Ungnade eines gekrönten Hauptes nicht zu ertragen.

Aeußerlich und moralisch so verschieden geartet und so verschiedene Lebensbahnen geführt, ergänzten diese beiden Feldherren sich einander in der gemeinsamen Arbeit vieler glorreichen Jahre. Denn in beiden Männern einte sich in derselben harmonischen Mischung ein kühler, durchdringender Verstand mit lebhafter Imagination, scharfe Klarheit des Willens mit rücksichtsloser Kühnheit des Handelns, eine nüchterne Beherrschung des Moments mit feinfühligem, beinahe ahnungsvollem Verständniß der künftigen Entwickelung. Beide waren tiefe und erfahrene Menschenkenner, der Flutungen und Gährungen des öffentlichen Lebens wie der Leidenschaften in der Brust des Einzelnen kundig. Die Größe und Bedeutung des Andern vermochte Jeder von ihnen in vollem Umfange zu würdigen. In gemeinsamer, einträchtiger Thätigkeit verdoppeln sie die Kraft und Leistung des einzelnen Genius für eine große Sache. Als die ersten Staatsmänner und Feldherren zweier Reiche standen Beide in der Meinung ihrer Zeitgenossen so hoch, daß Keiner den Ruhm des Andern zu beneiden brauchte.

64. Karl XII. in Schweden.

(Nach Karl von Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert.)

Von scandinavischen Königssöhnen meldet das nordische Lied, die auf schwankendem Kiel in die Fluten hinausgestürmt. Wohin das Segel sie trieb, trugen sie Kampf und Sieg. Nicht eher kehrten sie heim, als bis sie dem väterlichen Erbtheile ein Königreich hinzugewonnen. Jener nordischen Seekönige einer schien in dem jugendlichen Könige Karl XII. aus schwedischer Hünengruft auferstanden: schlank und hoch der Wuchs, die Muskeln hart und biegsam wie Stahl, das zurückgeworfene Haupt auf festem Nacken gewurzelt, offen die Stirn, lichtblau die leuchtenden Augen, athletisch des Leibes Kraft, kurz und gedrungen das Wort. Durchrittene Nächte und durchjagte Tage ermüdeten diesen Jüngling nicht, den der Liebe Sinnlichkeit niemals überwunden, den die Freuden der Tafel niemals gefesselt, den der kreisende Becher niemals berauscht. Als Kurzweil galten ihm Anstrengung wie Gefahr. Zur Unbeugsamkeit hatte der Wille sich früh gehärtet und pfeilschnell stürzte die That dem Vorsatz nach. Die Musen ließ er fremd, ja verachtet zur Seite stehen. Ueber Mathematik, Taktik und Strategie hinaus hat keine Wissenschaft ihn jemals ernstlich bekümmert. Wie man Geschütze richtet, Schanzen erstürmt und feindliche Glieder zersprengt, ward sein liebstes Wissen.

Das Abenteuer hatte Karl's Jugend gereizt. Während er als Jüngling überschäumenden Drang auf waghalsigen Bärenhetzen austobte, hatte die gesammte nordeuropäische Welt sich wider Schweden verschworen. Von dem Tage ab, wo König Karl XII. das Streitroß bestiegen, wurden Kriegsgetümmel und Schlachtenruf ihm Genuß des Daseins. Der erste Kriegsplan des Achtzehnjährigen entwickelte ein Meisterstück der Erfindung. Der Umsicht und Kühnheit des Entwurfs entsprach die ebenso bedächtige wie gewaltige Ausführung. Ein gottvertrauender Held, der, von gegnerischer Arglist umstellt, für eine gerechte Sache zum Schwerte griff, war Karl XII. im J. 1700 aus der vaterländischen Königsburg aufgebrochen. Unaufhaltsam hatte er sich auf Schwedens Feinde gestürzt. Seine Beherztheit hatte die Widersacher überrascht, den Zusammenhang ihrer Pläne durchrissen, ihr Selbstvertrauen erschüttert. Sieben Sommer und sieben Winter hindurch hatte Karl seitdem die Waffen getragen. Jede Schlacht, jedes Gefecht und jedes Scharmützel, wo er befehligte, war gewonnen, kein Unternehmen, wie tollkühn auch immer angelegt, war am Ziele vorbeigeschossen. Dänemark war gedemüthigt, der Russe geschlagen, Litthauen-Polen und endlich Kursachsen Kriegsbeute des Schweden geworden. Könige hatten sich vor ihm gebeugt, eine Königskrone hatte er verschenkt. Alles fürchtete ihn und alle Mächtigen der Erde warben um seine Gunst. So leichter und blendender Erfolg im Felde, so viel

Unterwürfigkeit und Schmeichelei im Rathe hatten Karl verwöhnt, berauscht und verdorben.

Sieben Jahre des ununterbrochenen Kriegsglückes hatten hingereicht, um in dem geistigen und sittlichen Wesen des 25jährigen Mannes die Persönlichkeit des 18jährigen Jünglings bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Eine riesige Naturkraft, die weder durch Selbstzucht noch durch die Schule des Lebens geregelt worden, wogte nun schon als verwüstendes Element einher. Nüchternheit in Speise und Trank, Einfachheit der Bekleidung und Behausung waren Gewöhnung des Feldherrn geblieben. Jedoch aus Verschmähung des sinnlichen Behagens hatte sich Verachtung der Sitte entwickelt. Lücken der Bildung, welche das Knabenalter gelassen, hatte ein 7jähriges Lagerleben nicht ausgefüllt. Willensfestigkeit und Selbständigkeit des Entschlusses waren in Starrsinn und Selbstüberhebung ausgeartet. Hatte der durchdringende Verstand des Jünglings einst viele Alte beschämt, so ließ Karl's Glaube an sein Glück gegenwärtig das Urtheil der Erfahrenen nicht mehr aufkommen. Eingebungen der Launen rissen ihn hin, Aufwallungen des Augenblickes beherrschten sein Thun und Lassen. Weil er stattliche Gegner bezwungen, weil Ebenbürtige ihm gehuldigt, Stärkere ihn bisher geschont, wähnte Karl sich unbezwinglich. Ueppig empor gewuchert, erstickte ein anmaßlicher Stolz die edlern Anlagen des Gemüths. So oft aber Aufenthalt und Hinderniß sich entgegenstemmten, brach, als vorherrschende Leidenschaft seiner Mannesjahre, der Zorn unbändig hervor. Der Fürst knirschte mit den Zähnen, sobald er Ungelegenes hörte. Unmittelbarer Kundgebung der Gottheit glaubte sich Karl gewürdigt und wunderthätiger Wirkung rühmte er sein Gebet. Die Vorsehung freilich, auf welche der Bezwinger der nordischen Staatenwelt zur Zeit noch vertraute, fiel mit der sittlichen Weltordnung schon nicht mehr zusammen. Gottesfurcht, in welcher eine treffliche Mutter den Knaben unterwiesen, war in Selbstvergötterung des Mannes umgeschlagen. Als hochsinnig im Verzeihen hatte man den Jüngling gepriesen. Auch die selbstsüchtige Härte des gereifteren Alters durchbrachen großherzige Thaten. Plötzliche Anwandlungen bestimmten Wohlthat wie Grausamkeit. Hingebende Sorgfalt, wie sie der schwedische Soldatenkönig jedem Einzelnen seiner Braven im Rastquartier spendete, hinderte denselben Feldherrn nicht, den Strapazen eines ungeheuerlichen Marsches Tausende ohne zwingenden Anlaß zu opfern. Von seinem Zeitalter als Großmeister der Kriegskunde angestaunt, hatte Karl, seitdem er die Vertheidigung des Vaterlandes mit der Eroberung Nordost-Europa's vertauscht, sich zum raufsüchtigen Abenteurer entwürdigt.

---

65. Der nordische Krieg.

(Nach F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhdrts., und Karl von Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrhdrt., bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Ursachen und Anfang des Krieges.

Seit dem Niedergang der deutschen Hansa war bald Polen, bald Schweden, zeitweise auch Dänemark die Vormacht am Ostseebecken gewesen. Keine unter den nordosteuropäischen Nationen hatte einen ansehnlichen Theil des Weltverkehrs an sich gebracht; holländischem und englischem Handel war sogar die Ostsee zinspflichtig geworden. Die Geschichte der Aufklärung dankte keine große That des Gedankens, keine schöpferische Anregung, kein unsterbliches Werk der Kunst und Literatur bisher den Völkern des europäischen Nordens und Ostens. Dagegen hatte in Rußland Peter I. am Ende des 17. Jahrhdrts. den Anfang gemacht, jene Veränderungen einzuführen, welche Rußland aus einem asiatischen Reiche zu einem europäischen machen sollten. Zur Ausführung seines Planes bedurfte er einer Seeküste, die nur auf Kosten Schwedens und durch einen Krieg mit diesem Reiche erworben werden konnte. Deßhalb hatte er auf seiner Rückreise aus dem westlichen Europa nach Rußland mit König August II. von Polen eine Zusammenkunft, bei welcher Eroberungspläne entworfen wurden, die zunächst für Polen, dann für das unglückliche Sachsen, welches auch nicht den geringsten Vortheil davon hoffen konnte, verderblich wurden. Die Könige Friedrich IV. von Dänemark und August II. von Polen wollten die Jugend und die Unbesonnenheit des jugendlichen Königs Karl XII. von Schweden benutzen, um die in den Friedensschlüssen des J. 1660 (zu Kopenhagen und zu Oliva, siehe S. 355) an Schweden verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen, und konnten dies um so eher hoffen, als die Hauptmächte Europa's um diese Zeit in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt wurden. Dänemark hatte, außer auf Schonen, Absicht auf den Theil Schleswigs, den der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, der Schwager des jungen Schwedenkönigs, besaß. Schon Christian V. von Dänemark hatte (1698) ein geheimes Bündniß mit König August geschlossen, traute aber dem Kurfürsten-König zu wenig, als daß er sein Land der Gefahr eines Krieges mit Schweden hätte aussetzen sollen. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich IV., hatte die Regierung übernommen, als schon ein Offensiv- und Defensivbündniß gegen Schweden geschlossen war; diesem Bunde trat Peter I. bei. Zwischen ihnen ward schon eine Theilung der auswärtigen Provinzen Schwedens verabredet, weil man nicht im mindesten zweifelte, daß der 17jährige, tollkühne Karl XII. leicht zu besiegen sein werde.

Bei dieser Verbindung bewies sich der Livländer Johann Reinhold von Patkul besonders thätig. Er war in Schweden unter Karl XI. als Wort-

führer der livischen Stände wegen Hochverrathes zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und auf eine Festung gebracht worden, dann entkommen, in sächsische und später in russische Dienste getreten. Er glaubte, seine Landsleute würden den plötzlich erscheinenden Sachsen behülflich sein, Riga zu besetzen, während die Dänen in das Land des Herzogs von Gottorp einfielen und Rußland Reval bedrohte.

Der Vertrag zwischen Rußland, Dänemark, Polen (d. h. Sachsen) war dem schwedischen Gesandten in Warschau verborgen gehalten worden, man wollte plötzlich und zu gleicher Zeit angreifen. Aber vereinzelt und verfrüht, bevor die russischen Streitkräfte sich gesammelt hatten, eröffneten die Könige von Dänemark und von Polen den Kampf. Denn der dänische König wollte nicht länger die Mitregierung des Gottorp'schen Herzogs ertragen und der polnische König durfte mit dem Einbruche in Livland nicht zaudern, da mit jedem Augenblicke ein Befehl der polnischen Republik drohte, die Rücksendung jener sächsischen Regimenter zu verhängen, die August noch vom Wahlkampf des J. 1697 her unter tausend Ausflüchten auf polnischem Boden stehen hatte. Ehe es dazu kam, mußte, da die Waffenmacht der Republik dem Könige nicht zur Verfügung stand, die kriegerische Verwickelung begonnen haben. Als dann Peter gegen Esthland heranzog, waren schon seine beiden Verbündeten in ihrem Unternehmen gescheitert. Die Sachsen erschienen am Ende Februar (1700) plötzlich vor Riga, Patkul durchzog Livland; aber weder die Bürgerschaft von Riga noch die Ritterschaft Livlands regte sich, und König August versuchte vergebens, den treulosen Friedensbruch durch übel ersonnene Ausflüchte zu beschönigen.

Der feindliche Angriff Dänemarks auf Holstein-Gottorp ward eben so übereilt gemacht, als der Zug der Sachsen nach Livland. Die Dänen rückten in Schleswig ein und belagerten ohne Erfolg Tönningen. Karl XII. erschien mit Blitzesschnelle, um die Beleidigung seines Schwagers an Kopenhagen zu rächen. Er schiffte seine Truppen so schnell aus, machte so gute Anstalten zum Beschießen der bedrohten Stadt, daß König Friedrich sich wahrscheinlich in seiner Angst noch härtere Bedingungen hätte auferlegen lassen, als ihm im Frieden zu Travendahl (1700) auferlegt wurden, indem er den Gottorper Besitzstand von Neuem verbürgen mußte.

2. Der russisch-sächsische Krieg, 1700—1706.

Karl eilte, sich an den Russen zu rächen, wie er sich an den Dänen gerächt hatte. Er verweilte nach seiner Rückkehr von Kopenhagen nur kurze Zeit in Schweden und landete nach sechstägiger Fahrt in Pernau. Als er hier hörte, daß die Russen bereits 10 Meilen im Umkreis von Narwa das Land verwüstet hätten, ließ er sich durch keine Vorstellungen der erfahrenen Männer in seinem Kriegsrathe (wie des greisen Reichskanzlers Oxenstjerna, des Ministers Grafen Piper u. A.) bewegen, die übrigen Truppen

zu erwarten. Mit 8300 M. eilte er, das russische Heer (40,000 M.) in seinem Lager vor Narwa anzugreifen und die Stadt zu entsetzen. Fremde commandirten das russische Heer und der General Allard leitete die Belagerung von Narwa unter stetem Zwist zwischen den Russen und den Officieren, die sie organisiren sollten. Karl's Heer hatte Muth, Uebung und Erfahrung; Rhensköld, der neben Karl commandirte, war zum General geboren und gebildet. Karl's Tollkühnheit stürmte, während eines heftigen Schneegestöbers, die russischen Schanzen, deren Schwäche einer der fremden Unterofficiere in Peter's Diensten verrathen hatte. Innerhalb der Schanzen konnten die Russen ihre Ueberlegenheit an Zahl nicht benutzen, zuerst capitulirte der rechte Flügel; am andern Morgen folgte der linke diesem Beispiel. Der Verlust der Sieger wird auf 1000 M., der der Russen auf 12,000 angegeben. Der Capitulation zufolge wurden die Officiere Gefangene, das Gepäck und Geschütz (150 Kanonen) ward den Schweden übergeben; die Gemeinen wurden nach Hause entlassen (21. November 1700). Der Krieg mit Rußland hätte sich damals vielleicht eben so schnell beendigen lassen, als der mit Dänemark, wenn sich nicht Karl XII. durchaus an König August hätte rächen wollen, der seine Sachsen auf das linke Ufer der Düna gezogen hatte. Darüber ward der Hauptfeind außer Acht gelassen und die günstige Gelegenheit versäumt. Und doch beruhte auf der Bändigung des Moskowiters die nordische Machtstellung Schwedens. Freilich raschere Erfolge als das Ringen mit Rußland versprach ein Einfall in Polen. Es war ein Entschluß von weltgeschichtlicher Bedeutung, durch August's Sturz vom polnischen Throne den sächsischen Friedensbruch zu rächen. Rußland gewann Muße, um seine Kriegsbereitschaft zu vervollkommnen, um inzwischen zur Ostsee vorzudringen und endlich einen geschwächten Nachbarstaat oder gar beide zu bezwingen. Karl schlug die Sachsen und die Kurländer, die sich mit ihnen vereinigt hatten, nach einem meisterhaften Uebergange über die Düna im Angesichte der Russen, drang unaufhaltsam nach Polen vor und lehnte alle vortheilhaften Friedensanträge des Königs von Polen unter dem Vorwande ab, daß mit Männern, wie August und sein Minister Flemming allerdings waren, kein Friede und keine Aussöhnung möglich sei, weil bei ihnen Ehrlichkeit für bäuerische Dummheit, und Treulosigkeit für Staatsklugheit gelte. König August suchte vergebens auswärtige Hülfe (bei Holland, England, Dänemark) und floh zuletzt nach Krakau und Sendomir, während er nach seiner Weise insgeheim Friedensvorschläge machte, die er nachher abläugnete. Karl hatte auf alle Anerbietungen nur die einzige Antwort: Verzichtleistung August's auf die Wahlkrone der polnischen Republik. Jede auswärtige Vermittelung lehnte er ab. Er schlug das sächsische Heer bei Pintschow und Clissow (19. Juli 1702). In diesem Treffen blieb Karl's Schwager, Herzog Friedrich von Holstein, der erst kurz vorher aus Deutschland bei ihm eingetroffen war. Der Gewinn dieser Schlacht bestärkte Karl, der seinen Einzug in Krakau hielt, in seinem

Eigensinn. Vergebens beschworen ihn seine Minister, der schwedische Senat, seine besten Generale, sich nicht in ein Labyrinth polnischer Händel zu verwickeln. Das an Menschen arme Schweden ward seiner rüstigen Bürger- und Bauernsöhne beraubt, und diese kamen, während sie einen kurz dauernden Ruhm erwarben, durch Krankheiten, schlechte Nahrung, Sumpfluft, Witterung, Beschwerlichkeiten um, damit sich der König, der freilich Alles, auch Hunger oder schimmeliges Brod mit ihnen theilte, der Abenteuer freuen könne, die er, wie ein irrender Ritter, in Wüsten, Morästen, Wäldern aufsuchte.

Auch im folgenden Jahre zog Karl, ohne mit der Republik im Kriege zu liegen, in Polen herum und besiegte die Sachsen bei Putulsk (25. April 1703), während Peter (17. Mai 1703) seine neue Hauptstadt am bottnischen Meerbusen auf schwedischem Gebiet gründete und den Zugang zu derselben von der See- und Landseite befestigte. Ihre Gründung verkündete Rußlands Eintritt in das europäische Staatensystem. Die Polen hatten sich lange geweigert, auf Karl's Vorschlag einzugehen, ihren König abzusetzen, um Frieden zu erlangen, sie gaben jetzt endlich Gehör, und Karl suchte ihnen den ältesten Sohn (Jakob) Johann Sobieski's, des Besiegers der Türken und Befreiers von Wien, zum Könige zu empfehlen. Dies gab August II. Veranlassung zu einer Treulosigkeit und Verletzung fremden Gebiets, die Karl hernach als Entschuldigung anführen konnte, wenn er sich das Gleiche erlaubte. August schickte nämlich auf die Nachricht von einer Conföderation in Warschau, die seine Absetzung ausgesprochen hatte, 30 verkleidete Officiere nach Schlesien, um auf kaiserlichem Gebiet den Prinzen Jakob Sobieski aufzuheben, und die adeligen Herren des sächsischen Heeres, die wegen ihrer bei Saufgelagen oder beim Spiel verletzten Ehre jeden Augenblick den Degen zogen, fanden es keineswegs schimpflich, daß sie, verkleidet wie Mörder, im Walde versteckt lagen, bis die Sobieski's, Jakob und Constantin, von Breslau nach Ohlau fuhren. Sie überfielen die Prinzen, und diese wurden erst auf die Pleißenburg bei Leipzig, dann auf den Königstein gebracht. Karl schlug nun den Woiwoden von Posen, Stanislaus Lesczinski, der sich ihm sehr gefällig gemacht hatte, zum Könige vor. Dieser war ein frommer, tugendhafter Edelmann von schlichter Lebensweise, vielseitig gebildet, ein wohlthätiger Herr seiner Gutsunterthanen und in mancher Eigenschaft des Herzens und Geistes seinen adeligen Stammesgenossen überlegen, aber doch kein König nach dem Sinne der polnischen Magnaten, dessen Vermögen auch zur Besoldung eines Parteianhanges nicht ausreichte. Nach der Wahl Lesczinski's (Juli 1704), der sich nur durch die Schweden behaupten konnte, ging Karl nach Galizien und eroberte Lemberg, während August den Plan machte, Warschau zu überfallen. Als August erschien, flüchtete Stanislaus zu Karl nach Lemberg. Durch einen Sieg bei Wohla ward es erst dem Könige von Schweden möglich, seinen Stanislaus endlich (September 1705) auch in Warschau krönen und salben zu lassen.

Im Jahre 1706 tummelte sich Karl in Litthauen in Sümpfen und Wäldern herum, ohne etwas von Bedeutung auszuführen, außer daß er die Russen aus Kurland vertrieb. Erst als er sich vom Thurme einer Jesuitenkirche einen Ueberblick über die unbegrenzten Moräste der südpolnischen Provinz Volhynien verschafft und genaue Nachricht von der Beschaffenheit des Landes erhalten hatte, sah er ein, daß es thöricht sei, in diesen Wüsten zu weilen, und eilte nach Polen zurück, um endlich in das gänzlich entblößte Kur-Sachsen einzudringen, und seinen erschöpften Truppen, die in 9wöchentlichen Eilmärschen das Land vom Bug bis zur Elbe durchzogen hatten, reichlichste Erholung zu verschaffen. Die sächsische Regierung in Dresden gab jeden Gedanken der Gegenwehr auf und leitete sogleich Unterhandlungen ein. Denn seit der Niederlage eines russisch-polnischen Heeres bei Fraustadt, östlich von Glogau, am 13. Februar 1706, durch den beherzten schwedischen General Rhensköld gab es nur noch Trümmer eines kursächsischen Heeres. Karl drang an der Spitze der schwedischen Hauptmacht bis nach Leipzig vor und nahm seinen Aufenthalt auf einem Rittergute bei Altranstädt; Stanislaus befand sich in seiner Begleitung. Die Unterhandlungen waren bald beendigt, da die Forderungen der Schweden unter den damaligen Umständen Gesetze waren; schon am 24. September war der Friede abgeschlossen. König August mußte der polnischen Krone entsagen, Stanislaus als König von Polen anerkennen, die Prinzen Sobieski in Freiheit setzen und den von der statthalterlichen Regierung zu Dresden verhafteten Reinhold Patkul der Rache Karl's XII. ausliefern, der ihn auf die grausamste Art rädern ließ. Der Thronwechsel in Polen brachte Karl keinen weitern Vortheil, denn Polen bewies sich für Schweden wie gegen Schweden jeder That unfähig.

3. Russischer Krieg bis 1709. Wendung des Glückes.

Der nächste Zug Karl's XII. sollte Peter gelten, der die Ostsee-Provinzen schon als sicheres Besitzthum ansah. Durch Litthauen sollte, nach Karl's Willen, Löwenhaupt aus Livland und Kurland marschiren, an der Beresina zu ihm stoßen und mit seinem Könige gegen Moskau ziehen, während hinter ihm in Polen und um ihn in Rußland ihm Alles feindlich war. Ueberhaupt wird von diesem Augenblick an Karl's Betragen immer unbegreiflicher. Erst setzt er seinen Marsch durch Sümpfe und Wälder in der schlechtesten Jahreszeit fort; dann bleibt er in der bessern drei Monate (Mitte März bis Juni) ruhig liegen, läßt alle russischen Gefangenen frei, die dann das feindliche Heer verstärken, und vergißt, als Löwenhaupt mit seinem Heere heranzieht, das Versprechen, mit ihm an einem bestimmten Platze zusammen zu treffen. Löwenhaupt erwarb sich bei dieser Gelegenheit unsterblichen Ruhm. Durch Wüsten und Wälder erreichte er mit Gepäck und Geschütz, umschwärmt von den Russen, den Ort, wo er Karl zu finden hoffte; er fand ihn nicht,

sondern ward von der Uebermacht der Russen angegriffen. Mit 10,000 Mann gegen 40,000 gewann er den Sieg, mußte aber Pferde, Schlachtvieh, Vorräthe, Geschütz, kurz Alles, was er hatte Karl zuführen sollen, zurücklassen, um seine Helden und ihre Ehre durch einen schnellen Marsch zu retten. Der Seitenmarsch in die Ukraine, der Löwenhaupt den Russen preisgab, war von Karl unternommen worden, weil der 70jährige Hetman der ukrainischen Kosacken, Mazeppa (Maseppa), ihn zu sich einlud. Mazeppa ging zwar mit einem Heer von Kosacken über die Desna, diese glaubten aber, sie würden gegen Karl geführt und verließen, da sie mehr von Peter zu fürchten als von Karl zu hoffen hatten, ihren Hetman, als seine Absicht kund ward; er kam nur mit 7000 Mann zu den Schweden. Karl verschmähte jede Warnung und ging über die Desna, die Gegend wurde jenseits immer öder, die Aussicht trüber, der Winter war einer der härtesten (s. S. 385); Tausende der wackern Schweden erfroren, weil Karl darauf bestand, selbst im December und Januar weiter zu marschiren.

Mazeppa ward das Opfer seiner Verbindung mit Karl, seine Residenz (Baturin) ward von Menzikof zerstört und die treugebliebenen Kosacken mußten auf Peter's Aufforderung einen andern Hetman wählen (Nov. 1708). Weder Mazeppa noch Piper konnten den eigensinnigen König bewegen, daß er seinen Marsch gegen das schwach befestigte Pultawa aufgäbe. Er fuhr fort, die Seinen auf dem Marsche preis zu geben, bis im Februar (1709) Thauwetter einfiel. Im April und Mai mühten sich die Schweden in Laufgräben vor einer elenden Schanze vergeblich ab, während die Russen sie wie ein Netz einschlossen.

Das Treffen bei Pultawa (8. Juli) ordnete Rhensköld, weil Karl eine gefährliche Wunde am Fuße erhalten hatte und kein Pferd besteigen konnte; die Schweden thaten auch an diesem Tage Wunder der Tapferkeit, aber ihre Niederlage war unvermeidlich, da sie an Allem, sogar an Pulver und Blei, Mangel litten und da Löwenhaupt und Rhensköld so uneinig waren, daß der Erstere in seinem Berichte von der Schlacht dem Letztern, der den Oberbefehl hatte, die bittersten Vorwürfe macht. Von der ganzen schwedischen Armee zogen sich nur 14-—15,000 M. unter Löwenhaupt und Kreuz in ein schwach befestigtes Lager am Dniepr, wo sie von den Russen und vom Flusse eingeschlossen wurden. Dieses kleine Heer hätte sich vielleicht nach Polen durchschlagen können, und diesen Entschluß hatte auch Karl Anfangs gefaßt, er ward jedoch endlich mit vieler Mühe bewogen, über den Dniepr zu gehen und mit geringer Begleitung Zuflucht in der Türkei zu suchen. Sobald sich der König gerettet hatte (10. Juli 1709), schloß Löwenhaupt eine Capitulation, vermöge deren das Gepäck, das Geschütz und der ganze Rest der schwedischen Armee den Russen übergeben ward.

4. Karl's XII. Aufenthalt in der Türkei, 1709—1714.

Karl, von den Russen lebhaft verfolgt, erreichte mit etwa 2000 Begleitern das Ufer des Bug, ward in Bender freundlich aufgenommen und baute sich hier ein Haus, das später zu einer Art Festung von ihm gemacht ward. Er verschmähte die Bedeckung, die ihm schon im October (1709) zur Rückkehr in seine Staaten versprochen ward, weil er auf den Ausgang der Cabalen des Großveziers und seines eigenen Abgeordneten, Poniatowski, den er nach Constantinopel geschickt hatte, harrte. Paniatowski setzte Alles in Bewegung, Juden und Weiber erhielten Geld und Versprechungen, um ihm zu helfen; der Sultan war aber nicht zu bewegen, mit Rußland zu brechen.

Das Unglück Karl's XII. bei Pultawa und dessen fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei benutzten August II. von Sachsen und Friedrich IV. von Dänemark zum Bruche des ihnen abgenöthigten Friedens. August II., der schon vor der Schlacht bei Pultawa alle Anstalten zur Erneuerung des Krieges gemacht hatte, erließ sofort auf die Nachricht von jener Schlacht ein Manifest, wodurch er seine Verzichtleistung auf die polnische Krone für erzwungen und nichtig erklärte. Gleich nachher brach er mit einer Armee von 13,000 Mann nach Polen auf, welches Stanislaus Lesczinski verlassen mußte. In Thorn traf er mit Peter zusammen und sie schlossen einen geheimen Vertrag, worin Peter, ohne daß er die Absicht hatte, sein Versprechen je zu erfüllen, den Polen Livland zusagte, wogegen August darein willigte, daß Esthland und die übrigen Ostsee-Provinzen mit Rußland vereinigt würden. Der König von Dänemark aber erlitt bei seinem Angriffe auf die südlichen Provinzen Schwedens (Schonen) eine schimpfliche Niederlage durch den Grafen Steenbock (1710).

Inzwischen hatte der von Karl XII. nach Constantinopel entsandte, gewandte Poniatowski zwei friedliebende Großveziere gestürzt und die Pforte zur Kriegserklärung gegen Rußland vermocht. Der Fürst der Moldau, Demetrius Cantimir, fiel von der Türkei ab und versprach den Russen Hülfe im Türkenkriege, wofür ihm von Peter die Erblichkeit der Fürstenwürde der Moldau in seiner Familie zugesichert wurde. Peter kam (1711) den Türken im Angriffe zuvor, er zog über den Pruth und ward in Jassy prächtig empfangen. Aber bald sah er sich von allen Seiten eingeschlossen: die russische Armee hatte in ihrem Rücken den Chan der Tataren (mit 100,000 Mann), an den übrigen Seiten das türkische Heer, den Fluß und Moräste; sie schien verloren, als des Kaisers Gemahlin Katharina (s. Nr. 66) dem habsüchtigen Großvezier ihr Geschmeide und was sie von den Soldaten und Officieren an Kostbarkeiten zusammenraffen konnte, übersandte und so die Armee und den Zar rettete. Dieser brachte im Frieden am Pruth (23. Juli 1711) nur das geringe Opfer der Rückgabe der (im Juli 1696 eroberten) Festung Asow und versprach, Karl's Rückkehr nach Schweden nicht zu hindern. So

mußte denn Peter einem Lieblingsplane, der Verbindung seines Reiches mit dem Schwarzen Meere, entsagen, durfte sich aber dennoch zu einer so wohlfeil erkauften Rettung Glück wünschen.

Karl XII. hatte durch diesen Feldzug gar nichts gewonnen, vielmehr drang jetzt der Sultan fortwährend in ihn, seine Abreise aus der Türkei zu beschleunigen. Man entzog ihm die 500 Piaster, die täglich für seinen Unterhalt gezahlt wurden, und als er später eine halbe Million Thaler forderte, um seine Schulden zu bezahlen, gab der Sultan 100,000 mehr, bestand aber auf der Abreise. Karl verzögerte diese und machte eine neue Geldforderung. Da erklärte der ganze Divan dem Sultan, daß es unter den vorhandenen Umständen Pflicht sei, den beschwerlichen Gast allenfalls mit Gewalt zu vertreiben. Etwa 300 Schweden waren die Macht, mit welchen er sich zum Widerstande gegen 2000 Janitscharen und 12,000 Tataren rüstete. Vergebens waren die freundlichen Aufforderungen des Pascha von Bender, die Stadt zu verlassen. Am 12. Februar 1713 erfolgte der Angriff auf sein verschanztes Haus: die türkischen Kanonen zersprengten seine Mannschaft vor dem Hause, Karl wollte mit dem Ueberreste (etwa 60) seine Wohnung vertheidigen, die Türken warfen Feuer auf das Dach und drangen in das brennende Haus; Karl hieb noch um sich, als schon glühende Balken herabstürzten, und wollte sich nach einem zweiten, noch unversehrten Gebäude durchschlagen, aber in der Thüre stolperte er über seine langen Sporen und ward von den Türken überwältigt. Karl hatte sich durch diese abenteuerliche Vertheidigung die Achtung der Türken erworben und von einer Fortschaffung des königlichen Gefangenen über die Grenze war vorläufig nicht mehr die Rede; vielmehr wurde er von derselben entfernt und nach Demotika bei Adrianopel gebracht. Erst als ein Herr von Lieven, vom schwedischen Reichsrathe gesandt, zu ihm kam, und ihm vorstellte, daß, wenn er noch länger von seinen Staaten fern bleibe, ein Aufstand in Schweden und die Erwählung eines Reichsvorstehers zu befürchten sei, entschloß er sich zur Rückkehr. Am 1. October 1714 brach er auf, Anfangs von einer türkischen Ehrenwache begleitet, bald aber nur von seinen beiden Lieblingen von Döring und Rosen, auch Letzterer wurde bald zurückgelassen, und mit Döring allein legte der König in 14 Tagen 286 Meilen, Tags zu Pferde, Nachts zu Wagen, zurück. Am Ziele der Reise, in Stralsund, wurden ihm die Stiefel von den geschwollenen Füßen losgeschnitten; in 16 Nächten war er nicht im Bette gewesen. Am nächsten Morgen musterte er die Truppen.

Karl XII. erreichte Pommern in dem Augenblicke, als auch seine deutschen Länder nicht mehr zu retten waren. Schon 1711 war es den Feinden Schwedens gelungen, auch Hannover und Preußen in ihren Bund zu ziehen, obgleich beide den Schein der Freundschaft sorgfältig bewahrten. Der Kurfürst von Hannover und seit 1714 zugleich König von England kaufte den Dänen die von ihnen eroberten schwedischen Besitzungen Bremen

und Verden ab. Im J. 1715 unternahm König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, in Begleitung des Fürsten Leopold von Dessau, mit Sachsen und Dänen die Belagerung von Stralsund. Karl selbst war damals in der Festung und opferte, wie bei Pultawa und in Bender, die ihm ergebenen wackern Männer nutzlos auf, vergebens versuchte er die Insel Rügen gegen die fast dreifach überlegene Macht zu behaupten und blieb auch nach deren Verlust in Stralsund, bis Alles sich zum allgemeinen Sturme bereitete. Da erst verließ er auf die inständigsten Bitten seiner Getreuen die Stadt (20. Dec. 1715). Unter feindlichem Kugelregen wurde für das Boot, das ihn aufnahm, ein Weg durch's Eis gehauen und Karl kehrte mit Lebensgefahr durch das Treibeis in sein Heimatland zurück, nach 16jähriger Abwesenheit. Sofort ward Stralsund durch Capitulation übergeben; im nächsten Frühjahr (1716) ward auch die letzte Besitzung der Schweden in Deutschland, Wismar, von Dänen, Preußen und Hannoveranern eingenommen. Den Hauptvortheil von dem ganzen Kriege aber erntete Peter, welcher Livland, Esthland, Ingermannland, Karelien und sogar einen Theil von Finnland erobert hatte und durch die Heirath seiner Bruderstochter (Anna) mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland (1710) auch diese Provinz gewann, indem der Neuvermählte zu so unmäßigem Trinken veranlaßt wurde, daß er seinem Leben schon 4 Monate nach der Hochzeit ein frühes Ende machte. Nach dessen Tode ließ der Zar Kurland als Witwenthum der Großfürstin Anna verwalten, mit Ausschließung des Bruders des verstorbenen Herzogs.

Karl XII. suchte, nach dem Rathe seines schlauen Freundes und Agenten Baron von Görz, eines holstein-gottorp'schen Geheimrathes, zuerst seinen mächtigsten Gegner, Peter, zu befriedigen und ihn dadurch von seinen übrigen Gegnern zu trennen. Die Welt staunte, als man erfuhr, daß Präliminarien zwischen Schweden und Rußland unterzeichnet seien, in welchen die Vortheile Dänemarks, Hannovers, Sachsens von Rußland aufgeopfert waren; denn Schweden sollte nur etwas an der russischen Grenze verlieren, dagegen nicht nur alle seine deutschen Länder zurück erhalten, sondern auch durch Norwegen entschädigt werden, wenn Peter und Karl mit vereinten Kräften Stanislaus auf den polnischen Thron und den Prätendenten Jakob III. auf den englischen Thron gebracht hätten.

5. Karl's Angriff auf Norwegen und sein Tod.

Karl hatte schon 1716 versucht, in Norwegen einzubrechen und dieses Reich zu erobern oder doch zu verwüsten; der Angriff ward aber seiner eigenen Armee verderblich. Von den kleinen befestigten Plätzen an der Südgrenze, die um Friedrichshall herum erbaut waren, zogen die Dänen und Norweger gegen die Schweden aus, sie beunruhigten die auf dem Rückzuge begriffene Armee ohne Gefahr für sich selbst, nahmen ihr Geschütz und Gepäck ab und vernichteten den Nachtrab. Im J. 1717 stellte Karl eine Armee von

6. Theilung der schwedischen Provinzen.

Man gab das Reich den Russen preis, die ihre Verwüstungen bis in die Nähe von Stockholm ausdehnten und für mehrere Millionen Werth zerstörten, während der Reichsrath den andern Mächten die auswärtigen Provinzen Schwedens für elende Summen verkaufte. Weil man von (den seit 1714 vereinigten Staaten) Hannover und England Dienste und Geld erwartete, so ward mit dem Kurfürsten von Hannover, der weder ein furchtbarer Feind noch auch zu irgend einer Forderung berechtigt war, der Friede zuerst abgeschlossen und Bremen und Verden abgetreten; dagegen versprach Hannover innerhalb drei Monaten eine Million Thaler an Schweden zu bezahlen. Preußen erhielt (Februar 1720) alles Land zwischen Oder und Peene, Stettin, die Inseln Usedom und Wollin; doch überließ es die Stimme auf dem Reichstage, die ihm für diesen Theil von Pommern gebührt hätte, ganz an Schweden und zahlte innerhalb eines Jahres drei Millionen Thaler. Da Schweden den armen König Stanislaus seinem Schicksale überließ, so hatte es eigentlich mit Sachsen keinen Streit mehr. Von Dänemark erhielt Schweden Pommern, Rügen, Wismar und alle von den Dänen eroberten Plätze gegen Zahlung von 600,000 Thalern zurück. Die Hauptsache aber war die Beraubung des Herzogs von Holstein, der, ohne am Kriege Theil genommen zu haben, Schleswig verlieren sollte, und man bedrohte den Herzog sogar mit dem Verluste Holsteins, wenn er Schleswig nicht abtrete. Dennoch verweigerte er seine Zustimmung zu dem Raube Schleswigs und suchte beim Kaiser Schutz wegen Holstein, welches die Dänen erst Ende 1720 räumten.

Am schwersten konnte sich die Anarchie in Stockholm zur Bewilligung der allerdings bedeutenden russischen Forderungen entschließen, und es bedurfte neuer Grausamkeiten der Russen, um die Beendigung der Friedens-Unterhandlungen zu Nystädt (10. Sept.) 1721 herbeizuführen. Schweden trat dem slavischen Nachbarreiche ab: Livland, Esthland, Ingermannland, wie auch einen (bestimmten) Theil von Karelien; dagegen gab Peter Finnland (außer Wiborg und Kexholm) zurück. Die europäische Stellung Rußlands war fortan gesichert; Schweden hatte mit dem Tode Karl's XII. aufgehört, eine Großmacht zu sein.

---

66. Cultur-Reformen Peter's des Großen.

(Nach Ernst Herrmann, Geschichte des russischen Staates, und Theodor v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon vom Anfang seiner Regierung an hatte Peter der Große mit richtiger Einsicht und kräftiger Hand auf die Umbildung seines Volkes,

auf eine durchgreifende Umgestaltung seines Staates hingearbeitet, wovon fast Tag für Tag die von ihm gegebenen Gesetze Zeugniß ablegen. Freilich auf ein Volk, dessen Wille nicht durch die Vernunft, sondern durch die rohesten Triebe der Sinnlichkeit sich bestimmen ließ, dem es an Einsicht fehlte, um aus Ueberzeugung das Bessere zu wollen, konnte Peter nur durch den Arm der weltlichen Macht einwirken, indem er den auf sclavischer Furcht beruhenden Gehorsam als den Hebel benutzte, um es aus seinem verdumpften Zustande herauszureißen. Mit unnachsichtiger Strenge mußte er ihm seine alten Sitten oder Unsitten erst abstreifen, um durch neue Formen wenigstens die Möglichkeit anzubahnen, daß dereinst auch in diesem Volke ein freierer, dem westlichen Europa verwandter Geist erstehen könnte. Daß Peter an dieser Aufgabe seines Lebens festhielt, besonders nachdem sein Gesichtskreis sich in der Ferne mächtig erweitert hatte, darin lag seine Größe; die Einseitigkeit, mit der er verfuhr, war durch die gegebenen Verhältnisse bedingt und geboten.

Die erste durchgreifende Reform, die der Zar Peter unternahm, betraf die russische Kirche und wurde veranlaßt durch eine Gunst der Umstände, die sofort benutzt sein wollte. Im Jahre 1700 starb der Patriarch Adrian, der zehnte in der Reihe der russischen Patriarchen seit Philaret (s. S. 365). Statt eines neuen Patriarchen, der den Thron des Zaren theilte, ernannte Peter einen Verweser (Exarchen) des Patriarchats, jedoch mit der Einschränkung, daß er in allen wichtigen Angelegenheiten mit anderen Bischöfen, die sich zu dem Ende abwechselnd in Moskau aufhielten und von Zeit zu Zeit von andern abgelöst wurden, Rath pflege und sodann die gefaßten Beschlüsse an den Zar zur Genehmigung gelangen lasse. Später (1721) ward die Patriarchen-Würde in aller Form aufgehoben und der gesammten Geistlichkeit ein vom Zaren ernannter, völlig von ihm abhängiger „hochheiliger Synod" vorgesetzt, der im Geistlichen sein sollte, was der „dirigirende Senat" im Weltlichen war, dem Peter, als er nach dem Pruth aufbrach, die obere Leitung der Regierungsgeschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit übertrug. Vom Synod gingen alle zur Aufrechthaltung des griechischen Glaubens erlassenen Anordnungen aus, er hatte den Religionsunterricht zu leiten, die christlichen Lehren zu prüfen und auch die Verwaltung der geistlichen Güter zu führen.

Die Hauptvorrechte des Adels bestanden in dem Rechte, Erbgüter und Bauern zu besitzen und in der Befreiung von der Kopfsteuer, die Hauptverbindlichkeit war, im Militär oder Civil dem Staate zu dienen. Erfüllt von der großartigen Stellung der englischen Aristokratie, hoffte Peter durch Einführung ähnlicher Einrichtungen auch seinem Adel ähnliche Gesinnungen einflößen zu können. Darum befahl er 1714, daß hinfort auch für den russischen Adel das Erbrecht nach der Erstgeburt gelten solle. Den jüngeren Söhnen der adeligen Familien wünschte dagegen der Zar, ebenfalls nach

der früheren Monopole aufgeben und viele Gegenstände dem freien Verkehre überlassen, die früher auf Rechnung der Krone verpachtet wurden. Der Kaiser begünstigte sowohl den Seehandel als den innern Handel. Ein Netz von künstlichen Wasserstraßen sollte die mächtigen Ströme des Reiches unter einander und mit der Newa verbinden und dem Innern des Landes die Wege zum Welthandel öffnen, dem es bis dahin verschlossen war. Die Bodengestaltung Rußlands gewährte die Möglichkeit dazu, zur Ausführung gewann er den spätern Feldmarschall von Münnich. Viele der beabsichtigten Verbindungen wurden schon unter Peter's eigener Regierung hergestellt, andere unter den thätigsten seiner Nachfolger.

Die letzten Regierungsjahre Peter's des Großen (1721—1724) waren besonders reich an Neugestaltungen mancher Art. Da er unter den Angehörigen der alten Bojarenhäuser nur wenige für seine Zwecke brauchbar gefunden hatte und sich im Wesentlichen theils auf Fremde (wie Lefort, Gordon, später Ostermann), theils auf befähigte Russen geringen Standes stützen mußte, so gab er 1722 eine neue Rangordnung, die einerseits den Unterschied zwischen Emporkömmlingen und den Leuten aus vornehmem Geschlechte ganz verwischen, andererseits diese letztern zwingen sollte, ihrer altgewohnten Trägheit zu entsagen, zu lernen und zu arbeiten, vor Allem, sich dem neuen gesellschaftlichen und Regierungs-System anzuschließen, wenn sie in der officiellen Welt etwas gelten wollten. Dies geschah durch die Eintheilung aller Civil- und Militärämter in 14 Rangclassen, die den Stufen der militärischen Hierarchie angepaßt waren, so daß in der ersten der Kanzler neben dem Feldmarschall, in der letzten neben dem Fähnrich ein „Collegien-Registrator" genannter Civilbeamte stand. Mit der zwölften Classe war noch der persönliche, mit der achten (Major) der erbliche Adel verbunden. Der Weg zu diesen Classen stand jedem Freigebornen offen; ja selbst dem Leibeigenen, wenn er Soldat wurde und zum Officier auf diente.

Vor Allem beschäftigte den Zaren während dieser letzten Jahre die Sorge um Alles, was in Rußland Kenntnisse und Bildung verbreiten konnte. Nicht allein, daß er fortwährend bemüht war, Gelehrte aus der Fremde herbeizuziehen, daß er eine stets wachsende Zahl junger russischer Edelleute ins Ausland sandte, um sich für ein bestimmtes Fach auszubilden — er war auch darauf bedacht, wissenschaftliche Anstalten in Rußland selbst, vor Allem in Petersburg zu gründen. Auch in dieser Beziehung sorgte er zunächst für das Kriegs- und Seewesen: Admiralitätsschulen, eine See-Akademie, eine Ingenieurschule waren unter den ersten Schöpfungen dieser Art; doch wurden auch bald in allen Eparchieen Schulen eingerichtet und aus den Einkünften der Klostergüter unterhalten. Die Beamten mußten nun ihre Kinder vom 10.—15. Jahre in diese Schulen schicken, und Edelleute, welche weder lesen noch schreiben lernten, verloren ihre Standesrechte. Endlich (1724) ward auch zu Petersburg eine Akademie der Wissenschaften errichtet

Nachdem schon Manches versucht worden, um aus den finanziellen Bedrängnissen herauszukommen, in welche das Land durch den letzten Krieg gestürzt worden, stellte sich dem Regenten ein Schotte vor, John Law, aus Edinburg, mit der Bemerkung, daß England, obgleich es geringere Hülfsquellen besitze, den Krieg deßhalb doch besser ausgehalten habe, weil es sich durch ein wohlgeordnetes Bankinstitut einen festen Credit gegründet habe. Er behauptete, daß der Betrag der Zettel, welche eine Bank ausgeben dürfe, zehnfach so hoch sein könne, als der Werth der vorhandenen Metalle, und in den Actien einer Handelscompagnie könne eine viermal größere Summe repräsentirt werden, als ihr wirklicher Besitz werth sei; in Holland wollte er das genau erkundet haben. Seine Absicht war nun, ein Institut der einen mit einem der andern Art zu combiniren und auf ihren vereinten Credit ein neues Papiergeld zu gründen, welches einen ganz andern Werth als die Schatzscheine besitzen und die Tilgung derselben möglich machen werde. Der Regent, für alles Neue und Glänzende empfänglich, ging auf diesen Plan ein. Zuerst (1716) ward eine Zettelbank auf Actien gegründet, welche, da sie ein geringes Disconto festsetzte, so allgemeines Vertrauen fand, daß sie nach einiger Zeit zu einem Institut des Staates erhoben wurde, mit dem Rechte, daß ihre Scheine in den öffentlichen Kassen angenommen werden konnten. Inzwischen war auch eine Handelsgesellschaft, zunächst für den Handel nach Canada und nach dem vor Kurzem besetzten und zu Ehren Ludwig's XIV. benannten Louisiana, auf Actien gegründet worden; Law trat mit seiner Bank als Hauptactionär in dieselbe ein. Die Actien (100 Millionen Livres) wurden in Staatspapieren bezahlt und mit den Renten, die diese trugen, verzins't. Bald kaufte die Compagnie den Besitz und die Privilegien der Ostindischen Compagnie an und vermehrte dabei ihre Actien um die Hälfte; hierauf begann sie Schiffe zu bauen und nach allen Weltgegenden auszusenden. Zugleich nahm sie einen umfassenden Antheil an der Finanzverwaltung des Staates: sie brachte das Recht der Umprägung der Münzen, die General-Pacht der Steuern, endlich die Verwaltung der allgemeinen Einnahmen an sich. Bei jeder Geschäftserweiterung wurden die Actien vermehrt (bis zu 624,000 Stück à 500 Livres), der ganze Hof betheiligte sich daran. Daß Law, nachdem er die Religion gewechselt, die Stelle eines General-Controleurs der Finanzen erhielt, schien eine neue Sicherheit darzubieten. Dazu kamen die Künste der Börse, Rückkauf der Actien um hohen Preis, Käufe auf Zeit, ebenfalls in der Voraussetzung fortgesetzten Steigens, Wahrscheinlichkeits-Berechnungen und Zusagen hoher Dividenden. Und als nun die Compagnie dem Staate ein Darlehen von 1200 Millionen zu einem geringen Zinsfuße machte, zur Tilgung der um Vieles höher zu verzinsenden alten Schulden, während durch geschärfte Verbote die Metall-Ausfuhr fast unmöglich war, stellten sich Law's Mississippi-Actien, die immer zunehmende Vortheile verhießen, als sehr geeignet zu

neuen Geldanlagen dar. Die durch die Compagnie zurückgezahlten Capitalien strömten wieder in die Actien derselben zurück und deren Cours erreichte in einigen Monaten das Zehnfache, ja Zwanzigfache ihres Nominalwerthes. Auch Bank-Billets hatte Law in großen Massen (über 2½ Milliarden?) ausgegeben. Seine Meinung war, die Bank sei gleichsam das commerzielle Herz des Königreichs, dahin müsse alles Vermögen zusammenströmen und von da wieder zurückfließen; höchstens für den untergeordneten kleinen Verkehr sei der Gebrauch des baaren Geldes zu gestatten. Auf seinen Antrieb erschien ein Edict, durch welches der Besitz von Gold und Silber in größerer Summe als 500 Franken als Staatsverbrechen bezeichnet und mit der Strafe der Confiscation bedroht wurde! Der Contrast zwischen dem Credit der Actien und dem Preise des Metallgeldes stieg dermaßen, daß die Regierung und wahrscheinlich Law selbst es für nothwendig hielt, einen Weg anzubahnen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Im Mai 1720 erschien ein Edict, welches die Annahme der Bank-Billets an den öffentlichen Cassen auf eine bestimmte Zeit beschränkte. Aber das vermeinte Rettungsmittel gereichte zum Verderben. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die Inhaber der Papiere und trotz der Widerrufung des Edictes nach wenigen Tagen suchte sich Jedermann des Papiers zu entledigen und es in allgemein anerkannte, von den Bestimmungen der Regierung unabhängige Besitzthümer umzuwandeln. Mit derselben fieberhaften Aufregung, mit welcher man bisher nach den Actien gestrebt hatte, wetteiferte man jetzt, in steigender Aussicht des Verlustes, sich ihrer zu entäußern, besonders als die Bank (Juli 1720) erklärte, daß sie zunächst nur ihre kleinsten Scheine, bis zu 10 Livres, realisiren werde. Aber auch diese strömten in solcher Menge herbei, daß die Bank bald dem Begehr nicht mehr genügen konnte. In dem Andringen der Menschenmassen kam es zu Unglücksfällen und tumultuarischen Bewegungen, die nothwendig ihre Richtung gegen diejenigen nahmen, in welchen man die Urheber, und zwar die böswilligen, so vieler Täuschungen und Verluste erblickte. Nur mit Mühe entging Law der Wuth der Menge, welche die Leichen der in dem Gedränge Erstickten nach der Wohnung des Regenten im Palais Royal schleppte. Das Staatsvermögen ging aber mit einer bedeutend verminderten Schuld aus diesen Wirren hervor. War dies vielleicht der berechnete Zweck des ganzen Unternehmens?

Die auswärtigen Angelegenheiten, nächst den Finanzen der wichtigste Zweig der Verwaltung, kamen in die Hände des Abbé Dubois, des frühern Lehrers des Regenten, der sich selbst von dem Strudel der Ausschweifungen am Hofe fortreißen ließ, denen er seinen Zögling hätte entziehen sollen. Dabei entwickelte er einen vielseitigen, scharfen, zum Ziele treffenden Verstand, und durch ihn kam das Bündniß zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande, das dann durch den Beitritt Oesterreichs in eine Quadrupel-Allianz (siehe S. 418) zur Sicherung des Friedens von

Der Herzog von Bourbon, eifersüchtig auf die Gewalt, welche Fleury, der Bischof von Fréjus, über den König behauptete, und unzufrieden, daß derselbe stets zugegen war, wenn er Vortrag hatte, bewog einst die Königin, welche sich ganz von ihm leiten ließ, den König bei sich bis zu der für den Vortrag bestimmten Stunde zurückzuhalten, und dieser fand darauf in ihren Zimmern Statt. Fleury, welcher indessen im Cabinet des Königs gewartet hatte, durchschaute den gegen ihn entworfenen Plan und wollte sich von dem Maße der Zuneigung des Königs überzeugen; er verließ sogleich den Hof und begab sich nach seinem Landhause im Dorfe Issy. Was er gehofft und gewünscht hatte, geschah, der König verlangte, daß er zurückkomme, und der Herzog von Bourbon mußte selbst ihn dazu auffordern. Bald darauf (Juni 1726) verwies der König den Herzog nach seiner Besitzung Chantilly und schrieb der Königin: er bitte sie und, wenn es nöthig sei, befehle er ihr, Alles zu thun, was Fleury ihr in seinem Namen sagen werde, als wenn er es selbst thue.

3. Der Cardinal Fleury, 1726—1743.

Fleury vollendete eben sein 73. Lebensjahr; er hatte den größten Theil der Regierung Ludwig's XIV. mit vollem Bewußtsein durchlebt; die unbedingte Autorität, mit welcher derselbe das Innere leitete, und seine Macht und Weltstellung schwebten dem Lehrer und ältesten Vertrauten Ludwig's XV. als ein Ideal der französischen Krone vor; er wollte die unter den Prinzen verlassene Regierungsweise jenes Fürsten wieder herstellen. Fleury hatte sich die Cultur seines Jahrhunderts angeeignet, er war Mitglied der drei Akademieen, er wußte sich mit Leichtigkeit in den Formen der neuen Gesellschaft zu bewegen, aber seine Feinheit war nicht frei von Furchtsamkeit. Er trug die Sparsamkeit und Ordnung seines Privathaushaltes in die öffentlichen Geschäfte über. Allmählich kam wieder Ruhe in die seit so lange von heftigen Schwankungen ergriffene Finanzverwaltung, namentlich ward den so häufig wiederholten Münzveränderungen ein Ende gemacht und der Preis der Metalle damals so fixirt, wie er sich nachher gehalten hat; Handel und Industrie blühten wieder auf und die Producte der französischen Colonieen in Westindien rivalisirten aufs glücklichste mit denen der englischen.

In der auswärtigen Politik war Fleury vor Allem darauf bedacht, den Frieden zu erhalten. Zunächst säumte er nicht, sich dem spanischen Hofe wieder zu nähern, und dies hinderte ihn nicht, ein ähnliches gutes Verhältniß mit England zu unterhalten, wo ein ebenfalls von Natur friedlicher Minister (Walpole) schon des Handels wegen Alles vermied, was das gegenseitige Vertrauen stören konnte. Englands sicher und mit Spanien einverstanden, konnte der Cardinal um so mehr eine feste Haltung gegen Oesterreich nehmen und in dem polnischen Erbfolgekriege (s. S. 421) dem Kaiser ein Zugeständniß abgewinnen, welches von der größten Bedeutung für Frank-

Seite freie Hand, von zwei andern Seiten (England und Ungarn) Hülfe erlangte, entwickelte es auch die zusammenhaltende Kraft, die ihm von jeher eigen gewesen ist, aufs Neue. Fleury erlebte noch, daß die Franzosen aus Böhmen verjagt wurden, die Oesterreicher Baiern in Besitz nahmen, der König von England selbst eine Armee nach dem Continent führte. Seine Entwürfe waren nicht nur gescheitert, sondern der Wohlstand von Frankreich, dessen Wiederherstellung seinen Ruhm ausmachte, war abermals vernichtet. Bereuend, was er gethan, fuhr er in die Grube (29. Jan. 1743). Indem er seine altersschwache Hand nach dem höchsten Kampfpreis ausgestreckt hatte, den die thatkräftigsten und mächtigsten Fürsten Frankreichs zu erreichen nur vergebens gestrebt hatten, rief er einen Sturm herauf, der halb Europa gegen ihn aufregte und in welchem er zuerst selber unterging.

4. Die Selbstregierung.

Der König, welcher die Staatsverwaltung Fleury's in den letzten Jahren persönlich gebilligt und, wie von Kundigen behauptet wird, dazu beigetragen hatte, deren kriegerische Wendung hervorzurufen, unternahm es nun, mit denselben Ministern, die unter Fleury gedient hatten, den Staat ohne Ersten Minister zu verwalten. Mit jugendlichem Mannesmuth trat er in die Stellung, welche sein Urgroßvater einst eingenommen; er vermeinte, die alten Feinde mit besserm Glücke zu bekämpfen, als dieser, und kündigte sowohl den Engländern als dem Hause Oesterreich den Krieg in aller Form an. Auch erfocht er den großen Sieg bei Fontenai (vergl. Nr. 72), der von Voltaire über Alles gestellt wird, was seit Jahrhunderten geschehen sei, und nach zwei weitern Siegen des Marschalls von Sachsen fielen die Niederlande beinahe ganz in die Hände der Franzosen. Dagegen mißlang der Versuch, den Engländern den Prätendenten aus dem Hause Stuart aufzudrängen, und die Engländer gewannen durch einen Seesieg bei Cap Finisterre (1747) von Neuem so sehr das Uebergewicht zur See, daß sie die Kriegsmarine und die Handelsflotte von Frankreich zerstören und die Colonieen der Spanier und Franzosen bedrohen konnten. An die beabsichtigte Wiedereroberung von Minorca und Gibraltar für Spanien war nicht zu denken, und der Herzog Franz Stephan von Lothringen hatte nach Karl's VII. Tode nun doch den kaiserlichen Thron bestiegen. Der Friede zu Aachen (1748), den das Heranrücken der Russen aus weiter Ferne zu Gunsten Oesterreichs beschleunigte, war für Frankreich nachtheilig genug (s. Nr. 72), aber da einer der wichtigsten Punkte, die Festsetzung der Grenze zwischen den englischen und französischen Besitzungen in Nordamerika, unentschieden blieb, so konnte man ihn nur als eine Art Stillstand betrachten. Daher faßten die Franzosen die Herstellung ihrer Seemacht mit einem Eifer ins Auge, den man noch nie an ihnen bemerkt hatte.

Aber so systematisch und folgerichtig, wie die Absicht war, gingen diese Dinge doch nicht, in Folge der Zustände des Hofes und besonders der Natur

des nun selbstregierenden Fürsten. Wenn es Ludwig auch weder an Bildung noch an treffendem Urtheile fehlte, so hatte er sich doch in den Jahren langer Jugend an eine Lebensordnung gewöhnt, welche von Jagd und Spiel, den Zerstreuungen des Landlebens und einer unaufhörlich aufgeregten Sinnlichkeit eingenommen war. Der persönliche Einfluß der Marquise von Pompadour auf den König dauerte auch dann noch fort, als ein sinnliches Verhältniß zwischen ihnen nicht mehr bestand. Durch sie und ihre Günstlinge ward Frankreich nunmehr 20 J. lang (1745—1764) regiert. Es bildeten sich Factionen unter den einflußreichen Personen des Hofes, in denen ein Jeder nur sich selbst zu behaupten, den Andern zu verdrängen beflissen war. Ludwig XV. war wortkarg, unergründlich; leicht ließ er fallen, niemals nahm er wieder zu Gnaden auf; unaufhörlich wechselten die Personen und veränderten sich die Gesichtspunkte, so daß Frankreich im 7jährigen Kriege als Alliirter Oesterreichs gegen seinen frühern Bundesgenossen Friedrich II. erscheint (vergl. Nr. 74). Die Frau von Pompadour machte diese Allianz der beiden katholischen Großmächte gegenüber dem kriegerischen Preußen, das man als die vornehmste Burg des Protestantismus betrachtete, zu einem Hebel ihrer Allgewalt.

Aber diese deutsche Territorialmacht, welche so eben erst zu europäischer Bedeutung emporkam, zeigte so vielen und so mächtigen Gegnern gegenüber eine Widerstandskraft, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Den in stolzem Muthe auf ihn heranrückenden Schaaren der Franzosen brachte Friedrich II. eine solche Niederlage bei (bei Roßbach, 1757), welche an Vernichtung grenzte; die übrigen wurden von seinen norddeutschen Verbündeten über den Rhein zurückgeworfen und am linken Rheinufer (bei Crefeld, 1758) geschlagen. Seitdem waren die in Deutschland verwendeten französischen Heere zur Rolle einer wenig bedeutenden Hülfsmacht herabgedrängt, und man klagte in Frankreich, daß der kriegerische Geist erloschen sei, in Folge der Käuflichkeit der Stellen, welche den unbedingten militärischen Gehorsam nicht durchdringen ließ und Anlaß gab, die Genüsse des Friedens im Felde fortsetzen zu wollen.

Bald nach dem continentalen ward auch der maritime Streit entschieden. Im J. 1759 wollten die Franzosen eine Landung in Großbritannien an drei Stellen zugleich versuchen: von der Normandie her in England, von Dünkirchen aus in Schottland und von der Bretagne aus in Irland. Um diesen Unternehmungen Nachdruck zu geben, sollte sich die Flotte von Toulon mit der von Brest vereinigen. Aber jene ward auf ihrer Fahrt von den Engländern bei Lagos erreicht und geschlagen, eben so die zweite an der französischen Küste selbst, in der Nähe von Brest, trotz aller Schwierigkeiten, welche dem Admiral Hawke Wind und Wetter und die eigenthümliche Beschaffenheit der Küsten entgegensetzten. Die englische Seemacht gelangte in Besitz des entschiedenen Uebergewichts. Dies wirkte auf die übrigen

den Wappen römischer Kaiser geziert und von den Türken in früheren Kämpfen erbeutet, fielen den Siegern in die Hände. Sie wurden von den Christen jetzt zum ersten Mal gebraucht, um durch ihren Donner zu verkünden, daß Temesvar nach 150jährigem Besitz den Türken wieder entrissen sei.

Der nächste Feldzug (1717) galt **Belgrad**. In Eugen's Lager, als der glänzendsten Schule des großen Krieges, sammelten sich Freiwillige aus halb Europa, die Söhne Max Emanuel's mit 6000 M. baierischer Truppen, ein Enkel Ludwig's XIV., begleitet von einer glänzenden Schaar französischer Edelleute, eine große Anzahl deutscher Prinzen. Am 18. Juni 1717 ging Eugen über die Donau mit etwas über 100,000 M. Die Belagerung Belgrads, seine populärste Waffenthat, begann sogleich mit großer Lebhaftigkeit, indessen hielt die Besatzung standhaft aus und begrüßte mit lautem Jubel am 30. Juli die von den Zinnen des Schlosses wahrgenommene Ankunft des Entsatzes, mit welchem der Großvezier, den Kaiserlichen um die Hälfte überlegen, einen Kanonenschuß weit von Eugen's Schanzen am 1. August eine feste Stellung bezog. Die Lage des christlichen Heeres war kritisch. Rechts und links ein bedeutender Fluß, hinter sich die starke türkische Festung, vor sich das feindliche Heer, welches sogleich durch eine unausgesetzte Beschießung jeden Punkt des christlichen Lagers unsicher machte, dazu die eigenen Truppen durch die vierwöchentlichen Strapazen ermüdet, von Mangel und Seuchen in immer wachsendem Maße heimgesucht und vermindert. Eugen fand den Rückzug über die Brücken im Angesicht des Gegners unmöglich und beschloß die eigene Offensive, die Zersprengung des feindlichen Entsatzheeres. Um Mitternacht rückten die Colonnen, in tiefem Schweigen antretend, hinaus auf das freie Feld; gegen Morgen legte sich ein dicker Nebel über die Gegend, welcher die Annäherung der Armee dem Feinde eine Weile verdeckte, dafür aber auch einige Colonnen sich zu weit nach rechts schieben ließ, so daß im Centrum der Schlachtreihe eine bedeutende Lücke entstand. Endlich zerriß der frische Morgenwind den Nebel; ein furchtbares Gemetzel entspann sich, und während das Fußvolk Angriff auf Angriff folgen ließ, schmetterte der Prinz mit seinen Reiterregimentern den schweren Massen der Janitscharen in die Flanke. Sechs Tage nachher capitulirte Belgrad und damit war ganz Serbien der Botmäßigkeit der kaiserlichen Waffen unterworfen. Kaum 30,000 M. zerrütteter und eingeschüchterter Truppen hatte der Großvezier noch beisammen, während die christliche Bevölkerung bis tief nach Albanien und Bulgarien hin in fieberhafter Erregung war. Als die Pforte den Frieden begehrte, forderte Eugen, um die Grenzen der Christenheit sicher zu stellen, die Abtretung Bosniens und Serbiens auf dem rechten, der Walachei und halben Moldau auf dem linken Donau-Ufer; aber die Kaiserlichen waren bald durch die feindlichen Bewegungen der Spanier (s. S. 418) gezwungen, von diesen hochgespannten Forderungen zurückzutreten. Der Kaiser behielt im **Frieden zu Passarowitz** den ganzen Banat, einen Theil der kleinen

Walachei und von Serbien Belgrad. In dem Maße, als die Kaiserlichen sich nachgiebig zu zeigen begannen, wurden die Türken schroffer gegen Venedig. Morea blieb für die Republik verloren.

2. Die Quadrupel-Allianz, 1718.

Seit den Friedensschlüssen zu Utrecht und Rastadt (s. S. 387) ruhten allerdings die Waffen in ganz Westeuropa, aber zu einem förmlichen Friedensschlusse zwischen den beiden Prätendenten selbst war es nicht gekommen. Karl VI. führte zu lebhafter Entrüstung des Madrider Hofes den Titel eines Königs von Spanien und Großmeisters des Goldenen Vließes fort; Philipp nannte ihn stets nur den Erzherzog und war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit die altspanischen Theile Italiens: Neapel, Sardinien und Mailand, seinem Reiche wieder zu gewinnen. In diesem Gedanken wurde er bestärkt durch seine (zweite) Gemahlin Elisabeth Farnese von Parma, welche bei dem bevorstehenden Aussterben des farnesischen Mannsstammes in Parma oder des mediceischen in Florenz Erbansprüche auf diese Landschaften besaß, so wie durch deren politischen Rathgeber, den Cardinal Alberoni, unter dessen einsichtiger Leitung Spanien sich von den Nachwehen des Krieges erholte. Dessen Wunsch war, den Frieden zu erhalten, aber, um die Gunst seiner Herren zu bewahren, mußte auch er ihren Eroberungsgelüsten schmeicheln und wenigstens für die Zukunft Verwirklichung verheißen; damit aber untergrub er selbst sein Princip. Die Gefahr für Oesterreich war eben nicht groß. Weder England und Holland, noch auch Frankreich, dessen Regent, der Herzog von Orleans, mit König Philipp persönlich zerfallen war, wollten einen Bruch des Utrechter Rechtszustandes dulden, und alle diese Mächte schlossen ohne Zaudern eine Allianz mit dem Kaiser zur Einschränkung des spanischen Ehrgeizes. Karl hatte allen Grund gehabt, dem spanischen Angriff mit Gemüthsruhe entgegenzusehen und sich in dem aussichtreichen türkischen Kriege nicht beirren zu lassen. Allein er war völlig in der Hand seiner spanischen Räthe, und diesen war Deutschland zuwider und der Orient gleichgültig, während sie in den italienischen Provinzen, als einem Reste von Karl's spanischer Krone, die einzig werthvollen Kleinodien seiner Herrschaft sahen, und der liebste Traum ihres Ehrgeizes war, von dort aus Spanien selbst zurück zu erobern. Karl beschloß daher, so schnell wie möglich mit den Türken Frieden zu schließen, um seine Truppen für Italien verfügbar zu haben, und die schönen Träume, die Donau bis zum Pontus zu gewinnen, die Herrschaft des Halbmondes zu zertrümmern, die entscheidende und führende Macht im Orient zu werden, waren zerronnen. Freilich kam es dann gegen Spanien schnell zur Entscheidung. Eine englische Flotte schlug die spanische am Cap Passaro, ein österreichisches Heer dehnte sich in Sicilien aus, ein französisches Corps überschritt die Pyrenäen. In Madrid verlor König Philipp den Muth, Elisabeth fand die von der Allianz gebotene Bestätigung ihrer

Erbansprüche auf Parma und Florenz unwiderstehlich; die Schuld der Kriegsunfälle wurde auf Alberoni geworfen, und der Minister in plötzlicher Ungnade des Landes verwiesen. Spanien nahm darauf die Bedingungen der Verbündeten an, Savoyen, welches auf Philipp's V. Seite getreten war, mußte Sicilien für Sardinien herausgeben, und der Kaiser sah seine italienische Herrschaft glänzender als jemals abgerundet.

3. Die pragmatische Sanction.

Von dem Augenblicke fast, als Karl das spanische Diadem mit der Kaiserkrone vertauscht und sich widerwillig dazu bequemt hatte, von dem Ebro nach den Ufern der Donau überzusiedeln, um hier das Erbe seiner Väter zu übernehmen, verfolgte er fast drei Decennien lang bloß den einzigen Gedanken, eine neue Erbfolge-Ordnung einzuführen und deren allseitige Anerkennung zu erwirken. Einst hatte Kaiser Joseph I. verordnet, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes seine Töchter folgen sollten, von denen die eine späterhin nach Baiern, die andere nach Sachsen verheirathet wurde. Aber schon im J. 1713 erklärte Karl VI., daß jeder Kaiser das Recht habe, jedes Gesetz seines Vorgängers zu ändern, und so that auch er mit jenem Erbgesetz, indem er, nach dem frühen Tode seines einzigen Sohnes, durch die sogenannte pragmatische Sanction die Verfügung traf, daß bei fehlendem Mannsstamme seine eigenen Töchter, und erst nach diesen und deren Nachkommen die Töchter seines Bruders erben sollten. Dagegen stand in Bezug auf Böhmen zweierlei in Widerspruch, einmal das Reichsgesetz, wonach ein Kurland nicht in weiblicher Linie vererbte, sodann ein Vertrag Baierns mit Ferdinand I. von 1546, welcher nach dem Abgange von Ferdinand's Mannsstamme den baierischen Herzogen Böhmen zusicherte. Es waren also, um die pragmatische Sanction zu sichern, eine Menge Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen: es bedurfte der Zustimmung der Landstände in den Kronlanden, der Genehmigung des deutschen Reichstages und eines festen Rückhaltes in Europa gegenüber der Feindseligkeit der andern Prätendenten. Die landständische Einwilligung wurde ohne Mühe heimgebracht, und hierauf war Eugen der Meinung, man solle vor Allem auf ein starkes Heer und einen reichen Schatz bedacht sein, 200,000 M. seien mehr werth als alle Tractate. Aber Kaiser Karl scheute kein Opfer, um die Anerkennung des neuen Staatsgrundgesetzes von Seiten der europäischen Mächte zu erlangen: er verzichtete auf die Durchführung von Lieblingsplänen, trat Land und Leute ab und war kurzsichtig genug, den geschlossenen Verträgen ein unbedingtes Vertrauen zn schenken.

Eugen, der damals wieder einen entschiedenen Einfluß am kaiserlichen Hofe gewann, wußte zuerst den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der 1709 den belgischen Feldzug unter ihm mitgemacht hatte und ihm seitdem persönliche Verehrung bewahrte, von der großen Allianz zu trennen, und da

der Kaiser Preußens Ansprüche auf das Herzogthum Berg (falls der kinderlose Kurfürst von Pfalz-Neuburg stürbe) anerkannte, so erklärte der König sich bereit zur Garantie der pragmatischen Sanction und den künftigen Gemahl der ältesten Tochter des Kaisers, der Maria Theresia, zum Kaiser zu wählen, nur müsse dieser Gemahl ein Deutscher sein. Bei allen deutschen Höfen warb von nun an der König für Oesterreich. Schon etwas früher hatte der Kaiser den Abschluß eines Bündnisses mit Rußland erreicht, da Peter der Große wegen dänischer Händel gegen England erbittert war.

Inzwischen hatte sich Spanien wieder den Westmächten in die Arme geworfen und den Engländern alle möglichen Handelsvortheile angeboten, wenn schon jetzt (1729) die in der Quadrupel-Allianz verabredete Erbfolge des Infanten Don Carlos (des ältesten Sohnes Philipp's V. aus zweiter Ehe) in Parma und Toscana (nach dem Aussterben der Häuser Farnese und Medici) gewährleistet und zu diesem Zwecke jene Länder mit spanischen Truppen besetzt werden dürften. Der Kaiser deutete an, daß er die Ankunft der Spanier genehmigen würde, wenn Spanien und die Seemächte die Erbfolge Maria Theresia's gewährleisten wollten. In der That kam es (1731) auf diese Bedingungen zu einem Vertrage in Wien, und König Georg II. vereinigte dann als Kurfürst von Hannover seine Bemühungen mit jenen Brandenburgs, um auch auf dem deutschen Reichstage die Garantie der pragmatischen Sanction durchzusetzen. So hatte Prinz Eugen binnen vier Jahren ohne Schwertstreich die Stellung Oesterreichs auf das glänzendste befestigt. Als er die Lenkung ergriff, hatte man halb Europa gegen sich und keinen Genossen als das entlegene Rußland und das unzuverlässige Spanien. Jetzt war nach aller menschlichen Voraussicht die Zukunft Oesterreichs gesichert. In Deutschland waren Baiern und Sachsen mit ihrem Widerspruch gegen Maria Theresia's Erbfolge völlig vereinzelt, und wenn es der pragmatischen Sanction immer noch an der ausdrücklichen Anerkennung Frankreichs fehlte, so stand dafür Oesterreich jetzt in formeller Allianz mit Preußen, Rußland und den Seemächten; niemals, so schien es, hatte man weniger zu fürchten gehabt.

4. Der Krieg um die polnische Thronfolge, 1733—1735.

Im Jahre 1733 wurde die polnische Wahlkrone durch den Tod König's August II., Kurfürsten von Sachsen, erledigt, und innere Parteiung und fremde Umtriebe drängten sich um die Besetzung des morschen Thrones. Zwei streitende Candidaten standen im Vordergrunde, auf der einen Seite der Sohn des Verstorbenen, der neue Kurfürst von Sachsen, August III., auf der andern Stanislaus Lesczinski, der schon einmal die Krone getragen, 1709 aber durch die Russen und Sachsen verjagt und späterhin der Schwiegervater des Königs von Frankreich geworden war (seine Tochter war die wenig beneidenswerthe Braut, um derentwillen man 1725 die spanische

Infantin von Paris aus ihrer Mutter zurückgesandt hatte). Zuerst hatten Rußland und Preußen sich (1730) geeinigt (da jenes den Stanislaus, dieses den sächsischen Prinzen nicht mochte), es solle irgend ein polnischer Edelmann aus dem Piastenstamme König werden. Auch in Wien verabscheute man den Stanislaus als französischen Schützling und den Sachsen als Prätendenten auf die Erbschaft Oesterreichs, wußte aber keinen dem Kaiser bequemen polnischen Magnaten aufzufinden.

Kaum war die Nachricht von dem Tode August's II. durch Europa gegangen, so gab Rußland den Polen die Erklärung, es werde Stanislaus nicht dulden, sondern die Erwählung desselben als Kriegsfall ansehen, Frankreich dagegen verkündete nicht minder feierlich, es werde gegen Jeden, der die polnische Wahlfreiheit verletze und gegen Stanislaus auftrete, die Waffen ergreifen. Nichts schien unter diesen Umständen für Oesterreich näher zu liegen, als von dem Handel so weit wie möglich entfernt zu bleiben; die Russen waren dreimal stark genug, für sich allein die Partei des Lesczinski niederzuschlagen, und Frankreich besaß durchaus keine Mittel, ihnen entgegen zu treten. Nun aber erschien eine sächsische Gesandtschaft in Wien, und bot dem Kaiser, wenn auch er die Wahl des Kurfürsten in Polen unterstützen wolle, die Anerkennung der pragmatischen Sanction und den Verzicht Sachsens auf alle österreichischen Erbansprüche. Das klang schlechthin unwiderstehlich im kaiserlichen Ohre. Trotz Eugen's Warnung schloß der Kaiser mit Sachsen ab, erließ eine kategorische Drohung nach Warschau und stellte zur Unterstützung derselben ein Heer an der schlesischen Grenze auf. Oesterreich wußte dann auch die Kaiserin Anna von Rußland und deren Minister für den Sachsen zu gewinnen durch das Versprechen, den Absichten Rußlands auf Kurland keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Cardinal Fleury beobachtete mit höchster Befriedigung diese Fehlgriffe. „Auf diese eine Karte" — er meinte die polnische Erbfolge — „werde ich einige Königreiche gewinnen", pflegte er zu sagen. Eine große, hauptsächlich von Frankreich gewonnene und bezahlte Majorität des polnischen Adels wählte wirklich Stanislaus Lesczinski; aber es fehlte auch nicht an einer von Oesterreich und Rußland bezahlten Gegenpartei und diese rief die Hülfe russischer Waffen herbei. Wohl überwältigten in Polen die Russen mit kaum 20,000 M. den König Stanislaus mit reißender Schnelligkeit, und unter russischem Schutz wählte eine sehr geringe Minderzahl der „polnischen Nation" — d. h. des Adels — den Kurfürsten von Sachsen. Aber nicht minder unaufhaltsam überschwemmten die Franzosen ganz Lothringen und Bar, und von Straßburg aus den Rhein überschreitend, zwang Marschall Berwick Kehl zur Ergebung, in Italien aber nahm Marschall Villars Mailand und besetzte außer Mantua die ganze Lombardei, während ein spanisches Heer von Parma und Toscana aus den Kirchenstaat durchzog und (1734) ganz Neapel (außer Capua und Gaeta) eroberte. Eugen wußte, daß die Mittel des

Kaisers zum Kampfe höchst ungenügend sein würden, erbot sich aber freiwillig zur Uebernahme des Oberbefehls am Rhein. Er hielt in einer trefflich gewählten Stellung (bei Heilbronn) den vierfach übermächtigen Feind im Schach, zog die allmählich eintreffenden Verstärkungen an sich und hinderte jede weitere Unternehmung der Franzosen. Friedrich der Große, welcher damals einige Monate in Eugen's Hauptquartier zubrachte, erklärte später, daß die Ruhe dieses Feldzuges den Prinzen, als dessen Schüler er sich zu bekennen stolz sei, nicht weniger ehre als die Schlachten irgend eines frühern. Im folgenden Jahre (1735) wuchs das Heer mit Inbegriff eines stattlichen russischen Hülfscorps bis auf 130,000 M. Eugen konnte die Feinde über den Rhein zurückdrängen, aber an die Wiedereroberung Lothringens oder Neapels war nicht zu denken. Im Frühling versuchten die Seemächte in Wien eine Friedensunterhandlung zu vermitteln; der Kaiser forderte Eugen zum Gutachten auf. Es ist die letzte größere Staatsschrift, die wir von dem Prinzen kennen: sie ist vor Allem merkwürdig durch die nachdrückliche Bezeichnung des einzigen Heilmittels, zu welchem der Kaiser greifen müßte, wenn er sich nicht mit dem Hause Bourbon nachgiebig versöhnen wolle. Eugen findet es in der (von München aus begehrten) Verheirathung Maria Theresia's mit dem baierischen Kurprinzen und der so zu erzielenden Vereinigung Baierns mit Oesterreich, welches durch eine solche Verstärkung seines deutschen Elementes gründlich germanisirt worden wäre.

Kaiser Karl gab auf Eugen's Erörterung keine Antwort. Wohl machte sie einen tiefen Eindruck auf ihn; denn es mußte sehr schlimm stehen, wenn Eugen die Wünsche der kaiserlichen Familie für eine Vermählung Maria Theresia's mit Franz Stephan von Lothringen so völlig aus den Augen setzte. Der Kaiser zauderte nicht; in der Alternative, die ihm Eugen gestellt, der baierischen Heirath oder Nachgiebigkeit gegen die Bourbonen, entschloß er sich rasch und machte seinen Frieden mit Frankreich zu Wien (3. Oct. 1735). Darin überließ er Lothringen dem aus Polen vertriebenen Stanislaus und mithin den Franzosen. Stanislaus behielt den Königstitel, die Herzogthümer Bar und Lothringen sollten nach seinem Tode an Frankreich fallen; der Herzog Franz von Lothringen trat in den Besitz von Toscana, wo 1737 das Geschlecht der Medici ausstarb. Don Carlos wurde als König von Neapel und Sicilien anerkannt, der König von Sardinien bekam die Provinzen Novara und Tortona, der Kaiser Parma und Piacenza; Frankreich und Sardinien garantirten die pragmatische Sanction.

Mit dem Verluste von Neapel und Sicilien und mit einer bedeutenden Schuldenlast hatte der Kaiser die Befriedigung erkauft, den Polen einen König gegeben zu haben. Alle Vortheile der Quadrupel-Allianz waren geopfert und die kaiserliche Macht bedeutend erschüttert, obwohl die pragmatische Sanction von den meisten europäischen Mächten anerkannt war.

5. Der zweite Türkenkrieg, 1736—1739.

In dem Augenblicke, als Karl VI. in dem unglücklichen Kriege mit Frankreich Neapel und Sicilien verlor, lag den Türken Alles daran, in Europa Ruhe zu haben, denn die Hohe Pforte war eben damals mit Persien in Krieg verwickelt und führte diesen Krieg siegreich. Jede Bewegung in Europa hätte die Osmanen von ihrer Siegesbahn abbringen müssen. Rußland aber, eifersüchtig auf die Fortschritte der Türken gegen Persien, eröffnete ohne alle Ursache die Feindseligkeiten, um den Räubereien der Tataren (Unterthanen der Pforte) ein Ende zu machen und die Verbindung mit dem Schwarzen Meere herzustellen. Der Graf Münnich, den die russischen Soldaten den „Falken" nannten, eroberte Asow, erstürmte die Linien von Perekop, drang in die Krim und gewann Otschakow an der Mündung des Dniepr.

Der österreichische Hof ließ sich verleiten, an dem Kriege Theil zu nehmen, in der Hoffnung, durch Eroberungen in der Türkei den Verlust von Neapel und Sicilien zu ersetzen. Die beiden letzten siegreichen Kriege gegen die Türken hatten das österreichische Cabinet dergestalt verblendet, daß es an die Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges gar nicht dachte. Es begann den Krieg mit erschöpften Finanzen, mit einer durch den unglücklichen französischen Krieg eingeschüchterten Armee. In dieser Lage hätte nur ein ausgezeichneter Feldherr dem Kriege eine günstige Wendung geben können; aber Eugen war nicht mehr und sein Nachfolger ward Seckendorf. Dieser hatte unter Eugen mit Auszeichnung gedient, war am preußischen Hofe kaiserlicher Gesandter gewesen; durch ein Gemisch von Feinheit und Derbheit im Benehmen hatte er den wunderlichen König Friedrich Wilhelm I. immer in Freundschaft für Oesterreich erhalten. Als der türkisch-österreichische Krieg auszubrechen drohte, hatte sich Seckendorf bereits von den Geschäften zurückgezogen und gedachte fortan in Ruhe auf dem Landgute seiner Väter zu Meuselwitz im Sächsischen zu leben. Da erhielt er den Oberbefehl gegen die Türken. Mit drei Armeecorps griffen die Oesterreicher in der Walachei, in Serbien, in Bosnien an. Der Hauptschlag sollte in Serbien ausgeführt werden durch den Herzog von Lothringen und Seckendorf. Die Anführer waren unter sich uneinig, das Heer schlecht ausgerüstet, die Vorräthe unzureichend. Dem Ganzen fehlte ein leitender, ordnender Geist. Ueberall waren die ersten Schritte günstig, der Schluß des Feldzuges nachtheilig. Die Türken dachten schon im nächsten Feldzuge in Ungarn einzubrechen und beriefen den jungen Joseph Rakoczy als Fürsten von Siebenbürgen und Haupt von Ungarn ins Lager.

Im zweiten Feldzug war an Seckendorf's Stelle Graf Königsegg getreten, der Herzog von Lothringen aber bei dem Heere geblieben. In Bosnien blieben die Kaiserlichen auch dieses Mal im Nachtheil; ihre meisten Unternehmungen mißglückten. Zu einem entscheidenden Schlage, der den Frieden

hätte erzwingen können, war es nicht gekommen. Zwei unglückliche Feldzüge hatten große Mißstimmung in der Armee, im Lande, am kaiserlichem Hofe hervorgebracht. Graf Königsegg wurde von der Armee abberufen.

Im dritten Feldzuge (1739) hatte an Königsegg's Stelle Graf Wallis den Oberbefehl des Heeres übernommen. Durch falsche Nachrichten getäuscht, glaubte er, bei Krozka stehe nur der Vortrab des türkischen Heeres, 12,000 M. stark; der Großvezier werde erst in drei Tagen nachkommen. Wallis ging über die Donau, Neipperg blieb mit einer Heeresabtheilung auf dem linken Ufer des Stromes. Der Tag brach eben an, als man statt der vermutheten 12,000 Osmanen auf einer Anhöhe gegenüber das ganze türkische Heer in Schlachtordnung sah. Der Großvezier griff alsobald an. Drei Generale, so wie die Prinzen von Waldeck und Hessen-Rheinfels fanden einen rühmlichen Tod. Die Schlacht war verloren und nur der vierte Theil des kaiserlichen Heeres in das Gefecht gekommen. Wenige Tage nach der Schlacht bei Krozka eröffnete der Großvezier die Belagerung von Belgrad. Die Besatzung war 20,000 Mann stark. Die erste Aufforderung hatte der Commandant Suckow mit Kanonenschüssen beantwortet, aber bald darauf dem Grafen Wallis berichtet, die Festung sei unhaltbar, es sei eine große Bresche da. Nach 14tägigen Unterhandlungen wurde der Friede auf 27 J. geschlossen. Oesterreich mußte ihn durch die Abtretung Serbiens und Belgrads erkaufen; Rußland behielt Asow, doch mußte es die Festungswerke schleifen. Die zwei frühern Kriege Oesterreichs gegen die Pforte waren gerecht und endeten mit den glorreichen Friedensschlüssen von Carlowitz und Passarowitz; dieser Krieg war ungerecht und führte zu dem schmählichen Frieden von Belgrad (1739).

---

69. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(Nach Christian Wilhelm von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, und Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen.)

Der zweite König in Preußen, Friedrich Wilhelm I., war ein Mann von sehr gesundem Verstande, einem außerordentlichen Gedächtniß und richtigem Urtheil in Sachen, die er hinlänglich kannte. Nicht ausgebildet durch Wissenschaften, die er gering achtete, war er doch sehr begierig nach Kenntnissen, wenn sie ihm nützlich schienen, in so fern er dieselben durch eigene Beobachtung und Erforschen von Andern, ohne Bücherlesen, erwerben konnte. Er liebte genaue Wahrheit und strenge Gerechtigkeit und eine fast übertriebene, pünktliche Ordnung in seinen Geschäften, bekümmerte sich um Alles selbst und war unglaublich thätig. Er fand sich leicht beleidigt und war geneigt zum Jähzorn, doch reute es ihn bald, und er suchte es wieder gut

zu machen, wenn er Jemandem Unrecht gethan zu haben glaubte. Widerspruch konnte er nicht ertragen und von einmal gefaßten Meinungen war er schwer abzubringen. Indessen wurde es den Verschlagenen, die sich in seine Laune zu schicken wußten, leicht, ihn einzunehmen und zu täuschen, und so war er oft, ohne es zu ahnen, das Werkzeug Anderer; doch wurde er sehr erbittert, sobald er dies merkte. Bei aller religiösen Duldsamkeit machte der Wunsch, die Vereinigung beider protestantischen Confessionen zu Stande zu bringen, ihn beinahe unduldsam gegen eifrige Lutheraner oder eifrige Reformirte. Von seiner Gemahlin und seinen Kindern verlangte er die strengste Unterwerfung unter seinen Willen und gestattete nie die mindeste Widerrede. Den Staat wollte er wie sein Haus regieren und seine Unterthanen glücklich machen, aber, gleich seinen Kindern, nach eigener Art und Einsicht, ohne daß Unterthanen oder Kinder dabei ein Wort mit zu reden hätten. Eifrigst bemüht, durch stets zunehmende Bevölkerung und vermehrte Thätigkeit der Unterthanen den Wohlstand seiner Lande zu befördern, unterstützte er freigebig alle Unternehmungen, welche neue Erwerbsquellen eröffneten, aber er schrieb dann auch gern den Gang dieser Unternehmungen vor und erlaubte nicht, von diesem abzuweichen. In den Ausgaben war er äußerst sparsam; Pracht und äußerer Prunk, Ceremoniel und Etiquette waren ihm im höchsten Grade zuwider, und er liebte ganz wie ein Privatmann zu leben. Neben der Jagd war seine Hauptleidenschaft, wohlgebildete, über das gewöhnliche Maß lange Soldaten zu haben. Alles wandte er an, um dieselben aus allen Ländern von Europa zu bekommen; die Garde war wirklich eine Sammlung von Riesen. Diese Leidenschaft zu befriedigen, ließ Friedrich Wilhelm gegen Unterthanen und gegen Fremde oft Handlungen unmenschlicher Härte verüben, die seinen Namen verhaßt gemacht haben. Auch seine Sparsamkeit konnte ihn nicht abhalten, ganz übertriebene Ausgaben für große Soldaten zu machen. Einen einzigen Riesen bezahlte er mit 5000 Rthlr. und gab noch obendrein der Schwester des Grafen von Schmettau, welcher denselben verschafft hatte, eine Stiftsstelle. Fremde Mächte, welche sich dem Könige gefällig beweisen wollten, pflegten ihm vorzüglich große und schöne Menschen zum Geschenk zu machen.

In seinem Verhältniß zu Oesterreich glich Friedrich Wilhelm I. mehr seinem Vater als dem großen Kurfürsten. Aus ehrenwerther Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des alten Reiches und die Autorität des Kaisers neigte er entschieden zur österreichischen Politik. Erst die letzte Zeit seiner Regierung brachte darin eine Wendung hervor. Die wiederholte Erfahrung des Königs, daß seine Loyalität ungroßmüthig ausgebeutet ward, namentlich die Art, wie man in der polnischen Verwicklung das preußische Interesse hintenangesetzt, preßte ihm mit einem Fingerzeig auf den Kronprinzen das berühmte Wort ab: „Da steht Einer, der mich rächen wird". Je argloser der praktisch verständige, aber offene und jeder Arglist unfähige

Charakter Friedrich Wilhelm's I. das Opfer diplomatischer Doppelzüngigkeit geworden war, um so stärker mußte bei seiner reizbaren Natur nun der Rückschlag sein. Der letzte Rath, den er auf dem Sterbebette seinem Nachfolger ertheilte, empfahl zwar alle Rücksicht gegen den Kaiser als Reichs-Oberhaupt, aber fügte auch bedeutsam hinzu: „Man dürfe nie vergessen, daß der Kaiser dem Hause Oesterreich angehöre, welches seinen eigenen Vortheil suche und den unabänderlichen Grundsatz verfolge, das Haus Brandenburg eher kleiner zu machen als größer".

Beim Tode Friedrich Wilhelm's I. (31. Mai 1740) zählte sein Land nicht mehr als 2,240,000 Einwohner, aber es bildete ein starkes, festgeschlossenes Ganze, der Schatz war gefüllt, das Heer schlagfertig. Fünf Monate später (20. October) starb Kaiser Karl VI. und mit ihm erlosch der habsburger Mannsstamm; seine Hinterlassenschaft war: eine europäische Verwicklung, verworrene Finanzzustände, eine im Verfall begriffene Armee. Damit war der Augenblick gekommen, wo sich eine neue Ordnung der Dinge in Deutschland vorbereitete, wo sich Preußen als ein deutscher Staat erhob aus der Mitte der vielfachen deutschen Gebiete, deren keines die Bedingungen eines wirklichen Staatslebens in sich trug, deren keines in dem erhebenden Sinne des Wortes ein Vaterland sein konnte, als ein Staat, dessen Geschicke nothwendiger Weise mit denen Gesammt-Deutschlands verflochten waren.

---

70. Die Jugendjahre Friedrich's II. des Großen.

(Nach Christian Wilhelm von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Wenn man den Charakter des Vaters und Sohnes vergleicht, so scheint es, daß letzterer die rastlose Thätigkeit, die große Liebe zur Ordnung in allen Geschäften und zur strengen Gerechtigkeit, auch die entschiedene Neigung, selbst zu regieren, vom erstern geerbt hat. In der Neigung zum Kriegswesen waren Vater und Sohn sehr verschieden; jenem waren Soldaten und deren Uebungen ein angenehm unterhaltendes Spielwerk, dieser achtete die Krieger nur um des Zweckes willen, für den er sie unterhielt. Zum Jähzorn war Friedrich auch, seinem Temperament nach, geneigt, doch hatte er diese Leidenschaft weit mehr wie der Vater gebändigt. An mannigfacher Geistesbildung übertraf er den Vater weit, aber wenn er die Wissenschaften, welche Friedrich Wilhelm mit wenigen Ausnahmen verachtete, um ihrer selbst willen liebte, und in ihnen seinen schönsten Genuß fand, so schätzte er doch, gleich seinem Vater, vorzüglich diejenigen, die für die menschliche Gesellschaft unmittelbar nützlich sind. Von seiner Mutter, Sophia Dorothea, Tochter Georg's I.

von Großbritannien, hatte Friedrich die bei ihm herrschenden sanfteren Empfindungen geerbt. Eine ganz vorzügliche Geistes-Verwandtschaft ist unverkennbar zwischen Friedrich und seiner väterlichen Großmutter, der ersten preußischen Königin, Sophia Charlotte, einer durch hohe Geistesbildung ausgezeichneten Frau. In Beiden lebte dieselbe Begierde, von Allem gründlich unterrichtet zu sein und bis zu den ersten Ursachen der Dinge hinaufzudringen; aber Beide hatten auch dasselbe Gefühl, durch die Forschungen der tiefsinnigsten Weisen, denen die Großmutter wie der Enkel nachgegangen waren, unbefriedigt geblieben zu sein. Daher bei Beiden ein fortwährender Zustand des Zweifels, bei Beiden Duldung und sogar Achtung der verschiedensten Ansichten Anderer. In dem Charakter Beider findet sich eine philosophische Heiterkeit, welche über die Verhältnisse des Lebens erhebt und dessen Widrigkeiten erträgt, indem sie dieselben minder wichtig darstellt, äußern Glanz und vermeinte Größe gering achtet, und sich dem lästigen Ceremoniel und eitlem Prunke gern entzieht. In Beiden war ein sehr feines Gefühl für alles Schöne, eine vorzügliche Liebe zur französischen Literatur, weil es sowohl zur Zeit der Großmutter als während der Jugendperiode des Enkels in Deutschland noch keine schöne Literatur gab. Bei Beiden war das Gefühl des Lächerlichen und Ungereimten sehr geschärft und der Witz, mit welchem sich dasselbe äußerte, konnte Manchem wehe thun, wenn dies auch nicht beabsichtigt war.

Wenn gleich die philosophische Königin die Geburt ihres Enkels Friedrich nicht erlebt hat, so hat sie doch mittelbar einen sehr wesentlichen Einfluß auf dessen früheste Bildung gehabt. Sie wählte nämlich für ihren einzigen Sohn Friedrich Wilhelm als Erzieherin eine Duval, aus einer adeligen Familie der Normandie stammend, welche mit den ersten französischen Protestanten, die Ludwig XIV. aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, nach dem Brandenburgischen gekommen war und an Sophie Charlotte eine vorzügliche Beschützerin gefunden hatte. Diese Dame heirathete in zweiter Ehe einen Landsmann, de Rocoules, Obrist des bloß aus französischen Protestanten errichteten Regiments des grands Mousquétaires. Sie erwarb sich die Zufriedenheit der Eltern und die Liebe und Achtung des Zöglings in hohem Grade. Als Friedrich Wilhelm I. selbst Vater wurde, vertraute er der noch lebenden Rocoules die Oberaufsicht über die Erziehung aller seiner Kinder, den ältesten Sohn Friedrich aber ihrer besondern Fürsorge an. Auch der erste männliche Lehrer Friedrich's, Duhan de Jandun, wurde aus den französischen Protestanten gewählt; 1715 bei der Belagerung von Stralsund ward er dem Könige Friedrich Wilhelm I. so vortheilhaft bekannt, daß derselbe ihm die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute. Duhan war ein Mann von sehr ernstem, sittlich religiösem Charakter, der dem jungen Prinzen hohe Achtung einflößte. Die ersten achtungs- und liebenswürdigen Menschen also, denen Friedrich im Leben begegnete, denen er weit mehr als

seinen Eltern seine ersten entwickelten Begriffe und seine ersten guten und edlen Gefühle verdankte, waren französische Protestanten. Darf man sich wundern, daß Friedrich während seines ganzen Lebens eine Sprache vorzüglich liebte, in welcher er seine ersten Gedanken und Gefühle auszudrücken gelehrt worden, daß er sie einer andern Sprache vorzog, welche er meistens nur von Leuten, die er wenig achten konnte, angewandt sah? So hatte Ludwig's XIV. unweise Politik Preußens großem Könige Erzieher verschafft, wie er sie wahrscheinlich sonst nicht erhalten hätte.

Der Prinz erhielt in den Wissenschaften (Geschichte, Philosophie, Mathematik) nothdürftigen, in körperlichen Uebungen, in denen er große Gewandtheit bewies, wahrscheinlich einen etwas sorgfältigern Unterricht. Doch weit mehr als seinen Lehrern und dem mündlichen Unterricht verdankte Friedrich dem eigenen frühen Lesen von Büchern aller Art, und dem durch dasselbe gereizten eigenen Nachdenken. Mit besonderer Theilnahme las er namentlich eine Geschichte Karl's XII. von Schweden in zehn Bänden. Ohne Zweifel billigte dies der Vater, weil der kriegerische Geist des Knaben durch solche Lesung angefacht werden konnte. Im Uebrigen mißbilligte der Vater die sich entwickelnden, den seinigen widersprechenden, Neigungen seines Sohnes. Wohl noch nie hat ein zum Throne Geborener, und wohl nur selten hat im Privatstande Jemand eine so harte Jugend durchlebt, wie sie Friedrich geworden. Die widerstreitenden Wünsche der Eltern wegen der Vermählung ihrer beiden ältesten Kinder gaben dazu Anlaß. Die Königin wünschte angelegentlich das Haus, aus welchem sie abstammte, und das, in welches sie eingetreten war, durch neue Bande zu verknüpfen; ihr Kronprinz sollte mit einer Tochter ihres Bruders, des Königs Georg II. von Großbritannien, und ihre älteste Tochter Friederike mit dessen ältestem Sohne vermählt werden. Der König Friedrich Wilhelm, welcher von Kindheit an einen Widerwillen gegen seinen Schwager König Georg II. hatte, war dieser Verbindung höchst abgeneigt. Die jungen Personen, welche Gegenstände dieses Zankes waren, mußten darunter leiden. Je nachdem sie sich geneigt bewiesen oder auch oft nur geneigt zu sein schienen, entweder den Willen des Vaters oder der Mutter zu erfüllen, wurden sie von dem Einen oder der Andern auf das härteste mißhandelt. Da König Friedrich Wilhelm als gewiß annahm, daß Friedrich einst nach ganz andern Grundsätzen wie die seinigen regieren und besonders den Soldatenstand nicht genug in Ehren halten werde, so wünschte er sehr, ihn dahin zu bringen, dem Throne zu entsagen, den der Vater alsdann dem von ihm vorzüglich geliebten zweiten Sohne, August Wilhelm, bestimmte. Aber da der Kronprinz sehr nachdrücklich äußerte, daß ihn nichts bewegen werde, seinem Rechte zu entsagen, so erbitterte dies den Vater auf das äußerste und der 18jährige Friedrich, durch die tyrannische Behandlung endlich zur Verzweiflung gebracht, versuchte 1730 auf einer Reise, die er mit dem Könige machte, zu entfliehen, und hoffte in England Schutz gegen den

glücklich gefühlt, als während dieser idyllischen Episode seines Lebens in Rheinsberg, welche die Züge mehr zur Entwicklung gebracht hat, die durch unfreundliche Jugendtage, wie durch schwere Lebensprüfungen verdüstert waren. In ungezwungenem Umgang mit Männern von Bildung und Gesinnungen, die mit den seinigen übereinstimmten, beschäftigte er sich sehr ernstlich mit den Wissenschaften und in den schönen Künsten fand er seine Erholung. Die Musik war sein Hauptvergnügen und er brachte es in derselben zu hoher Vollkommenheit.

Seit der Aussöhnung Friedrich's mit seinem Vater, besonders seitdem er (1733) sich nach des Vaters Willen mit einer braunschweigischen Prinzessin, Elisabeth Christine, vermählt hatte, wurde sein Leben ruhiger und heiterer. Als er (1734) seinen Vater und dessen Hülfscorps an den Rhein begleitete, machte er die persönliche Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Savoyen, und wenn er diesen großen Feldherrn nur noch in der Hinfälligkeit des Alters und der Schwäche sehen konnte, so benutzte er doch jeden Augenblick, um von ihm zu lernen und bezeugte demselben hohe Achtung, und jener soll auch von Friedrich vorausgesagt haben, daß er zu einem großen Feldherrn geboren sei.

Friedrich stand in männlicher Jugend, dem 28. Lebensjahre, als er zum Besitz des Thrones gelangte. In der Ueberzeugung, daß die Regierung seines Vaters in den meisten Punkten auf sehr weisen und wohlüberlegten Grundsätzen ächter Staatsklugheit, großer Ordnung, strenger Gerechtigkeit und weiser Sparsamkeit beruht habe, vermied er alle auffallenden Reformen. Alle Minister wurden bestätigt und Friedrich hörte und achtete ihren Rath; aber die Grundmaxime Friedrich Wilhelm's I., aus dem Cabinet selbst zu regieren, seine Minister nicht vereint im versammelten Rath, sondern jeden einzeln durch ihre schriftlichen Vorträge anzuhören und in allen wichtigen Dingen die Entscheidung sich selbst vorzubehalten, behielt er bei. Dagegen kam das Milde und Humane seines Wesens sofort zur Geltung und verkündete den Aufgang einer neuen Zeit. Den Ministern ward anbefohlen, fortan zwischen Interessen des Königs und Landes keinen Unterschied zu machen; die Behörden erhielten die Weisung „den König nicht mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern", den Generalen ward aufgegeben, die Mißbräuche der Härte, der Habsucht und des Uebermuthes abzustellen. Dann ward die religiöse Duldung als Grundsatz verkündigt, Jedermann, insbesondere den Officieren anbefohlen, der Justiz ihren freien Lauf zu lassen. Von der Presse wurden die drückendsten Fesseln weggenommen, die Folter am dritten Tage der neuen Regierung auf die seltensten Fälle beschränkt, um später ganz zu verschwinden.

zusammengebracht, durch kein einheitliches Band in Sitte und Recht zusammengehalten, bloß durch die Person des Herrschers miteinander verbunden. Maria Theresia that den ersten Schritt, eine Einheit der Verwaltung herzustellen. In den Zeiten Karl's VI. war die Decentralisation der Provinzen bis zur äußersten Schwäche und Getrenntheit gediehen. Da gab es eine ungarische, eine böhmische und eine österreichische Hofkanzlei, und die verschiedenen Hofkanzler vertraten nicht so sehr das landesfürstliche Interesse, als jenes der Länder, deren Verwaltung ihnen übertragen war. Die Neigungen zum Abfall, die sich im Anfange ihrer Regierung in Böhmen kundgaben, wurden von Maria Theresia mit der überlieferten habsburgischen Strenge dazu benutzt, jeden Versuch provinciellen oder körperschaftlichen Widerstandes in der Wurzel zu ersticken. Selbst in Ungarn, wo die mittelalterlichen Formen noch eine zähere Lebenskraft zeigten, ward, bei aller Schonung der äußern Zeichen und Symbole der alten Freiheit, ein erster glücklicher Schritt gethan, die Verschmelzung vorzubereiten und auf dem friedlichen Wege gesellschaftlicher Annäherung dem deutschen Element mehr Einfluß verschafft, als es jemals in Ungarn besessen hatte.

Die oberste Verwaltung, bisher lose und ohne Einheit, ward durch Maria Theresia und ihren Minister, den Grafen Haugwitz, zum ersten Male centralisirt. Den ständischen Ausschüssen wurde die Verwaltung, welche sie bisher in Händen gehabt, genommen und in jedem Kronlande eine eigene landesfürstliche Behörde, Gubernium oder Statthalterei, errichtet. Von Wien aus erging aber die Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten. Die neuen Provincial-Gubernien wurden aus den Begabtesten, nicht aus Höchstgebornen, zusammengesetzt, die alte aristokratische Verwaltung verschwand und eine neugeschaffene talentvolle Bureaukratie trat an die Stelle. Mit diesen bürgerlichen Elementen verbündet, setzte die neue centralisirende Regierung die gewichtigste der Umgestaltungen Maria Theresia's durch: das neue Steuerwesen. Denn um die Bedürfnisse des Hofes zu decken und große Kriege zu führen, war eine ganz andere Ausbeutung der Staatsquellen nöthig, als sie vor 1740 Statt fand. Neue Steuern, wie Vermögenssteuer und Kopfsteuer, mußten eingeführt werden, und während des siebenjährigen Krieges sah man auch das erste Papiergeld in Oesterreich. Es gehörte die ganze Beliebtheit der Kaiserin und die ganze Fülle von neu erweckter Loyalität im Volke dazu, um diese Neuerungen erträglich zu machen. Auf der andern Seite erfolgten die ersten eingreifenden Schritte, die Last der Feudalität vom Volke abzuwälzen. Auch wo nicht, wie in Mähren, Böhmen und Krain, noch die volle Leibeigenschaft bestand, waren die bäuerlichen Besitzverhältnisse bis 1740 traurig genug, die herrschaftliche Justiz und Polizei, die Besteuerung, das Frohnwesen u. s. w. ließen den Landmann wenig gedeihen. Mit der festen Regulirung der Grundsteuer und der genaueren Controle über die Gutsherren ward die Umgestaltung begonnen,

um allmählich zur Beschränkung der Frohnlasten und zur käuflichen Ablösung herrschaftlicher Lasten vorzuschreiten. Eine allgemeine Steuerpflichtigkeit ward erst unter Joseph II. zum Princip erhoben. Das Heer war in Folge der im letzten Türkenkriege erlittenen Unfälle entmuthigt, zeigte ein Bild totaler Verwahrlosung und verrieth durchaus nicht, daß einer der ersten Feldherren aller Zeiten den größten Theil seines Lebens der Organisation desselben seine ganze Kraft zugewandt hatte. Die Ursache lag zum Theil in den bestehenden militärischen Einrichtungen. Die Stände hatten auch die Militär-Verwaltung fast ausschließlich in Händen. Haugwitz traf nun die Einrichtung, daß die Stände fortan nur die zur Erhaltung des Heeres nöthigen Steuern aufzubringen hatten, sonst lagen die Militär-Angelegenheiten in den Händen der landesfürstlichen Behörden, welche ihre Weisungen unmittelbar von dem Hofkriegsrathe in Wien erhielten. Die österreichische Armee verwirklichte nun in ihren Einrichtungen den Gedanken eines Gesammt-Oesterreichs. Eine Reihe von Verbesserungen, die man in den ersten Kriegen an den Preußen kennen und schätzen gelernt, wurden herübergenommen, durch Lascy eine ganz neue Art, die Armee zu bilden, eingeführt, alle Waffengattungen verbessert, das Festungswesen nach den Ansprüchen der neuen Zeit umgestaltet, die Heeresmasse von 150,000 auf 2-—300,000 M. gesteigert. Die Kaiserin selbst verstand es meisterhaft, zwischen sich und der neugeschaffenen Armee ein Verhältniß ritterlicher Treue und Begeisterung herzustellen. Nicht nur, daß sie für Sold, Verpflegung und Bekleidung des Soldaten eifrige Sorge trug, für Invaliden, Witwen und Waisen Anstalten schuf, durch Auszeichnungen und Orden den militärischen Geist anspornte; auch persönlich stand sie dem Heere näher und sichtbarer vor Augen, als irgend einer ihrer Vorfahren seit dem ersten Maximilian.

Die Vielgestaltigkeit des damaligen Oesterreich tritt uns besonders in den gerichtlichen Institutionen entgegen. In den westlichen Provinzen galten nebeneinander das Römische Recht, das Canonische Recht, das Lombardische Lehnrecht, das Gewohnheitsrecht und einzelne kaiserliche Verordnungen. In Ansehung des Gerichtsstandes galt als Regel: Jeder müsse durch seinesgleichen gerichtet werden; Geistlichkeit, Universität, Adel, Bürger, Bauern und Juden hatten daher eigene Gerichte. Durch Preußens Vorbild auch in dieser Richtung angeregt, wurde Maria Theresia bewogen (1753), die Anordnung zu erlassen, daß durch Abfassung eines gleichförmigen Codex in allen Provinzen ein sicheres und gleiches Recht und ein gleichartiges rechtliches Verfahren eingeführt werde. Das große Werk kam erst unter ihrem Nachfolger zu Stande, aber der Regierung Maria Theresia's gebührt das Verdienst, die Anregung dazu gegeben zu haben.

In allen diesen Dingen gibt sich ein kühner und schöpferischer Herrschergeist kund, zugleich aber auch das eifersüchtige Bemühen, der fürstlichen Gewalt nach allen Seiten hin ihre volle Unbeschränktheit zu sichern. Am

bezeichnendsten tritt dies in dem Verhältnisse zur Geistlichkeit hervor. So sehr Maria Theresia an kirchlichem Eifer ihren habsburgischen Vorfahren glich, so war sie doch nicht, wie die Ferdinande und Leopold, geneigt, mit dem Clerus die Herrschaft zu theilen. Sie hielt das landesherrliche Placet für päpstliche Bullen in der strengsten Form aufrecht, beschränkte die Wirksamkeit der Nuntien, verbot den directen Verkehr des Clerus mit Rom, besteuerte ohne römische Einwilligung die Geistlichkeit des Reiches, ja sie fing an, fast in Josephinischer Weise, in die Organisation der Klöster u. s. w. da einzugreifen, wo es ihr das materielle Interesse der Staatsverwaltung zu gebieten schien. Doch war sie eine Gegnerin der religiösen Toleranz und über diesen Punkt konnte sie sich mit ihrem Sohne Joseph und ihrem Minister Kaunitz nicht verständigen.

Die Kirche verlor unter Maria Theresia auch ihren bisher maßgebenden Einfluß auf die Schule, deren Organisation und Beaufsichtigung der Staat in die Hände nahm. Die Reformen trafen zunächst die Hochschulen. Die Studien-Ordnung vom J. 1752 vindicirte der Regierung das Recht der Anstellung und Entfernung der Professoren. Bei der Reorganisation der juridischen Facultät faßte man das große Ziel ins Auge, „daß sich keine hohe Schule Europas ansehnlicherer Rechtsgelehrten als Wien zu rühmen hätte". Der Gymnasial-Unterricht war bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhdrts. in den Händen der geistlichen Orden. Verhältnißmäßig die größte Anzahl der Anstalten besaßen die Jesuiten, deren Studien-Ordnung aus dem 16. Jahrhdrt. herrührte. Nebst der Aneignung der lateinischen Sprache legten sie auf Poetik, Rhetorik, Logik, Metaphysik das Hauptgewicht, während die Realien unberücksichtigt blieben. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 (siehe Nr. 77) wurden die Mittel für eine dauernde Begründung des staatlichen Einflusses gewonnen, indem das Ordensvermögen zumeist Studienzwecken zugewendet wurde. Mit geringen Modificationen erhielt sich die unter Maria Theresia festgestellte Organisation des Gymnasialunterrichts bis zum J. 1849. Auch die Gründung einer andern Gattung von Anstalten, der realistischen Mittelschulen, welche erst in unsern Tagen eine große Ausdehnung erlangt haben, ist von Maria Theresia in Angriff genommen worden. Noch mehr hat Maria Theresia sich als Gründerin der österreichischen Volksschule unsterblich gemacht. Sie ging mit gutem Beispiele voran, indem sie auf ihren Herrschaften eine Anzahl von Schulen ins Leben rief. Die Kirchenfürsten und Großgrundbesitzer folgten, und am Ende der Regierung der Kaiserin waren über 6000 Schulen vorhanden, von denen ungefähr 4000 sich der neuen „verbesserten" Einrichtung erfreuten. Die Verbindung der Industrieschule mit der Volksschule hatte auf die Entwickelung der gewerblichen Verhältnisse in Böhmen großen Einfluß. Leider ging die junge Saat zum Theil unter ihren Nachfolgern zu Grunde, da es an der nöthigen Pflege gebrach.

Der geschichtliche Beruf Oesterreichs, der deutschen Gesittung und Cultur im Südosten Bahn zu brechen, lebte wieder auf und wurde mit klarem Bewußtsein planmäßig verfolgt. Selbst in Ungarn, wo das Magyarenthum an den althergebrachten Formen mit großer Zähigkeit hing und jeder Neuerung gründlich abhold war, wurden die ersten glücklichen Schritte zu einer Verschmelzung der heutigen beiden Reichshälften gemacht. Sorgfältig benutzte man die verschiedenen Elemente der Bevölkerung Ungarns, um die Sprödigkeit des Magyarenthums zu brechen. Hier hatte sich das Lateinische als Geschäftssprache eingebürgert, in Formen allerdings, die ein Römer als die seinigen schwerlich anerkannt hätte. Im letzten Jahrzehnt der Theresianischen Regierung suchte man die deutsche Sprache im amtlichen und geschäftlichen Leben Ungarns einzubürgern; aber auch hier mit einer Besonnenheit, welche von der wahrhaft staatsmännischen Auffassung Maria Theresia's und ihrer Rathgeber zeugt. Ohne einen Zwang auszuüben, gelang es, dem Deutschen den Boden zu ebnen. Der hohe Adel, von der klugen, liebenswürdigen Frau an den Hof gezogen, bequemte sich zum Gebrauch des ihm fremden Idioms, und der kleine Edelmann wollte hinter dem Magnaten nicht zurückbleiben. Die Fortbildung des Bestehenden, nicht die totale Umbildung des Althergebrachten, entsprach unstreitig den conservativen Neigungen der Kaiserin. Der Einheitsstaat war das Ziel, dem die österreichischen Staatsmänner damaliger Tage zusteuerten, aber nur langsam und allmählich sollte sich der Proceß vollziehen, nicht plötzlich herbeigeführt werden. „Eine Frau", sagte ihr großer Gegner von ihr, „führte sie Pläne aus, würdig eines großen Mannes." Keiner ihrer Vorgänger hat sie übertroffen, von ihren Nachfolgern reicht keiner an sie heran. Mit vollem Rechte gebührt ihr dasselbe Prädicat, welches die Nachwelt Friedrich II. gespendet: Maria Theresia die Einzige.

---

72. Der österreichische Erbfolgekrieg.

(Nach Johann Grafen Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Adolf Beer in Rudolf Gottschall's Neuem Plutarch, und Arnold Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Kurfürst von Baiern hatte schon lange die Absicht gehabt, die österreichische Monarchie an sein Haus zu bringen und deßhalb für seinen Sohn Maria Theresia's Hand zu erhalten gewünscht. Als dieser Plan nicht gelungen war, dachte er nach Karl's VI. Tode ältere Ansprüche geltend zu machen, gestützt auf seine Abstammung von Anna, der Tochter Ferdinand's I. Sie hatte zwar bei ihrer Vermählung allen solchen Ansprüchen auf das

abgekauft, aber den Kaufpreis nicht bezahlt. Gleichzeitig mit dem (von der vielfach bedrängten evangelischen Bevölkerung freudig begrüßten) Einrücken der Preußen erklärte der preußische Gesandte in Wien im Namen des Königs, daß er bereit sei, für Schlesien dem wiener Hofe gegen alle Feinde beizustehen und Maria Theresia's Gemahl, dem Herzog Franz Stephan von Lothringen, bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Nach kurzer Zeit stimmte Friedrich seine Forderungen herab, er ließ durch seinen Gesandten erklären, daß er sich mit einem Theile von Schlesien begnügen, aber dennoch alles leisten werde, was er in seinem ersten Antrage versprochen. Maria Theresia mußte sich entschließen, entweder Krieg zu führen oder einen Theil Schlesiens abzutreten. Erfüllt von dem Bewußtsein ihres unantastbaren Rechtes, hielt sie es für ihre Pflicht, ihre Ehre unverkürzt zu erhalten und die alten Traditionen des Hauses Habsburg, die auf eine vorherrschende Stellung in Europa gerichtet waren, nicht ohne Kampf aufzugeben. Auch König Georg II. von England ermunterte Maria Theresia zum Widerstande und bot ihr unter der Hand Geldmittel zum Kampfe gegen Friedrich, denn Georg II. sah jede Machterweiterung Preußens mit Verdruß, weil in entsprechendem Verhältniß die Bedeutung seines Kurfürstenthums Hannover abnahm.

So rüstete man zum Kriege. Nie zuvor erschien Oesterreich so wehrlos und so mittellos, dagegen Preußen in so starker Waffenrüstung, als eben damals. Der österreichische General Neipperg, noch seit dem belgrader Frieden in Haft, wurde freigelassen und an die Spitze des Heeres (15,000 M.) zur Wiedereroberung Schlesiens gestellt. Zum ersten Male maßen sich Oesterreicher und Preußen in offener Feldschlacht, welche bei Mollwitz (10. April 1741) die Standhaftigkeit der preußischen Infanterie und die Verwirrung, die in der österreichischen Reiterei durch den Tod des Generals Römer entstand, zum Vortheil der Preußen entschied. Der Sieg hatte sich Anfangs dergestalt zu den Oesterreichern geneigt, daß der König, nur von Wenigen begleitet, den Kampfplatz verlassen hatte. Auf der Flucht war Friedrich nahe daran, gefangen zu werden. Er hatte sich nach Oppeln gewendet, aber die Stadt war von einigen österreichischen Husaren besetzt, und er sprengte nach Neisse. Dort erfuhr er erst, daß seine Truppen bei Mollwitz gesiegt. Am nächsten Morgen war er wieder bei dem Heere. Auch nach diesem Siege bestand Friedrich nur auf der Abtretung eines Theiles von Schlesien. Die Ablehnung seiner Anträge bestimmte ihn, eine Defensiv-Allianz mit Frankreich einzugehen.

Der Krieg entbrannte nun auf einer andern Seite. Der Kurfürst von Baiern, zu schwach, um seine Ansprüche durch eigene Kraft geltend zu machen, suchte und fand Verbündete. Zwei Brüder, die Grafen Belleisle am französischen Hofe, erneuerten den alten Plan Heinrich's IV. und Richelieu's, Oesterreich zu zerstückeln; ihre Rührigkeit trug in Paris den Sieg davon über

nostro Maria Theresia); hierauf seien jene großen Beschlüsse erfolgt, durch welche die Monarchie gerettet wurde.

Der einfache Hergang war folgender: Maria Theresia hatte sich in Ungarn krönen lassen, der Landtag hatte fortgedauert, aber die Stimmung auf demselben war eben nicht die günstigste für den Hof, als Maria Theresia, von allen Seiten bedrängt, in Preßburg erschien. Die Stände wurden zur Uebernahme nachträglicher königlicher Propositionen in das königliche Schloß berufen; hier richtete die Königin folgende Worte an sie: „Unsere betrübte Lage ist von der Art, daß Wir selbe den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um die Erhaltung des Königreichs Ungarn, der heiligen Krone, Unserer Person, Unserer Kinder. Von Allen verlassen, flüchten Wir Uns einzig zu der alt angestammten Tugend der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen Wir Uns und Unsere Kinder.“ Es war ein ergreifender Moment, wie die Königin, besonders als sie der Kinder erwähnte, in Thränen ausbrach, so daß sie ihre kurze Rede kaum zu enden im Stande war. Viele der Anwesenden weinten mit und bezeigten ihre Hingebung, indem sie mit lauter Stimme riefen, daß sie Gut und Blut für sie opfern wollten. Der Widerstand des Landtages war gebrochen; noch in derselben Sitzung decretirten die Stände die „Insurrection“ von 30,000 M. Fußvolk und 15,000 Reitern, überdies 20,000 Recruten für das reguläre Militär. Wenn man hierzu die verschiedenen aus Ungarn und Croatien gebildeten Freicorps rechnet, so stellte das Königreich Ungarn wohl an 100,000 Mann zum Kampf. Auch ließen die Mißgriffe der Feinde den Ungarn Zeit, ihre Rüstungen zu vollenden. Denn statt auf Wien und Preßburg loszurücken und dem Könige von Preußen die Hand zu bieten, dessen leichte Reiter schon bis nahe an Stockerau streiften, wandte sich der Kurfürst von Baiern nach Böhmen. Prag öffnete ihm die Thore; und am 7. Dec. ließ sich Karl Albert zum Könige von Böhmen krönen.

Von Prag begab sich Karl Albert nach Mannheim, um dem Orte der Kaiserwahl näher zu sein. Die Kurfürsten schlossen für dieses Mal die böhmische Wahlstimme aus, weil Maria Theresia ihre Stimme auf ihren Gemahl als Mitregenten übertragen hatte und man behauptete, daß sie zu dieser Uebertragung nicht befugt sei; hierauf wurde Karl Albrecht einstimmig zum Kaiser gewählt und als Karl VII. gekrönt. In demselben Augenblicke aber, als er das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, wendete sich sein Glück. In England hatte die heldenmüthige, hartbedrängte Maria Theresia große Sympathieen gefunden. Es wurden ungeheure Summen für sie unterzeichnet; die londoner Damen allein schossen 1,500,000 Gulden zusammen. Maria Theresia aber erklärte wahrhaft königlich, Subsidien nur vom Parlament annehmen zu wollen. Das Parlament bewilligte der bedrängten Fürstin 300,000 Pfund Sterling Subsidien, und König Georg II. stellte ein Heer in den Niederlanden, ein anderes in Deutschland zu Maria Theresia's Hülfe auf. Die Generalstaaten von Holland gaben

Geld und griffen später selbst zu den Waffen. Die Ungarn hatten ihr Wort gelöst. Zwei neue kaiserliche Heere standen im Felde, das eine führte Maria Theresia's Gemahl nach Böhmen, General Bärenklau eroberte mit dem andern Ober-Oesterreich wieder, brach nach Baiern ein und besetzte München, wo man eben die Wahl des Kurfürsten zum Kaiser feierlich begangen hatte. Inzwischen hatte Friedrich bereits ein Bündniß mit Baiern und Sachsen geschlossen und wollte sich nun nicht mehr mit Nieder-Schlesien abfinden lassen, sondern auch Ober-Schlesien und Glatz erobern und damit Oesterreich gegenüber eine militärisch gesicherte Position gewinnen. Zu diesem Zwecke ergriff er wieder die Offensive und drang über die Gebirge nach Böhmen vor, wo er den Prinzen Karl von Lothringen (den Schwager der Maria Theresia) bei Czaslau besiegte (17. Mai 1742). Jetzt endlich überzeugte sich Maria Theresia von der Nothwendigkeit, mit Friedrich, als ihrem gefährlichsten Gegner, Frieden zu schließen. In dem Präliminarfrieden zu Breslau, der am 28. Juli 1742 zu Berlin als Definitivfriede vollzogen wurde, trat Maria Theresia Ober- und Nieder-Schlesien nebst der Grafschaft Glatz dem Könige von Preußen ab; jedoch die Gebiete von Teschen, Troppau und Jägerndorf, durch welche die Gebirgspässe von Mähren nach Schlesien führen, blieben in Maria Theresia's Besitz. Der König von Preußen entsagte allen Bündnissen, die er mit Oesterreichs Feinden geschlossen. Sachsen versöhnte sich mit Oesterreich ohne förmlichen Friedensschluß.

Das Zurücktreten Preußens und Sachsens gab dem österreichischen Hofe die Mittel an die Hand, mit verstärkter Kraft gegen die übrigen, noch immer zahlreichen Feinde aufzutreten. Die Franzosen hatten noch Prag inne, Maria Theresia verlangte, daß die französische Armee in Böhmen die Waffen strecke. Prag wurde durch den Großherzog von Toscana und Lobkowitz hart belagert. Die Noth der Besatzung war aufs höchste gestiegen, da faßte Belleisle einen verzweifelten Entschluß: mit dem ganzen noch übrigen französischen Heere brach er in einer dunkeln Decembernacht aus Prag heraus und gelangte, obgleich verfolgt, mit Hunger und Kälte kämpfend, mit 13,000 M. glücklich nach Eger, von wo er der Armee, die unter dem Herzog von Broglie in Baiern stand, die Hand reichte. Karl's VII. Feldherr, Seckendorf, derselbe, der unter Karl VI. in österreichischen Diensten gestanden, hatte die Oesterreicher aus Baiern herausgedrängt, rieth aber, sich baldmöglichst mit Maria Theresia auszusöhnen. Der Kaiser konnte sich jedoch hierzu nicht entschließen. Da überfiel und vernichtete Prinz Karl von Lothringen ein 7000 M. starkes baierisches Corps bei Simbach unfern von Braunau (1743). Seckendorf konnte mit nur 10,000 M. — denn dies war die ganze Heeresmacht des Kaisers — die Oesterreicher nicht aufhalten. Karl VII. verließ also München wieder und flüchtete nach Frankfurt. Alsbald wurde in Baiern eine förmliche Landesverwaltung eingerichtet und von den Landständen und Unterthanen der Eid der Treue und des Gehorsams für Oester-

unschädlich zu machen. Aber die Anschläge zur Zerstückelung des preußischen Staates wurden vereitelt durch den Sieg Friedrich's II. über das in Schlesien eingerückte Hauptheer der Oesterreicher und Sachsen (75,000 M. unter Karl von Lothringen) bei Hohenfriedberg oder Striegau (4. Juni 1745), welches sich nach Böhmen zurückzog. Vergebens suchte jetzt England den Frieden zwischen Oesterreich und Preußen zu vermitteln. Ohne Rücksicht auf Preußen ward am 13. September der Gemahl der Maria Theresia als Kaiser Franz I. zu Frankfurt gewählt und die Kaiserin wünschte das Fest der Kaiserkrönung durch einen Sieg ihrer Armee zu verherrlichen. Aber auch diesmal scheiterte der Angriff in der Schlacht bei Sorr in Böhmen (30. Sept.) an der Feldherrnkunst des Königs und an der Tapferkeit des preußischen Heeres. Eben so erfolglos war das Unternehmen, im Winter durch Sachsen nach der Mark Brandenburg vorzudringen und in Berlin den Frieden zu dictiren. Die Vereinigung der zu diesem Angriffe bestimmten Truppenkörper ward durch Friedrich's II. Strategie und durch den Sieg des „alten Dessauers" bei Kesselsdorf (15. December) verhindert. Mit diesem Siege beschloß der fast 70jährige Feldmarschall († 1747) eine Reihe von mehr als 40jährigen ruhmvollen Kämpfen als Führer und Vorkämpfer der Preußen. Ganz Sachsen fiel in preußische Hand und England drohte mit seinen Subsidien inne zu halten. Da verstand sich Maria Theresia dazu, im Frieden zu Dresden (25. December) die Verträge von Breslau und Berlin zu bestätigen und dem Könige alle seine Staaten zu garantiren, wogegen dieser nachträglich Franz I. als Kaiser anerkannte und Sachsen sofort räumte. Damit war dem ganzen deutschen Reiche der Friede wieder gegeben, während die Kämpfe in Italien, in den Niederlanden und zur See noch bis ins dritte Jahr fort dauerten.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher Maria Theresia den Krieg gegen Preußen verfolgt hatte, brachte ihre Verbündeten in die äußerste Gefahr. Karl Emanuel von Sardinien war nahe daran, der Uebermacht seiner Feinde zu erliegen; der Infant Don Philipp konnte seinen Einzug in Mailand halten. In Belgien waren die Engländer und Holländer, von den Oesterreichern schlecht unterstützt, nicht im Stande, dem überlegenen französischen Heere unter der trefflichen Führung des Marschalls von Sachsen die Spitze zu bieten; ja nach der Niederlage der Verbündeten bei Fontenai (siehe S. 414) konnte der Prätendent Karl Eduard es wagen, noch einmal in Schottland das königliche Banner der Stuarts zu erheben. Doch der Sieg der königlichen Truppen unter dem Herzog von Cumberland in dem Treffen bei Culloden (siehe S. 348) machte dem schottischen Aufstande ein Ende. Gleichzeitig hatten die Franzosen die Eroberung der österreichischen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg beendigt und brachen im nächsten Jahre in Holland ein, wo sie gegen ein holländisch-englisches Heer unter Cumberland im Siege blieben. Aber was Frankreich auf dem Continente gewann,

ging zur See und in den Colonieen verloren. Die französische Kriegs- und Handelsflotte erlitt einen empfindlichen Verlust nach dem andern und die Engländer behaupteten auf allen Meeren das Uebergewicht. Unter solchen Umständen kam es zunächst zwischen Frankreich und den Seemächten zur Unterzeichnung von Friedens-Präliminarien zu Aachen (30. April 1748); ihre Verbündeten, außer Stande, den Krieg allein fortzusetzen, sahen sich gezwungen, ihren Widerspruch fallen zu lassen. So ward am 18. October 1748 der Friede zu Aachen geschlossen — freilich mehr eine vorläufige Uebereinkunft, als ein schließlicher Austrag der streitigen Fragen. Der Friede beruhte darauf, daß die Franzosen ihre continentalen, die Engländer ihre überseeischen Vortheile fallen ließen. Niemals ist ein Tractat geschlossen worden, dessen baldiger Bruch so gewiß vorauszusehen war. Die bourbonischen Höfe erlitten keine Einbuße an Gebiet, vielmehr wurde neben dem Könige beider Sicilien noch ein zweiter Infant der spanischen Linie, Don Philipp, der Schwiegersohn des Königs von Frankreich, mit Land (Parma, Piacenza und Guastalla) ausgestattet. Aber Minorca und Gibraltar, die Stützen der englischen Macht im Mittelmeer, waren nicht erobert, und die Streitigkeiten über die Colonieen zwischen England auf der einen, Spanien und Frankreich auf der andern Seite blieben unerledigt. Zwar wurde den Franzosen die Rückgabe ihrer überseeischen Besitzungen zugesagt; aber weder die streitigen Grenzen französischer und englischer Gebiete in Nordamerika noch die Grenzen Georgiens gegen das spanische Florida festgestellt. Mochte auch die englische Nation, des Krieges müde, wie sie war, für den Augenblick diesen Friedensschluß hinnehmen, so war er ihr doch von Anfang an widerwärtig, und sie täuschte sich nicht darüber, daß der Streit über kurz oder lang von Neuem entbrennen müsse. Da war es denn bedenklich, daß die englische Regierung, während sie mit den Gegnern sich nicht klar auseinandersetzte, auf ihre bisherigen Bundesgenossen nicht zählen durfte. In Holland vertrat die sog. Staatenpartei, im Gegensatze zum Erbstatthalter, die Politik der Neutralitat, theils aus Hinneigung zu Frankreich, theils aus Eifersucht auf das wachsende commercielle und maritime Uebergewicht der Engländer. Maria Theresia warf, da das englische Bündniß ihren Zwecken nicht genügt hatte, ihre Blicke auf Frankreich. Rußland, welches im Sommer 1748 ein Hülfscorps von 36,000 M. zur Verwendung gegen Frankreich gesandt hatte, denen in Franken Halt geboten wurde in Folge der Aachener Friedens-Präliminarien, fühlte sich durch die Rücksendung dieser Truppen beleidigt, und die Zarin Elisabeth wartete nur auf eine Gelegenheit, ihrem persönlichen Groll gegen Friedrich II. freien Lauf zu lassen. So stand ein neuer See- und ein neuer Landkrieg in nicht ferner Zukunft bevor. (Siehe Nr. 73 und 74.)

73. Krieg zwischen England und Frankreich, 1755—1763.

(Nach Leopold von Ranke, Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen, und F. C. Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreiches, bearbeitet vom Herausgeber.)

In Europa unterschätzte man damals die Bedeutung der Streitigkeiten über Grenzregulationen in der transatlantischen Welt, wo ein Stück Landes nicht so vielen Werth habe; in der That betrafen sie die wichtigsten mercantilen und colonialen Interessen der beiden Mächte.

Acadien, ursprünglich von den Franzosen colonisirt, war im Frieden von Utrecht den Engländern verblieben. Aber über die Grenzen war man streitig; und dieser Streit erhob sich um so heftiger, je bedeutender das Land, das die Engländer Neuschottland nennen, für die anglo-amerikanische Colonie überhaupt wurde. Das Emporkommen von Halifax zeigte, wie wichtig es noch werden könne. Um so weniger wollten die Franzosen eine Ausdehnung des englischen Gebietes über die Halbinsel hinaus gestatten; an der Landenge errichteten die beiden Nationen Festungen gegen einander.

Noch um vieles wichtiger aber und für die Zukunft der westlichen Hemisphäre entscheidend war ihr Zusammentreffen im Westen der anglo-amerikanischen Ansiedlungen. Mit der Entdeckung des Mississippi, die von Canada aus geschah, hängt der Plan der Franzosen zusammen, nachdem sie am Ausflusse dieses Stromes Louisiana gegründet hatten, die südliche Colonie mit der nördlichen in eine dauernde und haltbare Verbindung zu bringen. Man dachte die große Wasserstraße an den Flüssen und Seen militärisch zu befestigen. Der Gedanke war uralt; aber erst nach dem Aachener Frieden unternahm der Gouverneur von Canada, La Galissonière — nicht allein ein Seemann durch und durch, wie sein Vater, der bei La Hogue gegen England gefochten hatte, sondern auch ein geschickter Administrator und ein trefflicher Geograph —, denselben ins Werk zu setzen. Er nahm das Thal des Ohio, wie er sagt, bis auf die entfernteste Höhe, von wo ein Bach in den Strom rinnt, für Frankreich in Anspruch und ließ das Wappen der Lilien im Urwald anschlagen. Eine Kette militärischer Posten und Befestigungen sollte den Ohio und Mississippi für seinen König sichern und den Anglo-Amerikanern nicht gestattet sein, den Gebirgszug der Alleghanies zu überschreiten. Aber weder Amerikaner noch Engländer wollten sich in diese Beschränkung fügen. Unter dem Schutz der Regierung war eine Gesellschaft zur Ansiedlung am Ohio gegründet worden, der man ein ansehnliches, einst von den Indianern erkauftes Gebiet abtrat und ausschließend das Recht, Handel mit den Eingeborenen zu treiben, in englischer Weise übertrug. Von den Colonieen war die eine oder andere aus Besorgniß für ihren Handel anfangs nicht damit

einverstanden; desto eifriger nahm aber Virginien, für welches die Ansiedelung und der Handel gleich sehr ins Gewicht fielen, die Sache in die Hand.

Wenn es nun dort zu einem blutigen Zusammentreffen kam, wie das im Juli 1754 auf den Great Meadows geschah, so war damit ein Kampf zwischen den beiden Nationen von größter Tragweite eröffnet. Es war gleichsam ein Kampf der Racen über die Weltherrschaft jenseit des Oceans. Auch constitutionell war er von großer Bedeutung, insofern die Colonieen, die bisher als getrennte Pflanzungen von verschiedenem Charakter erschienen und behandelt wurden, ein gemeinschaftliches Interesse bekamen, vor welchem nach und nach ihre Verschiedenheit zurücktrat; die Regierung selbst brachte einen Congreß in Gang, um ihre Kräfte um so besser in dem großen Kampfe zu vereinigen, den Jedermann kommen sah.

Schon bei der Eröffnung des Parlamentes im November 1754 brachte der König diese Lage der Dinge in Anregung. Er sprach davon, wie sehr er beflissen sei, den Handel seiner Unterthanen zu fördern und die Besitzungen zu beschützen, in welchen eine der größten Hülfsquellen ihrer Wohlfahrt liege. Das Unterhaus antwortete ihm mit der Versicherung, daß es ihn in den Stand setzen wolle, seine Rechte und Besitzungen gegen jeden Uebergriff zu vertheidigen. Im März 1755 war es bereits so weit gekommen, daß der König zur Erreichung dieses Zweckes in Amerika eine Vermehrung der Streitkräfte zur See und zu Land forderte. Das Parlament bewilligte ihm unverzüglich eine Million Pfund.

In Uebereinstimmung mit diesem Beschlusse, der durch Adressen der Hauptstadt und der größten Handelsplätze von England freudig begrüßt wurde, geschah es dann, daß der Befehlshaber der Flotte, die im Frühjahr 1755 in See ging, das französische Geschwader, das ihm begegnete, indem es Verstärkungen nach Amerika führte, feindlich anzugreifen beschloß. Mit unbeschreiblichem Jubel wurden in England die Schiffe aufgenommen, die er dabei erobert hatte. Zu gleicher Zeit warfen sich englische Kaper in allen Meeren auf die französischen Kauffahrer, deren bei dritthalbhundert in ihre Hände fielen.

Um die englische Flotte von den Colonieen fern zu halten, drohte Frankreich mit einer Landung in England, während es insgeheim in Toulon eine Flotte rüstete, um die Insel Minorca, welche seit dem Utrechter Frieden den Engländern gehörte, zu überfallen. Diese Flotte, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Richelieu, besetzte (1756) Port Mahon, die Hauptstadt Minorca's. Der zu spät zum Entsatz geschickte Admiral Byng sah sich der wohlgeordneten französischen Flotte gegenüber zu schwach und kehrte nach Gibraltar zurück. Das englische Volk war über den Verlust Minorca's und noch mehr über die furchtsame Entfernung englischer Schiffe aus einem Seetreffen so erbittert, daß man von Seiten der Regierung den Admiral Byng dieser Erbitterung opfern zu müssen glaubte. Derselbe ward von einem unter

dem Einflusse des Ministeriums bestellten Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Nach seinem Tode verwandelte sich die Wuth gegen ihn in Theilnahme an seinem Schicksal, und der Haß fiel mit doppeltem Gewicht auf das Ministerium und auf das Parlament, welches demselben diente. In Frankreich hingegen war lauter Jubel. Voltaire und seine Freunde säumten nicht, Richelieu's Heldenthat laut zu verkündigen.

In Ostindien gab der Verlust der damals ganz unbedeutenden englischen Factorei zu Kalkutta in Bengalen die Veranlassung zur ersten Gründung des ungeheuren Reiches im Osten. Die Engländer hatten sich gerüstet, einen Angriff der Franzosen, mit dem sie bedroht waren, abzuwehren, dies gab dem Nabob einen Vorwand, ihr Fort zu zerstören, worauf Clive mit 2400 M. aus Madras nach Bengalen geschickt ward. Die zahlreichen Streitigkeiten der eingeborenen Fürsten wurden von den Engländern vortrefflich benutzt, um sich in alle innern Angelegenheiten einzumischen. Das Jahr 1758 besonders war für Pitt's neue Verwaltung durch Vortheile in allen Welttheilen um so rühmlicher, je kostspieliger und vergeblicher alle früheren Anstrengungen gewesen waren.

In Amerika nahmen die Engländer das Fort Du Quesne, die erste Ursache des Krieges, sie nahmen Louisbourg, den einzigen Hafen der Franzosen für ihre Kaper und Stockfischfänger. Im folgenden J. wurde der Zug nach Canada begonnen und eine große Unternehmung gegen die französischen Antillen, besonders gegen Martinique und Guadeloupe (1759) gerüstet. Guadeloupe ward in drei Monaten erobert, auch Maria Galante capitulirte, und die Franzosen waren von den sogenannten Inseln unter dem Winde ganz ausgeschlossen. In Canada hatte der englische General Wolfe zugleich mit der Natur und mit der Ueberzahl eines von einem tüchtigen Feldherrn, Montcalm, angeführten Feindes zu kämpfen, der Triumph der Engländer über seinen Sieg war daher um so größer. Wolfe's kleines, nur 7000 Mann starkes Heer, von einer den Franzosen weit überlegenen Seemacht unterstützt, machte einen kühnen Angriff auf Montcalm's festes Lager bei Quebek und wurde zurückgeschlagen. Seit diesem Augenblicke gerieth das kleine Heer bei nahendem Herbst in große Verlegenheit, so daß sich General Wolfe zu einer verzweifelten Unternehmung entschloß. Der eine Theil seines Heeres blieb Montcalm gegenüber liegen, ein anderer ward beordert, die unersteiglichen Felsen über der obern, ihrer Lage wegen nicht befestigten Stadt zu erklimmen. Das Unternehmen gelang, und Montcalm, durch die unerwartete Nachricht geschreckt, daß der Feind die obere Stadt bedrohe, that, was Wolfe bis dahin nicht einmal gehofft hatte: er verließ seine vortreffliche Stellung und bot den Engländern ein Treffen an (13. September). Dieses Treffen kostete den beiden obersten Befehlshabern das Leben; aber Wolfe ward noch im Augenblicke des Verscheidens durch die Nachricht vom Siege erfreut. Schon fünf Tage nachher capitulirte Quebek. Wolfe's Tod

ward in England als heldenmüthige Aufopferung fürs Vaterland und als die glänzendste That des ganzen Krieges gepriesen, durch Denkmale, Gemälde, Kupferstiche verewigt, und man hoffte auch Ober-Canada nach der Einnahme von Quebek leicht zu bezwingen. Murray blieb mit 7000 Mann zurück, um im Frühjahre den Feldzug gegen Ober-Canada zu machen; die Franzosen beschlossen indessen, den Angriff auf Ober-Canada nicht zu erwarten, sondern von dort aus, ehe eine neue Flotte und ein neues Heer eintreffen könnten, während der strengen Jahreszeit einen Angriff auf Quebek zu machen. Der französische General Levis vereinigte bei Montreal, der Hauptstadt von Ober-Canada und dem Emporium des Pelzhandels, etwa 10,000 Mann, mit denen er im April (1760) den englischen General schlug, der ihn aufhalten wollte. Die Franzosen hatten gehofft, nach ihrem Siege, Quebek im ersten Anlaufe zu nehmen; die Belagerung ging aber ungemein langsam, und als die Engländer Verstärkungen aus dem nördlichen Theile der damaligen englischen Provinzen von Nord-Amerika erhielten, verloren die Franzosen mit Montreal ganz Canada (Oct. 1760).

Die französischen Besitzungen in Afrika waren schon früher von den Engländern erobert, und eine ungemein kostspielige Unternehmung gegen die englischen Niederlassungen auf der Küste Coromandel scheiterte theils durch die Wirkung des Klimas, theils durch die Uneinigkeit der Befehlshaber der Flotte und des Heeres, theils durch die schlechte Wahl des Mannes, der das ganze Unternehmen leiten sollte. Der Graf Lally ward von der französischen Regierung an der Spitze von einigen Tausend Mann auf einer Flotte, die der Admiral d'Aché commandirte, 1757 nach Ostindien geschickt. Schon unterwegs geriethen Lally und d'Aché in heftigen Zwist und die Ueberfahrt geschah so langsam, daß sie erst bei Pondichery ankamen, als die englische Flotte bereits angelangt war. Oberst Coote, der das Commando der Engländer erhalten hatte, war (1760) so glücklich, auf der Küste von Coromandel zu leisten, was Wolfe in Canada und Clive in Bengalen geleistet hatten. Lally pflegte sich zu rühmen, daß er in zwei Jahren zehn Schlachten gewonnen, zehn Festungen erobert habe; um desto mehr Ruhm hatte Coote, als er ihm alle Vortheile dieser zwei Jahre durch einen Sieg entriß, welcher, wenn man das Treffen bei Plassey ausnimmt, wodurch die Herrschaft von Bengalen erlangt ward, der bedeutendste war, den die Engländer in jenen Zeiten erhalten haben.

Als Georg II. in seinem 77. Jahre starb (1760), hatte Frankreich seine Colonieen und seinen Seehandel verloren, seine Flotten waren geschlagen, seine Schiffe weggenommen, seine Heere beschimpft; sein Credit war gänzlich erschöpft, und der Hof, dessen Lustbarkeiten nicht unterbrochen werden durften, mußte, um wenige Millionen zu erhalten, das Land schändlichen Wucherern preisgeben. England hatte damals fast 20,000 Mann Nationaltruppen in Deutschland (s. Nr. 74), und trug nicht allein die Kosten eines Krieges

auf allen Meeren und in allen Welttheilen ohne Beschwerde, sondern zog die Schätze aller Völker und Länder und den ganz ausschließenden Welthandel an sich.

Choiseul, der Günstling Ludwig's XV. und der Marquise von Pompadour, suchte, sobald er Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, Spanien in den unglücklichen Krieg mit England zu verwickeln. Dies gelang ihm aber erst, als Karl III. den Thron bestiegen hatte. Unter Ferdinand VI. hatten sich sowohl Frankreich als England vergeblich bemüht, Spanien zu einer engern Verbindung zu bewegen; Frankreich hatte Minorca und seinen Beistand zur Eroberung von Gibraltar, Pitt sogar die Abtretung dieser wichtigen englischen Besitzungen angeboten, Spanien aber seine Neutralität behauptet. Karl III., bis dahin König von Neapel, ließ, ehe er nach Spanien abreiste, seinen ältesten Sohn für blödsinnig erklären, ernannte den zweiten zum Prinzen von Asturien, und übergab dem dritten (Ferdinand IV.), der damals erst acht Jahre alt war, die Regierung von Neapel. Seine Zuneigung zu Frankreich war bekannt, wie sein Stolz auf den Namen eines Bourbon, er nahm den Gedanken einer innigen Familienverbindung der Bourbon'schen Höfe freundlich auf; doch dauerte es anderthalb Jahre, bis man den unglücklichen Vertrag (Pacte de famille) zu Stande bringen konnte. Als dieser bekannt wurde, konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß Spanien beschlossen habe, an dem Kriege Frankreichs mit England Theil zu nehmen, und man hielt es nicht für rathsam, zu warten, bis Spanien alle Anstalten zum Kriege beendigt hätte, sondern kam ihm am zweiten Tage des Jahres 1762 von Seiten Englands mit einer Kriegserklärung zuvor. Schon am 12. Februar war die Insel Martinique erobert.

Spanien und Frankreich hielten es ihrem Interesse gemäß, den Beitritt des Königs von Portugal zu ihrer Allianz gegen England zu verlangen. Vergebens wendete er ein, daß er mit dieser Macht durch Verträge verbunden sei, welche ihm nicht erlaubten, die Partei ihrer Feinde zu ergreifen. Die beiden alliirten Höfe erklärten, daß spanische Truppen in Portugal einrücken würden, um sich der Häfen dieses Reiches zu versichern, und daß es auf den König ankäme, sie als Freunde oder Feinde zu empfangen. England aber schickte Portugal eine Flotte und Truppen zu Hülfe. Die Spanier eroberten von den Portugiesen (1762) weiter nichts als die Stadt Almeida, die Engländer hingegen nahmen den Spaniern in Amerika Cuba und in dem Indischen Meere die Insel Manilla und die Philippinen. Das englische Volk war so voll von seinen Siegen und Eroberungen, daß dem neuen Ministerium seine Friedensliebe sehr übel gedeutet, und daß es genöthigt ward, zu allerlei Winkelzügen seine Zuflucht zu nehmen, um nur einige wenige Eroberungen im Frieden zurückgeben zu dürfen; König Georg III. und Lord Bute dagegen glaubten, den Frieden durchaus suchen zu müssen.

Durch den Pariser Frieden (10. Februar 1763) trat Frankreich Canada mit der Insel Cap Breton, so wie den Inseln und Küsten des Lorenz-Meerbusens und Flusses den Engländern ab. In Europa gab Frankreich die Insel Minorca heraus. Die Insel Cuba mit Havanna ward dem Könige von Spanien zurückgegeben, welcher den Engländern Florida abtrat. Der König von Portugal ward in den Zustand eingesetzt, worin er sich vor dem Kriege befunden hatte.

Dieser Pariser Friede ist die Epoche, wo England auf dem höchsten Gipfel seiner Größe stand. Seine Schifffahrt und sein Handel gingen nach allen Welttheilen und wurden durch eine Seemacht beschützt, die um so furchtbarer war, da ihr die französische, welche der Krieg zerstört hatte, nicht mehr das Gleichgewicht hielt. Die unermeßlichen Landstriche in Amerika, Asien und in Afrika, die den Engländern durch diesen Frieden zugefallen waren, eröffneten ihrer Industrie neue Quellen. Andererseits aber beschleunigte das Unterliegen Frankreichs den Abfall der neu-englischen Colonieen, welche jetzt, befreit von einem gefährlichen Nationalfeinde, die Anmaßungen des Mutterlandes nicht mehr mit gleicher Geduld hinzunehmen gesonnen waren.

---

74. Der siebenjährige Krieg in Deutschland.

(Nach G. A. H. Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, und Leopold v. Ranke, Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Umgestaltung der europäischen Politik.

Das Emporkommen Preußens zu einem neuen Staate ersten Ranges hatte sowohl die Eifersucht der größern Mächte als den Neid der kleinern Staaten in hohem Grade erregt, um so mehr, als Friedrich mit jenen wie mit diesen größtentheils in einem feindseligen Verhältnisse stand und seine gesammte Denk- und Handlungsweise von der der gleichzeitigen Fürsten unendlich verschieden war. Den Mittelpunkt aller Gegner Friedrich's, an den sich alle seine Widersacher anschlossen, bildete Maria Theresia. Bei ihr waren persönlicher Widerwille, religiöse Abneigung, erlittener Verlust und politische Interessen auf das engste zu immer steigendem Hasse gegen Friedrich vereinigt. Nicht die Türkei und Frankreich galten nun als die alleinigen und gefährlichsten Gegner des Donau-Staates, eine weit größere Gefahr drohte der europäischen Machtstellung Oesterreichs von dem deutschen Nachbarstaate. Maria Theresia suchte daher Friedrich überall Feinde zu erwecken und sich gegen ihn Bundesgenossen zu verschaffen.

Zuerst bot sich Rußland als Bundesgenosse dar. Zwischen den Regentinnen beider Reiche bestand eine seltene Harmonie der Gesinnung in ihrem

Hasse gegen Friedrich. Und wenn bei Maria Theresia die Politik die Ursache jenes Gefühles war, so steigerte sich dasselbe zur Leidenschaftlichkeit bei der Beherrscherin aller Reußen, Elisabeth, da Friedrich's bissig giftige Bemerkungen über ihren Lebenswandel bis zu ihrem Ohre gedrungen waren. Der Kanzler Bestuchef, der bei der Unthätigkeit der Kaiserin die Staatsangelegenheiten leitete, ein äußerst habsüchtiger, daher auch der Bestechung zugänglicher Mann, soll mißvergnügt geworden sein, weil er bei dem Abschlusse des Dresdener Friedens von Friedrich kein Geschenk erhalten. Jedenfalls war er Friedrich II. seitdem sehr entgegen. Es gelang daher Maria Theresia schon 1746, ein enges Vertheidigungs-Bündniß mit Rußland zu schließen. Der zweite Bundesgenosse war Frankreich.

Anton Wenzel Graf von Kaunitz-Rietberg hatte als Gesandter an mehrern Höfen, dann als Bevollmächtigter Oesterreichs bei dem Aachener Friedens-Congresse sich die größte Zufriedenheit der Kaiserin und deren volles Vertrauen erworben. Als Botschafter Oesterreichs am französischen Hofe verstand er es nicht nur, sich dort durch sein gewandtes Benehmen beliebt zu machen, sondern auch die Achtung seiner Kaiserin in dem Grade zu erringen, daß sie ihn (1753) zum Kanzler erhob und ihm die auswärtigen Angelegenheiten übertrug, in welcher Stellung er nun vier Jahrzehnte hindurch an der Spitze der Geschäfte blieb. Denn auch in fast allen Fragen der innern Verwaltung hörte die Kaiserin seinen Rath, bevor sie eine Entscheidung gab. Kaunitz hatte sich eine tiefe und genaue Kenntniß der europäischen Verhältnisse erworben, verstand durch scheinbare Freimüthigkeit Andere zu gewinnen, auszuforschen und zu benutzen, und verfolgte sein Ziel unerschütterlich. Die Fürstin und ihr Kanzler stimmten völlig überein in ihrem persönlichen Hasse gegen Friedrich II. Allmählich gedieh der Plan des Grafen Kaunitz zur Reife, der die Lösung der bisherigen Allianz mit England und die Verbindung mit Frankreich — also den vollständigen Umsturz des politischen Systems — sich zum Ziele setzte.

Schon als Gesandter in Paris suchte Kaunitz die durch Friedrich's II. Geringschätzung und Sarkasmen beleidigte Marquise von Pompadour, und durch sie den König zu gewinnen. Er bewog sogar seine vorzugsweise in Beziehung auf weibliche Züchtigkeit sonst so strenge Kaiserin, der verächtlichen Maitresse eigenhändige Briefe zu schreiben, was diese sehr hoch aufnahm und seitdem im Interesse Oesterreichs thätig war. Es war jedoch nicht so leicht, die alten Staatsmänner aus dem alten Gleise in ein neues, weit davon abweichendes, zu bringen. Da förderten die erneuerten Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England (siehe Nr. 73), die Trennung Englands von Oesterreich und Georg's Verbindung mit Preußen Maria Theresia's Absichten in unerwartet entscheidender Weise.

Georg II. von England fürchtete, nach dem Wiederbeginn des Krieges mit Frankreich, die Franzosen möchten sein Stammland Hannover besetzen,

ohne daß das deutsche Reich und dessen Oberhaupt sich dem Einrücken fremder Truppen widersetzen werde. Er verlangte daher von Maria Theresia Schutz für sein Kurfürstenthum als billige Gegenleistung für die ihr früher in so gefährlicher Lage mit seiner pragmatischen Armee geleistete Hülfe. Allein Maria Theresia wollte ihre Macht lediglich zu einem Angriffe auf Preußen benutzen und sich um so weniger mit England gegen Frankreich einlassen, als sie mit diesem schon in Unterhandlungen stand. Daher trat England vom Bunde mit Oesterreich zurück und wandte sich an Preußen, dessen Bündniß mit Frankreich dem Ablaufe (Juni 1756) nahe war. Obgleich Friedrich II. einen neuen Krieg zu vermeiden wünschte, da er wohl einsah, daß er im glücklichen Falle wenig gewinnen, wohl aber im unglücklichen Falle viel, ja, fast Alles verlieren könne, so ließ er sich doch bewegen, mit England, das ihn auch der Freundschaft Rußlands versicherte, einen Neutralitätsvertrag zu schließen (16. Januar 1756), wonach beide sich verpflichteten, das Einrücken fremder Truppen in Deutschland zu verhindern. Da sich nun Friedrich weigerte, die alte Verbindung mit Frankreich zu erneuern, so gelang es dem Fürsten Kaunitz, den Allianz-Vertrag von Versailles zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande zu bringen (Mai 1756). Kaunitz hielt diese That für die größte seines Lebens. Doch vermochte die diplomatische Kunst des österreichischen Vertreters nicht, eine active Betheiligung Frankreichs am Kampfe gegen Friedrich zu erlangen, nur im Falle eines Angriffs von preußischer Seite ward die Unterstützung Frankreichs zugesichert. Einen solchen Angriff provociren zu können, traute sich aber der österreichische Staatskanzler schon zu. Als Friedrich durch seine Kundschafter erfuhr, daß seine Feinde die Absicht hatten, ihn im laufenden Jahre noch nicht anzugreifen, vielmehr ihre Rüstungen zu vervollständigen, um ihn im nächsten Jahre gemeinschaftlich mit aller Macht überziehen zu können, beschloß er, seinen Feinden zuvor zu kommen. Er wußte, daß Kaunitz wünschte, Preußen möchte angreifen, damit er dann die Hülfe der andern Mächte (Frankreichs und Rußlands) in Anspruch nehmen könne. Dennoch entschied er sich für den Angriff. Denn eine fortwährende Kriegsbereitschaft würde Preußens Hülfsquellen erschöpft haben, und jede Zögerung stärkte die Macht seiner Feinde, schwächte aber die seinige. Um indessen den Vorwurf, daß er der Angreifer sei, möglichst von sich abzulenken und einen letzten, wenn auch vergeblichen Versuch zu machen, den Frieden zu erhalten, ließ er bei Maria Theresia nochmals über deren Offensiv-Bündniß mit Rußland und ihre Rüstungen anfragen und verlangte eine unzweifelhafte Erklärung, ob ihn die Kaiserin-Königin im laufenden oder im nächsten Jahre nicht angreifen wolle. Als darauf eine orakelhafte, unbestimmte Antwort in Berlin einging, welche die Hauptfrage unberührt ließ, wurden die preußischen Truppen sofort in Bewegung gesetzt: der Feldmarschall Schwerin sollte Schlesien gegen einen etwaigen Einfall der Oesterreicher decken; der König selbst wollte mit dem Hauptheere

durch Sachsen, nach Entwaffnung der sächsischen Truppen, in Böhmen eindringen. Den sächsischen Hof hielt nämlich Friedrich mit Recht für einen Theilnehmer an allen feindseligen Entwürfen gegen Preußen und wegen dessen unmittelbarer Nachbarschaft für einen sehr gefährlichen Feind. Diesen wollte er zunächst unschädlich machen und hindern, sich mit den übrigen Feinden Preußens zu vereinigen.

Der Feldzug des Jahres 1756.

Kaum jemals ist eine Invasion unternommen worden, die so bestimmt den Zweck gehabt hätte, den Frieden zu befestigen, d. h. durch einen raschen Schlag die Gegner zu nöthigen, ihre feindlichen Absichten aufzugeben. Am 29. August überschritt das nahe 70,000 M. starke preußische Heer in drei Colonnen, rechts unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig von Halle aus, in der Mitte unter dem Könige und links unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern durch die Niederlausitz die sächsischen Grenzen und vereinigte sich, ohne Widerstand zu finden, am 10. September bei Pirna zur Einschließung des dort in einem festen Lager aufgestellten sächsischen Heeres. Dieses befand sich bei der unglaublichen Nachlässigkeit und Verschwendung des Hofes und des Grafen von Brühl, welcher bei der Schwäche des Königs August die gesammte Leitung des Staates und Heeres in seiner Hand hatte, in der übelsten Verfassung, ohne alle Erfordernisse zum Feldzuge.

Da Friedrich gleich Anfangs fest entschlossen war, Sachsen während des Krieges zu behalten, dessen Heer mit dem seinigen zu vereinigen und die Hülfsquellen des Landes für sich zu benutzen, so beschränkte er sich darauf, die Sachsen, die er schon als seine Truppen ansah, einzuschließen. Auf die dringenden Bitten König August's III. befahl Maria Theresia, Alles zu versuchen, um das sächsische Heer zu entsetzen. Der österreichische Feldmarschall Brown rückte daher mit 33,000 M. bis Lowositz vor. Der König dagegen ließ 40,000 M. unter dem Markgrafen von Schwedt, dem Prinzen Moritz von Dessau und Winterfeld zur Einschließung der Sachsen zurück und rückte selbst mit 24,000 M. in Böhmen ein, um die Vereinigung der Oesterreicher und Sachsen zu hindern. Indem die Oesterreicher gegen die Anhöhen vorrückten, von denen der König herabstieg, erfolgte am 1. Oct. 1756 die **Schlacht bei Lowositz**, in welcher es den Preußen gelang, das Schlachtfeld zu behaupten. Brown zog sich, nach einem Verluste von 3000 Mann, in sein früheres Lager zurück. Der König übergab dem Marschall Keith den Befehl über das Beobachtungsheer in Böhmen und begab sich selbst zum Einschließungsheere nach Sachsen zurück. Die Sachsen hielten Hunger, Nässe, Kälte mit ehrenhafter Standhaftigkeit aus und, nachdem ein Versuch, mit Hülfe des herangezogenen Brown, sich einen Ausweg bei Schandau zu öffnen, durch Unentschlossenheit Beider mißlungen war, ergab sich zufolge einer **Capitulation** das 12—14,000 M. starke sächsische Heer,

nach 35tägiger Einschließung; den Officieren wurde freigestellt, in preußische Dienste zu treten, was nur wenige, und zwar meistens aus dem Preußischen gebürtige, thaten, während die übrigen gegen schriftliche Versicherung, während des Krieges die Waffen nicht gegen Preußen führen zu wollen, in Freiheit gesetzt wurden, jedoch bestimmte Orte zum Aufenthalte angewiesen erhielten. Den übrigen Kriegsgefangenen legte der König die Pflicht auf, zu seiner Armee überzutreten und ihm den Eid der Treue zu schwören. Eine solche (in unsern Tagen unbegreifliche) Verpflichtung entsprach dem damaligen Systeme des Zwanges und der fremden Anwerbung. Die üble Behandlung, welche die Sachsen von den preußischen Officieren erfuhren, steigerte ihre außerdem schon große Erbitterung. Wer irgend konnte, wurde flüchtig, und als Friedrich 9000 Sachsen zur Ergänzung dieser Regimenter aushob, flüchteten die jungen Leute in Menge über die Grenzen und es mußten gewaltsame Mittel angewendet werden, um die Recrutenstellung zu bewirken. Im Frühjahre wurde die Widersetzlichkeit der sächsischen Truppen noch stärker, als sie im Kriege verwendet werden sollten. Ueberall wo die Sachsen mit den Oesterreichern in Berührung kamen, leisteten sie wenig Widerstand, was bei Kolin und auf dem Rückzuge die nachtheiligsten Folgen hatte. Das preußische Heer räumte gegen Ende October Böhmen. Der König bezog in Sachsen die Winterquartiere. Zwar war es ihm nicht gelungen, durch den Ueberfall von Sachsen die drohende Coalition noch im Keime zu ersticken, allein er hatte doch einen der künftigen Feinde entwaffnet, sie alle zusammen in noch unfertiger Rüstung überrascht und ihnen von Neuem den Ruf seiner Unbesiegbarkeit ins Gedächtniß gerufen.

Friedrich's Einfall in Sachsen brachte die Allianz einerseits zwischen Oesterreich und Frankreich gegen England und Preußen, andererseits zwischen Preußen und England zur Vollendung. Die beiden erstern Mächte fanden aber gegen Preußen noch einen mächtigen Bundesgenossen in Rußland, fast den eifrigsten von allen. Die Kaiserin Elisabeth, welche längst einen heftigen Widerwillen gegen Friedrich hegte, nahm an der Invasion Sachsens um so größern Anstoß, da August III. zugleich König von Polen war und als solcher sich ihrer Oberherrschaft über den Norden fügte. Diese wollte sie nicht allein behaupten, sondern (durch Kurland und Semgallen, die noch im polnischen Lehnsverband standen) noch verstärken. Am 22. Jan. a. St. 1757 wurde der Vertrag geschlossen, in welchem sich die beiden Kaiserinnen verpflichteten, Schlesien dem Könige von Preußen zu entreißen und ihn auch sonst in genügende Schranken zurückzudrängen. Auch Schweden wurde durch das Versprechen, daß es Pommern im Umfange von 1679 zurückerhalten solle, für die Allianz gegen Preußen gewonnen. Endlich ward auch der Reichskrieg gegen Friedrich wegen der Besitznahme Sachsens beschlossen. Baiern und Württemberg verpflichteten sich, gegen Subsidien eine Anzahl Regimenter ins Feld zu stellen.

Der Feldzug des Jahres 1757.

Der großen Uebermacht seiner Gegner (im Ganzen etwa 430,000 M.) hatte Friedrich II. kaum 200,000 M. entgegenzustellen, aber dafür den wichtigen Vortheil, daß er seine Entwürfe selbst machen, den Umständen gemäß abändern und in weit höherem Grade selbständig ausführen konnte, als seine Gegner. Diese konnten sich nur sehr schwer und nie völlig über einen Entwurf zum Feldzuge einigen. Die einzelnen, durch weite Landstrecken von einander getrennten Oberbefehlshaber der mit Oesterreich verbündeten Heere führten, durch besondere Verhaltungsbefehle beschränkt oder eigenwillig, das, was verabredet war, nicht in Uebereinstimmung aus. Auch waren sie nicht im Stande, den Officieren und Soldaten den kriegerischen, oft in begeisterte Hingebung übergehenden Geist einzuhauchen, der das Heer des Königs beseelte.

Angriff auf Böhmen. Nachdem der König für den Fall seines Todes oder seiner Gefangenschaft die genauesten Bestimmungen mit eigener Hand niedergeschrieben hatte, faßte er den Entschluß, den großartigen Kampf, den er begonnen und der doch nur die Sicherung seines Staates zum Zwecke hatte, mit dem kühnsten Wagniß wieder aufzunehmen. Er war auch jetzt nicht gemeint, sich angreifen zu lassen, sondern dem Angriffe zuvorzukommen. Es war im Grunde derselbe Gedanke, mit dem er den Krieg im Jahre vorher begonnen hatte. Die Ausführung war aber seitdem unendlich schwieriger geworden. Die Kaiserin hatte in allen Erblanden starke Recrutirungen ausgeschrieben und konnte selbst aus den Niederlanden, wo man jetzt nicht mehr die Franzosen zu fürchten brauchte, Truppen heranziehen. Als der König in Böhmen einrückte, fand er eine starke, der seinigen gewachsene Kriegsmacht, die gegen ihn selbst vorzugehen im Begriffe gewesen war, unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl von Lothringen (Bruders des Kaisers). Dieser hielt vor Allem für nothwendig, die gesammten Streitkräfte bei Prag zu concentriren, wo die großen Magazine sich befanden und wohin auch die Reserve, die sich unter Daun sammelte, beschieden war. Aber ehe diese noch angelangt war, hatte sich der König mit Schwerin, der aus Schlesien heranzog, vereinigt und schritt unverzüglich — denn jeder Verzug hätte dem Feinde nützen können — zum Angriff auf das Lager der Oesterreicher bei dem Ziskaberge, am 6. Mai 1757. Der Ernst und die Gefahr des Kampfes tritt in dem Tode der beiden Feldmarschälle vor die Augen. Den österreichischen Feldmarschall Brown traf eine preußische Kugel, indem er seine Grenadiere zum Angriffe anführte; der Verwundung, die ihn kampfunfähig machte, erlag er später. Auf der andern Seite waren die Preußen bereits im Weichen begriffen. Das Ansehen des Feldmarschalls Schwerin gehörte dazu, um sie zum Stehen und zu neuem Vorrücken zu bringen. Schwerin war wohl der bedeutendste Mann neben Friedrich im Heere. Er hatte noch bei Höchstädt mitgefochten, ihm hauptsächlich war der entscheidende Sieg bei Mollwitz zu

danken. Er war klein von Person, aber zu jeder Beschwerde abgehärtet, bis in sein hohes Alter gewandt in allen ritterlichen Uebungen, zugleich ein gebildeter Mann, reich an Kenntnissen, sprachkundig, in der Unterhaltung lebhaft und witzig. Den Diensteifer, von dem er beseelt war, forderte er von Jedermann, eben so strenge Mannszucht. Jetzt nahm er dem Fahnenjunker die Fahne des Regiments aus der Hand mit den Worten: „Heran, meine Kinder, heran! Ihr seht ja, der Feind weicht schon!" In diesem Augenblicke ward er von fünf Kartätschenkugeln getroffen und auf der Stelle getödtet. Der König benutzte eine in der feindlichen Linie entstandene Lücke und brachte, von einem Reiterangriffe Ziethen's aufs glücklichste unterstützt, die Oesterreicher zum Weichen. Zuletzt verwandelte sich die Schlacht in einen Sturm gegen die mit Geschütz wohl versehenen und tapfer vertheidigten Positionen der Oesterreicher, die sich in die Stadt Prag zurückzogen und dort von Friedrich eingeschlossen wurden.

Indessen hatte sich eine zweite österreichische Armee (von 50,000 Mann) unter Daun gesammelt, von der man den Entsatz von Prag erwartete. Der König beschloß, ihr entgegen zu gehen, ungefähr wie dem Marschall Brown bei Lowositz. Um sein Blocade-Corps vor Prag nicht zu sehr zu schwächen, konnte er nur einen Theil seines Heeres mit sich nehmen. Er traf den Feind bei Kolin in einer nicht weniger festen Stellung als kurz vorher vor Prag. Graf Leopold Daun, der einem in Oesterreich seit lange einheimischen Geschlechte, das sich bereits bedeutender Männer rühmte, entsprossen und mit der Kaiserin durch seine Gemahlin verbunden war, hatte sich bei der Organisirung der österreichischen Armee in den Friedensjahren die größten Verdienste erworben und jetzt bei Kolin die überaus zahlreiche Armee mit vieler Einsicht aufgestellt. Da des Königs Dispositionen bei seinem Angriffe auf die österreichischen Stellungen weder genau verstanden noch befolgt wurden, so hatten die übermenschlichen Anstrengungen der Preußen wohl hier und da Erfolg, wurden jedoch zuletzt von dem methodischen Widerstande der Gegner zurückgewiesen. Die Ueberzahl und die gute Haltung des Feindes trugen diesmal (18. Juni) den Sieg davon. Einen Theil des Heeres führte Friedrich nach Sachsen zurück; die Hauptarmee führte der Prinz August Wilhelm von Preußen (Bruder des Königs) nach der Lausitz (Bautzen). So endete das große Unternehmen, von dem Friedrich erwartet hatte, es werde alle seine Feinde auf Friedensgedanken bringen, gerade mit dem Gegentheil, indem nun alle Feindseligkeiten mit verdoppeltem Eifer aufgenommen wurden.

Denn die erste Niederlage des Königs, der seit Mollwitz nur eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen erlebt hatte, bewog auch die bisher noch unthätigen Bundesgenossen Oesterreichs, einen entscheidenden Schlag zu wagen. Die Franzosen waren unter dem in Waffen ergrauten, umsichtigen Marschall d'Estrées, über 100,000 M. stark, sehr langsam bis an die Weser vorgedrungen, ohne daß der auf diesem Kriegsschauplatz fremde Herzog von

Cumberland mit seinem hannoverschen Beobachtungsheere (von 54,000 M.) ihnen auch nur den Zug durch die haltbarsten Pässe streitig gemacht hätte. Als der Herzog vom Marschall d'Estrées bei Hastenbeck auf dem rechten Ufer der Weser angegriffen wurde (26. Juli), verlor er den Sieg, den er durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunschweig bereits in Händen hatte, indem er das Schlachtfeld vorzeitig aufgab, welches doppelt so viele todte und verwundete Franzosen als Verbündete bedeckten. — Inzwischen waren die Schweden in Pommern und die Russen (100,000 M. stark) unter dem Feldmarschall Apraxin in Preußen eingerückt. Auf Friedrich's Befehl griff der 76jährige Feldmarschall Lehwald die ihm fast vierfach überlegenen Russen bei Groß-Jägerndorf, zwischen Wohlau und Insterburg, an (30. August), ohne die feindliche Aufstellung genau ermittelt zu haben, und wurde daher nach tapferm Kampfe zum Rückzuge genöthigt. Aber auch der Sieger zog sich, anstatt weiter vorzurücken, was er ungehindert konnte, unter dem Vorwande des Mangels an Lebensmitteln langsam nach Rußland zurück. Die Ursache dieses auffallenden Rückzuges lag in dem innern Zustande von Rußland. Bei dem Tode der Kaiserin Elisabeth erwartete man eine völlige Aenderung des politischen Systems, denn Niemand bezweifelte, daß ihr präsumtiver Nachfolger, Großfürst Peter, der einer der größten Bewunderer Friedrich's war, auf dessen Seite treten würde. Nach dem Gesundheitszustande der Kaiserin änderten sich daher die vorwaltenden Tendenzen des russischen Cabinets. So bewirkte damals die Nachricht von dem nahen Ende der Kaiserin, daß Apraxin es über sich nahm, ohne ihren ausdrücklichen Befehl, Preußen (außer Memel) zu verlassen. Da aber die Kaiserin wieder genas und ihre Politik mit voller Entschiedenheit erneuerte, so verlor auch der General seine Stelle, und eben so Bestuchef, der erste Minister, der mit dem Rückzuge einverstanden gewesen und damit zugleich eine Veränderung der Thronfolge bezweckt hatte. So war für dieses Jahr Preußen von den Russen befreit und Friedrich konnte dem Marschall Lehwald befehlen, sich mit 15,000 M, gegen die Schweden in Pommern zu wenden. Diese (22,000 M.) waren über die Peene vorgedrungen und durchstreiften, starke Kriegssteuern erhebend, die Uckermark. Schon wurde daran gedacht, es sollte eine französische Heeres-Abtheilung über die Elbe gehen und vereint mit den Schweden Berlin einnehmen. Ohne große Anstrengung vertrieb Lehwald die Schweden aus fast ganz Pommern, nur Rügen und Stralsund blieben ihnen.

Vertheidigung Sachsens. Friedrich selbst wandte sich nach der mittlern Elbe gegen die Reichs-Armee unter dem Herzoge von Hildburghausen, indem er das Hauptheer unter dem Herzoge von Bevern in der Lausitz den Oesterreichern gegenüber zurückließ, um Schlesien zu decken. Eine Abtheilung dieses Heeres unter Winterfeld (14,000 Mann) wurde von den Oesterreichern (Nadasdy) unerwartet angriffen und bei dem Dorfe Moys

geschlagen (7. September), Winterfeld selbst tödtlich verwundet. Gegen Ende October erhielt der König Nachricht von dem in dieser Jahreszeit nicht mehr erwarteten Vorrücken des Reichsheeres, dem eine Abtheilung Franzosen unter Soubise (Schwiegervater des Prinzen Condé) beigegeben war, um das zuchtlose Heer und die dem Kriege abgeneigten Reichsfürsten im Zaume zu halten. Friedrich traf sie bei Roßbach an der Saale, in einer so festen Stellung, daß er es nicht wagen konnte, mit seinen 22,000 M. die 64,000 M. starken Feinde anzugreifen. Der Herzog von Hildburghausen wollte den König zum Rückzug über die Saale nöthigen und dann ungestört Winterquartiere beziehen. Am 5. November zog sich der rechte Flügel des Reichsheeres in einem weiten Bogen um den linken preußischen Flügel herum, als wollte er dem Könige den Rückzug nach der Saale abschneiden. Als er glaubte, das preußische Heer bereits völlig umgangen zu haben, brach der General Seidlitz, welchem, obwohl er der jüngste Reiter-General war, der König seine ganze Reiterei anvertraut hatte, mit seinen 38 Schwadronen hervor und sprengte die 52 feindlichen Schwadronen nach geringen Versuchen der Gegenwehr so, daß sie mit Verlust vieler Gefangenen bis über die Unstrut flüchteten. Von ihrer Reiterei verlassen, im Rücken jetzt von Seidlitz bedroht, versuchten die Feinde noch gegen das vom Könige selbst herangeführte Fußvolk anzurücken, mußten aber schon nach einer Viertelstunde in großer Unordnung die Flucht ergreifen. Diesen Augenblick nahm Seidlitz wahr, um mit der Reiterei in den Rücken der Feinde einzuhauen und deren Niederlage zu vollenden. Die Preußen verloren nur 373 Todte und Verwundete, ihre Feinde 6-—700 Todte, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene (darunter gegen 300 Officiere). Der König übergab den Oberbefehl der bis über die Unstrut vorgerückten Truppen dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig und eilte nach Schlesien, wo seine baldige Gegenwart durch die Bedrängniß des Herzogs von Bevern dringend nothwendig war.

Vertheidigung Schlesiens. Hier hatten die Oesterreicher durch die Einnahme der Festung Schweidnitz einen sichern Waffenplatz gewonnen und waren Meister des Gebirges und seiner Pässe. Der Herzog Karl von Lothringen, verstärkt durch das Nadasdy'sche Heer, hatte mit seiner Uebermacht (von 80,000 M.) den Herzog von Bevern, der kaum 30,000 M. hatte, angegriffen und ihn (22. Nov.) bei Breslau besiegt; zwei Tage später wurde der Herzog von Bevern von einem österreichischen Vorposten gefangen genommen und Breslau ohne Gegenwehr den Oesterreichern übergeben. Diese gedachten in Schlesien sichere Winterquartiere zu halten, der König aber sah wohl ein, daß er sie unverzüglich vertreiben oder den ganzen Besitz dieser Provinz auf immer aufgeben müsse. Er vereinigte sich mit dem Reste des Bevern'schen Heeres, hatte aber auch dann nur 32,000 M., während der Herzog Karl von Lothringen sich in einer sehr festen Stellung befand mit einem Heere von 80,000 M. erprobter und seit dem Tage von Kolin durch erfochtene Siege

ermuthigter Soldaten. Diese anzugreifen war ein Entschluß der Verzweiflung, von dem auch die muthigsten Generale einen günstigen Erfolg kaum für möglich hielten.

Des Königs eigenes Beispiel unerschütterlichen Muthes und Selbstvertrauens leuchtete Allen vor. Nachmittags den 3. December vor dem Abmarsche von Parchwitz sprach er zu den deßhalb um ihn versammelten Generalen und Stabsofficieren von den erlittenen Unglücksfällen, daß er aber dennoch ein unbegrenztes Vertrauen zu ihrem Muthe und ihrer Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe habe, die sie so oft bewiesen, wie er mit inniger Rührung anerkenne. Er würde glauben, nichts gethan zu haben, wenn er die Oesterreicher im Besitze von Schlesien ließe. „Ich werde", fuhr er mit dem ihm eigenthümlichen durchdringenden Feuer fort, „gegen alle Regeln der Kunst das fast dreimal stärkere Heer des Herzogs Karl angreifen, wo ich es finde. Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterieen begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren des Heeres bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, welche bald folgen werden. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber Einer, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Er hielt etwas inne. Eine heilige Stille herrschte, dann fuhr er mit freundlichem Lächeln fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde, ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Nun, leben Sie wohl; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nicht wieder!" Die Begeisterung, welche der König eingeflößt hatte, verbreitete sich bald durch das ganze Heer, die Sieger von Roßbach theilten den Besiegten von Breslau ihre zuversichtliche Stimmung mit.

Die Oesterreicher, welche das kleine preußische Heer als „berliner Wachtparade" verspotteten, hatten sich einer behaglichen Sicherheit hingegeben, da sie gar nicht glaubten, daß Friedrich in der vorgerückten Jahreszeit (Anfangs December) noch etwas Ernstliches unternehmen würde. Dazu kam noch, daß sich der Herzog Karl von Lothringen, dem ruhige Besonnenheit, Uebersicht zum Entwurfe und Festigkeit im Handeln fehlte, mit dem ihm gewissermaßen zur Seite gestellten, höchst besonnenen und charakterfesten Daun, dem Sieger von Kolin, der sich seines überlegenen Feldherrntalentes wohl bewußt war, fortwährend über die zu ergreifenden Maßregeln nicht einigen konnte. So geschah es auch am Tage der S c h l a c h t b e i L e u t h e n (5. December), wo der Herzog ganz außer Fassung kam und bald jede einheitliche Leitung aufhörte. Es war 1 Uhr, als der Prinz Moritz von Dessau mit

dem Fußvolke, Ziethen mit der Reiterei des preußischen rechten Flügels ihren Angriff auf den österreichischen linken Flügel unter Nadasdy begannen. Die dort befindlichen Württemberger wollten als Protestanten nicht gegen den König von Preußen fechten. Sie widerstanden wenig, ergriffen dann die Flucht und rissen die ebenfalls nicht sehr kampfbegierigen Baiern mit sich fort, der ganze österreichische linke Flügel wurde bis gegen Leuthen hin zurückgeworfen. Erst nach einem höchst hartnäckigen Kampfe gelang es den Preußen, das Dorf Leuthen zu erobern, dann auch die hinter dem Dorfe gedrängt aufgestellten Oesterreicher in Verwirrung zu bringen, worauf die preußische Reiterei die gänzliche Niederlage und Flucht der Oesterreicher vollendete. Nur die Nacht rettete die Oesterreicher vor gänzlicher Auflösung ihres Heeres. Bei der Verfolgung des Feindes auf dem nächtlichen Marsche stimmte ein Grenadier das Lied an: „Nun danket Alle Gott!" und die Tausende der Sieger stimmten darin ein; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten vergaßen auf einige Augenblicke ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Auch schon vor der Schlacht hatte das geistliche Lied die Stelle des alten Bardit vertreten und war zum Schlachtgesang geworden. Die Preußen verloren an diesem wahrhaft glorreichen Tage wenig über 5000, die Oesterreicher gegen 10,000 Todte und Verwundete, außerdem aber noch 12,000 Gefangene und 116 Kanonen. Der König schloß Breslau ein und fing an es zu beschießen. Eine Bombe fiel in den Pulverthurm auf der Taschenbastei, welche in die Luft sprang und eine Bresche öffnete, worauf die 17,000 M. starke Besatzung das Gewehr streckte. Es blieb den Oesterreichern in Schlesien nur noch die Festung Schweidnitz, welche Friedrich sofort umlagerte. Indem die Siege von Roßbach und Leuthen das welthistorische Jahr aufs denkwürdigste abschlossen, erschienen die Unfälle des Sommers nur wie eine schwere Prüfung des Helden, aus der er glänzender und größer hervorgegangen. Nicht nur, daß die Folgen der vorangegangenen Niederlagen zum Theil dadurch gut gemacht waren; es war auch die alte Zuversicht im Heere und Volke wieder hergestellt, der Zauber und Schrecken von Friedrich's Namen war den Feinden furchtbarer als selbst vor dem Tage von Kolin; an Roßbach erhob sich die vaterländische Begeisterung in ganz Deutschland, an beiden Siegen zusammen entzündete sich das Interesse und die Bewunderung der gesammten Welt.

Der Friede war auch jetzt des Königs höchste Hoffnung, der er sich um so mehr hingab, als seine Gegner zum Theil entmuthigt und noch mißtrauischer gegen einander waren, als früher. Aber Maria Theresia rechnete nach der Genesung der Kaiserin Elisabeth auf thätigere Mitwirkung Rußlands und glaubte, die Gelegenheit zur völligen Demüthigung Preußens kehre vielleicht nie mehr wieder. Auch beharrte Ludwig XV., nach dem Rathe der Pompadour und gegen die immer lauter werdende Stimme seiner besten Kriegs- und Staatsmänner, bei dem unnatürlichen Bündnisse mit Oesterreich.

Friedrich II. fand dagegen wegen seiner erstaunenswürdigen Vertheidigung gegen so zahlreiche Feinde jetzt in England eben solche Sympathieen, wie 1741 die von allen Seiten angegriffene junge Maria Theresia, und erhielt zufolge eines Vertrages mit Georg II. (4. April 1758) eine Million Thaler englischer Subsidien. Dieser Vertrag wurde in den folgenden Jahren noch dreimal (zuletzt Ende 1760) erneuert.

Die Feldzüge des Jahres 1758.

In diesen wie in den folgenden Jahren bis zum Frieden war der Kriegsschauplatz ein doppelter: im westlichen Deutschland gegen die Franzosen (80,000 M.), welche ihre Kriegsbewegungen abgesondert von denen ihrer Verbündeten erhalten wollten, da sie bereits an den Frieden mit England (in dem gleichzeitigen Seekriege, s. Nr. 73) dachten, im östlichen Deutschland fast ausschließlich gegen die (75,000) Russen und (122,000) Oesterreicher.

Der König überließ den Krieg auf dem westlichen Schauplatze dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, der den beiden verbündeten Königen von England und Preußen durch Verwandtschaft nahe stand und die wichtigsten Eigenschaften eines tüchtigen Anführers in sich vereinigte: Muth und ruhige Geistesgegenwart, scharfsichtigen Blick für die Wahl des Angriffs, richtige Beurtheilung seiner Gegner und geschickten Tact in der Auswahl seiner nächsten Gehülfen. Diesem talentvollen Manne gelang es, die aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzten, ungebildeten Truppen in kurzer Zeit zu einem Ganzen zu verschmelzen und mit einem Eifer zu beleben, wie er kaum in höherem Grade bei dem Heere des Königs zu finden war. Schon in der Mitte Februar eröffnete der Herzog den Feldzug gegen die in weiten Winterquartieren (von Goslar bis Verden) zerstreuten Franzosen (unter Clermont), welche er bis über den Niederrhein zurücktrieb. Im Anfange des Juni ging auch er unterhalb Emmerich über den Rhein, trieb die Franzosen vor sich her und schlug sie bei Crefeld (23. Juni), indem die französischen Unterbefehlshaber die ihnen ertheilten Befehle nicht ausführten und ihre Reiterei sich geradezu weigerte, einen Angriff zu machen. Der Marschall Contades erhielt nun den Oberbefehl des Hauptheeres der Franzosen; ein kleineres französisches Heer unter Soubise drang von Hanau aus gegen Kassel vor. Deßhalb ging Ferdinand über den Rhein zurück und Contades folgte ihm. Doch geschah nichts von Bedeutung, Ferdinand konnte, bei der Unthätigkeit, in welcher Soubise verharrte, die Vereinigung der beiden französischen Heere verhindern. Der sehnlichste Wunsch des französischen Ministeriums (Bernis) war baldigster Friede, da die Franzosen in diesem Jahre auf allen Meeren bedeutende Verluste erlitten. Allein die Marquise von Pompadour und die Kaiserin Elisabeth bestanden auf der Fortsetzung des Krieges.

Der König selbst führte auf dem östlichen Schauplatze den Krieg Anfangs nicht minder glücklich. Er eroberte zunächst Schweidnitz, welches er durchaus nicht in seinem Rücken in Feindeshänden lassen durfte, drang dann, während die Oesterreicher einen Angriff auf Böhmen erwarteten, in Mähren ein und belagerte die im Jahre 1742 von ihm leicht eroberte Festung Olmütz, indem er hoffte, den jetzt (an Karl's von Lothringen Stelle) mit dem Oberbefehl versehenen Daun zum Entsatze der Festung herbeizuziehen und dann Gelegenheit zu erhalten, diesen zu schlagen. Allein Daun schloß allmählich das preußische Belagerungsheer ein, so daß der König nur durch eine Täuschung ohne wesentlichen Verlust über Friedland nach Landshut in Schlesien gelangte. Allgemeine Bewunderung erregte dieser mit richtigem Blicke gewählte und mit ungemeinem Geschicke ausgeführte Rückzug.

Oesterreich beabsichtigte in diesem Feldzuge eine Vereinigung mit den Russen, um vor Allem die Niederwerfung der militärischen Macht Friedrich's zu erzielen, welche durch die Allianz mit Frankreich nicht erreicht worden war. Die Russen gingen auf diesen Plan ein, eröffneten aber (unter Fermor, Apraxin's Nachfolger) den Feldzug sehr spät und kamen mit ihrem unermeßlichen Gepäck auf sehr kleinen Tagemärschen durch Polen erst im Anfang August bis vor Küstrin. Auf ihrem Wege verübten sie, besonders die unregelmäßigen Truppen (Kosacken und Kalmücken), die größten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten gegen die Einwohner ohne Schonung des Alters und Geschlechts. Der darüber außerordentlich erbitterte König ließ bei Landshut 40,000 M. zur Vertheidigung Schlesiens zurück und brach in Eilmärschen gegen die Russen auf. Er vereinigte sein Heer mit den preußischen Truppen unter Dohna (Lehwald's Nachfolger), die auf seinen Befehl die Einschließung von Stralsund aufgegeben hatten und dem belagerten Küstrin zu Hülfe gekommen waren. So auf 32,000 M. verstärkt, umging der König bei Zorndorf (25. Aug.) den linken Flügel der Russen uud richtete seinen Hauptangriff auf die dicht zusammengedrängten Massen des rechten Flügels, der zuletzt durch den (37jährigen) General Seydlitz geworfen wurde. Um 1 Uhr ließ der König seinen rechten Flügel gegen den russischen linken vorrücken, und abermals gewann der Scharfblick und die Entschlossenheit des tapfern Seydlitz mit seiner Cavallerie den Sieg, wie dies der König selbst sagte. Die Schlacht war die blutigste in dem bisherigen Kriege; die Russen verloren über 21,000, die Preußen über 11,000 M. Die russische Kaiserin wollte lebhaft die Fortsetzung des Krieges, die Generale widerstrebten, und im Allgemeinen hatten die Russen keine Lust, weiter Gefahren für ihnen fremde Interessen zu übernehmen. Der König ließ den General Dohna mit etwa 17,000 M. zur Beobachtung der Russen stehen und brach mit 28,000 M. nach Sachsen auf, wo sich sein Bruder, der Prinz Heinrich, der großen Uebermacht Daun's und des Reichsheeres kaum erwehren konnte. Als der König mit 52,000 M. gegen Daun heranrückte, bereitete dieser den Ueberfall bei Hoch-

kirch in der Lausitz vor; er selbst wollte vor Tagesanbruch (14. Oct.) die Hauptstellung der Preußen angreifen, während Laudon den rechten preußischen Flügel umgehen sollte. Die Oesterreicher näherten sich am Abend vorher bei tiefer Finsterniß in aller Stille dem Lager der Preußen, die auf Befehl des Königs, gegen alle Vorstellungen der Generale, sorglos ruhten, selbst die Reiterei hatte abgesattelt. Der sonst so wachsame König, nur mit seinen eigenen strategischen Ideen beschäftigt, vernachlässigte die gewöhnlichen Sicherheitsmaßregeln, indem er Daun keine Offensive gegen ihn zutraute. Doch mit dem Schlage 5 Uhr begannen die Croaten Laudon's und Daun's Fußvolk den Angriff, aus dem sich ein ernstes Treffen entwickelte. Die Preußen verloren über 9000 M. (die Oesterreicher über 5000 M.). Wichtige Folgen hatte die kurze, aber blutige Schlacht nicht; denn sie führte nicht zu der beabsichtigten Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen. Seydlitz deckte mit seiner gesammten Reiterei den geordneten Rückzug nach Schlesien, welchen Daun nicht durch Verfolgung störte. Der König nahm das Winterquartier in Nieder-Schlesien, sein Feldherr Fouqué in Ober-Schlesien, der Prinz Heinrich in Sachsen.

Drei Jahre hindurch war der Krieg mit großer Uebermacht gegen Preußen geführt, eilf Schlachten waren geschlagen, Deutschland größtentheils verwüstet und ausgesogen und dennoch kein entscheidendes Ergebniß herbeigeführt worden. Erst im folgenden Jahre sollte sich die Gefahr, welche dem Könige, seinem Staate und seinem Heere von seinen beiden nordischen Nachbarn drohte, vollständig entwickeln.

Die Feldzüge des Jahres 1759.

Friedrich konnte die Mittel zur Fortsetzung des Krieges aus seinen, theils von den Feinden besetzten, theils ausgesogenen und verheerten Ländern nicht entnehmen; er sah sich daher genöthigt, die in seinen Händen befindlichen Länder seiner Gegner auf das härteste zu belasten, namentlich mußte Sachsen, welches er für ein erobertes Land erklärte, die gewaltsamsten Erpressungen (12,000 Recruten und für 10 Mill. Thlr. Lieferungen) erdulden. Uebrigens war die große Uebermacht seiner Feinde, welche in diesem Jahre 350,000 M. aufstellten, zum Theil (wie früher) mehr scheinbar als wirklich vorhanden; die gegen ihn verbündeten Höfe konnten sich über den allgemeinen Plan des Feldzuges schwer einigen und die Feldherren waren noch uneiniger als die Höfe.

Der Krieg auf dem westlichen Schauplatze. Der Herzog von Braunschweig eröffnete, wie im vorigen Jahre, den Feldzug. Das französische Hauptheer (die Rhein-Armee) unter Contades lag in weitläufigen Quartieren zwischen dem Niederrhein und der Maas, ein kleineres Heer unter Soubise, dann unter Broglio — ohne Zweifel dem tüchtigsten Generale, den die Franzosen in diesem Kriege nach Deutschland geschickt haben — zwischen

Main und Lahn. Der Herzog hatte die Absicht, sich mit jedem der beiden französischen Heere besonders zu schlagen. Er griff, während Contades noch in Paris war und daher von dem großen Heere keine entscheidende Bewegung zu fürchten stand, Broglio's vereinzeltes Heer (die Main-Armee) bei Bergen unweit Frankfurt an (13. April), jedoch ohne Erfolg und mit bedeutendem Verluste. Die Franzosen feierten den abgeschlagenen Angriff als einen großen Sieg. Auf diese Nachricht kam auch Contades von Paris zu seinem Heere und beabsichtigte die Eroberung Hannovers als Entschädigung für die an England verlorenen Colonien (s. Nr. 73). Mit ihm vereinigte sich (bei Marburg) das andere Heer und Broglio. Der Herzog von Braunschweig griff das vereinigte Heer bei Minden (1. Aug.) an, ehe es noch völlig geordnet war; seine Infanterie brach über eine völlig offene, von zahlreichem, feindlichem Geschütz bestrichene Ebene gegen die französische Cavallerie vor, wies mit unerschütterlichem Muthe alle Angriffe der sie überflügelnden und vorn und im Rücken andringenden Reiterei zurück und durchbrach dann den Mittelpunkt des französischen Heeres. Binnen zwei Stunden war der Sieg erkämpft, der dem hannoverschen Heere nur 2750 M. kostete, während die Franzosen über 7000 M. verloren. In dem erbeuteten Gepäcke fand man Briefe des Kriegsministers Belleisle, in welchen er Contades befahl, den ganzen Strich zwischen Weser und Rhein und der Lippe bis Kassel und Marburg völlig auszusaugen und vor den Winterquartieren Alles zur Wüste zu machen. Der Herzog Ferdinand ließ diese Briefe drucken, und sie erregten eben so sehr den Abscheu der Bevölkerung vor den Franzosen, als das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Herzog Ferdinand, der sie vor solchem Unglücke bewahrt hatte.

Feldzug gegen die Russen. Während der Herzog Ferdinand durch seine einsichtsvolle Thätigkeit über das Ungeschick und die Saumseligkeit seiner uneinigen Gegner triumphirte, befand sich der König in einer weit weniger günstigen Lage.

Die Russen unter Soltikow, 70,000 M. stark, gingen Ende April über die Weichsel, doch hatte Soltikow so wenig, als vor ihm Apraxin und Fermor, Lust, viel zu unternehmen und glaubte überdies, Daun wolle die Russen aufopfern, ohne selbst etwas zu wagen. Indessen zog im Juli, von Daun geschickt, Laudon gegen die Lausitz, um zu den inzwischen bis Züllichau vorgerückten Russen zu stoßen. Diese Vereinigung seiner bedeutendsten Gegner suchte der König aus allen Kräften zu verhindern. Er gab daher den Oberbefehl über das ihnen entgegenzustellende Heer (von 28,000 M.) dem entschlossenen General Wedell, und zwar, um die älteren Generale, denen dieser vorgesetzt wurde, nicht zu beleidigen, unter dem Titel eines Dictators mit aller Machtvollkommenheit. Sobald Wedell die (72,000) Russen bei Kay unweit Züllichau traf, griff er sie (23. Juli), dem erhaltenen Befehle gemäß, sofort mit großem Ungestüm, und ohne Beachtung des ungünstigen Terrains,

an und als sein erstes Treffen zurückgeschlagen war, wiederholte er die Angriffe mit allen vorhandenen frischen, dann auch mit den zurückgeschlagenen und ermüdeten Truppen eben so hartnäckig als erfolglos bis in die Nacht und zog sich erst in dieser, mit Verlust von mehr als 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen, vom Schlachtfelde nach Crossen zurück. Die Russen verfolgten ihn nicht, sondern marschirten, mit ihrem Siege zufrieden, nach Frankfurt, in dessen Nähe sie auf den Kunersdorfer Höhen lagerten, wo Laudon zu ihnen stieß. Das vereinigte russisch-österreichische Heer mochte 90,000 M. zählen.

Als der König die Nachricht erhielt, daß Wedell bei Kay geschlagen worden, beschloß er, den Oberbefehl selbst zu übernehmen und die Russen vor ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern anzugreifen, wo er sie fände. Er ging mit seinen 48,000 M. und 233 Geschützen 2½ Meile unterhalb Frankfurt (10. und 11. August) über die Oder, um, wie einst bei Beuthen Schlesien gegen die Oesterreicher, so jetzt Brandenburg gegen die Russen zu retten. Nach achtstündigem Marsche am 12. August gegen 11 Uhr eröffneten die auf einzelne Höhen gebrachten zahlreichen preußischen Geschütze ein furchtbares Feuer, welches jedoch die Russen mit Ueberlegenheit erwiderten. Nach einer halben Stunde begann das Fußvolk die Höhen zu erstürmen, nahm, ungeachtet der schrecklichen Verheerung, welche die russischen Geschütze anrichteten, den Mühlberg mit dessen 42 Geschützen und drang immer vorwärts über den Kuhgrund hinaus. Der ganze linke Flügel der Russen, welche den Angriff hier nicht erwartet hatten, und ein Theil ihrer Mitte war trotz des tapfersten Widerstandes geschlagen und ihr Heer in großer Verwirrung. Bereits schickte der König Siegesbotschaften nach Berlin und nach Breslau; doch waren die Truppen nach einem angestrengten Marsche von sechs Meilen und dem vielstündigen hartnäckigen Kampf in der größten Tageshitze erschöpft. Daher wagte es der General Fink, dessen Ansicht die meisten übrigen Generale theilten, dem Könige Vorstellungen gegen die Fortsetzung des Angriffs zu machen, weil die Russen sich in der Nacht ohne Zweifel zurückziehen würden. Der König hielt die größten Schwierigkeiten für überwunden und wollte die Truppen in ihrem Siegeslaufe nicht aufhalten. Der kühne Seydlitz griff mit der Reiterei des linken Flügels, weil er bei den Verschanzungen der Russen das Vergebliche des Versuchs voraussah, erst auf den dritten Befehl des Königs, „in des Teufels Namen anzugreifen", die Schanze des rechten russischen Flügels an, wurde aber mit großem Verlust zurückgeworfen und verwundet. Als nun um 6 Uhr Laudon unerwartet mit seiner frischen Reiterei hervorbrach und in die rechte Seite und in den Rücken des zum Theil in Unordnung gerathenen, haufenweise zusammengedrängten Fußvolks einhieb und es im Augenblicke zerstreute, da vermochten der König, die Generale und Offiziere nicht, die Truppen wieder in Ordnung zu bringen. Das Fußvolk flüchtete größtentheils aufgelöst zurück. Der König hatte sich

im stärksten Feuer unter zahlreichen Todten und Verwundeten befunden, zwei Pferde wurden unter ihm erschossen, und nur ein goldenes Etui hielt eine Gewehrkugel ab, welche ihn selbst erreichte. Er soll zuletzt verzweiflungsvoll ausgerufen haben: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?" Von dem schweren Schlage wie betäubt, würde er gefangen worden sein, wenn nicht der Rittmeister v. Prittwitz mit einem Haufen Husaren herbeigesprengt wäre, ihn gegen die Kosacken gedeckt und seine Adjutanten sein Pferd bei den Zügeln mit sich fortgerissen hätten. Die Preußen verloren in dieser fürchterlichen Schlacht über 18,000 M., während die Russen mit den Oesterreichern zusammen über 16,000 M. einbüßten.

Nur die Unthätigkeit und Uneinigkeit der Feldherren retteten Friedrich. Vergeblich bemühten sich Daun und Laudon, die Russen zum Vorwärtsgehen zu bewegen und den letzten entscheidenden Streich zu führen. So blieb der Sieg unbenutzt. Keiner von beiden Generalen wollte der erste sein, um sich nochmals mit Friedrich zu schlagen. Soltikow ließ Daun sagen, er habe genug gethan, in einem Jahre zwei Schlachten, wie er selbst gestand, gegen seinen Willen zu gewinnen. Das Heer seiner Herrin müsse nicht Alles allein thun. Daun möge nun den König von Preußen verfolgen; das wolle er unterstützen, allein bis dahin ausruhen; denn die Oesterreicher wollten auf ihn die ganze Last des Krieges übertragen. Er fand so wenig als seine Vorgänger einen Grund, das verhältnißmäßig ohnmächtige Preußen zu Gunsten Oesterreichs zu vernichten und traf seit der Mitte October Anstalten zum Rückmarsch nach Polen.

Feldzug in Sachsen. Wenn auch Schlesien behauptet wurde, so erlitt der König dagegen in Sachsen die schwersten Verluste. Gegen Ende August rückte das Reichsheer, verstärkt durch Oesterreicher und Russen, gegen Dresden vor. Der Graf Schmettau, der nur 5000 Mann unsichere Truppen zur Vertheidigung der Stadt hatte, sah keine Möglichkeit, sich gegen eine so große Uebermacht zu behaupten und übergab Dresden gegen freien Abzug der Besatzung mit allen Cassen und Magazinen am 4. Sept. Um das wichtige Dresden wieder zu erobern, wollte der König Daun zu einer Schlacht zwingen und schickte den General Fink mit einer Heeres-Abtheilung nach Maxen in den Rücken Daun's, um diesem seine Verbindung mit Dresden abzuschneiden. Vergebens machte Fink Vorstellungen gegen ein so gefährliches Unternehmen, er mußte gehorchen. Daun schnitt ihn vom Heere des Königs ab und schloß ihn mit 36,000 Mann von allen Seiten ein, so daß ihm nichts übrig blieb, als eine Capitulation nachzusuchen (21. Nov.). Man erlebte das Unerhörte, daß eine preußische Armee von mehr als 12,000 Mann die Waffen zu strecken genöthigt wurde. So sah der König alle seine Entwürfe für dieses Jahr — das unglücklichste für ihn im ganzen Kriege — vernichtet.

Die Feldzüge des Jahres 1760.

Die Feinde Preußens hatten seit dem Beginne des Krieges keine so wohlbegründeten Hoffnungen gehabt, ihr Ziel zu erreichen, als im Anfange des Jahres 1760. Die Schläge bei Kay, Kunersdorf und Maxen hatten das Heer Friedrich's nicht allein an Zahl, die sich nur sehr schwer aus den erschöpften Provinzen ersetzen ließ, sondern auch an Tüchtigkeit, Zuversicht und Unternehmungsgeist geschwächt, welche nicht ersetzt werden konnten. Die Gegner Friedrich's stellten insgesammt gegen 300,000 M. ins Feld, denen Friedrich, schwächer als je, mit 70,000, später 90,000 Mann (meist Ausländern) die Spitze bieten mußte. Auch dieses verhältnißmäßig schwache Heer war nur mit der größten Anstrengung zusammengebracht worden. Der alte Schatz war verbraucht, man schritt zu Münzverschlechterungen, die aber den innern Verkehr lähmten, Pensionen und Gehälter wurden nicht mehr ausgezahlt; alles Geld floß in die Kriegscasse. Die alten Generale, Officiere und Soldaten waren zum großen Theile todt, verwundet oder gefangen, die überall mit Gewalt zusammengerafften Recruten ohne Uebung, was vorzüglich bei dem Geschützwesen nachtheilig war, märkische und pommersche Bauernjungen, die noch keinen Feind gesehen hatten, aber sich bald mit kriegerischem Sinne und Muth belebten.

Der König suchte hauptsächlich die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu hindern, welche ihre Allianz erneuert hatten, mit der Absicht, wie für Oesterreich Schlesien, so für Rußland Ostpreußen zu erhalten. Er gab den Oberbefehl über das den Russen entgegengestellte Heer seinem Bruder Heinrich. Er selbst wollte mit 40,000 M. Sachsen zu behaupten suchen. Fouqué, ein General aus der Schule des alten Dessauers (siehe S. 429) sollte mit 14,000 M. Schlesien gegen Laudon, den geschicktesten der österreichischen Generale, und dessen 50,000 M. behaupten. Ueberall unzureichende Kräfte gegen die Ueberzahl der Feinde.

Der Anfang des spät eröffneten Feldzuges war mit einem neuen großen Unfall des Königs bezeichnet, der ihm gutentheils eben so zur Last fällt, wie die Capitulation von Maxen. Als Laudon im Anfang Juni durch die Grafschaft Glatz in Ober-Schlesien vordrang, ohne sein Ziel zu erkennen zu geben, glaubte Fouqué, er wolle Breslau angreifen und die Vereinigung mit den Russen erreichen. Daher räumte er Landshut, um Breslau zu decken; aber der König befahl ihm, Landshut wieder zu nehmen. Hier griff ihn Laudon (23. Juni) mit vierfach überlegener Macht (38,000 Mann) an und umzingelte ihn so vollständig, daß er, selbst verwundet, trotz der tapfersten Gegenwehr mit etwa 4000 M. gefangen wurde. Dieses Ereigniß trägt am meisten den Charakter preußischer Disciplin und Waffenführung überhaupt: der Befehl des Königs mußte ohne alle Weigerung und auf der Stelle vollzogen werden; darauf beruhte die gesammte Staats- und Heeres-Ordnung. Als Laudon nun

gegen Breslau vordrang und die Russen sich demselben näherten, eilte der König selbst aus Sachsen, wo er Dresden vergebens belagert hatte, zur Rettung Schlesiens herbei. Von den Russen gedrängt, die nicht nach Schlesien vorrücken wollten, wenn die Oesterreicher nicht erst eine Schlacht gewonnen hätten, beschloß Daun, den König anzugreifen, und vereinigte sich bei Jauer mit Laudon. Während Prinz Heinrich die Russen im Schach hielt, kam der König dem Angriffe der dreifach stärkeren Oesterreicher zuvor, indem er bei Liegnitz (15. Aug.) mit seinem linken Flügel Laudon nach zweistündigem, hartnäckigem Kampfe zurückschlug, während Ziethen das Heer Daun's von der Unterstützung Laudon's abhielt. Laudon behielt von den 30,000 M., die er befehligte, nur 6000 unter den Waffen.

Nach langen Verhandlungen seiner Gegner über den weitern Kriegsplan zog eine Abtheilung der Russen gegen Berlin und mit ihnen vereinigte sich Lascy. Gegen diese vereinte Macht (42,000 M.) konnte Berlin nicht behauptet werden, es ergab sich (9. Oct.) an Tottleben und mußte 1½ Mill. Thaler Contribution zahlen. Auf Besitznahme war es nicht abgesehen, mehr auf Brandschatzungen, die dann vornehmlich den schlecht besoldeten Russen zu Gute kamen. Der König, in der Absicht, zur Rettung der Hauptstadt den Russen in den Rücken zu fallen, brach aus seinem Lager bei Schweidnitz auf und kam in Gewaltmärschen (in 6 Tagen 26 Meilen zurücklegend) bis einen Tagemarsch über Guben, als er die Nachricht von der Besetzung und zugleich von der Räumung Berlins erhielt. Sobald es nämlich hieß: der König kommt! waren die Russen nach Frankfurt an der Oder und die Oesterreicher unter Lascy durch die Niederlausitz gegen die Elbe hin zurückgegangen.

Inzwischen war Sachsen völlig in die Hände der Feinde Preußens gerathen, Torgau und Wittenberg hatten sich dem Reichsheere ergeben und sowohl Lascy als Daun wandten sich von dem Zuge gegen Berlin nach Sachsen. Daher beschloß der König, Alles aufzubieten, um Sachsen zu retten. Er traf den mit Lascy vereinigten Daun (64,000 M.) bei Torgau (3. Nov.) in einem festen Lager auf den Süptitzer Höhen und griff ihn unverzüglich an. Trotz der großen Tapferkeit, mit welcher die Preußen dreimal angriffen, wurden sie dennoch jedesmal mit großem Verluste zurückgeschlagen. Unter dem Könige wurden zwei Pferde getödtet und im dichten Gewehrfeuer verursachte eine Kugel, durch den mit Sammet gefütterten Pelz aufgehalten, nur eine Quetschung auf seiner Brust. Der Sieg schien für die Oesterreicher entschieden, Eilboten meldeten ihn in Wien und Warschau. Unterdessen hatte „Vater" Ziethen im Rücken der Oesterreicher vergeblich erwartet, der König werde die Oesterreicher in ihrer Hauptstellung zum Wanken bringen, worauf er ihnen den Rückzug abschneiden wollte. Als er aus der immer stärkern Entfernung und dem Schwächerwerden des Geschützfeuers auf jener Seite merkte, daß der Angriff des Königs nicht gelungen sei, rückte er endlich, um sich dem

Könige zu nähern, gegen den Rücken des linken Flügels an. Hülsen kam ihm vom linken preußischen Flügel entgegen und griff die Oesterreicher von der Seite an. Die Preußen bemächtigten sich so der Süptitzer Höhen. Als Daun das erfuhr, ordnete er den Rückzug auf das rechte Elbufer an. Die Verwirrung in der dunkeln Nacht nach dem großen, so wechselvollen Kampfe des Tages war grenzenlos, und größtentheils wußten weder Preußen noch Oesterreicher, wer von beiden der Sieger sei. Vielfach lagen beide Theile, die blauen Preußen und die weißen Oesterreicher, erschöpft von den Entbehrungen und Anstrengungen des blutigen Tages, friedlich bei einem Wachtfeuer neben einander, mit gegenseitiger Uebereinkunft, sich am kommenden Tage dem zu ergeben, welcher am vorhergegangenen den Sieg gewonnen haben würde. Die Preußen verloren in dieser fürchterlichen Schlacht 13 bis 14,000 M., die Oesterreicher 16,000 M. Daun zog sich auf dem rechten Elbufer nach Dresden zurück in eine sehr feste Stellung; die Preußen hatten das übrige Sachsen wieder in ihren Händen. Aber eine durchgreifende Aenderung der Situation hatte der Sieg nicht herbeigeführt.

Der Feldzug des hannoverschen Heeres unter dem Herzoge Ferdinand gegen die Franzosen unter Broglio wurde beiderseits wie ganz abgesondert von dem Kriege der übrigen Verbündeten geführt, aber ohne wesentliche Erfolge.

Feldzüge im Jahre 1761.

Im J. 1761 stellten die Gegner Friedrich's abermals über 300,000 M. ins Feld, namentlich machte Frankreich sehr große Anstrengungen in Deutschland, um durch die Eroberung Westfalens, Hessens und vielleicht Hannovers bei dem sehnlichst herbeigewünschten Frieden die Rückgabe seiner von den Engländern eroberten Colonieen zu erwirken. Friedrich hingegen sah, daß sowohl seine Erbstaaten, als die Länder (Sachsen, Mecklenburg, Anhalt), welche er bisher als Hülfsquellen für sich benutzt hatte, durch fünfjährige Aussaugung erschöpft seien, und es gehörte die unglaubliche Spannkraft seines Geistes dazu, um unter diesen Umständen dennoch sein Heer mit dem des Herzogs Ferdinand auf 160,000 M. zu bringen. Er selbst übernahm die Vertheidigung Schlesiens gegen Laudon, dem die Hauptaufgabe dieses Feldzuges zufiel, nämlich in Verbindung mit dem russischen Hauptheere (60,000 Mann) unter Buturlin, Schlesien zu erobern; seinem Bruder Heinrich überließ er Sachsen, um Daun zu beobachten und vom Zuge nach Schlesien abzuhalten.

Dem Könige gelang es durch geschickte Märsche, die Vereinigung Laudon's mit dem langsam heranziehenden Buturlin in Ober-Schlesien zu verhindern; aber Laudon suchte und erreichte durch meisterhafte Bewegungen die Vereinigung in Nieder-Schlesien in der Gegend von Liegnitz. Dieser Uebermacht (140,000 M.) gegenüber verschanzte Friedrich sich (mit seinen 55,000 M.) in dem festen Lager bei **Bunzelwitz** zwischen Schweidnitz und Silberberg.

Zwar rückten die Russen mit den Oesterreichern gegen das Lager an und schlossen es von allen Seiten ein, ja Laudon entwarf schon einen allgemeinen Angriff. Plötzlich aber verweigerte Buturlin jede Theilnahme, indem er die Oesterreicher nur dann decken werde, wenn sie selbst angegriffen würden. Nach vielen kleinen, nichts entscheidenden Gefechten brach Buturlin, nachdem er 12,000 M. unter Czernitschew bei Laudon zurückgelassen, angeblich wegen Mangels an Lebensmitteln, auf und ging über die Oder nach Polen zurück. Seine Kaiserin dankte ihm, daß er die Truppen geschont habe und lud ihn freundlich ein, nach Petersburg zu kommen.

Kaum hatte sich der König weit genug entfernt, als Laudon mit Czernitschew Schweidnitz eroberte (1. Oct.), und gleichzeitig belagerten die Russen, um einen festen Punkt an der Ostsee zu haben, Colberg zu Wasser und zu Lande. Alle Bemühungen des Prinzen von Württemberg und der ihm vom Könige zugesandten Verstärkungen vermochten gegen die Uebermacht der Russen nicht den Entsatz auszuführen, und Colberg mußte sich aus Mangel an Lebensmitteln und Schießbedarf ergeben (16. Dec.).

Auf dem westlichen Schauplatze hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig die schwierige Aufgabe gelöst, durch geschickte Combinationen den an sich überlegenen Feind zu täuschen und zuletzt zurückzuwerfen. Broglio mit 80,000 M. zog sich vor 50,000 Deutschen nach völliger Verheerung des Landes nach der Werra und Fulda und dem Main, Soubise über den Rhein zurück.

Wendung der Politik in Rußland. Feldzüge im Jahre 1762.

Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und ihr Nachfolger, Peter III., der durch den Ruhm der Waffenthaten Friedrich's enthusiastisch für ihn eingenommen war, schloß sofort mit demselben Waffenstillstand, demzufolge alle Gefangenen beiderseits in Freiheit gesetzt wurden. Friedrich selbst verglich diesen Wechsel in den politischen Verhältnissen mit der Rettung Ludwig's XIV. vor dem Utrechter Frieden durch den Sturz der Partei Marlborough. Dem Waffenstillstande folgte nicht nur der Friede, sondern (8. Juni) auch der Abschluß eines Defensiv-Bündnisses zwischen Rußland und Preußen, worin Peter dem Könige alle seine Staaten verbürgte und beide Theile im Falle des Angriffes einander (15,000 M.) Hülfstruppen zusicherten. Auch Schweden schloß Frieden mit Friedrich und sagte sich vom Bunde gegen Preußen völlig los.

Der König hatte mit äußerster Anstrengung 120,000 M. aufgebracht, er selbst stand mit dem Hauptheere (78,000 M.) in Schlesien, wo Czernitschew mit 20,000 Russen zu ihm stieß, sein Bruder Heinrich deckte Sachsen. Schon hatte Friedrich Alles vorbereitet, um die Oesterreicher unter Daun (88,000 M.) anzugreifen, und Schweidnitz zu erobern, als er die niederschlagende Nachricht erhielt, daß Peter III. schon nach einer sechsmonatlichen Regierung

(wegen seines unbesonnenen Verfahrens gegen die russische Kirche und gegen die russische Armee, s. Nr. 78) ermordet sei, seine Gemahlin Katharina II. den Thron bestiegen und dem General Czernitschew befohlen habe, ohne Rücksicht auf Preußen unverzüglich zurückzukehren. Der König benutzte noch den letzten Augenblick, in welchem es wenigstens den Anschein hatte, als seien die Russen auf seiner Seite, und bewog Czernitschew, seinen Abmarsch um drei Tage zu verzögern, auch den Oesterreichern keine Nachricht von den Ereignissen in Rußland zu geben und sich den 21. Juli den Oesterreichern gegenüber aufzustellen, wenn auch ohne Theil an der Schlacht zu nehmen. Der Kampf, vorzüglich um die Höhen von **Burkersdorf**, war äußerst heftig. Der König verlangte, daß sie genommen würden, es koste, was es wolle. „Heute," sagte er, „muß es biegen oder brechen." Die Oesterreicher mußten, ungeachtet alles Widerstandes in ihren vortheilhaften Stellungen, mit Verlust von 2—3000 M., weichen. Daun zog sich bis an die böhmische Grenze zurück und war ganz von Schweidnitz abgedrängt, das der König sogleich berennen ließ. Am folgenden Tage zog Czernitschew mit den Russen ab, mit der Versicherung, die Kaiserin werde den Frieden halten, den ihr Vorgänger und Gemahl mit Preußen geschlossen. Sie hatte aus Friedrich's Briefwechsel mit Peter entnommen, wie vorsichtig dieser verfuhr, und daß er auch rücksichtlich ihrer Schonung empfohlen hatte. Preußen und Pommern, die noch in ihren Händen waren, gab sie dem Könige zurück, ohne ihm Bedingungen zu Gunsten Oesterreichs zu stellen.

So konnte Friedrich **Schweidnitz** belagern, welches zwar 12,500 M. Besatzung unter einem trefflichen Commandanten (Guasco) hatte, aber nicht im Stande war, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Viermal bot der Commandant eine Capitulation an, jedesmal unter für ihn härteren Bedingungen, allein der König verlor durch seinen Eigensinn, mit welchem er sich weigerte, die Bedingungen anzunehmen, fast zwei Monate, während welcher Zeit ein hauptsächlich unterirdischer Krieg durch Minen und Gegenminen zwischen den Belagerern und den Belagerten geführt wurde. So verloren die Preußen, welche hier zuerst die berühmten Druckkugeln anwendeten, über 3000 M., wofür die Gefangennehmung von 9000 M. Besatzung, bei der endlichen Einnahme nach 63tägiger Belagerung, kein Ersatz war.

Eben wollte der König selbst nach Sachsen aufbrechen, als er die Nachricht erhielt von einem Siege seines Bruders Heinrich über die Oesterreicher und Reichstruppen bei **Freiberg** (29. Oct.), den er hauptsächlich Seydlitz verdankte, indem dieser, als er mit der Reiterei nicht wirken konnte, sich an die Spitze des Fußvolks gestellt hatte.

Auch auf dem westlichen Schauplatze dauerte der Krieg noch fort, doch führten ihn die Franzosen seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth im Wesentlichen nur als einen Vertheidigungskrieg gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Dieser schaffte sich in einem Feldzuge voll von Wechselfällen

doch Raum, um Cassel, den wichtigsten Platz, den die Franzosen noch inne hatten, zur Capitulation zu zwingen (1. Nov.).

Friedensschlüsse im Jahre 1763.

Nachdem der Friede zwischen England und Frankreich (10. Februar) in Paris (s. S. 449) unterzeichnet war, kam derselbe auch am 15. Februar 1763 zwischen Oesterreich, Preußen und Sachsen auf dem in der Nähe von Leipzig gelegenen Jagd-Schlosse Hubertsburg zum Abschlusse und führte Alles auf die Grundlage des Breslauer und Dresdener Friedens zurück. Die Drohung der Osmanen, nach Ablauf des Friedens von Belgrad den Krieg mit Oesterreich zu erneuern, trug zur Beschleunigung dieses Abschlusses bei. Das Ziel des Krieges war für Maria Theresia und ihren Minister die Zermalmung Preußens gewesen, die Herabwürdigung des Königs zum Kurfürsten von Brandenburg und Herzoge von Hinterpommern. Statt dessen steckte man das Schwert in die Scheide, ohne nur eine Schwächung des Gegners erreicht zu haben. Im Gegentheil, Preußen war aus dem schlachtenreichen Vertheidigungskampfe als eine neue europäische Großmacht hervorgegangen.

Man vergleicht Friedrich gern mit Napoleon. Der vornehmste Unterschied zwischen ihnen möchte sein: Napoleon war gegen alle Welt, alle Welt war gegen Friedrich; Napoleon wollte ein neues Weltreich gründen, Friedrich während des 7jährigen Krieges nur eben sich selbst vertheidigen. Napoleon setzte ungeheuere Kräfte in Bewegung, Friedrich gebot über sehr beschränkte Mittel. Napoleon focht für eine den ganzen Continent umfassende Autorität, Friedrich für seine Existenz. Friedrich sehen wir lange Jahre hindurch mit an Zahl überlegenen Feinden ringen, immer am Rande des Abgrundes, der ihn zu verschlingen droht; auch Napoleon ist eine Reihe von Jahren hindurch in fortwährendem Kampf, immer jedoch in Aussicht eines definitiven Triumphes, bis die überlegenen Weltkräfte den noch weiter Emporstrebenden mit einem Male niederwarfen. Das Erbtheil Napoleon's war der militärische Ruhm der Franzosen, das Erbtheil, das Friedrich seinem Staate hinterließ, war die Rettung seines Daseins.

---

75. Friedrich's II. Staatsverwaltung.

(Nach Heinr. Rückert, Deutsche Geschichte.)

Schon vor dem siebenjährigen Kriege sah man in ganz Europa mit Bewunderung und Begeisterung auf König Friedrich II. und erkannte in ihm den Helden und Fürsten, wie ihn die Zeit verlangte. Nach dem Ausgang des siebenjährigen Krieges konnten auch seine bisherigen Feinde sich dem Einfluß der Gesammtstimmung Europa's nicht entziehen; man räumte

von nun an ihm eine politische Bedeutung ein, die weit über die Kräfte und Hülfsmittel Preußens hinausging. Friedrich II. selbst blieb immer frei von Ueberschätzung seiner wahren Macht, aber er bekam dadurch eine gewisse Sicherheit vor neuen Kriegsverwicklungen und durfte sich lange Zeit ungestört mit den innern Verhältnissen seiner Staaten beschäftigen. Er nahm die geräuschlosere, aber ihm selbst mehr zusagende Seite seiner Thätigkeit wieder auf, welche durch den siebenjährigen Krieg eine so furchtbare Unterbrechung erlitten hatte. Sein leitender Gedanke war, seinem Staate diejenige innere Kraft zu geben, welche seiner wirklichen äußern Machtstellung entsprach.

Seine nächste Sorgfalt beanspruchten die Verwüstungen des Krieges. Fast alle Theile der Monarchie waren längere Zeit in den Händen der Feinde gewesen. Besonders hatten die Odergegenden, ein Theil der Marken und Pommern gelitten, die mehrmals von den Barbarenheeren der russischen Kaiserin überflutet worden waren. Hier sah es eben so gräßlich aus, wie nach dem 30jährigen Kriege. Die Franzosen führten den Krieg zwar nicht mit der Unmenschlichkeit der Russen, aber mit ihrem gewöhnlichen Plünderungs- und Aussaugungssystem. Ueber die größte Noth des Augenblicks halfen bedeutende Steuererlasse, Vertheilung der großen Getreidevorräthe in den königlichen Magazinen, Geld- und Naturalbewilligungen für den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften. Solche Maßregeln und das unerschütterliche Vertrauen des Volkes auf den Willen und die Kraft des Königs, zu helfen, machten es möglich, jener dumpfen und thatlosen Verzweiflung vorzubeugen, welche der 30jährige Krieg als seine verderblichste Folge zurückgelassen hatte.

Die Hülfsmittel seiner Staaten waren an und für sich gering. Selbst bei der größten Sparsamkeit konnten sie nicht ausreichen, wenn die Unterthanen nicht über Gebühr belastet werden sollten, daher mußten sie durch außerordentliche Mittel gesteigert werden. Mit Recht sah er in der Pflege der einheimischen Industrie eines dieser Mittel. Er brachte die bisherigen vereinzelt dastehenden Maßregeln seiner Vorgänger seit dem großen Kurfürsten in ein System, welches damals wenigstens auf dem europäischen Continent noch allgemein als unumstößlich richtig galt. Eine Menge von Fabriken wurden in allen Theilen des Staates auf Staatskosten angelegt oder mit Geld und Privilegien kräftig unterstützt, die Einfuhr der Waaren, die in ihnen gefertigt werden konnten, verboten oder mit sehr hohen Eingangszöllen belegt, die Ausfuhr mancher Rohproducte, welche man im Lande selbst verwerthen wollte, aufs strengste untersagt und eine Anzahl von Handelszweigen monopolisirt. Alles dies sollte zuerst verhüten, daß nicht das Geld für Dinge ins Ausland gehe, die das Inland auch erzeugen und dabei den Arbeitslohn verdienen könne; dann rechnete der König auch mit der Zeit auf einen vortheilhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner geschützten Fabriken und Gewerke nach dem Auslande, wodurch das Geld in das Inland gezogen

würde. Denn das höchste Ziel der staatswissenschaftlichen Lehre, an die er glaubte, des sog. Mercantilsystems, war ein möglichst bedeutender Ueberschuß der Ausfuhr gegen die Einfuhr oder eine günstige Handelsbilanz.

Um seine strengen Handelsmaßregeln durchzuführen, war eine Art von Grenzsperre nöthig, die sehr viel Geld kostete, das Publicum im In- und Ausland auf eine bisher ungekannte Weise belästigte, den Verkehr und damit den Wohlstand namentlich in den östlichen Provinzen Preußen und Schlesien untergrub und doch nicht die gewünschten Erträgnisse an Geld gab. Dem Könige entging dieses Resultat keineswegs, aber da er einmal an das System glaubte, so fand er den Fehler nicht in ihm, sondern in seiner unvollständigen Durchführung, in der Ungeschicklichkeit und Unredlichkeit seiner Beamten, in dem Unverstand und der Widersetzlichkeit seines Volkes. Um dem abzuhelfen, besetzte er nach und nach diesen ganzen Verwaltungszweig mit Beamten aus dem Lande, wo das Mercantilsystem seinen Ursprung genommen hatte und noch fortwährend galt, mit Franzosen. Aber auch so steigerten sich die Staatseinnahmen nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte, während der Druck des Systems von den Unterthanen immer stärker gefühlt wurde. Auch der König selbst ärgerte sich über die schweren Geldsummen, die seine Franzosen bei der Regie kosteten, da er noch dazu recht wohl wußte, daß sie ihn auf die unverschämteste Weise bestahlen. Aber er war zu alt geworden um zu lernen, und so fuhr er hartnäckig in diesem falschen Geleise zum Schaden und zur Erbitterung seiner Unterthanen bis zu seinem Lebensende fort. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß die Industrie in den preußischen Staaten seit Friedrich dem Großen einen bis dahin nie gesehenen Aufschwung nahm. Nirgends anders in Deutschland wurde Aehnliches geleistet, und es wurde von ihm auf jeden Fall ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, wenn auch auf ungeschickte Weise, gelegt.

Von unmittelbar gedeihlicherem Erfolge begleitet waren die Maßregeln des Königs zur Hebung des Ackerbaues, überhaupt der Urproduction. Der siebenjährige Krieg hatte besonders den ohnehin nicht zahlreichen Bauernstand noch mehr gelichtet. Die regelmäßige Zunahme in Friedenszeiten genügte offenbar nicht, um die Menge arbeitender Kräfte hervorzubringen, die für die Bodencultur nöthig waren. Daher wurden durch Vergünstigungen aller Art Ansiedler aus allen Theilen Deutschlands herbeigezogen und in den am schlechtesten bevölkerten oder von dem Kriege am meisten heimgesuchten Theilen der Monarchie angesiedelt. Mit besonderer Vorliebe nahm sich der König fortwährend bis ins Einzelste der innern Colonisationen an und sah mit einer Herzensfreude, die ihm sonst selten zu Theil wurde, wie große, früher wüstgelegene Flächen, Sümpfe, Brüche, Haiden in nutzbares Land umgeschaffen wurden, wie sich eine fleißige und wohlhabende Bevölkerung auf ihnen rührte. Auf seine Veranstaltung wurden die Verbesserungen im Betriebe der Landwirthschaft, die sich anderwärts erprobt

hatten, auch in den preußischen Staaten eingeführt und manchmal nicht ohne Zwang bei den Bauern durchgesetzt. Neue Culturpflanzen, wie der Maulbeerbaum für die Seidenzucht und die Kartoffel, wurden überall im Lande verbreitet. Der erstere konnte es trotz aller Schutzmaßregeln nur zu einem kümmerlichen Dasein bringen, die andere bürgerte sich bald umfassend ein und trat in die Reihe der unentbehrlichen Landesproducte.

Die Einkünfte des Staates verwandte der König nur für denselben. Für die Bedürfnisse seines Hofhaltes nahm er eine unglaublich geringe Summe, etwa durchschnittlich 220,000 Thlr. jährlich, in Anspruch, während gleichzeitige Fürsten kleiner deutscher Länder, z. B. der Herzog von Württemberg, mehr als das Sechsfache verbrauchten, der größeren Höfe ganz zu geschweigen. Er zeigte auch hierin nicht mit Worten, sondern mit der That, daß er sich nur für den ersten Diener des Staates halte. So kehrte er die bisherige fürstliche Anschauungsweise geradezu um. Bisher waren die Kräfte des Staates und der Unterthanen der Fürsten wegen da gewesen, ihrem Vergnügen, ihrem Glanze, ihrer Macht zu dienen, jetzt verkündete der erste Herrscher seiner Zeit, daß er nur der Unterthanen wegen da sei. Die Verwendung der Staatseinnahmen behielt er sich ganz allein vor, ohne an irgend eine Rechenschaft außer an die seines Pflichtbewußtseins gebunden zu sein. Eine Mitwirkung oder Beaufsichtigung von Seiten der dem Namen nach noch bestehenden Landstände in den einzelnen Provinzen wußte er so wenig, wie die ganze Zeit, mit seinen Begriffen von den Rechten und Pflichten eines wahren Königs in Einklang zu bringen.

Bei Weitem die größere Hälfte der ganzen Staatseinnahmen mußte auch im Frieden auf das Heer verwandt werden. Das Heer hatte den Staat zu dem Range einer europäischen Macht erhoben, ihn im siebenjährigen Kriege gerettet und war es allein, welches ihn nach außen hin auf der einmal gewonnenen Höhe halten konnte. Der siebenjährige Krieg mit seinen über alle Begriffe mörderischen Schlachten hatte es der vollständigen Auflösung nahe gebracht, daher mußte es im Frieden mit großen Anstrengungen und Kosten nach dem alten bewährten System zum zweiten Male geschaffen werden. Noch immer wurde es ungefähr zur Hälfte durch Werbung im Auslande ergänzt. Hätte es allein durch Aushebung aus den Unterthanen des eigenen Landes bestehen sollen, so würden diesem zu viel kostbare Arbeitskräfte entzogen worden sein. Friedrich II. fand nichts Bedenkliches in dem Werbesystem, er brachte es im Gegentheil erst zu seiner consequenten Durchführung. Die kleinen Staaten im deutschen Reich und auch alle andern Nachbarländer, die es sich gefallen ließen, wurden von einem förmlichen Netze besonders dafür angestellter Werbe-Officiere überzogen. Sie durften durch alle möglichen Mittel ihre Zwecke erreichen, wenn nur daraus keine ernstlichen Störungen des europäischen Friedens entstanden. Der fortwährende Unterhalt von etwa 200,000 M., die gewaltigen Vorräthe von Munition

und Geschütz, der Unterhalt der überzahlreichen und doch nach der geographischen Lage des Staates kaum genügenden Festungen, kurz, die ganze Vielseitigkeit des Heerwesens, welche die neue Art der Kriegführung unbedingt nothwendig machte, nahm Summen in Anspruch, die in dem bis dahin geübten Staatshaushalte nirgend vorgekommen waren. Aber dafür hielt sich auch die äußere Erscheinung des Heeres, seine Ausrüstung, seine Uebung und seine Disciplin bis zum letzten Augenblicke seines Schöpfers gleich imposant. Das Heer Friedrich's des Großen flößte auch nach dem siebenjährigen Kriege dem Auslande dieselbe Achtung und Furcht ein, welche die Thaten seiner früheren preußischen Heere unter seiner Führung allgemein hervorgerufen hatten.

Schon vor der Zeit Friedrich's des Großen behauptete der Adel in manchen deutschen Staaten eine Art von Privilegium auf die Officierstellen; doch gab es überall noch genug bürgerliche Officiere daneben. Seit dem siebenjährigen Kriege ging der König systematisch darauf aus, den Adel zur Pflanzschule seines Officierstandes zu machen. Da es in Preußen unter diesem Könige keinen Hofstaat gab, wo sich sonst der Adel unterzubringen pflegte, so fand der zahlreiche und im Ganzen arme preußische Adel gerade in einem Zweige des Staatswesens sein Unterkommen, wo die übrigen Stände nicht geneigt waren, ihm Concurenz zu machen. Wie der gemeine Mann sich nur mit dem Nothdürftigsten genügen lassen mußte, so erging es auch den Officieren, die in den niedern Graden unglaublich sparsam bedacht wurden. Es war sprüchwörtlich, daß ein Tagelöhner in Hamburg mehr einnähme als ein preußischer Lieutenant. Doch entschädigte sie wenigstens die Aussicht, allmählich zu bessern Stellungen aufzurücken. Der König beförderte grundsätzlich nur nach dem Dienstalter und wich nur in sehr seltenen Fällen davon ab. Die Folge war, daß die höhern Grade nach und nach nur mit bejahrten Leuten besetzt wurden, und daß der Trieb, sich auszuzeichnen, bei Vielen erlosch, weil keine Auszeichnung zu einer bessern und ehrenvollern Stellung verhalf.

In allen bürgerlichen Dingen führte er den Grundsatz der vollkommensten Gleichberechtigung aller seiner Unterthanen mit strengster Gewissenhaftigkeit durch. Die höchsten Stellen im Staate waren unter seiner Regierung eben so wohl mit Männern besetzt, die sich aus den niedrigsten Verhältnissen empor gearbeitet hatten, wie mit Abkömmlingen der ersten Geschlechter des Landes. Die unglaubliche Aufmerksamkeit und Strenge des Königs brachte es bald dahin, daß Verwaltung und Rechtspflege in seinen Staaten als unerreichte Muster von Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit und Pünktlichkeit dastanden. Vom Beginn seiner Regierung an waren ihm die Weitläufigkeiten und Verwirrungen in dem Rechte und im Proceßwesen ein Dorn im Auge. Ueberall in den deutschen Landen, die aus mehrern früher selbständigen Territorien zusammengesetzt waren, galten noch eine

Menge von Particularrechten, hinter denen das römische Recht stand, das er mit besonderem und wohlbegründetem Mißtrauen betrachtete. Es war daher natürlich, daß er sehr bald an eine möglichst gleichförmige Gesetzgebung für alle seine Staaten dachte. Er wollte damit jedoch nicht bloß Rechtseinheit, sondern noch mehr Rechtssicherheit und vor Allem ein vernünftiges Recht schaffen, wie es mit seinen aufgeklärten Ansichten stimmte. Doch kam er nicht über die Vorbereitungen des großen Werkes hinaus. Erst seinem Nachfolger gelang es, in dem allgemeinen preußischen Landrecht etwas zu Stande zu bringen, was wenigstens nicht gänzlich die Ideen des großen Königs, die Verbesserung der Rechtszustände, verleugnete.

Die religiöse Meinung, so wie die eigentliche Wissenschaft und Kunst galten dem Könige als etwas für sich Bestehendes, das auf keine Weise für die Erreichung des Staatszweckes in Betracht kam. Daher denn auch die unbeschränkteste religiöse Duldung, die vollständigste Freiheit wissenschaftlicher Forschung in dem Staate Friedrich's des Großen, die thatsächliche Aufhebung aller Censur und anderer Aufsichtsmaßregeln, so weit der wirkliche Staat nicht unmittelbar dadurch beeinträchtigt wurde. Ohne vom Staate gehindert oder begünstigt zu werden, drängten die immer zahlreicher werdenden Vertreter der mächtig aufstrebenden deutschen Bildung auf den Universitäten das Alte mehr und mehr bei Seite und wandelten den Staat Friedrich's des Großen auch in ihrem Sinne zu dem Staate der Vernunft um.

---

76. Die Encyclopädisten.

(Nach Ernst Alex. Schmidt, Geschichte Frankreichs, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

In Frankreich hatte der Pariser Friede (1763) nicht die Erfüllung des Versprechens, daß die wegen des Krieges vervielfachten Abgaben nach Beendigung desselben vermindert werden sollten, zur Folge. Daher verbreitete sich unter demjenigen Theile des Volkes, welcher besonders durch den Druck der Steuern betroffen wurde, eine der Regierung feindliche Stimmung. Die Parlamente widersetzten sich nicht allein der Vermehrung der Auflagen und der Verschleuderung der Staatseinkünfte sehr nachdrücklich, sondern griffen auch das gesammte Regierungssystem an. Dazu kam nun noch eine mächtige Opposition auf dem Gebiete der Literatur, deren Wortführer sich den Namen „Philosophen" gaben, indem sie nur den Verstand als Maßstab der Beurtheilung gelten lassen wollten und, was diesem nicht entsprach, als Vorurtheile bezeichneten. Diese Opposition, welche zunächst gegen die Hierarchie der Kirche und gegen die absolute Monarchie überhaupt gerichtet war, hatte theils ihren Grund in der Verderbtheit und Mangelhaftigkeit der vorhandenen Verhältnisse, theils wurde sie durch einzelne Schrift-

steller, besonders durch Bayle und durch Engländer, angeregt. Peter Bayle (1647—1706), welcher wegen der Verfolgung des reformirten Glaubens, zu dem er sich bekannte, 1681 nach Holland ausgewandert war und Spott und Satire mit scharfer Dialektik und umfassender Gelehrsamkeit vereinigte, übte besonders dadurch eine große Wirkung auf seine und die folgende Zeit aus, daß er dem herrschenden Dogmatismus den Skepticismus, dem Glauben die Vernunft entgegenstellte; er faßte die Ethik als selbständig, als unabhängig von den kirchlichen Dogmen auf, und er vertheidigte den Atheismus gegen die Anklage, daß mit demselben bürgerliche und moralische Tugenden unvereinbar seien. In England waren dem religiösen Fanatismus, welcher während der Zeit der Republik geherrscht hatte, besonders bei den höhern Ständen und namentlich am Hofe, Leichtfertigkeit der Sitte so wie Gleichgültigkeit und Spott gegen die Religion gefolgt, und bald begannen die Schriftsteller offene und versteckte Angriffe auf diese. Locke (1632—1704) brach, ohne es zu beabsichtigen, die Bahn zu denselben, indem er eine Philosophie, welche die Erkenntniß auf die sinnliche Wahrnehmung beschränkte, lehrte, indem er Duldung und selbst für Juden, Mohammedaner und Heiden dieselben bürgerlichen Rechte, wie für Christen, und Vernunftmäßigkeit der Religion forderte und den Beweis durch Wunder für die Wahrheit des Christenthums verwarf. Auf dem von ihm angebahnten Wege gingen bald die jetzt in England auftretenden zahlreichen Deisten und Atheisten weiter, und diese wurden von den französischen Philosophen des 18. Jahrhdrts. in dem Maße benutzt, daß sie sich die Schriften derselben zum Theil wörtlich aneigneten. Am tiefsten war der Einfluß, welchen der Graf Shaftesbury (1671 bis 1713) auf die französische Literatur hatte, indem er den Glauben als ein Vorurtheil des Volkes darstellte, dagegen Selbstsucht und sinnlichen Genuß dadurch empfahl, daß er ihre Uebereinstimmung mit der Vernunft nachzuweisen suchte, und indem er seine Ansichten in der leichten, geistreichen Weise behandelte, welche dem Geschmack der höhern Kreise entsprach. In Frankreich wurde Voltaire (1698—1778) der wirksamste Verkündiger dieser neuen Lehre, welche die vornehme Welt als ihr besonderes Eigenthum betrachtete, deren weitere Verbreitung ihr aber auch zuletzt verderblich werden sollte. Inhalt und Ziel seiner vieljährigen Thätigkeit war der Kampf gegen die Autorität, die in der Kirche den Zwang der Gewissen, im Staate die Sclaverei der Massen, in der Literatur den starren Bann überlieferten Ungeschmacks festhalten wollte. Seine Vielseitigkeit im Gebrauch der Literatur-Gattungen ist ohne Beispiel. Er war Dichter, Historiker, Philosoph, Kritiker; wie Friedrich II. von ihm sagte, kein bloßer Akademiker, sondern selber eine ganze Akademie. Alle seine Talente waren bei ihm dem Zwecke untergeordnet, die Menschen aufzuklären. An Unermüdlichkeit der Arbeit, an Reichthum der Wendungen, an erfinderischer Fruchtbarkeit immer neuer Themata, an welche er die großen Fragen der Zeit knüpfen konnte, ist ihm

Niemand zu vergleichen. Die beiden talentvollsten seiner Freunde, Diderot und d'Alembert, verbanden sich zur Herausgabe eines vollständigen Wörterbuches der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, der Encyclopädie, welche das ganze Gebiet des Wissens und Denkens im Lichte der neuen Philosophie darstellen und dieser eine weitere Verbreitung geben sollte und welche der Vereinigungspunkt für die Anhänger derselben wurde, deren Haupt seit dieser Zeit Voltaire war. Die Encyclopädie ward vor dem Pariser Parlament als ein Werk der Gottlosigkeit angeklagt und verurtheilt, der Verkauf und die Fortsetzung verboten, jedoch stillschweigend geduldet, als Katharina II. von Rußland sich erboten hatte, die Fortsetzung drucken zu lassen.

Die politische Opposition in der Literatur untergrub die vorhandenen Staatseinrichtungen mehr als durch unmittelbare Angriffe dadurch, daß sie theils auf Zustände entgegengesetzter Art hinwies, theils politische Ideale aufstellte. Montesquieu (1698—1755) gab zunächst in seinen „Persischen Briefen" (1721) eine leichtgehaltene, aber scharfe und satirische Darstellung der Gebrechen des Staates, der Kirche und der geselligen Verhältnisse der höhern Stände, und führte in seinem „Geist der Gesetze" (1748) eine politische Ansicht aus, welche mit dem in Frankreich herrschenden autokratischen System in starkem Widerspruch stand, welche die Aufmerksamkeit besonders auf die englische Staatsverfassung richtete, und welche nach dem Vorgange englischer Schriftsteller drei Staatsgewalten, die gesetzgebende, die ausführende und richterliche, nicht allein unterschied, sondern sie auch völlig getrennt und selbständig neben einander hinstellte. Noch weit schroffer trat J. J. Rousseau (1712—1778) dem bestehenden Zustande entgegen, indem er, ohne Rücksicht auf das historisch Gegebene, Ideale eines Naturzustandes des Menschen und eines demokratischen Systems der menschlichen Gesellschaft entwarf. Wie Voltaire, wollte auch Rousseau die politische Freiheit, aber nicht, wie jener, in der Form der Monarchie, sondern in der der Republik. Beide waren in der Theologie Deisten; Voltaire aber faßte die Religion nur von Seiten des Verstandes, Rousseau auch von der des Gefühls. Voltaire arbeitete unaufhörlich und beschäftigte das europäische Publicum mit immer neuen Hervorbringungen; Rousseau concentrirte sich 15 Jahre hindurch auf einige Hauptwerke, um dann zu verstummen. Voltaire wirkte als Dichter vorzüglich durch das Drama, Rousseau durch den Roman. Das Ideal Voltaire's war die Cultur, welche die Gesetze der Natur befolgt, das Ideal Rousseau's die rohe, nackte Natur. Jener erblickt daher in der Geschichte den Gang der Vervollkommnung der Menschheit, dieser den Gang der Corruption.*)

---

*) Diese Parallele nach Karl Rosenkranz, Voltaire, in Rudolf Gottschall's Neuem Plutarch.

So wie neue Ansichten über Staatsverfassung aufgestellt und verbreitet wurden, so wurde auch die Staatswirthschaft ein Gegenstand, mit welchem sich die politische Literatur beschäftigte. Die nachtheiligen Folgen des Mercantilsystems, die Verarmung des Grundbesitzers und das Elend des Landvolkes durch den Verfall des Landbaues mußte das Verlangen nach Verbesserung des ökonomischen Zustandes der Gesellschaft veranlassen; man erkannte als die erste Bedingung dieser Verbesserung Freiheit der Gewerbe und des Handels an. Der Schöpfer dieses Systems, welches man das ökonomistische oder physiokratische nannte, war Quesnay (1694—1774), Arzt der Marquise von Pompadour. Er stellte den Grundsatz auf, daß man die Abgaben allein auf das Grundeigenthum legen müsse, und zwar auf den Reinertrag. Um diesen so viel wie möglich zu steigern, forderte er für den Grundbesitzer die unumschränkte Verfügung über sein Eigenthum so wie über den Ertrag und das Recht, diesen nach Belieben aufzuspeichern oder innerhalb und außerhalb des Landes zu verkaufen. Daran schlossen die Anhänger dieses Systems die Forderung einer gleichen Freiheit für Handel und Gewerbe, Aufhebung der Beaufsichtigung von Seiten des Staates und aller Monopole, endlich auch die Forderung der Gewissens- und Preßfreiheit, der allgemeinen Berechtigung jedes Befähigten zu Staatsämtern, Einführung einer Gemeindeverfassung und Abschaffung der Steuerfreiheit der privilegirten Classen.

---

77. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens.

(Nach Johannes Huber, Der Jesuiten-Orden.)

Der Jesuiten-Orden stand am Anfange und bis gegen die Mitte des 18. Jahrhdrts. auf dem Gipfel seiner Macht. In zahlreichen und blühenden Niederlassungen durch alle Theile der Welt verbreitet, hatte er Seelsorge und Unterricht in seine Hand genommen; von höchstem, wenn nicht entscheidendem Einflusse war er nicht blos in Rom, sondern auch an den katholischen Höfen, da beinahe alle Könige und Fürsten Europa's nur Jesuiten zu Beichtvätern hatten; große Reichthümer vermehrten sich fortwährend durch neue Schenkungen und einen ausgebreiteten Handel; ein eigenes, mehr nominell als wirklich von der Krone Spaniens abhängiges Staatswesen hatte derselbe sich in Südamerika eingerichtet. Mehrere Umstände wirkten zusammen, das so gewaltig emporgewachsene Gebäude Loyola's zu erschüttern und auf einige Zeit in Trümmer zu stürzen, so: der mächtig erwachende Geist einer neuen Zeit, welcher die auf den Bund des absoluten Fürstenthums mit der Kirche gegründete Ordnung beseitigen wollte und dabei an dem Jesuiten-Orden einen ebenso hartnäckigen Widerstand fand, wie bei den für nothwendig erachteten Reformen auf dem Gebiete der Volksbildung und der Staats-

wirthschaft; ferner das Streben der weltlichen Souverainetät nach ungehinderter und ungeschmälerter Herrschaft in ihren Territorien; endlich die Erbitterung, welche im Schooße der Kirche selbst, vom Episkopat an bis zum niedersten Ordens-Clerus herab, und nicht minder in den Kreisen einer selbst fromm und gläubig gesinnten Laienwelt hervorgerufen wurde durch das rücksichtslose Streben der Jesuiten nach einer alle Cabinette Europa's lenkenden Machtstellung, wodurch sie in eine Verweltlichung geriethen, die sie dem Dienste der Kirche entfremdete und bei Fürsten und Völkern gefährlich erscheinen ließ.

Gerade von dem Lande aus, in welchem die Jesuiten zuerst ihre Herrschaft begründeten und seit zwei Jahrhunderten fast regierten, von **Portugal** aus begann der Vernichtungskrieg gegen sie, und zwar durch einen ihrer Günstlinge, Sebastian Carvalho, nachher Marquis Pombal, dem der Jesuit Moreira, als Beichtvater des Königs Joseph I., zum Ministerposten verholfen hatte. Die umfassenden Reformen, welche Pombal in allen Zweigen der Verwaltung vornahm (siehe Nr. 85), erfüllten den Adel und die Geistlichkeit mit Besorgniß für ihre Vorrechte und Institute. Als nun am 1. November 1755 ein furchtbares Erdbeben Lissabon zerstört und 30,000 Menschen getödtet hatte, da begannen die Jesuiten, vor Allen P. Malagrida, dieses Ereigniß als eine Strafe des Himmels für die Gottlosigkeit des Ministers und seiner Beschützer zu erklären. Dazu kam noch der bewaffnete Widerstand, welchen die Jesuiten seit 1751 in den Missionen von Pakaguay gegen den von Spanien und Portugal vereinbarten Länderaustausch leisteten. Aufgebracht über diesen fortgesetzten Widerstand, verwies Pombal 1757 die Jesuiten vom Hofe und verklagte sie in Rom. Als dann am 3. September 1758 auf den (von einem nächtlichen Besuche zurückkehrenden) König Joseph geschossen wurde, wurden drei Jesuiten verhaftet und der directen Mitwirkung bei dem Attentate beschuldigt, einer derselben, jener (80jährige) P. Malagrida, hingerichtet, die übrigen Jesuiten in Portugal und dessen Colonieen auf Schiffe gepackt und nach Italien abgeführt. Ihre Schuld ist bis heute nicht erwiesen und es scheint nur zu sehr, daß dem Minister in der Vertreibung des Ordens der Zweck die schlechtesten Mittel heiligte. Die Freunde der Jesuiten behaupten geradezu, daß die ganze Verschwörung erdichtet gewesen, damit Pombal seine Herrschaft über den schwachen König befestige.

Die Ereignisse in Portugal wirkten auf die Feinde des Ordens in **Frankreich** ermuthigend. Zu diesen gehörte sowohl die allmächtige Frau von Pompadour, welche der Beichtvater (P. Perusseau) des Königs Ludwig's XV. vom Hofe und aus der Umgebung des Monarchen hatte verdrängen wollen, als der Handelsstand, dessen Geschäfte durch den überseeischen Handel der Jesuiten litten. Diese verbanden nämlich mit ihren Missionen einen ausgebreiteten Handel mit Colonialwaaren, besonders auf den französischen Inseln Westindiens, seitdem hier P. **Lavalette** Generalprocurator der Missionen geworden war (1747). Unter dessen Leitung entstand auf der

Insel Martinique eine ganze Straße von Magazinen und Fabriken, und nach allen Seeplätzen Europa's hin wurden die bedeutendsten Geschäfte gemacht, welche den Handel der Privatleute zu erdrücken drohten. In Folge seines Credits konnte Lavalette auf Wechsel große Summen bei ansehnlichen Handelshäusern in Marseille erhalten, welche er dann mit Colonialwaaren bezahlte. Eine solche Sendung von Colonialwaaren, im Betrage von zwei Millionen Livres (Francs), wurde im J. 1756, als eben der Seekrieg zwischen Frankreich und England ausbrach, von den Engländern weggenommen, Lavalette's Handelsgeschäft dadurch zu Grunde gerichtet und das Marseiller Haus zur Einstellung seiner Zahlungen genöthigt. Die Gläubiger Lavalette's verklagten nun den Orden, da aus den Handelsbriefen hervorging, daß derselbe Anfangs sich für Lavalette verbürgt hatte. Verurtheilt, appellirte der Orden an die „Große Kammer" des Pariser Parlaments und überlieferte sich dadurch seinen entschiedensten Gegnern. In der Person des Generals ward der Orden (1761) sowohl zur Zahlung der Wechsel und Unkosten als auch zu Schadenersatz verurtheilt. Da während des Processes die Frage zur Sprache kam, ob die Jesuiten durch ihre Constitutionen solidarisch für einander verpflichtet seien, so verordnete das Parlament, daß ein Exemplar jener Constitutionen dem Gerichtshofe zur Prüfung vorgelegt werden solle. Der General-Advocat erklärte in seinem Gutachten über das Gesetzbuch des Ordens, daß dasselbe gegen die Gesetze des Reiches verstoße, und forderte sowohl eine Abänderung der Constitutionen für die französischen Jesuiten als die Anstellung eines eigenen Obern für Frankreich, der nicht in Allem vom General in Rom abhängig wäre. Der König, welcher in der Ehrfurcht gegen die Jesuiten erzogen war, suchte noch den Orden zu retten; aber sowohl die Frau von Pompadour als das Parlament drängte immer mehr zu entschiedenen Maßnahmen. So berief der König denn eine Versammlung der französischen Bischöfe nach Paris (Nov. 1761) und forderte sie zum Gutachten über den Orden auf. Die Ereignisse in Portugal hatten den französischen Episkopat wieder günstiger für die Jesuiten gestimmt, welche mittlerweile auch nichts unterließen, um den Episkopat für sich zu gewinnen und die allgemeine Aufregung gegen sich zu beschwichtigen (sogar durch Unterzeichnung der vier Artikel der gallicanischen Kirche vom J. 1682). So kam es, daß sich von den anwesenden 51 Bischöfen 45 für die Erhaltung der Jesuiten erklärten. Der König suchte vergebens den Papst Clemens XIII. zu einer Reform des Ordens zu bewegen, namentlich zur Bestellung eines besondern General-Vicars der Jesuiten für Frankreich; er erhielt zur Antwort, daß eine solche Veränderung mit dem Geiste und Fortbestande des Ordens unvereinbar sei. Die Parlamente der Provinzen schlossen sich den Anklagen des Pariser Parlaments an, dieses hob 84 Collegien der Jesuiten auf und löste endlich (6. August 1762) das ganze Institut in Frankreich auf, wozu der König erst im November 1764, durch die immer höher steigenden Wogen der politisch-

kirchlichen Aufregung erschreckt, seine Zustimmung gab; jedoch ließ er alle eingeleiteten gerichtlichen Anklagen gegen die Jesuiten niederschlagen, allen Parteien Schweigen auferlegen und erlaubte den einzelnen Mitgliedern des Ordens, als Weltgeistliche auch ferner in Frankreich zu wirken.

Zwei Jahre später erfolgte auch die Austreibung der Jesuiten aus Spanien. Als die aus Frankreich vertriebenen Mitglieder der Gesellschaft sich nach Navarra, Catalonien und Aragonien flüchteten, wollten einige Bischöfe sie nicht aufnehmen und untersagten ihnen dann jede kirchliche Function. Auch der König Karl III. wurde mit Mißtrauen gegen sie erfüllt und, als er überzeugt zu sein glaubte, daß bei einer Revolte in Madrid (1766) die Jesuiten die Anstifter gewesen, verfügte er durch ein Decret vom 2. April 1767 die Aufhebung des Ordens in ganz Spanien und dessen Colonieen. Die Vertriebenen sollten nach dem Kirchenstaat geschafft werden, wurden aber hier zurückgewiesen und fanden zuletzt ein Asyl auf Corsica, nachdem sie 6 Monate lang heimat- und hoffnungslos, allen Entbehrungen preisgegeben, durch Krankheiten decimirt, auf dem Meere herumgeirrt waren.

Dem Beispiele der beiden großen bourbonischen Mächte folgten alsbald die kleinern bourbonischen Höfe von Neapel und Parma, indem sie ebenfalls ihre Jesuiten nach dem Kirchenstaate abführen ließen. Die Könige von Spanien, Frankreich und beider Sicilien verlangten nun vom Papste Clemens XIII. die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, widrigenfalls sie Repressalien (durch Einziehung von päpstlichen Gebietstheilen) gebrauchen würden. Erst sein Nachfolger Clemens XIV. (Ganganelli, aus dem Orden der Franciscaner) entschloß sich, unter fortwährenden Mahnungen der Höfe und nach vierjährigen umfassenden Untersuchungen der Anklagen, durch die Bulle „Dominus ac Redemptor noster“ vom 21. Juli 1773 die gänzliche Unterdrückung und Aufhebung der Gesellschaft Jesu zu decretiren, „in der Erwägung, daß die erwähnte Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen könne, wozu sie gestiftet worden“ und „daß es kaum oder gar nicht möglich sei, so lange sie bestehe, den wahren und dauerhaften Frieden der Kirche wiederherzustellen“.

Die Aufhebung durch den Papst erregte, wie vorauszusehen war, eine ungeheure Sensation und fand bei Clerus und Volk, wo der Orden große Sympathieen besaß, vielfache Mißbilligung und herben Tadel. Vollständig befriedigt waren nur die bourbonischen Höfe und Portugal. Im deutschen Reiche und in Oesterreich machte die Maßregel nicht die günstige Wirkung, die man erwartet hatte, und die Vollziehung der Bulle stieß auf nicht geringe Schwierigkeiten, da nicht alle Bischöfe sich beeilten, die päpstliche Anordnung zu vollstrecken und da zur Besetzung der Lehrämter, welche die Jesuiten bisher an hohen und niedern Schulen bekleidet hatten, die Kräfte gänzlich mangelten. Vor Allen aber weigerte sich Friedrich der Große die Bulle in seinen Staaten verkünden und ausführen zu lassen, denn er glaubte die

Jesuiten für den Unterricht der katholischen Jugend in Schlesien und in dem damals eben erworbenen Westpreußen nicht entbehren zu können; auch berief er sich darauf, daß er im Tractat zu Breslau die katholische Religion in statu quo garantirt habe. Ebenso schützte die Kaiserin Katharina II. die Jesuiten, weil diese sie in Polen bei dessen erster Theilung (1772) zuerst als rechtmäßige Herrscherin anerkannt und sich ihr als willfährige Unterthanen erwiesen hatten, indem sie die auf kaiserlichen Befehl angeordneten Dankgebete für die Einverleibung abhielten und diese in Predigten feierten. Insbesondere aber suchten die Jesuiten in den Missionen des Orients ihre Thätigkeit fortzusetzen.

Als nun Clemens XIV., der seit längerer Zeit an bösartigen Flechten im Gesicht wie an den Händen litt, bereits am 22. September 1774 starb, sahen die Einen darin ein göttliches Strafgericht, während Andere an Vergiftung glaubten. Die beiden folgenden Päpste, Pius VI. (1775—1799) und Pius VII. (1800—1823), waren Freunde des Ordens, der in Preußen und Rußland offen fortbestand und auch in Portugal nach Pombal's Sturz wieder mit Gunstbezeugungen überhäuft wurde. Da die französische Revolution den alten Dynastieen den Bund mit der römischen Kirche als im Interesse ihrer Selbsterhaltung nothwendig erscheinen ließ und die Legitimisten aller Orten die jesuitische Erziehung als ein Heilmittel wider den Geist des Umsturzes zu preisen begannen, so lag es nahe, daß der schwer bedrängte Papst Pius VII. das Unheil, welches die Kirche betroffen, mit der Wiederherstellung des Ordens bekämpfen zu können glaubte. Kaum war er aus seinem fünfjährigen Exil (1809—1814) nach Rom zurückgekehrt, so stellte er durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum vom 7. August 1814 die Gesellschaft Jesu für den ganzen katholischen Erdkreis wieder her. Die Polemik derselben gegen den Protestantismus trat nun mehr zurück; der Gegner, den der Orden jetzt vorzugsweise zu bekämpfen begann, war der Liberalismus.

---

78. Katharina II. in Rußland.

(Nach Heinr. v. Sybel, Kleine historische Schriften, Ernst Herrmann, Geschichte des russischen Staates, und Theodor v. Bernhardi, Geschichte Rußlands, bearbeitet vom Herausgeber.)

Katharina II. war in vielfacher Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung. Eine Ausländerin, welche als Vorkämpferin der russischen Nationalität ihren kaiserlichen Gemahl vom Throne wirft; eine Tochter lutherischen Geschlechts, welcher die russische Kirche, als dem Hort und Schirm der Rechtgläubigkeit, die Krone entgegenträgt; eine feine und geschmackvolle Frau von strahlender Liebenswürdigkeit bis in ihr höchstes Alter, der zugleich kein Pferd zu

unbändig, keine Strapaze zu beschwerlich, kein geistiges Problem abschreckend, keine Art des Ehrgeizes unbekannt ist; eine Prinzessin aus einem der kleinsten deutschen Häuser, welche dann ihre Hand nach Persien und Constantinopel, nach Polen und Schweden ausstreckt; eine deutsche Fürstentochter, unter deren Leitung Rußland zum ersten Mal einen tiefen Einfluß auf die innern Verhältnisse Deutschlands gewonnen hat.

Katharina war am 21. April 1729 geboren in der kleinen Stadt Zerbst. Ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, war preußischer General, und diese Stellung gab 1743 den Anlaß, daß seine damals 14jährige Tochter durch Friedrich den Großen der russischen Kaiserin Elisabeth empfohlen wurde, welche für ihren Neffen und Thronfolger, den Großfürsten Peter, bisherigen Herzog von Holstein, eine passende Gemahlin suchte. Mit ihrer Mutter kam sie 1744 nach Rußland. Das deutsche Fürstenkind fand sich plötzlich in eine neue, fremde Welt versetzt. An dem Hofe herrschte eine völlige Ausgelassenheit der Sitte inmitten eines kolossalen Luxus, durch welchen doch unaufhörlich die Dürftigkeit und Rohheit einer erst beginnenden Bildung hindurchbrach. Von geistiger Bildung, von feinerer Form des Betragens war hier keine Spur zu treffen. Das Dasein ging völlig auf in einem ungebundenen Drängen nach Macht und Genuß: der Starke und Listige kam voran, der Schwache, Unkluge, Vertrauende wurde unbarmherzig zertreten. Mit richtigem Tacte griff sie inmitten der rauschenden Geselligkeit des Hofes, in der sie völlig einsam lebte, zu ernster geistiger Nahrung; sie las in jeder ruhigen Stunde die Schriften Cicero's, Tacitus', Plutarch's; sie verstieg sich zu der Platonischen Philosophie, ja zu der Kirchengeschichte des Baronius.

Am 21. August 1746 wurde sie mit Peter III. vermählt. Dieser war zwar nicht ohne Kenntnisse, aber ohne die mindeste sittliche Erhebung des Geistes. Seine einzige Freude war Trinken und Rauchen, seine einzige Thätigkeit das Dressiren von Recruten und Hunden. Seiner jungen Gemahlin überließ er seine politischen Geschäfte; diese gab schon im 21. Jahre glänzende Proben in der praktischen Staatskunst und zog seitdem ihre Hand nicht mehr aus der Politik zurück, nicht ohne eifersüchtiges Mißtrauen der regierenden Kaiserin Elisabeth, die unnachsichtig jeden Anhänger der Großfürstin vom Hofe entfernte. Seit 1753 gewann der junge Sergius Soltikow ihre Gunst, dadurch wurde das Verhältniß zu ihrem Gemahl gestört und dieses auch durch die Geburt des Großfürsten Paul (1754) nicht gebessert. Als Soltikow auf einen Gesandtschaftsposten nach Madrid entfernt wurde, weinte Katharina bitterlich über die Trennung, wandte aber bald nachher ihre Gunst dem polnischen Grafen Poniatowski zu.

Kaum war Peter III. nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth (5. Januar 1762) zur Regierung gelangt, so zeigte er einen übermäßigen Eifer, umfassende Reformen auf der Stelle durchzuführen. Die ganz unverhehlte Geringschätzung, mit welcher der Kaiser alles Russische und namentlich die russische Kirche und

deren Gebräuche behandelte, und die Bevorzugung der Deutschen bewirkten, daß die Russen im Geiste die Herrschaft der Fremden wiederkehren sahen, ein Gedanke, der sie empörte, gleichviel, ob eine solche Herrschaft wohlthätig wirkte oder nicht. Mit einem Federstriche verfügte er die Confiscation alles Kirchengutes in dem weiten Reiche, mehr als 40 Millionen Rubel werth, womit die Geistlichkeit die Herrschaft über mehr als 1 Million Leibeigener (1/5 der gesammten ackerbauenden Bevölkerung Rußlands) verlor. Zugleich änderte er die äußere Politik ins Gegentheil um, indem er mit Friedrich II. Frieden, ohne irgend einen Vortheil für Rußland auszubedingen, und sogar ein Bündniß schloß. (Siehe S. 469.) Gegen Katharina, die, ihr deutsches Blut verleugnend, ihr Russenthum mit nicht geringerer Ostentation zur Schau trug, als der Enkel Peters des Großen seine deutsche Abkunft (indem er mit Vorliebe als Herzog von Holstein-Gottorp auftrat), sowie gegen den jungen Großfürsten Paul verhehlte er nirgendwo seinen Haß; er dachte daran, seinen Sohn von der Thronfolge auszuschließen, und da er keine eigenen Nachkommen mehr erwartete, so ließ er einige Vettern aus Holstein kommen, um vielleicht ihnen dereinst die Nachfolge zuzuwenden. So vereinigten sich verschiedene Elemente zu seinem Sturze. Die Popen wütheten über den Berauber der Kirche, die Garderegimenter knirschten über den Vergötterer der Preußen, eine Menge der bisherigen Machthaber fürchteten ihren Sturz durch die von Peter gestattete Rückkehr der sibirischen Exilirten. Es wurde Katharina nicht schwer, mit diesen allen anzuknüpfen. Ihr Freund Poniatowski war damals nach Polen zurückgekehrt, und an seine Stelle ein Artillerie-Officier, Gregor Orlow (Enkel eines unter Peter dem Großen hingerichteten Strelitzen), getreten, ein schöner, starker und kühner Mann, der mit voller Hingebung Katharinens Sache auf Leben und Tod ergriff. Sein Bruder Alexei, noch herculischer und trotziger, aber auch roher und gewaltthätiger als Gregor, warb in den Casernen für die Kaiserin. In der Nacht auf den 9. Juli wurde Katharina auf ihrem Lustschlosse Peterhof aus dem Schlaf geweckt; ein Mann stand an ihrem Bette, es war Alexei Orlow, der ihr hastig zurief: „Einer unserer Freunde ist verhaftet, eilen Sie, kein Augenblick darf verloren gehen.“ Sie war Anfangs wie betäubt und zitterte, als sie in den Wagen stieg, um nach Petersburg zu fahren; es war wohl weniger ängstliche Furcht als das Gefühl, daß jetzt die Entscheidung über ihr ganzes Leben da sei. Während der Fahrt verlor sich ihre Verwirrung, und unter fröhlichem Lachen kam sie in der Hauptstadt bei der Caserne der Garden an. Dort hatte Gregor Orlow die Regimenter vorbereitet; in der Kasan'schen Kirche wartete der Erzbischof von Nowgorod mit dem Clerus, der thätigste der Verschworenen, welcher schon durch seine Mönche offenen Aufstand gegen den Kirchenräuber hatte predigen lassen. Panin, der Erzieher des jungen Paul, versammelte die Senatoren, binnen zwei Stunden war Katharina als Selbstherrscherin aller Reußen ausgerufen, im Palast installirt,

von Beamten, Truppen, jubelnden Volkshaufen umgeben. Niemals war eine Revolution leichter, rascher, einmüthiger von Statten gegangen. Am Abend setzte sich Katharina selbst in einer Uniform nach altem Schnitt, nicht nach dem verhaßten neuen, zu Pferde an die Spitze der Truppen, welche gegen das Schloß Oranienbaum, den Aufenthalt Peter's, geschickt wurden. Die Soldaten waren in schwärmerischem Entzücken, das Volk begrüßte sie als die Befreierin, Rächerin, Retterin des alten heiligen Rußland. Der unglückliche Kaiser zeigte sich in seiner Schwäche und Verwirrung vollkommen unfähig, eine Vertheidigung auch nur zu versuchen. Nach dreitägigem Schwanken dankte er ab und überlieferte sich den Beamten seiner Gemahlin. Sie hatte die Absicht, ihn nach Holstein zurückzuschicken, ihre nächsten Freunde und Helfer aber meinten, daß man in Rußland anders mit gestürzten Souverainen verfahren müsse. Sein Verderben war, daß der Ehrgeiz des Gregor Orlow geradezu nach Katharinens Hand begehrte und deren Wiederverheirathung unmöglich war, so lange Peter lebte. Der wilde Alexei zauderte darauf nicht lange: er drang in das Gefängniß des Kaisers und begann mit dem elenden Manne eine Rauferei, in welcher Peter nach langem Ringen endlich in rohester Weise erdrosselt wurde, nachdem ein Versuch, ihn in Wein zu vergiften, mißlungen war. Daß der Mord ohne Katharinens Vorwissen vollzogen wurde, steht jetzt außer Zweifel; die Orlows wußten recht gut, daß Katharina eine solche That wohl nachträglich gutheißen, aber nicht ausdrücklich anordnen werde, und daß sie nichts wagten, wenn sie ihr diese Verlegenheit ersparten und eigenmächtig handelten. Ihre Heirath übrigens mit Gregor Orlow wurde durch den entschlossenen Widerspruch des Kanzlers Woronzow und des Grafen Panin verhindert. So war Katharina am Ziel. Die kleine Prinzessin von Zerbst war geworden, was sie sich vorgesetzt, regierende Kaiserin von Rußland aus eigener Macht, obgleich sie als Fremde nicht einmal ein scheinbares Recht auf die Krone hatte, um so weniger, als ein Sohn vorhanden war.

Sie war geboren zur Herrschaft. Sie wollte von Mit- und Nachwelt als große Regentin bewundert sein, und dazu gehörte, daß sie Bildung oder wenigstens den Schein der Bildung, den ihre Zeit oft genug für das Wesen nahm, im weiten russischen Reiche mit Macht zu fördern suchte, während die Alt-Russen von ihr eine Rückkehr in die alten Bahnen der Kaiserin Elisabeth erwarteten. Mit unendlichem Eifer warf sie sich auf die Erforschung ihrer Länder, fragte, studirte, sammelte, ruhte nicht, bis sie klare Anschauung und eigenes Urtheil besaß. Man ist erstaunt, wenn man die innere Thätigkeit dieser Herrschaft in ihren ersten 13 Jahren übersieht; da entsteht eine neue Eintheilung des Reiches, eine neue Organisation aller Behörden und Gerichte; da werden Städte gegründet, wenigstens Versuche gemacht, die Lage der leibeigenen Bauern zu mildern, das Vermögen der Kirche unter bessere Verwaltung genommen, für eine bessere Ausbildung der jüngern Geistlichkeit

und überhaupt des heranwachsenden Geschlechtes gesorgt, das wichtige System der Wasserstraßen und Canäle ausgebaut und reich dotirt. Man denkt an ein allgemeines Civilgesetz für das ganze Reich; man beseitigt aus dem Criminalproceß die Tortur; man gibt den wichtigern Zweigen des Finanzwesens eine strammere Ordnung; man legt Hand an die Schöpfung eines angemessenen Schulwesens. Allerorten finden wir die unausgesetzte persönliche Einwirkung der Kaiserin.

Ihr Verhältniß zu Gregor Orlow dauerte fort; er hieß ihr General-Adjutant, hatte eine Wohnung für sich in jedem der kaiserlichen Paläste und wurde mit Ehren, Würden und Schätzen überhäuft. Sie hätte dem männlich schönen Liebling gar gern von ihrem Geist gegeben, zog ihn überall zu den Geschäften heran, schob ihn vor, wo sich ein Anlaß rühmlicher Thätigkeit zeigte. Aber nur zu bald wurde er dann schlaff und ungeduldig und entzog sich ihrem Drängen eben so kategorisch, wie wenn sie ihn bat, zur Ehre des Hauses den wilden Gastereien mit den Zechgenossen seiner Lieutenantsjahre zu entsagen. So gab es im Verlauf der Jahre doch manche Verstimmung zwischen Beiden, und es fehlte Orlow nicht an einem großen Gegner, welcher eine jede derselben nachdrücklich auszubeuten verstand. Dies war Graf Panin, welcher dem Orlow die Zurücksetzung seines Zöglings, des Großfürsten Paul, zuschrieb und, als dieser 1772 großjährig wurde, an dem jungen Prinzen einen unerschütterlichen Rückhalt in seinem Haß gegen den Günstling fand. Panin war Virtuos in der Intrigue und ein höchst gefährlicher Widersacher. Er erfreute sich als Minister des Auswärtigen eines sichern Einflusses bei der Kaiserin, und im J. 1773 gelang es ihm, den Fürsten Orlow zu stürzen. Dieser starb im Wahnsinn (1783) eines, wie die Ueberlieferung will, nicht natürlichen Todes.

Der erste Türkenkrieg, 1768—1774.

Die Unternehmungen der Kaiserin von Rußland gegen die osmanische Pforte wurden von nicht geringeren Glücksumständen unterstützt, als ihre gegen das unglückliche Polen (siehe Nr. 79) in Ausführung gebrachten Pläne. Das Manifest, durch welches die Pforte gegen Rußland den Krieg erklärte, war, abgesehen von der Beschuldigung, daß der russische Hof auf den Grenzen zahlreiche Festungen habe anlegen und auf den Kriegsfuß setzen lassen, fast ausschließlich gegen die Gewaltthätigkeiten der Russen in Polen gerichtet; es läugnete die Rechtmäßigkeit der Wahl des Königs Stanislaus August und behauptete, daß derselbe wider die Neigung des Volkes den Polen von Rußland aufgedrungen worden, daß letzteres, trotz des wiederholten Versprechens, seine Truppen aus Polen zurückzuziehen, die Pforte hintergangen und durch die Niederbrennung des Grenzstädtchens Balta (siehe Nr. 79) den Krieg unvermeidlich gemacht habe. Einen Hauptfehler beging die Pforte darin, daß sie den Krieg im Herbst, und also ein halbes Jahr früher erklärte,

als sie ihre Truppen zu sammeln und den Feldzug zu eröffnen im Stande war. Denn der ganze Zuschnitt der Kriegführung war bei den Türken noch immer nur auf Sommerfeldzüge berechnet und die Truppen waren nur bis zum Herbst zum Dienst verpflichtet, wo sie dann durch andere sog. Wintertruppen ersetzt werden mußten. Diese Frist kam der russischen Regierung trefflich zu Statten, ihre Truppen konnten mit dem Frühjahre dem Feinde auf seinem eigenen Gebiete entgegengehen, um zu verhindern, daß die Türken den Schauplatz des Krieges in das russenfeindliche Polen verlegten. Uebrigens fand der Krieg die Russen sehr schlecht vorbereitet: der Zerrüttung der Finanzen durch Elisabeth's Verschwendung und den siebenjährigen Krieg war noch keineswegs abgeholfen, und wie die Flotte war auch die Armee, seit Münnich nicht mehr an ihrer Spitze stand, unter einer 30jährigen Frauenherrschaft gar sehr in Verfall gerathen.

Dennoch ward der russische Feldzugsplan darauf angelegt, das osmanische Reich zugleich im Norden, Süden und Westen anzugreifen. Die Hauptarmee unter dem Fürsten Galizyn sollte Polen decken und in die Moldau vordringen. Durch Unterhandlungen hatte Rußland bereits die kleinen unter sich uneinigen georgischen Fürsten gewonnen und ihnen Muth gemacht, das türkische Joch abzuwerfen. Der General Tottleben begab sich von Petersburg nach Tiflis, um im Einverständniß mit diesen Fürsten, die 40,000 M. stellen konnten, den Angriff gegen Erzerum und Trapezunt zu leiten. Eben so unterließ man es nicht, im äußersten Westen die den Russen stamm- und glaubensverwandten Montenegriner, deren ganzes Land eine fast uneinnehmbare Bergfeste ist und die unter Anführung eines Abenteurers, des kleinen Stefano, schon 1766 den kühnen Kampf mit der Pforte aufgenommen hatten, durch Unterstützungen an Geld, Artillerie und Munition zur Ausdauer aufzumuntern.

Der erste Angriff, welchen der unfähige Fürst Galizyn Ende April 1769 auf Chotschim, die nördlichste Festung am Dniestr, machen ließ, mißlang, theils weil es den Russen an den nöthigen Belagerungswerkzeugen fehlte, theils weil ihre Hoffnung auf den Verrath des türkischen Commandanten fehlschlug, da die Besatzung diesen erschlagen hatte. Dagegen wurde Chotschim bei der zweiten Belagerung von der (durch eine Niederlage eines türkischen Corps in Schrecken gesetzten) Besatzung verlassen, die Russen nahmen von dem leeren Platze Besitz, die ganze Moldau lag ihnen offen, sie besetzten Jassy und die Bojaren der Moldau huldigten der russischen Kaiserin. Noch im November 1769 folgte ohne Schwierigkeit die Einnahme der Walachei, denn überall in den Donau-Fürstenthümern war der Druck der türkischen Herrschaft so unerträglich, daß die christlichen Bewohner die Russen als ihre Befreier ansahen. Die Bojaren übergaben den rusischen Commissarien die Insignien der Fürstenwürde, die Mütze, die Fahne, die

Roßschweife und schwuren sammt den Bischöfen und der übrigen Geistlichkeit der Kaiserin Katharina den Eid der Treue.

Nicht minder glücklich waren die russischen Waffen im Osten und Südosten des türkischen Reiches gewesen; in Armenien, Grusien, Tscherkassien, der Kabardei und der kleinen Abasa empfingen im Namen der Kaiserin die Generale Tottleben und Medem die Huldigung dieser dem russischen Scepter sich unterwerfenden Völkerstämme und ihrer Fürsten.

Diese großen, in dem ersten Feldzuge von den russischen Landtruppen über die Osmanen errungenen Vortheile wurden im zweiten Feldzuge 1770 noch bedeutend erhöht durch den überraschenden Erfolg, welcher den Unternehmungen der russischen, aus dem Baltischen Meere durch den Sund, die Meerenge von Gibraltar nach dem Archipel segelnden Flotte zu Theil ward. Nach Rumelien, Thessalien und Morea hatte man schon früher (1765) geheime Kundschafter gesendet, um mit den griechischen Unterthanen der Pforte in Verbindung zu treten. Alexei Orlow, der den Plan eines Aufstandes der Griechen gegen die Pforte eingefädelt hatte, erhielt den Oberbefehl, obgleich er vom Seewesen keine Ahnung hatte und ihm sogar persönlicher Muth fehlte. Er erließ ein Manifest, in welchem die Verheißung ausgesprochen wurde, daß die Kaiserin Katharina, zum Besten ihrer Glaubensgenossen, das heilige, von Peter dem Großen und der Kaiserin Anna unternommene Werk, die Befreiung der gesammten griechischen Nation vom Joch der Ungläubigen, vollenden wolle; aber schon einen Monat darauf gab er die unglücklichen, verführten Griechen unbekümmert der Rache der Türken preis. Ganz Morea wurde hierauf mit erbarmungsloser Wuth von den Türken und Albanesen in eine Einöde verwandelt.

Das osmanische Geschwader vereinigte sich, nicht mehr als 15 Schiffe stark, an den Dardanellen unter der Anführung des Kapudan Pascha's Dschafer, eines Mannes ohne Kenntnisse und ohne Talente. Die Russen recognoscirten die Stellung der türkischen Flotte und beschlossen, sie anzugreifen. Der Kapudan Pascha, der nicht Muth genug hatte, seine Person dem Loos der Schlacht auszusetzen, verließ sein Schiff und begab sich unter einem Vorwande ans Land. Eben so verließ Alexei Orlow sein Admiralschiff beim Anfang der Schlacht und suchte Sicherheit für seine Person. Die Russen, welche nicht den Ausgang einer Schlacht wagen wollten, beschlossen, die Flotte zu verbrennen. Ein einziger Brander, den die Türken ganz ruhig auf sich zukommen ließen, zündete die ganze Flotte an, 15 Schiffe, 9 Fregatten, 8—9000 Menschen wurden ein Raub der Flammen. Das Hauptverdienst bei dieser Seeschlacht von Tscheschme, dieser, nach der Schlacht von Lepanto, größten Niederlage, die türkische Flotten je erlitten, kam unzweifelhaft drei in russischem Dienst stehenden Engländern zu. Elphinstone schloß die türkischen Schiffe eng ein, der Capitän Greigh ordnete die Beschießung der eingeschlossenen an, und der Lieutenant Dugdale

zündete das erste feindliche Schiff an, das er mit seinem Brander erreichte, den Ruhm und den Lohn dieser Thaten (den Beinamen Tschesmenski und eine Ehrensäule im Park von Zarskoe Selo) aber eignete sich allein Alexei Orlow zu, der während der Schlacht in kleinmüthiger Furcht verzagte und dessen hochmüthiger Starrsinn es allein verschuldete, daß die Früchte des großen Sieges nicht besser benutzt werden konnten. Elphinstone nämlich wollte gleich nach der Schlacht geraden Wegs auf Constantinopel losgehen, dessen Bevölkerung über die befürchtete Ankunft der russischen Flotte sich in der äußersten Aufregung befand. Der erbärmliche Zustand der ganz verfallenen Dardanellenschlösser hätte den Durchgang nicht verhindert, nur Orlow's Eigensinn sträubte sich dagegen. Die russische Flotte überwinterte auf Paros und den benachbarten cycladischen Inseln.

Während so in diesem Jahre die türkische Seemacht völlig vernichtet ward, gab nicht minder die Muthlosigkeit und der ungeordnete Zustand der Landtruppen den Russen Gelegenheit zu neuen und entscheidenden Siegen. Die Hauptarmee unter Rumänzow rückte von der polnischen Grenze, wo sie den Winter über sich gelagert hatte, den Pruth entlang gegen die Donau vor. Am 1. August (21. Juli) stießen die Russen, nur 20,000 M. stark, auf die über 100,000 M. zählende Armee des Großwesirs; ihnen im Rücken stand der Tatarchan, fast eben so stark als jener. Die türkischen Kanoniere gaben nur zweimal Feuer, dann ließen sie ihre Geschütze, 140 Stück, stehen und entflohen. Mit ihnen gaben auch die Janitscharen die Vertheidigung der Schanzen auf. Die Sipahis folgten alsbald dem Beispiel ihrer Vormänner und als sie, mit dem Ruf: „Wir sind geschlagen!" in dem eine halbe Stunde von den Schanzen entfernten Lager anlangten, war auch hier kein Halten mehr. Von dem ununterbrochenen Donner der russischen Geschütze in Schrecken gesetzt, zogen die Reiter sowohl wie die Fußgänger davon, unaufhaltsam zurückweichend, bis sie auf der Ebene von Kartal am Ufer der Donau anlangten. Auch diesen glänzenden Sieg erfochten die Russen, ohne daß es im Grunde zu einer Schlacht gekommen wäre. Mit 40,000 M. streitbaren Kriegern hatte am linken Ufer der Donau der Tatarchan und der Janitscharen-Aga sich in die 8 Stunden entfernte Festung Ismail geworfen. Aber auch hier kam es den Truppen gar nicht in den Sinn, sich in Vertheidigungsstand zu setzen; vielmehr suchten sie schon nach drei Tagen wieder das Weite, um Otschakow zu erreichen. Die Festung stand leer, die Thore unverschlossen; somit konnten die Russen von ihr ebenso mühelos Besitz nehmen, wie vor einem Jahre von Chotschim. Da die Türken diesseit der Donau keine Armee mehr hatten, konnten auch die noch übrigen Festungen ohne Aussicht auf Entsatz sich nicht länger halten.

So hatten die Russen in diesem Feldzuge durch die Eroberung der festen Plätze ihre Herrschaft in der Moldau und der Walachei gesichert. Wie bereits im vorigen Jahre zu Jassy und Bukarest die Moldauer und die Walachen

der russischen Kaiserin huldigten, so war es jetzt Panin's eifrigen Bemühungen gelungen, auch die moslemische Bevölkerung zwischen Donau, Pruth und Dniestr, die Tataren von Budjak und Jedissian, zum Abfall von der Pforte zu bewegen und durch das Versprechen der Unabhängigkeit den Weg zu ihrer Unterwerfung unter russische Herrschaft anzubahnen.

Der dritte Feldzug, vom J. 1771, war für den Ausgang des ganzen Krieges viel wichtiger und entscheidender als die beiden letzten Feldzüge, denn gerade zu der Zeit, als die drei Mächte im Begriffe standen, durch Unterhandlungen ihre gegenseitigen Beziehungen zu einander, zu Polen (siehe Nr. 79) und zur Pforte zu normiren, mußte es Rußland am meisten darum zu thun sein, sein Ansehen durch neue Siege noch mehr zu heben; es handelte sich, nachdem im Feldzuge des J. 1770 durch Eroberung der Festungen an der untern Donau und am Dniestr den Türken die unmittelbare Verbindung mit den Tataren der Krim abgeschnitten war, darum, diesen Erbfeind im Mutterlande zu vernichten und die russische Macht am Schwarzen Meere auszubreiten. Rußland kam es bei seinem Unternehmen sehr zu Statten, daß die Saat der Zwietracht und der Verlockung, die es mit so großem Glück unter den Tataren der Moldau ausgestreut hatte, einen nicht minder empfänglichen Boden unter den in Parteiungen zerfallenen Stammeshäuptern der krim'schen Tataren fand. Von drei Seiten zugleich bedroht, hielten die Tataren nirgends Stand, und die Russen zogen als Sieger zu Jenikala, Kertsch und Kaffa ein. Katharina's Stolz fühlte sich durch die Eroberung der Krim noch mehr gehoben, als durch den Sieg bei Tscheschme. Vorzüglich in der Unterhaltung mit den auswärtigen Ministern stellte sie es als das größte Ereigniß ihrer Regierung dar, dieser unterdrückten Nation zur Unabhängigkeit und Freiheit verholfen zu haben. Aber bald machten die Russen in der Krim durch ihre Bedrückungen sich so verhaßt, daß keiner ohne starke Bedeckung sich außerhalb der von ihnen besetzten Städte sehen zu lassen wagte.

Das Jahr der Theilung Polens (1772) war, der Türkei gegenüber, in Waffenstillstand und fruchtlosen Friedensunterhandlungen hingegangen. Den Sommer darauf aber konnte der Krieg wieder mit größerer Energie betrieben werden, da unter den veränderten Bedingungen Oesterreich nichts mehr dagegen hatte, daß Rußlands Heere über die Donau vordrangen. Im vierten Feldzuge (1773) versuchte der Feldmarschall Rumänzow zweimal vergeblich die Belagerung der Festung Silistria. Das Ende dieses Jahres zeichnete sich durch zwei eben so für die Türken wie für die Russen wichtige Begebenheiten aus. Am 24. Dec. starb der voreilige Urheber des Krieges, Sultan Mustafa. Ihm folgte sein Bruder Abdulhamid, den man seit dem Tode seines Vaters, Achmed's III., 43 Jahre lang im Käfig eingesperrt gehalten hatte. Ohne Talent, ohne Geschäftserfahrung, ohne andere Kenntnisse von der Welt, als die er sich durch Lesung osmanischer Reichsgeschichte erworben, war er ein Muster türkischer Unwissenheit und Einbildung, übrigens

ohne Charakter, die Zügel der Regierung in schlaffen Händen haltend. In demselben Monate hatte im südöstlichen Rußland ein Aufstand des Kosacken **Pugatschew**, der unter den Kosacken am Ural als Peter III. auftrat und die Freiheit der Leibeigenen verkündete, bereits ein so gefährliches Ansehen gewonnen, daß die Kaiserin Katharina, um ihre Krone besorgt, ein besonderes Truppencorps gegen ihn aussenden mußte. Wiederholt besiegt und von dem später berühmten Suworow tief in die Steppe verfolgt, ward er von den letzten 30 seiner Begleiter ausgeliefert, um zu Moskau auf dem Blutgerüste zu sterben (1775).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Pforte diese Noth der Kaiserin von Rußland zu benutzen verstand, sie jetzt nach all den Niederlagen, die sie erlitten, mit geringen Opfern einen sehr annehmbaren Frieden erlangen konnte. Aber die Ulema beharrten standhaft darauf, daß ein durch die Abtretung moslemischer Festungen wider die Grundsätze des Islams und die Sicherheit des Reiches streitender Friede nicht bewilligt werden könne, und so wurde der **fünfte Feldzug** (1774) eröffnet.

Die Zuchtlosigkeit der türkischen, vor allen der asiatischen, schon längst des Krieges überdrüssigen Truppen war ärger als je, und so konnte denn auch der Ausgang nur der schimpflichste sein. General Kamenskoi griff mit 25,000 M. die Türken in ihrem Lager zu Koslidsche an. Die ganze türkische Armee, sowohl Reiterei als Fußvolk, ergriff so eilig die Flucht, daß fast Niemand weder blieb noch gefangen ward. Kamenskoi säumte nicht, seinen Sieg zu benutzen und rückte unverweilt bis in die Nähe von Schumna vor, dann theilte er sein Heer in drei Abtheilungen, und am 14. Juli sahen die Türken sich von allen Seiten von den Russen eingeschlossen. In dieser Lage mußte der Friede auf die von Rußland vorgeschriebenen Bedingungen zu Kutschuk-Kainardsche abgeschlossen werden. Die Tataren der Krim, des Kuban, des Budjak werden von den beiden Kaiserreichen als freie und von jeder auswärtigen Macht völlig unabhängige Nationen, die von ihren eigenen Fürsten aus dem Geschlechte Dschingischan's regiert werden, anerkannt. Alle von den Russen in tatarischen Landen gemachten Eroberungen werden zurückgegeben, mit Ausnahme von Kertsch und Jenikala in der Krim und Kinburun an der Mündung des Dniepr. Die große und kleine Kabardei so wie das zufolge des belgrader Friedens wüstgelegte Grenzgebiet von Asow nebst der Stadt wird auf immer Rußland abgetreten. Rußland räumt dagegen alle Eroberungen in der Moldau und der Walachei, in Bessarabien, im Archipel, in Georgien und Mingrelien. Außerdem bedang Rußland sich in Bezug auf den Handel die freie Schifffahrt für seine Handelsschiffe zwischen dem Schwarzen und Aegäischen Meer und das ungehinderte Einlaufen in alle Häfen der Pforte aus; die russische Kriegsflagge durfte auch jetzt noch nicht auf dem Schwarzen Meere entfaltet werden. Polens, der Hauptursache des Krieges, wurde mit keiner Silbe gedacht.

So hatte die Kaiserin Katharina einen bedenklichen Krieg, der sehr ungelegen gekommen war und sie sehr schlecht vorbereitet getroffen hatte, siegreich und mit ansehnlichen Vortheilen beendet.

Gregor Potemkin.

Als Katharina an jenem ersten Abend ihrer Regierung sich zur Bekämpfung Peter's III. in den Sattel schwang, bemerkte sie, daß an dem ihr gereichten Degen das Portepée fehle. Auf ihre Frage sprengte ein junger Wachtmeister aus der Fronte hervor, ihr das seinige zu reichen; dabei wurde sein Pferd stätig und drängte hartnäckig an die Seite der Kaiserin heran. Sie sah mit Lächeln auf den kecken Reiter, dessen kolossale Gestalt und bedeutendes Gesicht ihr auffielen. Sie hörte, es sei der Sohn eines als Major verabschiedeten Edelmannes Gregor Potemkin, und ernannte ihn gleich am folgenden Tage zum Garde-Officier und Kammerjunker. Als es ihm gelungen war, zu dem engern Kreise der Gesellschaft Katharinens zugelassen zu werden, wandte er bald alle Künste des verschlagenen Hofmannes an, um andere Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, zu verdrängen. Seine Herrschaft über Katharina befestigte er gerade dadurch, daß er sich von Zeit zu Zeit zurückzog, und so, wenn er nach eigenen Launen wiederkehrte, immer neu blieb. In der Gewalt über die Kaiserin und die Verwaltung des Staates behauptete er sich am meisten durch die Meinung, welche er von seiner Unentbehrlichkeit für ihre eigene Sicherheit Katharinen gegeben hatte. Er ließ sie glauben, daß sie beständig von Gefahren umgeben sei, daß nur er sie schützen könne, besonders aber, daß nur er allein sie unter allen Bedingungen werde schützen wollen. Sie wußte nämlich sehr wohl, daß ihre übel errungene Herrschaft von einem sehr großen Theile ihrer Unterthanen höchst ungern ertragen wurde, und daß selbst wichtige Männer zu den Mißvergnügten gehörten; sie fühlte, daß sie eines kräftigen Mannes neben sich bedurfte, der durch den Schrecken, womit er erfüllte, jeden Gedanken des Widerstandes niederschlüge. Diesen Mann fand sie an Potemkin, der eine solche Rolle 16 Jahre (1776—1791) hindurch zu spielen und sich bis an seinen Tod in der unumschränkten Beherrschung der Monarchin gegen alle Gegner zu behaupten verstand. Nicht ausnehmende Vorzüge des Geistes und Herzens waren es, welche Katharina so anhaltend fesselten; nein, der höchste Grad von frecher Unverschämtheit auf einer Seite und eine große weibliche Schwäche auf der andern erklären Alles. Ohne gründliche Kenntniß zu haben, weder von den äußern Verhältnissen des Reiches noch von dem, was die innere Verwaltung erforderte, entschied er allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherrscherin sowohl innerhalb ihres unermeßlichen Reiches unternehmen, als was sie gegen fremde Mächte anstreben sollte. Jeden Vorzug, den persönliches Verdienst, Geburt oder Reichthum geben konnten, gewaltsam niederzudrücken, vorzüglich die Großen

des Reiches als Sclaven zu mißhandeln und sie bei jedem Anlaß fühlen zu lassen, daß er der allein Mächtige sei — dies war ihm der köstlichste Genuß der errungenen Uebermacht. Auch gegen die Gesandten fremder Mächte erlaubte er sich geflissentliche Verletzungen des äußern Anstandes; ihre Anträge und Vorstellungen hörte er an mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrschers. Die Eingebornen sicherte kein Rang, keine Würde gegen die gröbsten Mißhandlungen mit Worten und sogar mit Schlägen. Man hat behauptet, der Unverschämte sei so weit gegangen, selbst seine Gebieterin zu schlagen. Gewiß ist, daß er oft mit frecher Stirn geflissentlich gerade das Gegentheil von dem that, was Katharina gewünscht hatte. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte er seine Größe darein sich keine versagen zu dürfen und, mit grenzenloser Vergeudung der Gelder, die er den Staatskassen entzog, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens und der Kräfte der Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen.

Trotz kolossaler Verschwendungen brachte er in 10 Jahren ein Vermögen von 90 Millionen Rubel zusammen. Da mußte denn wohl jede der früher begonnenen Unternehmungen ins Stocken gerathen. Zerrüttung, Verschleuderung kam in allen Zweigen des Staatslebens an die Tagesordnung; großes Elend und tiefe Unzufriedenheit verbreiteten sich in den meisten Provinzen des Reiches. Potemkin kannte den Ehrgeiz seiner Herrscherin, wußte diesen immer höher zu schwellen und ihn für phantastische Ziele zu erhitzen. Der innere Verfall sowohl des westlichen slavischen als des südlichen osmanischen Nachbarreiches war für den russischen Militärstaat eine versuchende Lockung, in diesen beiden Richtungen angreifend vorzudringen.

Polen war seit Peter dem Großen nur dem Namen nach ein souverainer Staat, wurde aber thatsächlich von den russischen Truppen willkürlich durchzogen. Katharina war entschlossen, dieses Verhältniß zu behaupten, keine innere Kräftigung Polens zuzulassen. Sie setzte also ihren frühern Freund, Stanislaus Poniatowski, auf den polnischen Thron (siehe Nr. 79), schlug unter starken Kriegsopfern einen Aufstand der polnischen Patrioten nieder und erhob ohne Zaudern ihre Waffen zu einem 6jährigen glorreichen Kampfe gegen die Türkei, als diese sich in die polnischen Händel einmischen wollte.

Das Glück, welches die Kaiserin in diesem ersten Türkenkriege hatte, benutzte Potemkin, der sie nicht zur Ruhe kommen lassen wollte, um in ihrer Seele den Gedanken zu entzünden, die Türken aus Europa zu verjagen und auf den Trümmern ihrer Herrschaft ein neues griechisches oder orientalisches Kaiserreich zu errichten. Schon der Feldmarschall Münnich hatte die Kaiserin auf Constantinopel als das nothwendige Ziel russischen Strebens verwiesen. Dies schien jetzt in die unmittelbarste Nähe gerückt; Katharina selbst sollte noch bei ihrem Leben die Krone des neuen griechischen Reiches vereint mit der des ungeheuren nordischen, das sie schon besaß,

tragen, dereinst aber dieses letztere dem ältesten, jenes dem zweiten ihrer Enkel hinterlassen. Die Namen Alexander und Constantin, welche sie diesen Enkeln beilegte, sollten von ihrer frühen Kindheit an große Erinnerungen in ihnen wecken und sie zu den erhabensten Bestimmungen einweihen. Um die des jüngern Prinzen von seiner Geburt an anzudeuten, wurde er nicht nach dem russisch-griechischen Ritus, sondern nach dem etwas abweichenden der orientalisch-griechischen Kirche getauft. Junge Griechen wurden seine Spielgefährten und er lernte das Neugriechische gleichsam als Muttersprache. Dieser Gedanke konnte unter den damaligen Umständen sehr natürlich entstehen. Denn jener religiöse, kriegerische Enthusiasmus, mit dem das Volk der Osmanen die schönsten Länder des westlichen Asiens und des östlichen Europa's unterjocht hatte, schien wenigstens in den höhern Classen fast völlig erloschen, Weichlichkeit und Luxus hatten dieses Volk erschlafft, die Beherrscher wurden im Serail nur zum Genuß überspannter sinnlicher Lust, nicht zum Regieren erzogen. Auch nach Besteigung des Thrones verließen sie selten diesen ehemaligen Kerker und zogen nicht mehr aus, wie ihre Vorfahren, an der Spitze der Heere. Die Sultane waren abhängig von ihren obersten Staatsbeamten, und diese wie jene von Janitscharen, welche nicht mehr Sinn hatten für den durch kriegerische Großthaten errungenen Ruhm.

Die zwölf ersten Jahre der Herrschaft Potemkin's waren vorzugsweise den Vorbereitungen zu dem Türkenkriege gewidmet, der mit der Eroberung Constantinopels und mit der Gründung des griechischen Reiches enden sollte. So sehr sich auch Katharina in Potemkin's phantastischen Plänen gefallen mochte, war sie doch besonnen und erfahren genug, sich zu sagen, daß sie bei solchem Unterfangen außer der Türkei auch die eine oder die andere der europäischen Großmächte, vielleicht zwei und mehr, gegen sich haben würde. Es kam also zunächst darauf an, Bundesgenossen zu gewinnen. Dazu schien vor Allem Oesterreich geeignet, wo nach dem Tode der Maria Theresia ihr Nachfolger Joseph II. auf Vergrößerung seiner Staaten bedacht und eben erst mit dem immer wiederkehrenden Gedanken, Baiern auf irgend eine Weise zu erwerben, durch Preußens Dazwischentreten gescheitert war. Erbittert darüber, suchte Joseph eine nähere Verbindung mit Rußland, um mit dessen Hülfe Preußen demüthigen zu können. Der russische Hof kam ihm gern entgegen; Katharina reis'te unter dem Vorwande, die neu erworbenen Provinzen zu besuchen, nach Mohilew; in Folge einer Einladung traf dort Kaiser Joseph mit ihr zusammen und folgte ihr sogar nach Petersburg. Hier war unter den kostspieligsten Festlichkeiten, die der russische Hof eigentlich nicht bestreiten konnte, von ganz andern Dingen die Rede als von einer Demüthigung Preußens. Nichts Geringeres als die Wiederherstellung des alten Zustandes der europäischen Welt, eines östlichen Kaiser-Reiches (mit dem Sitz in Constantinopel) für Katharina's jüngern Enkel und eines westlichen (mit der Hauptstadt Rom) für Joseph ward geplant. Dazu wünschte

Katharina zwischen den drei Kaiserreichen einen von allen dreien unabhängigen Staat, gebildet aus der Walachei, Moldau und Bessarabien, unter dem alten Namen dieser Länder — Dacien — und unter der Herrschaft eines Fürsten griechisch-christlicher Religion, mit andern Worten Potemkin's!

Bevor noch die Unterhandlungen zu einem bestimmten Abschlusse gekommen, benutzte Rußland Zwiespalt und Hader, die unter den Tataren herrschten, um sich ohne Krieg des erst vor 9 Jahren neu gestifteten tatarischen Staates auf der Halbinsel Krim zu bemächtigen. Der Khan, der von einer feindlichen Partei vertrieben worden, wurde mit offener Gewalt wieder eingesetzt und mußte dann zu Gunsten Rußlands der Herrschaft entsagen. Die Pforte wurde durch Androhung des Krieges eingeschüchtert, daß sie die russische Herrschaft über die Krim und angrenzende Lande anerkannte (1784). Rußland entriß durch diese Gewaltthat dem türkischen Reiche ein Land, das die Hauptstadt mit Getreide versorgte, durch seine Lage eine kräftige Vormauer war und den Heeren Streiter lieferte, die sich durch Tapferkeit und Muth immer ausgezeichnet hatten; seine Lage am Schwarzen und Asowschen Meere, wichtigen türkischen Provinzen und selbst der Hauptstadt gegenüber, konnte zur Ausführung der ausgedehntesten Entwürfe des Handels, sowie der Eroberung benutzt werden. Die Eitelkeit der Kaiserin und Potemkin's erlaubte nicht einmal, dies zu verbergen. Die Kaiserin ließ an der Mündung des Dniepr eine neue Stadt, Cherson, bauen, über deren Thor die stolze Inschrift gesetzt wurde: Dies ist der Weg nach Constantinopel. Die neuerworbenen Lande wurden in ein Gouvernement vereinigt, das den Namen des taurischen erhielt; die Ausbildung desselben, die Umschaffung der Tataren zu Russen wurde dem Fürsten Potemkin, von nun an der Taurier genannt, mit unbeschränkter Gewalt anvertraut. Mit muthwilliger Verachtung wurden alte Verfassung, Sitten und Gebräuche vernichtet, nicht zu erschwingende Abgaben auferlegt, die wohlhabendsten Einwohner ihres Eigenthums beraubt; sehr viele verließen das Land, andere wurden in entfernte russische Provinzen abgeführt, wo sie meistens vor Elend umkamen. Zwei Jahre, nachdem das Land dem russischen Reiche einverleibt worden, soll man nur noch 17,000 männliche Unterthanen gezählt haben. Abgesehen von der Ausführung, lag es in der Natur der Dinge, daß die russische Regierung des letzten unabhängigen Stammes jenes Tataren-Volkes Herr zu werden suchte, unter dessen Joch einst ganz Rußland geseufzt hatte, dessen Nachbarschaft die südlichen Provinzen des Reiches unsicher machte und immer noch die Verbindung mit dem Schwarzen Meere erschwerte.

Noch ehe die Einwilligung zu dieser gewaltsamen Erwerbung der Pforte abgedrungen war, gelang es Katharina II., auch noch von anderer Seite ihr großes Reich zu erweitern. Mehrere Fürsten Georgiens suchten bei innern Unruhen Schutz bei der russischen Kaiserin, versprachen ihr dafür Stellung von Truppen und unterwarfen sich ihrer Herrschaft. Auch diese

Vergrößerung war wichtig. Sie gewährte Mittel, um die neuen tatarischen Unterthanen im Gehorsam zu erhalten, gab dem russischen Reiche noch mehr Stärke gegen das türkische und erleichterte den beabsichtigten völligen Umsturz des letztern.

Der zweite Türkenkrieg, 1787—1792.

Im Jahre 1787 hatte die russische Kaiserin eine Reise nach der Krim unternommen und war in Cherson mit Joseph II. zusammengetroffen. In dieser erst vor 9 Jahren erbauten Stadt hatte Potemkin ihr ein Gaukelspiel im großartigsten Maßstabe vorgeführt, um das unter seiner Verwaltung schnell verödete und entvölkerte „Taurien" (s. S. 496) ihr als ein blühendes Land darzustellen. Die schönsten Anlagen und die geschmackvollsten Landhäuser stellten sich den beiden Majestäten bei ihrem Einzuge in Cherson dar. Doch nur die zunächststehenden Gebäude waren, was sie schienen, die übrigen waren nichts als Tapeten. Sowohl Menschen als Viehheerden wurden weit und breit zusammengetrieben an die Straße, welche Katharina zog, in der Nacht mußten sie weiter ziehen und wurden so 5—6 Mal der Kaiserin vor Augen gestellt. Aus Moskau und selbst aus Warschau hatte Potemkin eine große Menge von Waaren herbeischaffen lassen, um der Stadt Cherson das Ansehen eines großen Handelsplatzes zu geben. Nach der Abreise der Kaiserin aber blieben die aufgehäuften Vorräthe unbezahlt liegen. In Sebastopol gewährte den hohen Reisenden, nach einem prächtigen Feuerwerke, die Aussicht auf den glänzend beleuchteten Hafen das künstliche Scheinbild einer großen Kriegsflotte. Den Schluß dieser imposanten Schaustücke machte auf der Rückreise, bei Pultawa, der von den zusammengezogenen Truppen in nachahmendem Schlachtspiel dargestellte Sieg Peter's I. über Karl XII. Hier trennte sich Joseph von Katharina, um wegen der bedenklichen Nachrichten aus Belgien (siehe S. 511) in seine Staaten zurückzueilen.

Die Pforte schöpfte den Verdacht, als sei bei dieser Zusammenkunft beider Monarchen eine Theilung des osmanischen Reiches verabredet worden. Da Kaiser Joseph nur für den Fall, daß Rußland von der Pforte angegriffen würde, seine Theilnahme an dem Kriege zugesagt hatte, so ließen Katharina und Potemkin kein Mittel unversucht, die Pforte durch Unbill jeder Art so zu reizen, daß sie Rußland den Krieg erklärte (August 1787). Zum zweiten Male sah man sich zu ungelegener Zeit in einen Krieg mit der Pforte verwickelt, und diesmal durch den eigenen Uebermuth. Es zeigte sich nun, daß die Hülfsmittel des Staates auf leeren Prunk verschwendet waren und für den Ernst des Krieges nichts vorbereitet war. Der erste Angriff der Türken war auf die Krim gerichtet, auf deren Besitz die Pforte großen Werth legte (siehe S. 496); aber der bewährte Kriegsheld Suworow schlug (Oct. 1787) die bei Kinburn gelandeten Janitscharen zurück und vernichtete fast das ganze Corps (von 5000 M.), so daß er sich rühmen durfte,

er habe ihnen zu ferneren Landungen die Lust benommen. Dagegen hatte Potemkin so sehr alle Fassung verloren, daß er, von dem Gefühle der eigenen Unfähigkeit übermannt, alle seine Aemter und Würden niederlegen wollte, um sein Leben in Einsamkeit und Vergessenheit zu beschließen.

Am 9. Februar 1788 erklärte auch Oesterreich dem Sultan den Krieg, nachdem es bereits 2 Monate zuvor einen mißlungenen Versuch gemacht hatte, durch plötzlichen Ueberfall sich Belgrads zu bemächtigen. Der Masse der aufgebotenen Streitkräfte nach zu urtheilen, hätte der Erfolg der glänzendste sein müssen. Noch nie hatte Oesterreich eine größere Armee beisammen gehabt. Trotzdem aber erlitt es während des ganzen Jahres 1788 einen Unfall nach dem andern. Davon trug die Hauptschuld der durchaus unzweckmäßige, vom Feldmarschall Lascy entworfene Operationsplan, und daneben nicht minder die Selbstüberschätzung des Kaisers, der ohne alle tiefere Einsicht in das Kriegswesen doch überall nach eigenem Gutdünken anordnen und entscheiden wollte. Die österreichischen Truppen, im Ganzen 218,000 M. stark, in fünf besondere Armeecorps getheilt, zogen sich in einem 200 Meilen langen Cordon von der Küste des Adriatischen Meeres bei Triest durch Croatien, Slavonien und Siebenbürgen bis an den Dniestr in Galizien hin. Die Einnahme von Chotschim durch den Prinzen von Coburg, der seine Winterquartiere in den eroberten Landschaften der Moldau nahm, und die Erstürmung Otschakows durch die Russen waren die einzigen Erfolge dieses ersten Feldzuges, die mit ungeheuren Opfern erkauft waren; man rechnete, daß von der großen österreichischen Armee kaum mehr als die Hälfte kampffähig war. Dermaßen hatte theils der Krieg selbst, besonders aber bei schlechter Verpflegung im ungewohnten Klima furchtbar um sich greifende Krankheiten und Seuchen sie mitgenommen. Die Lage Rußlands wurde auch noch dadurch verwickelter, daß der etwas abenteuerliche König von Schweden, Gustav III., den Augenblick günstig wähnte, um ziemlich ohne eigentliche Veranlassung einen Angriffskrieg gegen Rußland zu beginnen. (Siehe Nr. 82.)

Unmuthig und krank kehrte Joseph nach Wien zurück und konnte in dem nächsten Feldzuge (1789) den Oberbefehl nicht wieder übernehmen. Aufs glänzendste aber bewährte in diesem Jahre Suworow sein Feldherrntalent, als die Türken, 30,000 Mann stark, den Prinzen von Coburg zu überfallen gedachten. Mit beispielloser Geschwindigkeit eilte er dem bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe. Seiner kühnen Entschlossenheit hatten die vereinigten Heere es zu danken, daß sie am 1. August bei Fokschani einen vollständigen Sieg über den Feind davontrugen. Suworow trennte sich hierauf von den Oesterreichern, aber schon nach sechs Wochen sahen diese sich aufs Neue in die gleiche Bedrängniß versetzt und wieder war Suworow der Retter in der Noth. Am 17. September erhielt er vom Prinzen von Coburg die Mittheilung, daß der Großvezier mit einer furchtbaren Uebermacht (90- bis 100,000 Mann) heranziehe. In seiner lakonischen Weise schrieb er zurück:

„Je marche.“ Schon am 20. hatte er sich mit den Oesterreichern vereinigt. Man zögerte nicht, zum Angriff vorzuschreiten, und am 22. September erfolgte am Rymnik in der Walachei die berühmte Schlacht, aus welcher Suworow den Beinamen Rymnikskii davontrug. Vom Kaiser wurde er zum Reichsgrafen und der Prinz von Coburg zum Feldmarschall ernannt.

In Folge dieser Niederlage ließen die Türken den Muth so sinken, daß es jetzt den Verbündeten in kurzer Zeit gelang, sich mehrerer wichtiger Festungen zu bemächtigen. Der bisher unthätige Potemkin beschränkte sich an der Spitze der russischen Hauptarmee darauf, zwei feste Plätze, die keinen Widerstand leisteten, Akjerman und Bender, spät im Herbste in Besitz zu nehmen. Der trotz seines Alters noch immer energische Feldmarschall Laudon konnte, nachdem der General Clerfait die Türken bei Mehadia geschlagen hatte, die Belagerung Belgrads beginnen; er nahm die Vorstädte mit Sturm, die Festung capitulirte. Am Ende des Jahres 1789 hatten die Verbündeten die ganze Moldau, den größten Theil der Walachei und einen großen Theil von Serbien und Bosnien inne, waren aber noch weit von Adrianopel entfernt, wo, den Träumen zufolge, in denen man sich in Petersburg gewiegt hatte, die beiden kaiserlichen Heere sich vereinigen sollten. Oesterreich mußte fast um jeden Preis Frieden wünschen, da Kaiser Joseph's II. übereilte Neuerungen (siehe Nr. 81) in allen Kronländern die gefährlichste Gährung, in den Niederlanden einen offenen Aufstand hervorgerufen hatten. Joseph's Bruder und Nachfolger, Leopold II., beendete, da Preußen sich mit der Pforte verbündet hatte, um Oesterreich nicht mächtiger werden zu lassen, den Türkenkrieg durch den Frieden von Sistowa (bereits den 21. Frieden zwischen Oesterreich und der Pforte!) am 4. August 1791, indem er alle Donau-Eroberungen bis auf die kleine Feste Alt-Orsowa herausgab. Auch Rußland suchte Frieden zu irgend leidlichen Bedingungen zu schließen wegen neuer Verwickelungen in Polen. Ein Friede mit Schweden zu Werelä (14. August 1790) stellte die Grenzen beider Reiche so wieder her, wie sie vor dem Kriege gewesen. Als mit der Pforte Friedens-Unterhandlungen zu Jassy angeknüpft waren, eilte Potemkin, damit ihm das souveraine Dacien nicht entgehe, dahin und wollte den Abschluß verhindern, aber seine Zeit war vorüber, er starb an einem Lager-Fieber (1791) und der Friede wurde endgültig geschlossen, in welchem die Pforte dem russischen Reiche die öde Steppe zwischen dem Bug und Dniestr mit den Trümmern von Otschakow überließ und anerkannte, was in der Krim geschehen war. Ein geringfügiger und theuer erkaufter Gewinn! Denn man berechnete, daß Rußland in diesem Kriege wieder mehr als 400,000 Menschen verloren hatte, und die Finanzen waren so zerrüttet, daß die während des Krieges contrahirten Schulden nur schwer verzinset werden konnten und das unfundirte Papiergeld mit Zwangscours, nach dem eigenen Geständnisse der Regierung, am Schlusse des Krieges 100 Millionen Rubel (das Vierfache einer jährlichen Einnahme), wahrscheinlich aber noch weit mehr betrug.

Ganz im Widerspruche mit manchen neuern russischen Schriftstellern, die sich abmühen, **Polens Untergang** (siehe Nr. 92) als das ziemlich ausschließliche Werk Preußens darzustellen, nahm Katharina in diplomatischen Noten an den preußischen Hof den Ruhm, Polens Untergang herbeigeführt zu haben, ganz allein für sich in Anspruch. Sie habe 30 Jahre unablässig daran gearbeitet, ihre Heere allein hätten die Entscheidung bewirkt; Oesterreich und Preußen hätten ihren Antheil erhalten, ohne etwas zur Sache gethan zu haben, als reines Geschenk. Allerdings hatte Katharina nur die Unterwerfung Polens gewollt, nicht die Theilung.

Ihr Plan, ihren Sohn, den Großfürsten Paul, dem sie keine Demüthigung erspart hatte, von der Thronfolge auszuschließen und ihren Enkel Alexander zu ihrem unmittelbaren Nachfolger zu ernennen, kam nicht zur Ausführung. Vor der Bekanntmachung des betreffenden, bereits abgefaßten Decrets starb sie plötzlich an einem Gehirnschlage (6./17. Nov. 1796).

---

79. Die erste Theilung Polens.

(Nach Heinrich v. Sybel, in Julius Rodenberg's Deutscher Rundschau, bearbeitet vom Herausgeber.)

Polen erlebte seine glänzende Epoche im 15. und 16. Jahrhdrt. unter den Königen des Jagellonischen Hauses. Diese Fürsten wußten die überschäumende Kraft ihrer an Lebhaftigkeit den Franzosen kaum nachstehenden Unterthanen auf auswärtige Eroberungen zu lenken. In einer Reihe glücklicher Kriege wurde damals Roth-Rußland (Wolynien und Podolien), Klein-Rußland (die Ukraine) und Weiß-Rußland den Russen, Westpreußen und Ostpreußen, Kurland und Livland den Deutschen entrissen. Westpreußen und Livland wurden polnische Provinzen, Ostpreußen und Kurland polnische Vasallenstaaten. Es gab damals im polnischen Reiche drei Nationalitäten: Russen ($^4/_8$), Polen ($^3/_8$) und Deutsche ($^1/_8$), und fünf Religionsbekenntnisse: orthodoxe Griechen, unirte Griechen (Katholiken, welche den Papst anerkannten, aber griechischen Ritus behielten), römische Katholiken, Lutheraner und Reformirte. Die Jagellonen verstanden es, das bunte Ganze zusammenzuhalten und durch weisen und gemäßigten Gebrauch ihrer Machtbefugnisse die religiösen und nationalen Gegensätze nicht zu vergiften. Unter ihren Nachfolgern aber geschah gerade das Gegentheil: im 17. Jahrhundert ward die Krone allmählich völlig machtlos und die Erblichkeit der Thronfolge beseitigt; die Städte sahen sich ihrer politischen Rechte beraubt, die Bauern wurden drückender Leibeigenschaft unterworfen; der Adel war allmächtig gegenüber den andern Ständen der Nation. Jeder Edelmann hielt sich für einen souverainen Fürsten, sprengte nach seinem Belieben den Reichs-

tag durch sein liberum veto und, was das Schlimmste war, er hielt sich in seiner souverainen Unabhängigkeit auch für befugt, mit einer fremden Nachbarmacht Bündnisse zu schließen und Subsidien von ihr zu beziehen. Im alten deutschen Reiche gab es 300, im alten Polen 200,000 souveraine Staaten. So wurde die Einmischung der Fremden permanent, und seit der Mitte des 17. Jahrhdrts. tauchten mindestens sechs Theilungspläne auf. Bei zwei derselben waren die polnischen Könige selbst mit im Complott, um sich durch Hingabe einiger Provinzen die Hülfe der Fremden zur Herstellung der Königsmacht im Reste zu erkaufen. Dazu verwickelte man sich durch religiöse Unduldsamkeit gegen die Dissidenten aller Bekenntnisse in langwierige, unheilvolle Kämpfe mit Rußland und Schweden: Livland ging an Schweden verloren, Klein-Rußland trat in siegreicher Erhebung unter die Hoheit des Zaren, für Ostpreußen schüttelte 1657 der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die polnische Lehnshoheit ab. Höchst wahrscheinlich wäre es schon damals zu einer Zersplitterung des innerlich verfaulten und zerfallenen Staates (vergl. Nr. 59) gekommen, wäre nicht Rußland unter Peter dem Großen in rascher Entfaltung so stark geworden, daß es ganz Polen unter seinen alleinigen Schutz nehmen konnte.

Während des großen nordischen Krieges wurde der polnische König August II. nur durch russische Hülfe auf seinem Throne erhalten; sein Nachfolger August III. wurde unter dem Schutze russischer Bayonette gewählt. Der russische Gesandte in Warschau war der allmächtige Lenker der polnischen Politik, und ein großer Theil der polnischen Edelleute stand fortwährend in russischem Solde. Nach dem Tode August's III. wollte Katharina II., um den scheinbar fortbestehenden polnischen Staat ganz ihren Zwecken dienstbar zu machen, keinen fremden Prinzen auf dem polnischen Throne zulassen, sondern einen einheimischen Edelmann aus der Zahl jener russischen Söldlinge und erkor dazu ihren ehemaligen Liebhaber Stanislaus Poniatowski.

Ein weiteres Begehren entsprang ihr unmittelbar aus ihrer damaligen eigenen Stellung in Rußland. Sie hatte ihren kaiserlichen Gemahl (Peter III.) gestürzt, ihren Sohn (Paul) von der Nachfolge ausgeschlossen und ohne irgend einen Rechtstitel sich selbst auf den Thron geschwungen. So war in den ersten Jahren die Sicherheit ihrer Herrschaft äußerst zweifelhaft. Das nächste Mittel zur Popularität, glänzender Kriegsruhm, war ihr für den Augenblick versagt, da Rußland nach den Anstrengungen des siebenjährigen Krieges schlechterdings der Ruhe bedurfte. Um so dringender wünschte sie, sonst etwas höchst Volksthümliches zu thun, und nach der Gesinnung des russischen Volkes, bei dem die Anschauungen von Nation, Staat und Kirche zusammenfallen, konnte sie nichts Wirksameres thun, als sich der griechischen Katholiken im polnischen Reiche anzunehmen. Der Fanatismus der polnischen Machthaber hatte erst in den letzten Jahrzehnten die Rechte der Dissidenten aufs Neue durch harte Verfügungen beschränkt und theilweise vernichtet. Es gelang

nun der Kaiserin Katharina, sowohl die Wahl Poniatowski's zum Könige als die Gleichberechtigung der Dissidenten durchzusetzen. Allein gegen diese letztere Bewilligung bildete sich eine Conföderation zu Bar in Podolien zum heiligen Kriege für die Einheit und Reinheit der Kirche. In ganz Polen ertönten die heftigsten Verwünschungen gegen den elenden Poniatowski, der sich als Werkzeug für die Sache der Ketzer habe gebrauchen lassen; seine Entthronung war bei den Conföderirten eine beschlossene Sache. Der unselige Fürst fand für seine persönliche Rettung keinen andern Weg, als immer engern Anschluß an Rußland. Etwa 16,000 M. russischer Truppen wurden herbeigezogen, und es begann in den südlichen Provinzen des Landes ein erbitterter Krieg, der von beiden Seiten mit der wildesten Grausamkeit geführt wurde. Die Häupter der Conförderirten hatten sich von Anfang an mit dringenden Hülfsgesuchen an das Ausland gewandt, an Oesterreich und Frankreich, an den Papst und den Sultan. Bei jedem Fortschritte der russischen Truppen in Polen wuchs auch in Constantinopel Verstimmung und Eifersucht. Als nun einmal die Russen eine geschlagene Truppe der Conföderirten im Eifer des Nachsetzens über die türkische Grenze verfolgten und die kleine Stadt Balta bei dem fortdauernden Gefechte in Flammen aufging, riß der hohen Pforte plötzlich die Geduld, und der Sultan erklärte im October 1768 den Russen den Krieg, weil er, wie sein Manifest sagte, die Vergewaltigung Polens nicht ertragen könne.

Die reißenden Fortschritte der Russen, welche Bessarabien besetzten, die Moldau und Walachei eroberten, einen Aufstand der Griechen in Morea veranlaßten und die türkische Flotte im Archipel verbrannten, bewogen die Pforte, auf einen Gedanken des österreichischen Staatskanzlers eingehend, die gemeinsame Vermittelung Oesterreichs und Preußens anzurufen. Da nun vorauszusehen war, daß Rußland ohne allen Gewinn das Schwert nicht aus der Hand legen werde, und da Oesterreich ihm eine große türkische Erwerbung nicht verstatten zu können glaubte, so nahm Joseph II. den schon früher einmal von Friedrich II. angeregten, aber vom russischen Hofe verworfenen Gedanken*) wieder auf, daß Rußland anstatt einer türkischen

*) Um die Gesinnung der Kaiserin Katharina zu erforschen, hatte Friedrich II. 1769 seinem Gesandten in Petersburg eine Denkschrift geschickt, welche zur Beendigung der schwebenden Händel eine Abreißung polnischer Provinzen zu Gunsten der drei Mächte vorschlug und dabei vorsichtig bemerkt, der Vorschlag rühre von einem sächsischen Diplomaten, dem Grafen Lynar, her, sei aber unreif und phantastisch, doch sei es immerhin von Interesse, zu wissen, was die russische Regierung dazu sagen würde. Dieser Schritt des Königs, schon seit längerer Zeit bekannt, hat immer als entscheidender Beweis dafür gegolten, daß Friedrich die erste Veranlassung zu der Theilung Polens gegeben habe. Erst vor Kurzem (in der Zeitschrift für preußische Geschichte, Sept. und Oct. 1872) hat Max Duncker („Die Besitzergreifung Westpreußens") durch genaue Aufschlüsse über die (ablehnende) russische Antwort diesen Klagepunkt für immer erledigt.

Provinz eine polnische nehmen solle, dafür aber auch Oesterreich dort zugreifen lasse. Und mit dem Zugreifen begann Joseph seine diplomatische Action. Er ließ von Ungarn her österreichische Truppen in Polen einrücken und die Zipser Gespannschaft (20 □-Meilen) auf Grund von Rechtsansprüchen aus dem J. 1412 (Verpfändung der Zipser Städte an Polen durch Kaiser Sigmund) besetzen. Als Katharina II. dieses erfuhr, glaubte sie, es sei die erste Folge eines Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich, deren beide Herrscher kurz vorher zu Neustadt in Mähren zusammengekommen waren (Sept. 1770), und sie fürchtete, es könnte demnächst der offene Uebertritt Preußens aus dem russischen ins österreichische Bündniß zu erwarten sein. Um nun Friedrich II. zu zeigen, daß die russische Freundschaft ihm vortheilhafter werden könnte als die österreichische, bot sie ihm (durch den in Petersburg damals anwesenden Prinzen Heinrich) die Erwerbung von Westpreußen an. „Daß Polen", meinte der König, „die Kosten der Ausgleichung bezahlt, ist durchaus billig, da die Türken den Krieg nur auf Anrufen und im Interesse der Polen begonnen haben." Er wußte auch die Forderungen Katharina's an die Türkei so weit herabzustimmen, daß der Bruch mit Oesterreich vermieden wurde. Oesterreich war mit der russischen Verzichtleistung auf die Donaufürstenthümer befriedigt. Rußland und Preußen einigten sich rasch durch einen Vertrag vom 17. Febr. 1772, welcher dem Könige Westpreußen, der Kaiserin Katharina das polnische Land östlich vom Dniepr und der Düna zuwies. Maria Theresia entschloß sich zuletzt, bei allem Widerwillen gegen eine Zerstückelung Polens, zur Annahme des weiten und wohlgelegenen Galizien. Was ihr die Theilung Polens so unheilvoll erscheinen ließ, war wohl weniger die Bereicherung mit fremdem Gute (denn sie verlangte so viele polnische Unterthanen, als Preußen und Rußland zusammen erhielten), sondern die Vergrößerung der beiden mißliebigen Nebenbuhler, des lutherischen Preußen und des schismatischen Rußland, auf Kosten des höchst rechtgläubigen Polen. Nachdem der Theilungsvertrag im August 1772 von den drei Mächten unterzeichnet worden, rückten neben den Russen auch österreichische und preußische Truppen in Polen ein, und die Schaaren der Conföderirten stoben ohne jeden Widerstand auseinander.

Nach Herstellung der äußern Ruhe wurde ein Reichstag berufen, um sowohl durch förmlichen Vertrag die Abtretung der Provinzen an die drei Mächte zu vollziehen, als auch die seit dem Aufstande der Barer Conföderation unsicher gewordenen Verfassungsfragen zu regeln, nicht minder aber die Zahlungen und Pensionen zu reguliren, welche die einzelnen Senatoren und Landboten für ihr zustimmendes Votum von den Mächten erhalten sollten! Der Abtrennungs-Vertrag wurde hier einstimmig vollzogen. In der Verfassungsfrage blieb es bei dem liberum veto, der Adelsanarchie und der Schwäche des Königthums; nur in Sachen der Dissidenten ward dem katholischen Eifer das Zugeständniß gemacht, daß jene zwar ihre

sonstigen Rechte zurückerhielten, aber vom Senat und Reichstag ausgeschlossen blieben.

So vollzog sich die erste Theilung Polens nicht nach einem seit lange vorbereiteten Plane, sondern als ein plötzlich ergriffenes Auskunftsmittel zur Beseitigung einer großen europäischen Kriegsgefahr. Für die Gesammtpolitik Europa's bedeutete der Act die Rettung der Türkei, die Einschränkung der russischen Eroberungen an der Donau und der russischen Alleinherrschaft in Polen so wie den Beginn eines Einverständnisses zwischen den deutschen Großmächten; für die Einwohner der abgerissenen Theile brachte er den Uebergang aus einer bodenlosen, Bildung und Sitte ertödtenden Anarchie in ein geordnetes, wenn auch unvollkommenes und despotisches Staatswesen.

---

80. Der baierische Erbfolgestreit.

(Nach Adolf Beer, Maria Theresia in Rudolf Gottschall's Neuem Plutarch, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Der Gedanke einer Erwerbung Baierns beschäftigte die österreichischen Staatsmänner während des ganzen 18. Jahrhdrts. Zu wiederholten Malen wurden Versuche gemacht, die entfernten Niederlande gegen das Nachbarland umzutauschen, wodurch die Monarchie eine treffliche Abrundung erlangt hätte. Das Interesse der europäischen Staaten, und besonders Englands, stand mit diesen Bestrebungen nicht im Einklange. Da eröffnete sich am Abend Maria Theresia's abermals eine Gelegenheit, das nie aus dem Auge verlorene Ziel zu erreichen. Maximilian Joseph, Kaiser Karl's VII. Sohn (siehe S. 441), war der letzte Fürst seines Stammes, nach seinem Tode war Karl Theodor, Kurfürst der Pfalz, der berechtigte Erbe. Die Eventualität des kinderlosen Ablebens des baierischen Herrschers beschäftigte den österreichischen Staatskanzler Kaunitz fast anderthalb Jahrzehnte früher, ehe jenes Ereigniß eintrat. Die Schwierigkeiten erschienen ihm nicht unüberwindlich, wenn nur Preußen aus dem Spiele gehalten werden konnte.

Erst seit März 1777 begannen die eigentlichen Verhandlungen, wozu der mannheimer Hof die Initiative ergriff, indem eine pfälzische Denkschrift über die Ansprüche des Kurfürsten auf Baiern den wiener Kreisen mitgetheilt wurde. Maria Theresia und Joseph ließen eine längst vorbereitete Schrift über die österreichischen Ansprüche übermitteln. Die Folge dieses Meinungsaustausches war ein Uebereinkommen zwischen beiden Theilen, welches am 3. Januar 1778 abgeschlossen wurde, worin Karl Theodor alte Ansprüche Oesterreichs auf Niederbaiern (gegründet auf eine Schenkung Kaisers Sigmund an seinen Schwiegersohn Albrecht II.) und auf die böhmischen Lehen in der Oberpfalz anerkannte. Maria Theresia war über das erzielte Resultat ent-

zückt. Denn damals hatte es den Anschein, daß Oesterreich in den Besitz des vertragsmäßig sichergestellten Gebietes widerstandslos gelangen werde. Die Kaiserin scheute einen Krieg, und wie leicht konnte dieser entstehen, da Frankreichs Zustimmung fehlte und Preußens Widerspruch zu besiegen war? Auf einen Krieg mit Friedrich aber war man in Wien nicht gefaßt; man wähnte, daß er sich darauf beschränken werde, auf diplomatischem Wege die Ansprüche Oesterreichs entweder ganz zu vereiteln oder, wenn dies nicht gelingen sollte, für sich einige Vortheile zu gewinnen. Frankreichs glaubte man sicher zu sein; ohnehin nahmen die englisch-amerikanischen Provinzen die rege Aufmerksamkeit der französischen Minister in Anspruch. Ein Eingreifen Rußlands war nicht wahrscheinlich, da die Verwickelungen mit der Pforte einen Bruch erwarten ließen.

Die Berechnungen des Fürsten Kaunitz erwiesen sich indessen doch als falsch. In den ersten Tagen des Monats Februar übergab Riedesel, der preußische Gesandte, in Wien eine Note, welche das österreichische Vorgehen in Baiern einer eingehenden Zergliederung unterzog. Die preußische Note hatte Kaunitz in seiner Ansicht, es sei Friedrich nur um eigene Vortheile zu thun, noch bestärkt, während dieser fest entschlossen war, eine Vergrößerung nicht zu dulden und einen jeden Entschädigungsvorschlag, der ihm etwa gemacht würde, zurückzuweisen, den Degen nicht eher in die Scheide zu stecken, bis Oesterreich alles, was es widerrechtlich in Besitz genommen, herausgegeben haben würde. Dem Unterhändler Friedrich's war es mittlerweile gelungen, den Herzog von Zweibrücken, als Nachfolger Karl Theodor's, zu bestimmen, Verwahrung gegen die Abmachungen zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz einzulegen, und auch Sachsen wendete sich Behufs Geltendmachung einiger Allodial-Ansprüche an den Reichstag. Preußen unterstützte die beiden Fürsten und stellte sich nicht nur in Regensburg an die Spitze der Opposition gegen den Kaiserhof, sondern in einer zweiten in Wien übergebenen Note suchte es auch die Richtigkeit der österreichischen Forderungen darzulegen.

Die Aussichten auf eine leichte Erwerbung baierischen Gebietes mußten demnach schwinden. Beharrte man in Wien darauf, sich um den Widerspruch Preußens nicht zu kümmern, so war ein Krieg unausweichlich. Joseph war empört über den Gedanken, vor dem berliner Richterstuhle die baierische Sache zu verhandeln; Maria Theresia wollte dagegen von einem angriffsweisen Vorgehen gegen Preußen nichts hören.

Im April verließ Friedrich seine Residenz und begab sich zum Heere in Schlesien; fast um dieselbe Zeit fand sich Joseph in Olmütz zur Uebernahme des Oberbefehls über die militärischen Streitkräfte Oesterreichs ein. Mit großen Hoffnungen sah er dem Beginn des Kampfes entgegen; fast mit Sicherheit erwartete er entschiedene Erfolge. Nicht so die Kaiserin. Sie sann unermüdlich auf Mittel, dem Kriege ein Ende zu machen. Mit dem kleinsten

Antheil wollte sie sich begnügen; tagelang studirte sie die Karte und zog mit einem Röthel die Demarcationslinie. Den Entwurf übersendete sie dem Sohne mit der Bitte, ihn zu rectificiren; aber er solle ja nur kleine Berichtigungen vornehmen und nicht etwa eine andere Punktation an Stelle der ihrigen setzen.

Kaunitz beurtheilte die Sachlage ganz zutreffend. Vergebens waren bisher alle Bemühungen gewesen, Frankreichs Mitwirkung zu erlangen. Vergebens demonstrirte man, daß Oesterreich nicht der angreifende Theil sei und alle kriegerischen Maßnahmen nur die Vertheidigung gegen einen ungerechten Angriff bezweckten. Marie Antoinette entfaltete eine große Rührigkeit, die französischen Kreise für Oesterreich zu gewinnen. Man zeigte sich zu allen Opfern bereit, wenn Frankreich sich entschieden auf Oesterreichs Seite stellen wollte; selbst in die Abtretung eines Theils der Niederlande würde man gewilligt haben. Auch in Petersburg ließ man es an Versuchen nicht fehlen, die dortigen Staatsmänner für Oesterreich günstig zu stimmen, und hoffte eine Zeit lang, daß Preußen wenigstens von dieser Seite auf eine Unterstützung nicht werde rechnen können. Man ließ die volle Geneigtheit zu einer Verständigung mit Rußland in den türkischen Angelegenheiten durchblicken. Natürlich ließ auch Friedrich nichts unversucht, die Czarin für sich zu gewinnen und ihre Betheiligung am Kampfe anzurufen. Während des ganzen Sommers verstand man es in Petersburg meisterhaft, Oesterreich und Preußen hinzuhalten. Erst nachdem Katharina die sichere Gewähr für die Beilegung ihrer Streitigkeiten mit der Pforte erlangte, griff sie doch für den Bundesgenossen ein. Sie ertheilte dem wiener Hofe den Rath, sich mit Friedrich und den andern Parteien über die baierische Erbfolge freundschaftlich zu vergleichen, da sie sonst den schon seit einigen Monaten andauernden Krieg in Deutschland nicht gleichgültig mit ansehen könnte. Diese Erklärung machte in Wien großen Eindruck; selbst Joseph konnte die Bedeutung derselben nicht verkennen, er konnte wohl nicht in Abrede stellen, daß Alles verloren sei, wenn man sich in Petersburg zu einer Unterstützung Preußens entschloß. Mit Friedrich allein glaubte er einen Waffengang wagen zu dürfen; aber gegen Preußen und Rußland konnte Oesterreich nicht standhalten. Und doch empörte sich sein Stolz gegen eine Nachgiebigkeit. Maria Theresia sah nur in einer raschen Beendigung der Angelegenheit das einzige Heil. Am 4. November langten Depeschen in Wien aus der russischen Residenz an, die eine beabsichtigte Vermittelung Rußlands meldeten. Fürst Repnin sei zu diesem Behufe nach Berlin, Baratinsky nach Paris gesandt worden. Maria Theresia schrieb an ihren Schwiegersohn Ludwig XVI. und an Katharina, und übertrug die Vermittelung Rußland und Frankreich. Die Czarin empfing den Brief Maria Theresia's „mit der lebhaftesten Rührung"; erhielt sie doch dadurch Gelegenheit, in einer centraleuropäischen Frage das Gewicht ihres Wortes und den Einfluß ihres Staates zur Geltung zu

bringen. Die beiden vermittelnden Mächte einigten sich dahin, dem Kaiserhofe ein kleines Stück von Baiern zuzugestehen, um seine Würde zu retten. Auf dem Congreß zu Teschen kam die Sache zum Abschluß (13. Mai 1779). Oesterreich erhielt das Innviertel zwischen Donau, Inn und Salza, im Ganzen 40 □-Meilen mit beiläufig 80,000 Einwohnern, und Preußen sicherte sich seine Anwartschaft auf die fränkischen Markgrafschaften. Joseph konnte sich mit den Bestimmungen des Tractats nicht befreunden; desto zufriedener war Maria Theresia über die Beendigung des leidigen Streites; sie war glücklich, weiteres Blutvergießen verhindert zu haben.

---

81. Kaiser Joseph II.

(Nach Johann Grafen Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und Franz Mayer, Geschichte Oesterreichs, bearbeitet vom Herausgeber.)

Maria Theresia ernannte nach dem Tode ihres Gemahls Franz I. ihren ältern Sohn, Joseph, zum Mitregenten, aber er nahm an der Regierung der Monarchie keinen Theil, nur erhielt er später die unmittelbare Leitung des Militärwesens. Der Hof-Kriegsraths-Präsident Lascy stand ihm hierbei treu zur Seite. Die freie Zeit benutzte er zu Reisen: er besuchte alle Theile der Monarchie, war mit seinem Bruder Leopold, Großherzog von Toscana, in Rom während des Conclave, welches Clemens XIV. erwählte; er besuchte seine Schwestern in Neapel und Parma, und später Ludwig XVI. und Marie Antoinette in Paris, und betrat Spanien. Zweimal traf er mit Friedrich II. zusammen, in Neiße in Schlesien und zu Neustadt in Mähren. (Siehe S. 503.) Im letzten Lebensjahre seiner Mutter war er in Moskau, hier knüpfte sich das Freundschaftsband mit der Kaiserin Katharina, dem er bis zu seinem Lebensende treu blieb. Von jeder Reise brachte er neue Ideen und neue Pläne mit; dadurch aber gerieth er oft in Gegensatz mit seiner Mutter — es war die alte und die neue Zeit, die sich berührten, aber nicht in einander verschmelzen konnten.

Er war 40 Jahre alt, als er, 1780, nach dem Tode Maria Theresia's, als Alleinherrscher an die Spitze der Monarchie trat. Beseelt von dem Wunsche, die vergangene Zeit, die ihm verloren schien, einzuholen, vielleicht vom dunkeln Gefühl frühen Todes getrieben, begann er mit überstürzender Hast Reformen in allen Zweigen der Verwaltung. Er wollte seine, aus so vielfältigen Elementen bestehenden Länder zu einem mächtigen Staate gestalten, in dem eine Verfassung und eine Gesetzgebung herrschen, dessen Verwaltung von einem Mittelpunkte ausgehen sollte. Die von Maria Theresia sehr gemilderte Leibeigenschaft wurde aufgehoben; die Zwangsvorschriften bei Zünften und Handwerken als erloschen erklärt; mit Erfolg trachtete er,

die in Ungarn zahlreichen Zigeuner zu nützlicher Thätigkeit zu bringen; den Juden wurden alle entehrenden Bezeichnungen genommen und ihnen die Wege der Bildung, des Gewerbes, Handels, der Aemter und Würden des Staates geöffnet. Der Verkehr mit dem Auslande aber wurde erschwert, damit weniger Geld ins Ausland gehe, der Einfuhr aller Fabricate und vieler rohen Erzeugnisse des Auslandes wurde ein strenges Verbot entgegengesetzt. Er huldigte dem System der französischen Physiokraten und der großen Encyclopädie, welche damals für den Inbegriff aller Weisheit galt. Sein Hauptaugenmerk war also die Besteuerung des Grundes und Bodens. Eine hohe Grundsteuer sollte eingeführt werden, alle andern Abgaben aufhören. Alsobald wurde die Vermessung der Monarchie begonnen; 5 Jahre währte die Arbeit, sie kostete viel, wurde mit Uebereilung vollendet, und als nach 5 Jahren die Grundsteuer nach dem neuen Fuße in den deutsch-österreichischen Ländern eingeführt wurde, waren nicht nur alle Grundbesitzer unzufrieden, sondern auch die meisten Bauern höher besteuert und aller Orten Klagen.

Für die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten erschien eine neue Gerichts-Ordnung. Im Criminal-Gesetzbuche wurde die Todesstrafe abgeschafft und statt derselben das Schiffziehen und Anschmiedung in ewigen Gefängnissen eingeführt. Beides entsetzte die Völker — ewig angeschmiedet sein, ist fürchterlicher als der Tod, und der schiffziehende Verbrecher erweckte Mitleid. Der Gedanke, daß gewisse Verbrechen nur durch den Tod gestraft und gesühnt werden können, lag zu tief in den Völkern, als daß die Absicht Kaiser Joseph's, die er bei der Abschaffung der Todesstrafe hatte, bei den Völkern Eingang hätte finden können. Die Gebildeten in der Monarchie waren entrüstet, als Kaiser Joseph sich erlaubte, Criminal-Urtheile der Gerichtshöfe zu verschärfen. Es ist oft gepriesen worden, daß er die Büchercensur, die vor ihm bestanden, aufgehoben hat, man muß sich aber hierunter nicht jene Preßfreiheit denken, die jetzt in den meisten Staaten besteht. Daß der Kaiser vom geistigen Eigenthum keinen klaren Begriff hatte, ergibt sich daraus, daß er den Nachdruck gestattete; er gab die Erlaubniß hierzu, weil dadurch das Geld im Lande blieb, welches sonst für Bücher ins Ausland gegangen wäre!

Die eingreifendsten Neuerungen des Kaisers waren jene, die er in den kirchlichen Angelegenheiten traf. Sie begannen mit dem Toleranz-Edict, welches er gleich beim Antritt seiner Selbstregierung erließ (15. Oct. 1781) und welchem dann die weitern Verordnungen folgten. Alle Verbindungen österreichischer Klöster mit auswärtigen Ordensgeneralen oder Congregationen wurden untersagt; es wurde das Verbot erneuert, päpstliche Bullen ohne landesherrliches Placet anzunehmen. Der Theologie beflissene Jünglinge durften nicht mehr in das Collegium germanicum nach Rom gehen; die bischöflichen Seminarien wurden aufgehoben und an deren Stelle General-Seminarien eingeführt, in denen die jungen Geistlichen nach des Kaisers

Grundsätzen erzogen wurden. Geldsendungen nach Rom durften nicht mehr Statt haben und die Dispensationen nur unentgeltlich angenommen werden. In der Lombardei eignete sich der Kaiser die Verleihung aller geistlichen Pfründen zu. Ein neues Ehe-Patent setzte die Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit fest. Alle geistlichen Brüderschaften und über 700 Klöster wurden aufgehoben und an 36,000 Mönche und Nonnen mit Pensionen ausgestattet. Das Vermögen der Klöster ward theils dem Religions-, theils dem Studien-Fonds zugeschlagen. Den päpstlichen Nuntien wurde erklärt, man betrachte sie nur als politische Gesandte an den Höfen, an welchen sie residirten. Gleich im Beginn dieser kirchlichen Anordnungen kündigte Papst Pius VI. zur großen Ueberraschung des Kaisers an, daß er persönlich nach Wien kommen werde. Dem Kaiser war dies ungelegen, er wollte dem Besuche vorbeugen. Auch mehrere Cardinäle widerriethen die Reise. Pius VI. aber vertraute auf den Zauber, der in seiner Würde lag, auf seine einnehmende Persönlichkeit, er hoffte die Menge zu begeistern, den Kaiser zu entwaffnen. Die Reise glich wirklich einem Triumphzuge. Joseph selbst, der dem Papste entgegengefahren war, führte ihn in Wien ein; und während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes daselbst waren die Bewohner der Stadt und der Umgegend in unaufhörlicher Bewegung, um seines Segens theilhaftig zu werden. Das Zuströmen der Fremden in Wien war so groß, daß man Mangel an Lebensmitteln befürchtete. Die Feierlichkeiten des Osterfestes, die Communion und das Fußwaschen am Grünen Donnerstage in der Stephanskirche gaben dem Papste Gelegenheit, seine hohepriesterliche Würde in verschiedenen Stellungen immer gleich vortheilhaft zu zeigen; er erschien im vollen Ornate, die dreifache Krone auf dem Haupte, drei Cardinäle und zwei Bischöfe zur Seite, auf dem Altan der Jesuitenkirche, vor welcher 50,000 Menschen gedrängt standen, und spendete ihnen den Segen. Die Menge hatte der Papst allerdings begeistert, das katholische Gefühl neu belebt und so einen Zweck seiner Reise erreicht; aber der andere Zweck, den Kaiser umzustimmen, ihn auf dem Wege kirchlicher Reformen aufzuhalten, scheiterte gänzlich. Kaiser Joseph überhäufte den Papst mit Ehrenbezeugungen aller Art; aber auf Verhandlungen ließ er sich nicht ein. Er bat den Papst, seine Erinnerungen schriftlich mitzutheilen, er glaube übrigens, daß seine Verordnungen die katholische Lehre gar nicht beträfen, und er werde sie mit unerschütterlicher Standhaftigkeit festhalten. Als der Papst Wien verließ, um über München nach Rom zurückzukehren, begleitete ihn der Kaiser bis Mariabrunn. Sie trennten sich ohne Rührung; aber noch am selben Tage erschienen kaiserliche Commissarien im Kloster Mariabrunn und hoben es auf. Zwischen dem kaiserlichen und dem päpstlichen Hofe hatte ein lebhafter, gereizter Briefwechsel Statt; man befürchtete einen Bruch, als Kaiser Joseph plötzlich unerwartet in Rom erschien. Er verhandelte mit dem Papste persönlich, was er in Wien verweigert hatte, und es

kam in persönlicher Unterredung zwischen dem Kaiser und dem Papste über die Besetzung der geistlichen Würden in der Lombardei ein dem Kaiser günstiger Vertrag zu Stande. Der Papst trat ihm die Rechte, die er bisher geltend gemacht hatte, vollkommen ab. Seit dieser Zeit verfuhr er schonender und rücksichtsvoller gegen den Papst, als es bisher der Fall gewesen war.

In keinem Theile der Monarchie war die Unzufriedenheit so groß, als in Ungarn und in den Niederlanden. Die Ungarn hatten gehofft, der Kaiser werde sich als König von Ungarn krönen lassen und einen Landtag halten. Er würde auf einem Landtage wahrscheinlich einen Theil seiner Ideen haben durchsetzen können; er aber ließ sich nicht krönen, die Stände waren ein Greuel in seinen Augen, Nationalität etwas Unwesentliches. Die Krone des heiligen Stephan, dieser Gegenstand 800jähriger Verehrung der Magyaren, wurde nach Wien in die Schatzkammer gebracht, die Comitats-Verfassung aufgehoben und das Land in 10 Kreise getheilt, die deutsche Sprache zur Geschäftssprache erhoben; die Constitution war vernichtet. Dies weckte allgemeine Opposition; aber die Nation oder vielmehr der ungarische Adel ließ sich 10 Jahre hindurch zu keinem ungesetzlichen Schritte verleiten. Die Comitate reichten Gegenvorstellungen ein, sie protestirten gegen des Kaisers Befehl, aber sie gehorchten.

In den Niederlanden kam hingegen die Bewegung zum Ausbruche, theils wegen der auch hier gewaltsam durchgeführten Reformen, theils wegen des Planes, diese entlegene, immer unsichere Provinz gegen das nahe gelegene Baiern zu vertauschen. Der Kurfürst von Baiern, Karl Theodor, war hierzu geneigt, aber der muthmaßliche Erbe des Kurfürsten, der Herzog von Zweibrücken, wollte auf den Tausch nicht eingehen und theilte den Vorschlag dem Könige von Preußen mit. Um ein Ereigniß zu hindern, welches allerdings alle politischen Verhältnisse in Deutschland geändert haben würde, stiftete Friedrich 1785 den deutschen Fürstenbund. Er, der König von England, als Kurfürst von Hannover, und der Kurfürst von Sachsen traten in einen Bund zusammen: „sich dahin zu verwenden, daß die Reichskreise in ihrem Bestand nicht verletzt und sämmtliche Stände des Reiches bei ihren Ländern und Gerechtsamen, Haus-, Familien- und Erbverträgen unbeschwert gelassen würden". Diesem Bündnisse traten nach und nach mehrere deutsche Fürsten bei und der Kaiser mußte seine Pläne aufgeben.

Von den Reformen, welche Joseph auch in den Niederlanden theilweise schon durchgesetzt hatte, erregten vorzugsweise die Anordnungen im Kirchenwesen eine Mißstimmung, und da nicht nur alle Gegenvorstellungen der Bischöfe und der Stände fruchtlos blieben, sondern auch die ganze Civil-Verwaltung durch bloße kaiserliche Edicte von Grund aus umgestaltet wurde, so begann der Aufstand mit der Verweigerung der Steuern durch die Stände von Brabant. Da der Generalstatthalter keine Mittel zu energischem Widerstande hatte und sogar alle jener Wahlcapitulation (joyeuse entrée), welche

die alten Herzoge von Brabant beim Regierungsantritte beschworen, zuwiderlaufenden Anordnungen widerrief, so war die Schwäche der Regierung offenkundig, und der Aufstand gewann so an Stärke, daß im November 1789 alle Provinzen außer Luxemburg sich von der österreichischen Herrschaft lossagten, gerade zu der Zeit, als Joseph II. sich an einem russisch-türkischen Kriege (siehe S. 498) betheiligt hatte, um vielleicht, statt der mißlungenen Erweiterung und Abrundung seiner Monarchie im Westen, eine solche im Osten zu erreichen.

Die Siege seiner Armee waren die letzten freudigen Nachrichten für den Kaiser. Seine Krankheit nahm immer zu; das Mißvergnügen in der österreichischen Monarchie wuchs, in Ungarn erwartete man einen Aufstand, in den Niederlanden war der Kaiser abgesetzt. Dieses Alles erschütterte ihn dergestalt, daß er für Ungarn seine Neuerungen widerrief, die Aufhebung der Leibeigenschaft und das Toleranz-Edict ausgenommen. Die heilige Krone sandte er nach Ungarn zurück und versprach, sich krönen zu lassen. Seine gewohnte rastlose Thätigkeit verließ ihn auch in den letzten Tagen seines Lebens nicht. Am Morgen des 20. Febr. 1790 starb der Kaiser, im Alter von 49 Jahren, ohne aus zweimaliger Ehe Kinder zu hinterlassen. Er war ein schöner Mann, ehe die Regierungssorgen seine Gesundheit untergruben. Sein Geist war scharf, vielumfassend, sein Wille fest und rein, er suchte nur das Wohl seiner Unterthanen. Dennoch scheiterten seine Reformen, weil er ein unmögliches Ziel verfolgte: er wollte einen Staat nach den philosophischen Ideen seines Jahrhunderts construiren. Er war ein Hauptvertreter jener Regierungsweise, welche man den aufgeklärten Absolutismus genannt hat; Alles sollte für das Volk, nichts durch dasselbe geschehen.

Um die Niederlande zu beruhigen, sandte der Bruder und Nachfolger Joseph's II., Leopold II. (1790—1792), bisher Großherzog von Toscana, noch von Florenz aus eine Erklärung dahin, wodurch er die Veränderungen seines Vorgängers mißbilligte und allgemeine Amnestie verhieß. Außerdem bestätigte er nicht nur den Niederländern frühere Rechte, sondern erweiterte dieselben noch; dennoch konnte er den Aufstand der „Vereinigten belgischen Provinzen“ erst durch Waffengewalt unterdrücken. Die Republik, an deren Spitze der Advocat van der Noot stand, hatte nach kaum einjähriger Dauer ein Ende, da die erwartete Hülfe auswärtiger Mächte zu einer Zeit, wo eben die Revolution in Frankreich diese beschäftigte, nicht erfolgte und auch Streitigkeiten zwischen zwei Parteien der Abgefallenen (einer aristokratisch-clericalen unter van der Noot und einer demokratischen unter dem Advocaten Vonck) nicht ausblieben.

82. Schweden seit Karl's XII. Tode. Gustav III.

(Nach Ernst Moritz Arndt, Schwedische Geschichte unter Gustav III., und Wilh. Wachsmuth, Historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach Karl's XII. Tode hatte die Partei, durch welche er fiel, seine jüngere Schwester auf den Thron gesetzt, welche ihre Rechte bald auf ihren Gemahl, den Landgrafen Friedrich von Hessen, übertrug. Der Sohn seiner ältern Schwester, der Herzog von Holstein-Gottorp, ward übergangen, weil die Partei in ihm einen kräftigen Herrscher oder gar einen Rächer seines großen Oheims fürchtete. Das neue Königspaar überließ alle Regierungsgewalt einer herrschsüchtigen und eigennützigen Aristokratie. Die gesetzgebende, die richterliche, die ausübende Gewalt — Alles war durch den Besitz der höchsten Stellen und durch die Macht der Verleihung derselben in den Händen des Adels, und der König hatte kaum die Bedeutung eines Präsidenten des Reichsraths; er war nichts weiter als ein leerer Name, gleichsam nur ein Siegel auf die Beschlüsse der Machthaber. Indessen nicht Alle von dem zahlreichen Adel konnten herrschen, nicht Alle einträgliche Aemter und Würden erlangen; nicht Alle konnten zu so bedeutenden Stellen gelangen, für welche Geschenke und Jahrgelder fremder Höfe ausfielen. Es gab daher Mißvergnügte unter dem Adel, und zuletzt zwei Parteien, die wechselsweise mit einander um die Herrschaft rangen. Ein kluger und kühner Herrscher hätte diese Lage der Dinge gebrauchen und die Königsmacht wiederherstellen können. Aber solche Könige fehlten Schweden das erste halbe Jahrhundert nach Karl's XII. Tode. Friedrich von Hessen (1718—1751) fand es ganz bequem, in Vergnügen und Jagden sein unrühmliches Königsleben gefahrlos hinzuträumen. Friedrich Adolf von Holstein (1751—1771), sein Nachfolger, war ein Mann ohne Charakter und Kraft, den selbst seine Gemahlin Louise, welche sich als Schwester des großen Friedrich von Preußen fühlte, zu keiner Kühnheit aufstacheln konnte; der einzige Versuch, der unter ihm 1756 zur Wiederherstellung der Monarchie gewagt wurde, mißglückte, und die Anführer desselben bezahlten ihn mit dem Leben oder der Verbannung.

Die zwei Parteien, welche in diesen 50 Jahren die Hauptrolle mehrmals miteinander wechselten, sind bekannt unter dem Namen Hüte und Mützen oder französische und russische Partei. Nichts beweis't besser die Ohnmacht und Zerstückelung der ausübenden Gewalt und die Lähmung und Stockung, welche die egoistische Aristokratie in Alles brachte, als die beiden Kriege, welche Schweden in diesem Zeitraum geführt hat und welche eben so leichtsinnig begonnen als unrühmlich durchgeführt wurden. Der erste war der in Finnland (1740), in welchem ein ganzes Heer, ohne zu schlagen, die

Waffen streckte und ein neues Stück des schönen Landes verloren ging. Der zweite war der gegen Preußen (1757 ff.), worin die Schweden, die in Deutschland noch immer einen großen Klang gehabt hatten, vor ganz Europa eine lächerliche Rolle spielten. Dieser Krieg hatte, obgleich Frankreich Hülfsgelder bezahlte, neue Schulden gebracht und gab bald einen reichen Stoff für den Kampf der Parteien und für gegenseitige Beschuldigungen. Das Volk sehnte sich nach einem andern Zustande, und die Ernte reifte für eine starke und geschickte Hand. Friedrich Adolf starb; sein Sohn Gustav III. bestieg den Thron und machte ohne Kampf und Blut die berühmte Revolution von 1772.

Gustav III. (geb. 1746) war trotz der eifersüchtigen Hut des Reichsrathes ganz anders gebildet worden, als dieser begehrte; mit hohem Sinn und königlichem Selbstgefühl hatte ihn seine Mutter, Louise Ulrike von Preußen, Friedrich's II. Schwester, erfüllt; literarische Studien und Reisen bildeten Wissen, Ansicht und Willen bei ihm aus. Kurz vor dem Tode seines Vaters war er in Paris, um die Bildung seiner Zeit aus der Quelle zu schöpfen. Während seine beiden Vorgänger, welche aus der Fremde auf den schwedischen Thron berufen worden, dem Volke ihres Staates in Gesinnung und Sprache fremd geblieben, war Gustav bei dem Volke beliebt durch Fertigkeit und Gewandtheit der Rede in schwedischer Sprache. In Herablassung zum gemeinen Manne kam er Joseph II. gleich; Zutritt zu ihm hatte Jedermann; Unabhängigkeit von Günstlingen und Weibern hatte er mit Friedrich II. und Joseph II. gemein; nichts stand zwischen ihm und dem Volke, als die Beiden gleich widerwärtige Aristokratie. Sein Entschluß, das schimpfliche Joch der Aristokratie abzuwerfen, stand fest; bei seinem Aufenthalte in Paris war er durch den französischen Hof insgeheim ermuntert worden, die Aristokratie zu bekämpfen, auch französisches Geld zur Gewinnung von Anhängern für Gustav nach Schweden gesandt worden, aber er hatte nicht über ein Regiment des Heeres zu gebieten. Er zog gegen anderthalb Hundert Officiere an sich, um mit ihnen taktische Uebungen anzustellen; dies gab Gelegenheit, die Gemüther zu erforschen, und deren Stimmung fand der König günstig. Doch wurden vom Reichsrathe schleunigst Maßregeln getroffen, den Aufstand im Keime zu ersticken. Gustav mußte eilen. Nach hartem Wortwechsel schied er aus der Versammlung des Reichsraths, der selbst von der Verhaftung des Königs zu reden begonnen hatte. Gustav berief die Officiere der Wache zu sich und forderte sie auf, zur Abschüttelung des Joches, welches der Reichsrath dem Vaterlande aufgelegt habe, zu helfen. Bis auf drei erklärten die Officiere sich bereit, dem Könige zu folgen. Der gesammte Reichsrath wurde durch 30 Grenadiere in seinem Sitzungssaale in Gefangenschaft gesetzt. Mit anwachsenden Hülfsschaaren durchzog nun Gustav die Stadt, Besatzung und Bürgerschaft fielen ihm zu. Am 21. August berief er den Reichsrath zu einer Versammlung, bewaffnete Mannschaft stand im Schlosse, die Zugänge waren mit Geschütz besetzt. Gustav schlug eine neue Verfassung vor, in

welcher dem Könige auf Kosten der Aristokratie mehr Recht und Macht gegeben, dem Volke aber seine Rechte minder als bisher verkümmert wurden. In die Hand des Königs gegeben, beugten die bisherigen Inhaber der Gewalt sich dem Gebote der Noth; das Volk aber frohlockte.

Und Gustav zeigte bald, daß er zu regieren und zu ordnen verstand. Rüstig und thätig, brachte er in alle Zweige der Verwaltung ein neues Leben und wußte die Männer zu wählen, die seine Arbeiten fördern konnten. In wenigen Jahren brachte er Ordnung in die Finanzen, deren Zerrüttung die letzten Reichstage beunruhigt hatte, schuf eine Flotte, förderte den Ackerbau und den Handel, ehrte Wissenschaften und Künste, deren Freund und Kenner er war. So gewann Gustav die ersten 10 Jahre seiner Regierung eine Liebe bei dem Volke, dergleichen ein König von Schweden lange nicht genossen hatte. Dies offenbarte sich auf dem Reichstage von 1778, wo alles, was er vorschlug und that, mit wahrem Jubel bewilligt und empfangen wurde.

Auf dem Reichstage 1786 merkte der König zuerst, daß die Gunst bei seinen Schweden so gefallen war, daß die Aristokratie ihr Haupt wieder emporheben und sich zu einer Opposition zusammenschließen konnte. Man soll dem Könige gerathen haben, Krieg mit Rußland anzufangen, um die Mißvergnügten zu beschäftigen oder auch um Gelegenheit zu finden, sie besser zu zügeln. Es ist möglich, daß ein flüchtiger Rath oder ein flüchtiger Einfall auch dabei gewesen ist. Aber Ehrgeiz, den Namen Wasa bei den Fremden wieder aufzufrischen, Hoffnung auf den Beistand anderer Mächte, welche Katharina's hinterlistige Eroberungspläne neidisch belauerten, ja vielleicht wirkliches Versprechen von diesen Mächten, und das eines Königs von Schweden würdige Gefühl, die östlichen Grenzen des Vaterlandes wiederherzustellen — waren hinlängliche Reize zu diesem Kriege. Aber Gustav mit allem seinem Geiste hatte sich diesmal doch verrechnet. Er hatte in der Verfassung von 1772 den gefährlichen Satz stehen lassen, daß er ohne Berathung mit den Ständen keinen Angriffskrieg anfangen durfte. Gustav verlor nun eine kostbare, unwiederbringliche Zeit, indem er auf eine Gelegenheit wartete, wodurch der Anschein des ersten Angriffes auf die Russen fallen sollte. So lag er drei Wochen unthätig an der Grenze, während er die leeren russischen Festungen Friedrichshafen und Wiborg hätte überraschen und besetzen, nach Petersburg und von da nach Livland marschiren, vielleicht Kronstadt mit den Flottenrüstungen nehmen und zerstören können. Katharina II. zeigte sich unverzagt, so gering auch die bewaffnete Macht war, welche sie dem andrängenden Feinde entgegenstellen konnte; den besten Beistand wußte sie im Heere des Feindes selbst zu finden. In diesem befanden sich der grollenden Aristokraten eine große Zahl; diese erklärten, der König führe gegen die Verfassung einen Angriffskrieg, und wider dieselbe würden sie nicht weiter fechten. Die Soldaten legten das Gewehr nieder. Gustav eilte (1788) zurück nach Stockholm, um eine neue Heeresmacht auf-

zubringen. In Dalekarlien trat er zu Mora auf, die wackersten Söhne Schwedens für sich zu gewinnen. Die Begeisterung, mit welcher er zu ihnen sprach, ging auf sie über. „Zum Kriege gegen die Russen" wurde Volksgeschrei durch das gesammte Land. Im J. 1789 berief Gustav eine Reichsversammlung und brachte den Vorschlag zu einer neuen Verfassung, wodurch des Königs Macht fast unumschränkt werden sollte. Die Abgeordneten der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes waren für ihn; trotz des Widerstrebens des Adels wurde diese Verfassung eingeführt.

Hierauf begab der nunmehr unumschränkte König sich zum Heere. Zwei Seetreffen wurden geliefert und nichts durch sie entschieden. Im dritten Jahre des Krieges (1790) zog Gustav aus zum Kampfe, ehe noch das Eis aus den Meeresbuchten gewichen war. Nach zwei Treffen, bei Friedrichsham, in dem Gustav siegte, und bei Reval, wo sein Bruder, Herzog Karl von Südermannland, geschlagen wurde, segelte die schwedische Flotte mit Landungstruppen gegen Kronstadt, wo die russische Flotte aufgestellt war. Diese hatte bald die schwedische in der Bucht von Wiborg dicht zusammengedrängt und Gustav kam mit der Scherenflotte, sich jener zu Sieg oder Untergang zuzugesellen. In der Nacht des 3. Juli schickte er Brander aus zum Angriffe auf die russische Flotte; die Brander wurden durch ungünstigen Wind auf die schwedischen Schiffe zurückgetrieben; das Feuer ergriff die andringenden schwedischen Schiffe, eine Anzahl derselben sanken, mehrere strandeten. Der König voran auf einer Galeere, von der die Königsfahne wehte, gelangte mit einem Theile seiner Flotte mitten durch das feindliche Feuer ins Freie; das genügte ihm nicht; er kehrte zurück in die Bucht, die zurückgebliebenen Schiffe zu holen, und auch bei der zweiten Durchfahrt ward er nicht versehrt. Der größere Theil der Flotte war befreit. Prinz Nassau rüstete sich, sie abermals anzugreifen am Jahrestage der Thronbesteigung Katharina's (9. Juli). Um 10 Uhr Morgens begann die Schlacht, sie dauerte bis in die Nacht, wurde am folgenden Morgen fortgesetzt und von Gustav entscheidend gewonnen. Die Russen verloren fast ihre ganze Scherenflotte, 700 Kanonen, 8000 Gefangene, 5-—6000 Todte. So war denn Finnland gerettet und im August 1790 schloß Gustav zu Werelä mit Katharina II. Frieden (s. S. 499), welcher die Dinge, wie sie im Frühling 1788 gewesen waren, bestätigte.

Nach dem Frieden erhob die erbitterte Adelspartei, welche auf dem Reichstage von 1789 unterlegen hatte, abermals ihr Haupt, sie murrte über vermehrte Schuldenlast, Unterdrückung der alten schwedischen Freiheit und nicht bloß über das Verderben, das der König dem Reiche bereits gebracht, sondern auch über das, was er noch bringen werde durch seine kund gewordenen Entwürfe für die Herstellung der Bourbonen in Frankreich. Unter solchen Stimmungen, die bei der Noth des Landes auch auf die andern Stände übergingen, schrieb Gustav für den Winter 1792 einen Reichstag nach Gefle aus, hauptsächlich, um die durch den finnischen Krieg zerrütteten

Finanzen in Ordnung zu bringen. Aber keiner der vier Stände war zu Geldbewilligungen bereit; man fürchtete, der König gehe mit Entwürfen für das Ausland um.

Man hat eine Ueberlieferung aus Gustav's letzten Jahren, daß er, überzeugt von der Unheilbarkeit des Parteiwesens, die ganze ständische Verfassung habe aufheben und eine eigentliche Volks-Repräsentation, nach Art der englischen, habe einführen wollen. Solchem Vorhaben kam eine Anzahl unversöhnlicher Edelleute zuvor. Der Hauptmann Jakob Ankarström war wegen öffentlich ausgestoßener Schmähungen gegen den König und seine Regierung zu einer Geldbuße und längerer Haft verurtheilt, doch vom Könige — wie dieser bei allen ihn persönlich treffenden Beleidigungen zu thun pflegte — begnadigt worden. Dennoch schwor er ihm aus persönlicher Rachsucht den Tod. Gustav wurde gewarnt; er empfing eine namenlose Zuschrift, er möge nicht auf einen bevorstehenden Maskenball gehen. Er hatte schon öfter solche Drohungen erhalten, die er zu zerreißen pflegte. So hatte er auch dieses Mal das Papier ruhig in die Tasche gesteckt und ging mit seinem Ober-Stallmeister auf den Ball am 17. März 1792. Kaum war er eingetreten, so drängten sich Masken um ihn her; eine klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Gute Nacht, Maske.“ Im Augenblicke darauf fiel ein Schuß. Der König war in die Seite getroffen und am 20. März unterlag er der tödtlichen Verwundung.

Der wilde und rauhe Charakter Ankarström's blieb sich während der Untersuchung, Aufstellung an den Pranger, Geißelung und Hinrichtung gleich; er behauptete seinen stolzen Trotz bis in den Tod und betheuerte, er habe den König erschossen, weil er ihn für einen Unterdrücker und Verderber des Vaterlandes halten müsse.

---

83. Der dänische Minister Graf v. Bernstorf.

(Nach Helfrich Peter Sturz' Schriften, bearbeitet vom Herausgeber.)

Johann Hartwig Ernst Graf v. Bernstorf, aus einem durch Würden und Verdienste ausgezeichneten, alten Geschlechte in Hannover abstammend, trat noch als Jüngling in die Aemter des Mannes. Schon im 20. Lebensjahre ging er als dänischer Gesandter an den sächsisch-polnischen Hof, dann in der nämlichen Eigenschaft zur Reichsversammlung in Regensburg bei Kaiser Karl VII. und später an den französischen Hof. Er war in der Kraft seiner Jahre, als er vom König Friedrich V. (reg. 1746—1766) zur Staatsverwaltung berufen wurde. In dieser Stellung stiftete er nicht allein Bündnisse, sondern auch Freundschaften unter Monarchen. Dänemark genoß während dieser Regierung einer ungestörten Ruhe; der König haßte den

Krieg, aber er fürchtete ihn nicht. Denn als der russische Kaiser Peter III. ihm Schleswig entreißen wollte, schickte er 40,000 Mann den Russen nach Mecklenburg entgegen, doch kam es nicht zum Kriege, weil Peter III. ermordet wurde und Katharina II. die Sache so ausglich, daß das dänische Königshaus sein von Dänemark geographisch getrenntes Stammland, das Herzogthum Oldenburg, an die Herzoge von Holstein abtrat und dafür Holstein erhielt, eine Ausgleichung, die erst nach Friedrich's V. Tode (1767) zu Stande kam, aber von Bernstorf eingeleitet wurde.

Größer noch ist Bernstorf's Verdienst um die innere Entwickelung des Staates. Vorzüglich begünstigte er die Schifffahrt und den auswärtigen Handel; Dänemark hörte auf, den Hansestädten zinsbar zu sein, es holte seine Bedürfnisse fortan selbst aus allen Häfen der Welt. Um den westindischen Handel zu fördern, wurde der Compagnie, welche diesen bisher ausschließlich betrieb, ihr Privilegium abgekauft und der Handel nach den dänischen Inseln freigegeben, deren Anbau und Ausfuhr rasch zunahm. Die Künste fanden in Bernstorf einen Beschützer, die Wissenschaften einen Kenner und Belohner; die Akademie der Künste wurde gestiftet, Klopstock und Cramer nach Kopenhagen berufen, Karsten Niebuhr zur Herausgabe seines berühmten Reisewerkes (über Arabien) aufgemuntert. Die Kirche verdankte ihm Ansehen und Schutz, die Gerichte weise Gesetze, die Unterthanen ein zufriedenes Leben; den Armen theilte er mehr als seinen Ueberfluß aus.

Bernstorf gefiel nicht beim ersten Anblick, denn sein Auge war umwölkt und es saß Tiefsinn auf seiner Stirn; aber so wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug seines Angesichts, heitere Leutseligkeit verjüngte den Zug seines Mundes. Er nahm ein, überredete, überwältigte, je nachdem es ihm gefiel; der Ausdruck schmiegte sich dem Endzweck, das Wort der Sache fest an. Sein Tag reichte kaum zu der Arbeit hin, welche unaufhörlich auf ihn zudrang; die ersten Stunden waren der Religion, und zwar nicht allein ihrer Uebung, sondern auch ihrer Untersuchung gewidmet. So, durch hohe Betrachtungen aufgeheitert, ging er mit Freuden an die Geschäfte seines Berufs, las alle Bittschriften selbst und hielt ein eigenes Tagebuch darüber. Auch der Geringste seufzte nicht nach Bescheid; Hülfsbedürftige aus allen Ständen wurden oft durch eigenhändige Schreiben erfreut; alle wurden getröstet, wenn sie auch nicht alle erhört werden konnten. In den auswärtigen Geschäften überließ er wenig seinen Untergebenen. Er las selbst alle Berichte der Abgesandten und verlangte keine Auszüge, die zwar die Mühe des Lesens erleichtern, aber auch den Sinn der Berichte entstellen. Er schrieb aus der Fülle seines Geistes und Herzens; sein Stil war edel, ohne rednerischen Schmuck, leicht und fließend, ohne Trockenheit. Seine Instructionen an Gesandte seines Königs sind Meisterstücke der Staatskunst und des Vortrags. In den Ausdrücken, mit welchen er die Wünsche des Königs empfahl, waren die Mittel, sie zu erreichen, enthalten, alle Ein-

würfe entkräftet, jeder Schritt so behutsam vorgezeichnet, daß auch ein Neuling in der Staatskunst, mit einer solchen Karte versehen, sich kühn in das Labyrinth der Politik wagen durfte, und aus dieser Schule gingen vortreffliche Männer, zum Dienste des Vaterlandes gebildet, hervor.

Ein so beschäftigter Mann findet seine Lust in dem Genuß jeder freien, ruhigen Stunde; sie ist ihm zu kostbar, als daß er sie in dem sinnlosen Getümmel der Welt verschwenden sollte. Bernstorf überließ sich alsdann den stillen Freuden des häuslichen Glückes. Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie, mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock und dessen Freund Cramer gehörten zu diesem glücklichen Cirkel.

Doch auch seiner wartete der Sterblichen Loos. Er hatte schon lange die Absicht seiner Feinde (vergl. Nr. 84) entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen und zu irgend einem Schritt zu verleiten, der sie von dem Manne, den sie haßten, befreite. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelungen, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehen. Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er ein Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille und stand mit einem Blick des Schmerzes auf. „Ich bin meines Amtes entsetzt", sprach er mit einem bescheidenen Tone und fügte mit gen Himmel erhobenen Augen hinzu: „Allmächtiger, segne dieses Land und den König!"

Bernstorf beschuldigte Niemanden, er vertheidigte sich nicht, sondern ging nach Hamburg, wo er einen schmeichelhaften Ruf der Kaiserin Katharina II. erhielt, auf einen größern Schauplatz zu folgen. Aber er hatte sich einmal Dänemark in einer allzu wichtigen Sphäre gewidmet; sobald ihn dieses Land nicht länger ertrug, war für ihn auf der ganzen Erde kein anderes Vaterland mehr. Er erlebte noch die Verherrlichung, für seine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er starb zu früh, um des Triumphes zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten versprach.

---

84. Der dänische Minister Struensee.

(Nach Wolfgang Menzel, Geschichte der letzten 120 Jahre der Weltgeschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Auf Friedrich V. folgte sein ältester, erst 17 Jahre alter Sohn, Christian VII. (1766—1808), dessen Mutter eine Tochter Georg's I. von England und dessen Gemahlin (Karolina Mathilde) eine Schwester Georg's III. war. Auf einer Vergnügungsreise nach Italien (1768) hatte ihn der junge

Struensee, der Sohn eines aus Halle nach Altona berufenen Geistlichen, als Leibarzt begleitet und die Gunst des Königs, nach seiner Rückkehr auch das besondere Vertrauen der jungen Königin gewonnen. Zum Cabinetsrath emporgestiegen, bewog er den König, den allgemein geachteten Grafen von Bernstorf zu entlassen (1770), in welchem er einen zu strengen Censor in Bezug auf sein Verhältniß zur Königin erblicken mochte.

Unmittelbar nach Bernstorf's Entfernung begann Struensee vom Cabinet des Königs aus seine Reformen. Er befreite den Bauernstand von den Bedrückungen des Adels und brachte die bäuerlichen Frohnen und Abgaben auf ihr ursprüngliches rechtliches Maß zurück. Er befreite den Bürgerstand eben so von dem Druck der in allen städtischen Aemtern forterbenden Familien-Oligarchie. Er organisirte die Gerichte neu und steuerte dem Unwesen, welches bisher den Adel auch vor dem Gesetz bevorzugt und demselben namentlich das Schuldenmachen erleichtert hatte. Allein indem er Alles eigenmächtig und allein verfügte, ohne Jemanden zu fragen, beleidigte er das constitutionelle Gefühl, welches, allen Ständen inwohnend, des Volkes Schicksal nicht durch Machtbefehle, sondern durch Vertrag bestimmt wissen wollte. Indem er seine Decrete in deutscher Sprache bekannt machte, beleidigte er das dänische Nationalgefühl. Indem er mit einem Federstrich alle Zünfte und Innungen aufhob, zerstörte er den bürgerlichen Organismus, und indem er eine Anzahl bisher gültiger lutherischer Feiertage abschaffte, beleidigte er auch das religiöse Gefühl. Er machte sich dadurch unzählbare Feinde, während er durch die Eitelkeit, die ihn bewog, sich und seinen Freund Brandt in den Grafenstand erheben zu lassen, den Nimbus des uneigennützigen Reformators verlor. Dennoch würde er sich länger behauptet haben, wenn er nicht eine unbegreifliche Feigheit verrathen hätte. Im September 1771 tumultuirten 300 Matrosen, weil man ihnen die Bewilligung gewisser Forderungen verweigert hatte, und dieser unbedeutende Lärm schreckte Struensee dermaßen, daß er mit dem ganzen Hofe entfloh und den Matrosen alles zusagte, was sie verlangten. Wenige Tage später benahm er sich ganz eben so kraftlos bei einem Tumult der Seidenweber. Da beschlossen seine Feinde, ihn zu verderben, denn jetzt fürchteten sie ihn nicht mehr. Man verschwor sich gegen ihn im Palaste der verwitweten Königin Juliane (der zweiten Gemahlin Friedrich's V.), welche diesen Anlaß gern ergriff, um wo möglich ihren Sohn Friedrich emporzubringen. In der Nacht auf den 17. Januar 1772 beriefen die Verschworenen alle Officiere zusammen und erklärten ihnen auf Befehl der Königin Juliane und des Prinzen Friedrich, man müsse den König dem Einflusse Struensee's und Brandt's entziehen. Die schon instruirten Officiere stimmten zu. Die Verhaftung Struensee's und Brandt's ward ohne Widerstand vorgenommen und am andern Morgen wurde der arme König aus dem Schlafe geweckt und gezwungen, zu unterschreiben, was man ihm vorlegte, unter Anderm auch einen Verhaftsbefehl gegen seine eigene

Gemahlin. Das Urtheil über Struensee und Brandt lautete auf Enthauptung nach vorheriger Abhauung der rechten Hand und wurde zu Kopenhagen vollzogen am 28. April 1772. Die Königin wurde von ihrem Gemahl geschieden und dann nach Celle im Kurfürstenthum Hannover gebracht, wo sie in tiefer Zurückgezogenheit und nur als Wohlthäterin der Armen bis zum J. 1775 lebte.

---

85. Pombal's Reformen in Portugal.

(Nach Heinr. Schäfer, Geschichte von Portugal, und in Adolf Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, bearbeitet vom Herausgeber.)

Dom Sebastian Joseph de Carvalho, geboren 1699 zu Soure, einem kleinen Orte unfern Pombal in Estremadura, besuchte die Universität Coimbra und trat, dem Landesgebrauche gemäß, ins Heer, das er, ohne Aussicht auf Beförderung in dieser Friedenszeit, bald wieder verließ, um sich zum Staatsmanne auszubilden. Auf die Empfehlung seines Oheims, des Cardinals Motta in Lissabon, wurde er von König Johann V. als Gesandter nach London geschickt. In dieser Stellung (1739—1745) hatte er Gelegenheit, die Blüte der Gewerbe, des Handels und der Seemacht Englands zu bewundern und eine Vergleichung mit dem tiefen Stande dieser Dinge in Portugal anzustellen. Nach sechsjährigem Aufenthalte in London wurde er mit einer Sendung nach Wien betraut, um Portugals Vermittlung in einem Zwiste zwischen Maria Theresia und dem Papste Benedict XIV. über die Aufhebung des Patriarchats von Aquileja zu übernehmen. Es gelang ihm, die schwierige Aufgabe zur höchsten Befriedigung beider Theile zu lösen. In Wien verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der Tochter des General-Feldmarschalls Daun. Zwei Söhne und drei Töchter entsprossen dieser Verbindung.

Im J. 1750 verließ Carvalho de Pombal Wien und gewann unter König Joseph (reg. 1750—1777) im Ministerium eine Stellung, welche die übrigen Minister in Schatten stellte, denn der neue König überließ ihm vollständig die Leitung der Geschäfte, und in nie wankender Zuversicht deckte er die kühnen und vielfach angefeindeten Verfügungen desselben mit der Autorität seines königlichen Namens. In den ersten 5 Jahren der Regierung Joseph's erschien eine fast unübersehbare Reihe von Gesetzen und Verordnungen über fast alle Zweige der Verwaltung, welche den beabsichtigten umfassenden Reformen den Weg bahnen sollten.

Plötzlich wurden diese Reformen unterbrochen durch ein Naturereigniß der fürchterlichsten Art, das Erdbeben am 1. Nov. 1755, dem Allerheiligentage, als die Bevölkerung von Lissabon zum Morgengottesdienste in den

zahlreichen Kirchen versammelt war (9 Uhr). Nach zwei, in einem Zeitraume von 5 Minuten sich folgenden Erschütterungen lag die große, stolze Hauptstadt in Trümmern. Das bestürzte Volk rannte, von Angst und Entsetzen getrieben, in der Verwirrung fort, um dem Untergange zu entfliehen, aber auf allen Seiten von einstürzenden Gebäuden und gähnenden Erdspalten und Abgründen umgeben, ward es von jenen zerschmettert oder von diesen verschlungen. Einige flohen nach dem Wasser, in der Hoffnung, sich zu retten. Umsonst! Während die Erde bebte, stieg der Fluß bis 10 Meter hoch; mit seiner Wassermasse wuchs sein Ungestüm, bis er über die Uferbänke brach und alles, was er erreichte, wegriß. Die Schrecknisse dieser Scenen zu mehren, brach an verschiedenen Orten Feuer aus und brannte 5—6 Tage. Den Menschenverlust, den allein Lissabon durch diese Katastrophe erlitt, schätzte man auf 30,000 Einwohner, die unter den Ruinen oder durch Feuer oder Wasser umgekommen waren.

Pombal war vielleicht der Einzige, den unerschütterliche Geistesgegenwart und beispiellose Spannkraft bei der allgemeinen Verzweiflung nicht verließ. Er arbeitete in seiner Kutsche, die mehrere Tage und Nächte hindurch sein Schlaf- und Schreibcabinet war, so ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. In unglaublich kurzer Zeit wurden 200 Decrete über die Erhaltung der Ordnung, Unterbringung des Volkes, Vertheilung von Lebensmitteln und Beerdigung der Todten bekannt gemacht. Muthig widersetzte er sich allen denen, die behaupteten, daß man Lissabon verlassen müßte. Er ist auch der Wiederaufbauer der Stadt gewesen, obgleich sein Plan des Neubaues niemals ganz ausgeführt wurde.

Diese außerordentliche Thatkraft Carvalho's bei Gelegenheit des Erdbebens überzeugte den König vollends von den hervorragenden Eigenschaften und Fähigkeiten des Ministers, so daß Niemand neben ihm mehr Einfluß auf die Staatsleitung behielt. Allein seinen Plänen standen zwei hochprivilegirte und mächtige Körperschaften, Adel und Clerus, entgegen. Deren Widerstand hat ihn nicht selten zu gewaltsamen Maßregeln gedrängt, so daß, wie sehr auch sein legislatives Genie zu bewundern ist, doch die Weise, wie er die Gesetze ausführte, mit Recht vielfachen Tadel gefunden hat. Der Umstand, daß Pombal, als er die Verwaltung übernahm, bereits sein 50. Lebensjahr überschritten hatte, macht übrigens eine gewisse Raschheit und Uebereilung in der Ausführung erklärlich, denn er konnte wohl nicht ahnen, daß der König den Muth und die Entschlossenheit haben werde, ihn gegen zahllose Intriguen 27 Jahre lang in seiner allgewaltigen Stellung zu erhalten.

Um die in einem traurigen Zustande befindliche Landwirthschaft zu heben und zugleich Portugal von dem Bedürfnisse ausländischen Getreides zu befreien, befahl er, viele Weinberge, die nur einen schlechten Ertrag lieferten, auszurotten und den Boden mit Korn zu besäen. Um die inländische Industrie anzuregen und aus den Fortschritten anderer Nationen Vortheil

zu ziehen, wurde Ausländern die Erlaubniß gegeben, neue Erfindungen von anerkanntem Nutzen in Portugal einzuführen, und zugleich versucht, fremde Gewerbsleute und Künstler in den Dienst von Portugal zu ziehen. Daneben ermunterte nicht allein, sondern unterstützte Pombal inländische Manufactur-Unternehmungen (besonders die Seiden-Industrie), nicht dadurch, daß er fremde Concurrenz ausschloß und die ganze Nation nöthigte, um einen theuren Preis die im Lande verfertigten Waaren zu kaufen, welche wohlfeiler vom Auslande bezogen wurden, sondern indem er unternehmenden Speculanten, die mit auswärtigen Manufacturen in Güte und Wohlfeilheit der Waaren wetteiferten, angemessene Darlehen bewilligte. Für die Belebung des Handels gründete er große Handels-Compagnieen (so die Porto-Wein-Compagnie). In den Colonieen erklärte er die Indianer theilweise für frei und war auf Mittel bedacht, sie zu civilisiren, als deren wesentlichstes er den Gebrauch der portugiesischen Sprache unter den Eingebornen ansah. Brasilien wurde ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit und Sorge. Nicht minder war er bemüht, die Seemacht, das Heerwesen und die Landesvertheidigung, die gänzlich im Verfall lagen, in einen achtbaren Zustand zu setzen, und als im Jahre 1762 Frankreich und Spanien den Beitritt Portugals zu einer Allianz gegen England verlangten, entwickelte er in den Vorbereitungen für die Landesvertheidigung eine Umsicht und Thätigkeit, wie sie in Portugal seit der Zeit der Eroberungen nicht mehr gesehen worden war. Ehrenvoll bestanden die Portugiesen mit Hülfe der Engländer einen kurzen, aber mühseligen Feldzug gegen die Franzosen und Spanier. (Vergl. S. 448.) Auch die geistigen Interessen des Volkes, namentlich die Unterrichts-Anstalten, nahmen seine Thätigkeit in Anspruch. Die Universität Coimbra, als Mittelpunkt alles höhern Unterrichts, erhielt (1772) eine neue Organisation.

Die unter dem vorigen Könige überwiegend gewordene Macht der Geistlichkeit glaubte er beschränken zu müssen. Er hob die Hälfte der Frauenklöster auf und verbot allen religiösen Orden, Novizen vor dem 25. Lebensjahre und ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs aufzunehmen. Seine Maßregeln gegen die Jesuiten siehe S. 480.

Mit dem Tode des Königs (1777) sank auch des Ministers Macht dahin. Unter Joseph's ältester Tochter und Nachfolgerin, der frommen Königin Maria I. (reg. 1777—1816), trat sofort eine Reaction ein, indem die beiden Stände, der Clerus und der hohe Adel, nachdem sie unter Pombal ein Vierteljahrhundert ohnmächtig gewesen, sich wieder ganz in die Gewalt theilten. Schon bei seinem Leben war das Gute, was Carvalho für sein Land gewirkt hatte, fast vergessen, und als er am 5. Mai 1782 in hohem Alter starb, wurde zwar durch die von seinen Erben angeordnete prächtige Todtenfeier sein Andenken augenblicklich erneuert, aber der Mönch, welcher in seiner Grabrede von der Undankbarkeit Portugals gegen einen großen Staats-

mann gesprochen hatte, in ein Kloster auf einer der Inseln des Grünen Vorgebirges verwiesen.

---

86. Der nordamerikanische Freiheitskrieg.

(Nach H. Scherer, Allgemeine Geschichte des Welthandels, Friedr. Althaus, Charles James Fox in Rudolf Gottschall's Neuem Plutarch, und Wilh. Wachsmuth, Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Ausgang des siebenjährigen Seekrieges zwischen England und Frankreich (siehe Seite 449) bereitete eine Staatsveränderung in der Neuen Welt vor, die an sich nur in einem beschränkten Sinne als eine Revolution bezeichnet werden kann, dagegen aber als eine solche auf unsern Welttheil zurückwirkte.

Die Nachbarschaft des französischen Canadas war bisher für die englische Regierung ein mehrfacher Beweggrund gewesen, den nordamerikanischen Colonieen ihre politischen Rechte und Freiheiten ungeschmälert zu belassen, wenn dieselben auch mitunter unbequem befunden worden. Jetzt aber, nachdem Canada an England abgetreten worden, fiel die Besorgniß weg, daß Frankreich der Unzufriedenheit und dem etwaigen Widerstande der englischen Colonieen seine unmittelbare Hülfe leihen könnte. Daher trat jetzt das Verlangen offen hervor, die Colonieen auch in ihrer politischen Verwaltung vom Mutterlande abhängiger zu machen, insbesondere sie zu den in Folge der Kriege sehr vermehrten Lasten und Schulden desselben durch Steuerauflagen heranzuziehen. Die Colonieen waren bisher von Auflagen keineswegs frei gewesen, aber sie hatten mit Berufung auf das unveräußerliche Recht jedes Engländers, das ihnen durch ihre Freibriefe noch besonders garantirt sei, jedesmal zuvor ihre Zustimmung zu der Steuer gegeben. Indem nun mit einem Male das britische Parlament eine Oberherrschaft in Anspruch nahm, behauptete es, das Recht zu besitzen, die Colonieen ohne ihre Zustimmung zu besteuern. Die Colonieen läugneten dies aus dem einfachen Grunde, weil sie in dem britischen Parlamente nicht vertreten seien — ein Grundsatz, den auch der ältere Pitt im Parlamente geltend machte.

Der erste Streit brach los über die auf Amerika eigenmächtig ausgedehnte Stempelacte (1765). Große Bewegungen in den Colonieen, die Versammlung eines Congresses in New-York, der die Rechte des Volkes erklärte, veranlaßten die Rücknahme der Stempelacte. Dagegen glaubte die englische Regierung (1767) durch indirecte Auflagen auf Thee, Papier, Glas und Malerfarben den bei einer directen Steuer vereitelten Zweck erreichen zu können. Aber mit verstärkter Kraft erhob sich der Widerspruch gegen eigenmächtiges Besteuerungsrecht, besonders in Massachusetts, wo Boston der

Mittelpunkt der Bewegung wurde. Das englische Ministerium (Lord North) that wieder einen halben Schritt zurück und hob (1770) jene Abgaben auf, mit Ausnahme der auf den Thee. Allein die Amerikaner weigerten sich, den ohne ihre Genehmigung besteuerten Thee zu kaufen, und als das Mutterland sie durch die mit dem Monopol des Theehandels ausgestattete Ostindische Compagnie zwingen wollte, halfen sie sich selbst. Bei einem großen Volks-Aufstande in Boston (26. Dec. 1773) versenkte eine Anzahl als Indianer verkleideter Bostoner Bürger eine reiche Theeladung ins Meer und „machte die Massachusetts-Bai zu einem großen Theekessel".

Dieser Tag und diese Handlung entschieden die Unabhängigkeit der Neuen Welt. England wollte die „Rebellen" züchtigen, der Hafen von Boston wurde gesperrt, der Freibrief von Massachusetts vernichtet und ein Heer hinübergesandt. Sämmtliche Colonieen fanden sich durch diese Maßregeln bedroht, und schon am 5. Sept. 1774 trat der erste Congreß der vereinigten Colonieen in Philadelphia zusammen, um gegen die gesetzwidrige Besteuerung zu protestiren, jedoch in einem so gemäßigten, versöhnlichen und würdevollen Tone, daß sie der englischen Regierung noch einmal die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung boten. Allein der altenglische Stolz, und mehr noch der starre, unbeugsame Sinn des Königs Georg III. wollten von einer Ausgleichung mit „Rebellen" nichts wissen. Auch die Mehrheit des Parlamentes war auf Seiten der Regierung; aber was der Opposition an Zahl fehlte, wurde ersetzt durch ihre Talente. Die Annalen der politischen Beredsamkeit Englands haben keine glänzenderen Leistungen aufzuweisen, als die Reden der parlamentarischen Opposition während des nordamerikanischen Freiheitskampfes. Vor Allem waren es drei Männer, welche damals die Sache des Friedens, der Freiheit und der internationalen Gerechtigkeit verfochten: im Oberhause der ältere Pitt (seit 1768 Graf Chatham), im Unterhause Burke und Fox. Bald nach der Wiedereröffnung des Parlamentes im Januar 1775 befürwortete Graf Chatham die Abberufung der englischen Truppen aus Boston als den ersten Schritt zu einer Politik der Versöhnung, die er zugleich anempfahl als eine Politik der Gerechtigkeit. Den Widerstand der Amerikaner pries er als die That freier, ihre unveräußerlichen Rechte vertheidigender Männer, während er die Unmöglichkeit ihrer Unterwerfung vorhersagte und die völlige Unzulänglichkeit der zu diesem Zwecke verfügbaren Mittel bloßstellte. Sein Antrag wurde verworfen. Nicht besser erging es Fox, der am 2. Februar 1775 in einer anderthalbstündigen Rede eine kriegerische Resolution Lord North's bekämpfte. Unter den handeltreibenden Mittelclassen begann bereits eine Abneigung gegen den Krieg hervorzutreten; doch diese vermochten nichts gegen den Willen des Königs, gegen die parlamentarische Majorität und gegen die Masse der conservativen Grundbesitzer alten Schlages, die von keinen Zugeständnissen wissen wollten.

Die Session war zu Ende Mai kaum geschlossen, als man von den ersten blutigen Zusammenstößen Kunde erhielt, zunächst von dem Gefechte bei Lexington, dann von dem bedeutendern Kampfe bei Bunkershill, in welchen die englischen Truppen nicht allein große Verluste erlitten, sondern die dazu beigetragen hatten, die Flamme des Aufstandes weiter zu verbreiten. Ehe der zum Unterhändler auserkorene Admiral Howe in Amerika eintraf, hatten die Dinge dort bereits eine Wendung genommen, welche eine Uebereinkunft auf der Grundlage der friedlichen Rückkehr der Colonieen unter britische Botmäßigkeit unmöglich machte. Im Mai 1776 war der zweite amerikanische Congreß in Philadelphia zusammengetreten, und am 4. Juli desselben Jahres erließen die Abgeordneten von 13 Staaten das feierliche Manifest der unwiderruflichen Lossagung der Colonieen vom Mutterlande. Nur der Krieg konnte jetzt über die gegenseitigen Ansprüche entscheiden, und schon im August wurden größere Schläge geführt.

Der Beginn des Feldzuges war unglücklich für die Amerikaner. Ihre Hauptmacht unter Georg Washington verlor die Schlacht bei Brooklyn und mußte, nachdem sie New-York geräumt, hinter den Delaware zurückweichen. General Howe folgte ihr mit einem weit überlegenen englischen Heere. New-Jersey fiel ohne Widerstand in seine Hände, und die Eroberung des ganzen atlantischen Küstengebietes schien unvermeidlich. In England erweckten diese Siegesnachrichten die Hoffnung auf eine baldige Unterwerfung Amerika's. Auch im J. 1777 waren die englischen Streitkräfte den amerikanischen noch immer weit überlegen. Aber es fehlte ihnen an fähigen Generalen, und statt energisch zusammenzuwirken zu der Durchführung eines gemeinsamen Planes, vergeudete man Zeit und Kraft in einzelnen mehr oder weniger unzusammenhängenden Unternehmungen. Erst am 13. Sept. kam es zu einem Kampfe der englischen Hauptmacht unter General Howe mit der amerikanischen Hauptmacht unter Washington. Dieser wurde an dem Brandywinefluß geschlagen und räumte in Folge davon Philadelphia, wo dann sein Gegner triumphirend einzog. Allein während Howe sich sorglos in Philadelphia verschanzte, wurde ein anderes englisches Corps, das unter General Bourgoyne von Canada her gegen New-York gezogen war, nach mehrern unentschiedenen Gefechten bei Saratoga eingeschlossen und am 24. Oct. zur Uebergabe gezwungen. Dieses Corps belief sich nach den vorhergegangenen Verlusten auf nicht mehr als 4=—5000 M.; aber der moralische Eindruck ihrer Uebergabe, verbunden mit der allgemeinen Thatsache des geringen Fortschritts der englischen Waffen, belebte die französisch-spanischen Pläne zu einer Allianz mit den empörten Colonieen und bereitete auch in England einen Umschwung der öffentlichen Meinung in Bezug auf die schließliche Möglichkeit der Unterjochung Amerika's vor.

Zur Zeit der Eröffnung der neuen Parlaments-Session, am 13. Nov. 1777, war die Unglücksbotschaft von Saratoga noch nicht in England ein-

getroffen; beide Parlamentshäuser erklärten sich daher mit unverminderter Majorität, gegen die Warnungen Graf Chatham's, gegen Burke's und Fox' Widerstand, für eine energische Fortsetzung des Krieges. Der Ankunft der verhängnißvollen Nachricht folgten heftige Debatten, in deren Verlauf Fox sich in Leidenschaftlichkeit der Invective gegen Lord North selbst überbot. Als er in einer dreistündigen meisterhaften Rede den Antrag befürwortete: „daß keine englischen Truppen mehr außer Landes geschickt werden sollten", riß er eine Minorität von 165 Stimmen gegen 259 mit sich fort, die unverkennbar den beginnenden Umschwung der öffentlichen Meinung andeutete. Man sprach bereits von einem neuen Ministerium unter Lord Chatham.

Zu allgemeinster Ueberraschung kündigte Lord North in der Sitzung vom 19. Febr. 1778 eine Reihe von Zugeständnissen an die Amerikaner an, die einem vollständigen Aufgeben der Zwecke, um deren willen der Krieg bis jetzt geführt war, gleichkamen. Es waren dieselben Zugeständnisse, welche drei Jahre früher Burke verlangt hatte. Die Demüthigung konnte nicht größer sein. Und um das erwachende Bewußtsein des unheilvollen Ausgangs der von Lord North vertretenen Politik zu vollenden, erhob sich unmittelbar nach ihm Fox, um das Parlament aufzuklären über den wahren Grund jener Zugeständnisse: den thatsächlichen Abschluß eines Vertrages der Vereinigten Staaten von Amerika mit Frankreich. Im November 1778, beim Beginn der neuen Parlaments-Session, entwarf Fox in erschütternden Zügen ein Bild von dem demüthigenden Gegensatze zwischen der englischen Macht während der ersten Jahre des siebenjährigen Krieges und ihrem dermaligen gesunkenen Zustande. Noch einmal forderte er das Aufgeben des Kampfes gegen Amerika, die Sammlung aller Kräfte zu dem Kampfe gegen Frankreich. „Greift Frankreich an", rief er den Ministern zu, „da ist euer wahres Angriffs-Object. Der Krieg gegen Amerika ist ein Krieg gegen eure eigenen Landsleute, der Krieg gegen Frankreich ist ein Krieg gegen euren uralten Feind und Nebenbuhler. Jeder Schlag, den ihr in Amerika führt, ist gegen euch selbst gerichtet, solltet ihr auch, was ich nicht glaube, im Stande sein, die Amerikaner zur Unterwerfung zu zwingen. Jeder Schlag gegen Frankreich gereicht euch zum Vortheil; je tiefer die Schale Frankreichs sinkt, um so höher steigt eure eigene, und um so eher werden die Amerikaner den Bund mit Frankreich als nutzlos aufgeben." König und Ministerium dachten jedoch anders, und eine Majorität von mehr als 100 Stimmen verwarf Fox' und seiner Freunde Forderungen. Die allgemeine Aufregung steigerte sich, als zu Ende Juni 1779 Spanien dem amerikanisch-französischen Bunde beitrat. Schon im Spätsommer 1779 erschien die vereinigte französisch-spanische Flotte mit großem Uebergewicht im Canal und bedrohte monatelang die englischen und irischen Küsten, ohne daß von englischer Seite etwas Nennenswerthes geschah, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Während in Nordamerika der Schauplatz des Krieges sich nach der

Räumung Philadelphia's (in Folge des Herannahens der französischen Flotte) aus Pennsylvanien in die südlichen Landschaften, die beiden Carolina's und Georgien, zog und die Hauptstadt Carolina's, Charleston, genommen ward, landeten 6000 Franzosen unter General Rochambeau. Man sah im Feldlager des jungen Freistaates die Blüte des französischen Adels, und hier bildete sich der Sinn so mancher nachher berühmt gewordener Herolde vaterländischer Freiheit, eines Lafayette, Noailles, Alexander Berthier, Custine, Segur, Biron ꝛc. Als Washington über ein Heer von 20,000 M. zu gebieten hatte, das zahlreichste, was jener Krieg zusammenführte, erfolgte der Hauptschlag des gesammten Krieges auf amerikanischem Boden. Cornwallis, der Befehlshaber von Charleston, verließ den Platz und zog gegen Norden nach Virginien, um sich mit dem Hauptheer, das Clinton befehligte, in Verbindung zu setzen. Als er bis Yorktown gelangt war, erhielt er von Clinton Mannschaft zur Verstärkung. Aber am 28. Sept. 1781 erschien Washington mit Amerikanern und Franzosen zur Umlagerung des Platzes, in dem Cornwallis Sicherheit gesucht hatte; zugleich sperrte eine französische Flotte die anstoßende Küste. Washington bot alle Macht auf, der Festung Meister zu werden. Bei Erstürmung der Schanzen glänzten vor Allen Lafayette und Kosciuszko. Von aller Zufuhr abgeschnitten, täglich bedrängt durch feindliche Angriffe, besonders durch das trefflich bediente französische Geschütz und immer umsonst nach Hülfe von dem eifersüchtigen und unentschlossenen Clinton umschauend, that Cornwallis, was Bourgoyne vier Jahre zuvor gethan hatte: am 19. Oct. 1781 ergab er sich mit seinem Heere (8000 M.) den Amerikanern; seinen Degen wollte er nur in Lafayette's Hand niederlegen. Amerika's Unabhängigkeit war durch den Fall von Yorktown entschieden.

Indessen entwickelte sich aus dem nordamerikanischen Kriege ein über vier Welttheile ausgebreiteter Kampf Großbritanniens gegen Frankreich und Spanien. Die Seeschlacht auf der Höhe von Quessant, Brest gegenüber, von der britischen und französischen Flotte am 27. Juli 1778 geliefert, war nur ein Versuch, die gegenseitigen Kräfte zu erforschen. Englands Feinde aber mehrten sich, als die schon in früherer Zeit geübte und bestrittene Anmaßung der Briten, Fahrzeuge neutraler Mächte anzuhalten, zu untersuchen und für den Feind bestimmte Kriegsvorräthe wegzunehmen, sich während des amerikanischen Krieges wiederholte. Der Unwille darüber war allgemein. Katharina II. von Rußland ließ als Grundsätze für den Seeverkehr neutraler Staaten, auf deren Geltung sie bestehen werde, erklären: neutrale Schiffe können ungehindert die Häfen und Küsten kriegführender Mächte besuchen und mit Ausnahme von Waffen und anderm Kriegsbedarf Eigenthum von Unterthanen der kriegführenden Mächte verfahren („frei Schiff, frei Gut"). Dieser Erklärung traten Schweden und Dänemark bei. Dem Bunde der „bewaffneten Neutralität" traten bis zur Beendigung des Krieges Preußen, Holland, Oesterreich, Neapel und selbst Portugal bei.

In Westindien wurden mehrere englische Inseln von den Franzosen erobert, aber der Versuch der französisch-spanischen Flotte, Jamaika, die bedeutendste Besitzung der Engländer in Westindien, wegzunehmen (1782), mißlang eben so wohl als der gleichzeitige Versuch, die Engländer aus Gibraltar, welches sie seit 1704 in Besitz hatten, zu vertreiben; nur die Eroberung von Minorca gelang der Mittelmeer-Flotte der Spanier und Franzosen. Der Befehlshaber Gibraltars, Elliot, dagegen vertheidigte, nachdem die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt war, noch die Felsenburg gegen die neue Art von Kanonenbooten, welche gegen das feindliche Feuer durch eine künstliche Bedachung von durchflochtenen Tauen und Säcken mit nassem Sande, gegen das Untersinken durch Seitenwände von Kork geschützt waren und „schwimmende Batterieen“ genannt wurden. Ein Regen von glühenden Kugeln ergoß sich über diese unbehülflichen Batterieen, neun (von zehn) derselben flogen mit dem furchtbarsten Getöse in die Luft. Die fruchtlose Belagerung Gibraltars soll 74 Millionen Thaler gekostet haben.

Nach solchen vergeblichen Anstrengungen waren die beiden bourbonischen Mächte des Krieges nicht minder müde, als England selbst. Spanien gab Gibraltar auf und nahm dafür im Frieden zu Versailles (3. September 1783) Ost-Florida als Entschädigung an. Schon am 24. Sept. 1782 hatte Großbritannien die Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt.

Dem jungen Freistaate drohten auch nach dem Frieden noch heftige Stürme: das wackere Heer hatte von mehrern Jahren her rückständigen Sold zu fordern, der Congreß, ohne Mittel, wies die Forderungen zurück, und der Mißmuth, der sich über die um das Vaterland verdienten Männer verbreitete, schien schon ein Vorzeichen des Bürgerkrieges. Dieser ward vermieden einzig und allein durch Georg Washington, der zu den Lorbeeren des Feldherrn die weitern eines Staatsordners hinzufügte. Denn nicht nur beschwichtigte er die Kampfgenossen so, daß sie erklärten, der Gerechtigkeit des Congresses vertrauen und mit ihren Ansprüchen nicht drängen zu wollen, sondern er trat auch, nach kurzer Ruhe, wieder hervor, als die 13, nur sehr locker unter einander verbundenen Staaten das Bedürfniß einer größern Einigung fühlten. Er war unter den Abgeordneten der Landschaften, welche (am 17. Sept. 1787) eine gemeinsame Verfassung für die Vereinigten Staaten beschlossen und wurde einstimmig zum Präsidenten der Republik gewählt (1789).

Dritter Zeitraum: Das Zeitalter der Revolution, 1789—1815.

87. Ludwig XVI.*)

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte der französischen Revolution, herausgegeben von Wilhelm Oncken, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als Ludwig XV. starb und sein kaum 20jähriger Enkel Ludwig XVI. am 10. Mai 1774 den Thron bestieg, wäre es auch einer ungewöhnlichen Kraft nicht leicht geworden, in dem Chaos aufzuräumen, das ihm mit der Krone vererbt wurde: die Regierung verrufen, wie nur eine in Europa, der Staat am Rande des Bankrotts, Recht und Sitte, Gesetz und Glaube in voller Auflösung begriffen. Ludwig's XVI. Persönlichkeit war nicht organisirt. solcher Zustände Herr zu werden. Denkt man an den Hof Ludwig's XV. und die Einflüsse, die dort herrschten, so war es schon als besondere Gunst zu preisen, wenn der junge König wenigstens sittlich nicht verdorben war. Aber im Denken schlaff, langsam, unbeholfen, begreift er schwer, und ist das geschehen, so fehlt ihm die Kraft des Willens, danach zu handeln; er war träge, aber nicht aus Genußsucht, sondern aus Mangel an geistiger Rührigkeit und Gewöhnung zur Arbeit. In seiner Schlosserwerkstätte hat er arglos gehämmert, während sein Thron zusammenzustürzen drohte. Seine Gesinnung war voll Wohlwollen; er hatte die gute Absicht, das Glück Frankreichs zu begründen; wie er dabei verfahren müsse, das war ihm freilich nicht klar; bei jeder praktischen Frage schwankte er zwischen widersprechenden Einflüssen. Wir beurtheilen ihn gern nach dem Eindruck, den seine Haltung in den letzten Tagen seines Regiments auf uns macht. Da, als er um sein Leben zu ringen hatte, tritt ein gewisser passiver Heldenmuth zu Tage; er

*) Obgleich der Inhalt dieser Nummer dem vorigen Zeitraume angehört, schien es doch angemessener, ihm seine Stelle als Einleitung zur Revolutionszeit anzuweisen.

beugt sich nicht zu unwürdigen Dingen, bleibt ruhig und kalten Blutes inmitten der tobenden Leidenschaft, geht entschlossen dem Tode entgegen, nicht wie ein Held, aber wie ein Martyrer. Doch diese Größe im Leiden und Dulden war nicht das, was einen Thron unter solchen Umständen konnte behaupten und retten helfen.

An seiner Seite stand die Tochter Maria Theresia's, Marie Antoinette, damals blühend in Schönheit und Jugend, mehr Mann als ihr Gemahl, mehr befähigt zu einem politischen Willen, aber doch nicht die Persönlichkeit, die ihn hätte leiten können. Gleich seit der Verheirathung war „die Oesterreicherin" unpopulär; denn diese Ehe war das Symbol der verhängnißvollen Allianz von 1756. Sie galt nie als Französin, und das war schon viel für eine Königin von Frankreich. Ihr Leben war so rein, wie das irgend einer ihrer Vorgängerinnen. Allerdings war sie ungebunden, leichtsinnig, unerfahren wie ein Kind, und forderte unendlich oft den bösen Schein heraus; aber die strenge Etiquette, gegen die sie am französischen Hofe verstieß, bedeckte unter den feinsten, eleganteſten Formen eine fürchterliche Unsittlichkeit, während der Hof Maria Theresia's, dessen Weise sie nachahmte und der sich durch die herzlichste, zwangloseste Ungebundenheit auszeichnete, zugleich der sittenreinste in Europa war. Aber es war einmal Mode, die Fremde für die Urheberin aller Uebel zu halten. Die Prinzen von Geblüt, voran der Herzog von Orleans, dessen Sittenlosigkeit sie verabscheute und der ihr das mit lästerlichen Nachreden vergalt, waren mit einer großen Partei des französischen Adels in offener Verschwörung gegen die Königin.

Versuch einer physiokratischen Reform.

Ludwig XVI. brachte auf den Thron nichts mit, als den redlichen Willen, es besser zu machen, wie sein fluchwürdiger Großvater. Das Erste, was eine Wendung zum Bessern ankündigte, war ein Wechsel im Ministerium. Als der König die Träger der bisherigen schmachvollen Regierungsweise (den gewissenlosen Finanzminister Terray und den Justizminister Meaupou) verabschiedete, ging ein allgemeiner Jubel durch ganz Frankreich, und ihre Nachfolger waren die offenkundigsten Vertreter der großen Reformpartei, welche bisher nur literarische Bedeutung gehabt (s. S. 379) und jetzt an das Ruder des Staates gelangte. Dazu gehören diese Männer, Turgot und Malesherbes, zu den ehrenwerthesten Persönlichkeiten der ganzen Zeit. Turgot († 1781) war unter den sog. Oekonomisten oder Physiokraten, welche, im Gegensatze zum sog. Mercantilsystem, vor Allem den ländlichen Besitz und die ländliche Arbeit von allen drückenden Lasten befreien wollten, der Einzige, der bereits in der Praxis erprobt war und in 10jähriger Verwaltung als Intendant von Limousin die Richtigkeit des Systems, so weit möglich, gezeigt hatte. In ihm war ein Reformgesetzgeber ans Ruder gekommen, wie es keinen zweiten in ganz Frankreich gab. Malesherbes, ein Mann von

unbeflecktem Ruf im öffentlichen Dienst, ward aus dem Ministerium, in das er nur aus Pflichtgefühl eingetreten war, in Ungnade entlassen; dennoch hat er sich später dem angeklagten Könige als Vertheidiger angeboten, da sich sonst Niemand fand, und nach ihm selbst das Schaffot bestiegen. Zwei andere solcher Ehrenmänner besaß Frankreich nicht. Schade nur, daß der König an die Spitze des Ministeriums den alten Marquis de Maurepas berufen hatte, der um nichts besser war, als die Männer des alten Hofes und, eines ernsten Gedankens unfähig, über die ehrlichen Minister lachte.

Turgot hatte den großartigen Plan eines Systems der Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz entworfen, womit die Grundlagen für eine wahrhaft gesunde Decentralisation wären gewonnen worden. In jeder Stadt- und Landgemeinde sollte ein Gemeinderath (Municipalität) gewählt werden zur Vertheilung der von der Regierung ausgeschriebenen Steuern, zur Berathung über die Bedürfnisse der Angehörigen, Besorgung der Polizei u. s. w. Aus den Gemeindevertretungen sollten die Kreisvertretungen, aus diesen Provinzialstände und endlich aus diesen ein Reichstag hevorgehen — also eine Stufenleiter von Organisationen, geeignet, den Geist der Selbstthätigkeit von unten auf zu erziehen, der Willkür der Beamten zu wehren und den feindseligen Gegensatz der Stände auszugleichen. Aber nicht bloß die Vertheilung der Steuern sollte in die Hände der Steuerpflichtigen selbst übergehen, sondern auch die Einhebung der Steuern geheilt werden von den himmelschreienden Mißbräuchen der wegen ihrer schamlosen Betrügereien berüchtigten Generalpächter, die den Bürger und Bauer um seinen Wohlstand, den Staat aber um seine Einnahmen brachten.

Die einzelnen Provinzen Frankreichs waren damals noch durch Binnen-Zolllinien getrennt, die selbst den Handel mit Getreide unmöglich machten. Bei der großen Verschiedenheit des französischen Bodens ereignete es sich oft, daß die Ernte hier reich oder wenigstens leidlich, dort dagegen eine vollständige Mißernte war, und nun darbten ganze Landschaften, während dicht neben ihnen sich große Vorräthe befanden, deren Einfuhr durch hohe Zölle gehindert, deren Verkauf ein Wuchergeschäft vornehmer Herren bei Hofe war. Kaum war Turgot Minister geworden (24. Aug. 1774), so sprach eine Verordnung (vom 13. Sept.) die Freiheit des Getreidehandels im Innern aus. Aber gleich hier zeigte sich die Unheilbarkeit der verrotteten Maschine. Außer dem Widerstande des Parlamentes wurde im Frühjahre 1775 der Mehlkrieg (la guerre des farines) gegen ihn organisirt. Banden, mit Geld versehen, zogen umher, fingen Getreide-Transporte auf, erstürmten Bäckerläden und zerstörten, was sie an großen und kleinen Korn-Vorräthen fanden, um dadurch Paris auszuhungern und dort einen entscheidenden Umschwung herbeizuführen. Die Fäden der Verschwörung liefen in den höchsten Kreisen zusammen; Maurepas war ihre Seele und das Parlament stand mit dem Geiste dieser Unternehmung durchaus auf einer Linie. Aber die am

3. Mai in Paris und einer Reihe von Städten ausgebrochene Emeute ward unterdrückt und die Reform durchgesetzt.

Dagegen gab die Aufhebung der Wegfrohnden und Zünfte das Signal zu einem Sturmlauf aller Feinde des kühnen Ministers, der am 12. Mai 1776 seinen Abschied erhielt, nachdem er in 20 Monaten 23 Gattungen lästiger Auflagen abgeschafft, die Frohnden und Zünfte beseitigt, die Steuererhebung reformirt, den Handel mit Lebensmitteln befreit, viele alte Mißbräuche abgestellt, den Stellenverkauf eingeschränkt und ein erträgliches Verhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen des Staates erzielt hatte. Alle Versuche, die nach dem Sturze dieses Ministers gemacht wurden, ohne und gegen sein Programm die drohende Krisis zu beschwören, sind kläglich fehlgeschlagen; er war der letzte Minister, an dessen fleckenlose Redlichkeit ganz Frankreich glaubte; von dem Schlage, den das Vertrauen in die Regierung durch seine Entlassung erlitt, hat sich die Monarchie nie wieder erholt.

Der Versuch mit Necker.

Auf Turgot folgte Clugny, „ein Mann ohne Redlichkeit und ohne Scham", der sich beeilte, die Frohnden und Zünfte herzustellen. Da die täglichen Ausgaben nicht mehr bestritten werden konnten, so brauchte man einen Finanzmann, der Credit hatte und Geld schaffte, und verfiel auf den Banquier Necker, einen Ausländer (aus Genf), der als Protestant nicht General-Controleur werden konnte, aber thatsächlich doch der leitende Finanzminister war (1776—1781). Sein wohlgeordnetes Haus in Paris genoß den größten Credit weit und breit; die ausgewählteste Gesellschaft ging bei ihm aus und ein, er hatte eine begabte Frau, eine geistreiche Tochter (die spätere Frau von Staël), kurz, er war in der literarischen Welt eine Autorität, in der financiellen eine Macht. Auf Empfehlung eines Günstlings von Maurepas kam er ins Ministerium, und nun sollten die Thatsachen lehren, daß er weder Staatsmann noch Finanzmann sei, und daß es zwei sehr verschiedene Dinge sind, ein Bankhaus in Ordnung zu halten und einen halbbankerotten Staat zu retten. Von Turgot's Neuerungen wollte er nichts wissen. Während dieser eine Radicalcur empfohlen hatte, verfiel Necker auf den gefährlichen Nothbehelf, die Schulden durch neue Schulden zu decken. In Folge der Theilnahme Frankreichs am nordamerikanischen Kriege machte er in Paris, London, Amsterdam neue Anleihen bis über 500 Millionen Livres, die er zu leidlichen Bedingungen erhielt, als Inhaber eines unbegrenzten Credits in der Geschäftswelt. Auch drang er auf Ersparnisse am Hofe und in der Verwaltung, ohne jedoch neue Einnahmequellen zu eröffnen. Er deckte nothdürftig die Lücken des augenblicklichen Bedürfnisses und handelte nach dem Grundsatze: après nous le déluge! In einem Rechenschaftsberichte („compte rendu") setzte er die wesentlichen Verhältnisse der Finanzlage Frankreichs auseinander, zunächst zur Kenntnißnahme des Königs; aber er wollte auch

öffentlich mit dieser Schrift glänzen und ließ sie deßhalb drucken. Daß er einen Gegenstand von so eminenter Bedeutung, der bisher in absolutem Geheimniß gehalten worden war, der öffentlichen Besprechung zugänglich gemacht hatte, erwarb ihm einerseits den Beifall der Welt, andererseits die leidenschaftlichsten Angriffe des schwer compromittirten Hofes. Er verlangte vom Könige, daß dieser ihn zur Genugthuung für die Angriffe des Hofes zum wirklichen controleur général ernenne und ihn als Beisitzer in den königlichen Rath zulasse. Da der König dieses Begehren abschlug, so trat Necker zurück (19. Mai 1781).

Calonne und die Notabeln.

Nach zwei Jahren rathlosen Schwankens (unter de Fleury und d'Ormesson) folgte am 3. Oct. 1783 das Ministerium Calonne. Dieser ehemalige Intendant von Lille war ein Mann nach dem Herzen der Prinzen von Geblüt (der Artois, Orleans und Genossen), der weder Reformen, wie Turgot, noch spießbürgerliche Sparsamkeit, wie Necker, verlangte, der mit ihnen Sitten und Grundsätze oder vielmehr den Mangel an beiden theilte. Nichts charakterisirt den gewissenlosen Schwindler mehr, als seine eigenen Worte: „Wer leihen will," sagt er, „muß reich erscheinen und darum Aufwand machen. Sparen erweckt den Schein schlechter Verhältnisse, schreckt die Capitalisten ab, Credit zu geben. Geben wir viel aus, um desto mehr einzunehmen!" So machte er denn große Ankäufe, kolossale Bestellungen, um, wie man das nannte, die Industrie zu heben. Dabei contrahirte er Anlehen auf Anlehen, aber so, daß er in der Regel nur $^3/_4$ vom Nennwerthe erhielt. Als der Credit aufs gründlichste erschöpft war, suchte er die Reformen Turgot's hervor, der diese Entweihung seiner großen Ideen durch einen frivolen Abenteurer glücklicher Weise nicht mehr erlebte. Da dergleichen weder mit den Parlamenten noch mit den alten Ständen durchzusetzen war, so schlug er dem Könige eine (nicht gewählte, sondern von der Krone ernannte) Versammlung von Notabeln vor, wie sie zuletzt 1626 Statt gefunden hatte. Diese Versammlung von Prinzen, Bischöfen, Herzogen, Staatsräthen, Präsidenten, einigen Abgeordneten vom Lande und Bürgermeistern — im Ganzen etwa von 120—130 anwesenden Mitgliedern —, die im Wesentlichen das alte Frankreich der Mißbräuche und Privilegien vertrat, war keineswegs geneigt, die Opfer zu bringen, welche fast jede der vorgelegten Reformen der bevorrechteten Classe zumuthete. Doch befand sich auch einer in derselben, der das junge Frankreich repräsentirte, wie es schwärmte für den Sieg der politischen Freiheit in dem eben beendeten nordamerikanischen Kriege. Es war Lafayette, der das große Wort: „Berufung der Reichsstände" aussprach. Uebrigens verwarfen die Notablen nicht nur Calonne's Vorschläge, sondern wiesen ihm auch nach, daß er die Versammlung wissentlich betrogen habe. Entlassen auf den Rath der Königin, suchte er Sicherheit in England.

Brienne und die Parlamente.*)

Die Königin empfahl zum Nachfolger Calonne's den eifrigsten Sprecher der Opposition, den Erzbischof von Toulouse, de Brienne. Dieser schickte die Notabeln nach Hause und versuchte es wieder mit den Parlamenten, aber mit keinem bessern Erfolge. Sein Programm, welches ebenfalls eine Wiederholung Turgot'scher Ideen enthielt, scheiterte an denselben wenig ehrenvollen Beweggründen des Standesgeistes, und doch jubelte das Volk den Parlamenten zu, weil sie überhaupt Opposition machten gegen ein allgemein verhaßtes Regiment. Die Regierung griff zu dem üblichen Staatsstreich eines lit de justice (6. Aug. 1787), der König befahl die Registrirung der Steuer-Edicte und verwies das heftig protestirende Pariser Parlament in eine Provincialstadt, nach Troyes. Als die Mittel bald wieder erschöpft waren, wählte man den Weg einer séance royale, wo nicht in den herben Formen des lit de justice der Beschluß dictirt ward, sondern eine Debatte und eine Abstimmung Statt fand, beides freilich in Gegenwart des unumschränkten Königs. Als der Großsiegelbewahrer die Registrirung einer neuen Anleihe ohne Zählung der Stimmen verlangte, trat der Herzog von Orleans zum ersten Male als Gegner der Regierung hervor und bezeichnete die Form der Registrirung als ungesetzlich. Das Parlament schloß sich, nachdem der König hinausgegangen war, ohne die Sitzung zu schließen, dem Proteste des Herzogs an; das neue Anlehen war ohne Vertrauen und kam nicht zu Stande. Um den Widerstand des Parlamentes zu beseitigen, wollte Brienne dasselbe auf seinen ursprünglichen Beruf des Richteramtes zurückführen und ihm die usurpirte Vertretung der Reichsstände nehmen durch Einsetzung einer sog. cour plenière zur Registrirung von königlichen Edicten über Anleihen und neue Auflagen. Am 8. Mai 1788 erschienen die desfallsigen Ordonnanzen. Da erhob sich der gesammte Adel, noch immer der einzige Wortführer der Nation, für die Parlamente, wühlte die Massen auf und setzte ein ähnliches Gesindel in Bewegung, wie das, welches einst den Mehlkrieg gegen Turgot geführt hatte, ohne zu bedenken, daß das Volk die Anarchie auch ohne, ja gegen seine ursprünglichen Befehlshaber fortsetzen könne. Der Minister, der den mißlungenen Staatsstreich angerathen, erhielt (im August) seine Entlassung, und der König berief zum zweiten Male Necker zur Finanzverwaltung; das Volk begrüßte die Wahl mit Jubel.

---

*) Die Parlamente (zuerst 9, dann 15), eigentlich Gerichtshöfe der höchsten Instanz, griffen in die Gesetzgebung und in die Staatsverwaltung ein, indem sie den Anspruch geltend machten, daß keine königliche Verordnung gesetzliche Kraft habe, bis sie in die Register des Parlamentes eingetragen sei, und daß diese Eintragung aus Gründen des Rechts und des Gemeinwohls verweigert werden könne.

Necker und die Reichsstände.

Mit leichtem Muthe ging Necker an das lecke Fahrzeug heran in der Ueberzeugung, daß es nur seiner Riesenhand bedürfe, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Seine erste Maßregel war die Berufung der Reichsstände (états généraux) auf den 1. Mai des nächsten Jahres, wodurch die Einsetzung einer cour plenière zunächst unterbleiben sollte. Die Reichsstände waren das Nothmittel, welches Montesquieu schon ein halbes Jahrhundert vorher vorgeschlagen und welches Lafayette seit den Notabeln wiederholt verlangt hatte. Die ganze Nation war wie in einem Taumel, nach den endlosen Experimenten in den états généraux Etwas zu haben, welches noch nicht verbraucht war; nur Einer erkannte und sagte unverhohlen: „die Reichsstände sind die Revolution" — das war Graf Mirabeau.

Zunächst entstand nun die Frage, ob die Reichsstände in der Form von 1614 (ihrer letzten Versammlung) berufen werden und in drei Kammern oder in einer einzigen Versammlung tagen sollten. Das Pariser Parlament verlangte die Beifügung der Clausel „in der im J. 1614 befolgten Form" und verlor dadurch mit einem Male seine ganze Popularität. Necker bewog den König, zu verfügen, daß der dritte Stand noch einmal so viele Vertreter als jeder der beiden andern Stände senden solle; den wichtigsten Punkt aber, ob nach Ständen oder nach Köpfen zu stimmen sei, sollten die Reichsstände selber entscheiden. Die Presse bemächtigte sich nun dieser Frage, und unter den 2000—3000 Flugschriften über dieselbe hat eine Broschüre von Abbé Sieyes: Qu'est ce que le tiers état? eine bleibende geschichtliche Bedeutung. Derselbe hat an allen Verfassungen von 1789—1799 mitgearbeitet, und alle zeugen von jener Routine der Formulirung, die auch seine Gegner anerkennen mußten. Er sprach sich für die Abstimmung nach Köpfen, nicht nach Ständen aus.

In der unter verhältnißmäßig geringen Störungen der Ordnung gewählten Versammlung fand sich die Blüte von ganz Frankreich; der ganze Reichthum von Talent und Kenntnissen, Geist und Witz, den ein goldenes Zeitalter vielseitigster Cultur hervorgebracht, war hier vereinigt; große Redner, ausgezeichnete Dialektiker, glänzende Namen der Literatur waren hier versammelt; aber Staatsmänner, die fähig gewesen wären, aus dem Chaos eines aufgelösten Staates einen neuen Staat aufzurichten, wie es deren zu jeder Zeit nur wenige gibt und geben kann, solcher Männer hatte die Versammlung nur Einen — das war Graf Mirabeau, der, obgleich von altem Adel, sich als Abgeordneter des dritten Standes hatte wählen lassen und dadurch, noch mehr aber durch seine Persönlichkeit in allen Kreisen das außerordentlichste Aufsehen erregte.

88. Die constituirende National-Versammlung.

(Nach Ludw. Häusser, Geschichte der französischen Revolution, Heinr. von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, und Friedr. von Raumer, Geschichte Europa's, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie die Stände in alter Weise (nach der Form vom J. 1614) berufen waren, so gab auch, nach einer altfranzösischen Sitte, die das Wahlgesetz von 1789 nochmals ausdrücklich vorschrieb, jeder der drei Stände seinen Vertretern ein Heft (cahier) mit Beschwerden und Instructionen mit, zum Theil weniger im Interesse der gesammten Nation, als des Standes, dem der gewählte Vertreter angehörte. Uebereinstimmend wird von den drei Ständen — Geistlichkeit, Adel und drittem Stande — der Absolutismus der alten Monarchie verurtheilt; eine sehr starke Opposition findet auch das alte System des religiösen Gewissenszwanges, das auf der Aufhebung des Edictes von Nantes beruhte und die vollständige Rechtlosigkeit der Protestanten (außer in den ehemals deutschen Ländern) fortbestehen ließ. Allgemein ist ferner die Klage über den Mangel eines öffentlichen und namentlich eines bürgerlichen Rechtes. Denn Frankreich hatte kein bürgerliches Gesetzbuch, sondern ein römisches Recht, das das Volk nicht verstand, ein altgermanisches, das für die Lehnszeiten paßte, und eine Unzahl von (400) Gewohnheitsrechten, die in jeder Provinz anders waren; dazu kamen die ministeriellen ordonnances, welche jedem Gesetz und Herkommen Hohn sprachen. Auch fehlte es an einem Strafrecht und Strafproceß, wie überhaupt an einer gesetzlich geordneten, wohlfeilen und raschen Rechtspflege. Der Gerichte und Gerichtsbarkeiten gab es zu vielerlei, besondere für jede Classe von Staatsangehörigen und jede Gattung von Vergehen. Da es für Schlichtung kleinerer Händel gänzlich an einer passenden, prompten Stelle fehlte, so ward das Institut der Friedensrichter von allen Seiten verlangt. Dazu kamen noch die von der öffentlichen Meinung geächteten Gerichtsbarkeiten der Gutsherren. Auf diesem Gebiete hat denn auch die Revolution ihr verdienstlichstes Werk vollbracht, indem sie den ungeheuren Wust des verrotteten Herkommens hinwegräumte und es der neuen Monarchie möglich machte, eine übersichtliche, rasche, wohlfeile und populäre Rechtspflege herzustellen.

Wie es einen höhern und einen niedern Adel gab, so zerfiel auch der Clerus in eine adelige Hochkirche und einen bürgerlichen Stand (der Pfarrer), und der letztere verließ am ersten zahlreich (200 von 300 Gewählten) die Bänke der Privilegirten und trat zum dritten Stande über. Auch stimmten die „Hefte" des ersten Standes oft wörtlich mit denen des dritten überein, während der Inhalt der Hefte des Adels von beiden sehr abwich. Dieser verrieth den engherzigsten Standesgeist. So wird in den Heften des Adels nicht allein an der Abstimmung nach Ständen festgehalten, sondern sogar

ein ausdrückliches Vetorecht für den einzelnen Stand gegen die Beschlüsse der beiden andern verlangt; und wenn der Adel auf seine Steuerfreiheit verzichtet, vorausgesetzt, daß die Geistlichkeit gleichfalls gehörig besteuert werde, so soll die Adelssteuer („taille noble“) nur zeitweise gelten. Dagegen befahlen die Wähler des dritten Standes einstimmig ihren Abgeordneten, daß sie sich nicht als Vertreter einer Körperschaft, sondern als Bevollmächtigte der ganzen Nation betrachten sollen, von der die beiden andern Stände kaum 4 Procent ausmachen; einstimmig verlangen darum die „Hefte“, daß die Abstimmung nach Köpfen und nicht nach Ständen geschehe. Einige sehen auch den Fall voraus, daß die beiden andern Stände sich dem nicht unterwerfen werden, und schreiben dann vor, daß die Abgeordneten des dritten Standes, als Vertreter von 24 Millionen Menschen, im Verein mit den Mitgliedern der andern Stände, die ihnen beitreten wollen, als National-Versammlung berathen und handeln sollen.

Einmüthig verlangten die Wahlkreise Aufrichtung eines verfassungsmäßigen Rechtsstaates, Abschaffung jeder persönlichen Dienstbarkeit und aller Feudalrechte, Bürgschaften für Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit der Presse, Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses, Verantwortlichkeit der Minister, gleiche Vertheilung der Steuern, Einführung von Provincialständen, die darüber zu wachen haben u. s. w. Dazu kommt eine sehr große Anzahl von eingehenden Vorschlägen über Hebung des Ackerbaues, der Viehzucht, des Gewerbebetriebes, des Getreidehandels, der Erziehung u. s. w., wobei gelegentlich arglose Selbstbekenntnisse jenes Sondergeistes unterlaufen, den die alte Monarchie auch den bürgerlichen Kreisen eingepflanzt hatte, jenes Particularismus der Provinzen und Städte, jenes Egoismus der zünftigen Gewerbe, der zu den wesentlichsten Zügen des alten Systems gehörte (wie z. B., wenn die Perückenmacher von Nantes die Frauen vom Friseurdienste ausgeschlossen wissen wollen!).

Die schwersten Klagen werden erhoben gegen die Abgaben, welche unter verschiedenen Titeln (taille, gabelle, capitation, vingtième) theils ausschließlich, theils mit ganz unverhältnißmäßiger Ungleichheit auf dem gemeinen Mann lasteten, und allgemein ist die Erbitterung gegen die Intendanten, die durch Provincialstände ersetzt werden sollen.

Auch der letzten Waffe der Regierung, der Armee, wird nicht geschont. Diese war eine Versorgungsanstalt für die ältern Söhne der adeligen Familien, wie es die Kirche für die jüngern war, und doch ist es gerade der Adel, der in seinen „Heften“ die Heeresverfassung als dem Geiste der Nation widersprechend angreift. Diese war denn auch ein treues Abbild der Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft: auch hier standen sich Gutsherren und Lehnspflichtige, ein schwelgender Adel in den sinnlos gehäuften Officiersstellen und ein darbendes, nothleidendes Volk gegenüber, oben zügellose Freiheit, unten bei barbarischer Willkür der Obern Noth und Elend, dort verletzende

Geringschätzung, gewissenloser Leichtsinn, hier brütender Haß und leidenschaftlicher Groll. Auch die lächerlichen Seiten des alten Regime fehlten hier nicht: noch im J. 1781 wurden Officiere, die nicht seit vier Generationen adelig seien, für unfähig erklärt, Hauptleute zu werden. Die Folge dieses Systems war, daß man jungen Leuten von 14—16 Jahren die Stellen von Majoren und Obersten anvertrauen mußte, weil an ihren Adel kein Anderer heranreichte. Die Protestanten waren von allen Officiersstellen ausgeschlossen, während in den zahlreichen Fremdenregimentern, bei den schweizerischen und deutschen Miethlingen, die Führer fast immer Protestanten waren. Man begreift, daß eine Regierung, von der die ganze unbewaffnete Nation abgefallen war, im Augenblicke der Gefahr nicht einmal einen einigermaßen ritterlichen Widerstand leisten konnte, wenn die bewaffnete sich in solcher Verfassung befand.

a. Die National-Versammlung in Versailles, vom 5. Mai bis 19. October 1789.

Bei der Eröffnung der Versammlung der Reichsstände (5. Mai) in Versailles erschien der König, umgeben von seiner Familie und dem Prunke des alten Hofstaates, begrüßt von begeistertem Beifall der (1200) Abgeordneten und der zahlreich von Paris herübergeströmten Zuschauer, doch wurde die Unzufriedenheit des dritten Standes schon dadurch erregt, daß dem Clerus und dem Adel die große Eingangsthür geöffnet, die Bürgerlichen aber durch eine Hinterthür eingelassen wurden, und daß die Sitze eben so wie 1614 angeordnet waren. Sowohl die königliche Thronrede als die derselben folgenden Reden des Großsiegelbewahrers (Barentin) und des Finanzministers (Necker) gaben die Rath- und Hülflosigkeit der Regierung zu erkennen, indem über die nächste entscheidende Frage, über die Befugnisse der Versammlung und das Verhältniß der Stände zu einander, in sehr unbestimmter Weise nur Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen wurden.

Alsbald trat die Bedeutung der Finanzfrage zurück vor dem Gewichte der Verfassungsfrage, ob die drei Stände gemeinsam oder gesondert, ob eine einzige National-Vertretung oder drei selbständige Körperschaften neben einander berathen sollten. Die Nothwendigkeit der Entscheidung dieser Frage, welche die Regierung dem Hader der Stände überlassen hatte, drängte sich schon bei der Prüfung der Vollmachten auf. Der Clerus und der Adel versammelten sich, jeder in seinem Local, und begannen die Prüfung der Vollmachten als ein unzweifelhaft abgesondert zu erledigendes Geschäft. Der dritte Stand hingegen betrachtete das System einer einzigen Versammlung als eben so selbstverständlich, hätte auch ohne dasselbe keine Aussichten auf Reformen gehabt, die gegen das Interesse der beiden andern Stände waren. Es hätte sich nur dasselbe Schauspiel wiederholt, das man bisher bei den Parlamenten und den Notabeln gesehen hatte, und die Doppelzahl des dritten

Standes wäre ganz werthlos gewesen. Nach langen vergeblichen Versuchen, mit den beiden ersten Ständen zu verhandeln, wurde der Vorschlag des Abgeordneten von Paris, des Abbé Sieyes, angenommen, die Versammlung zu constituiren, die beiden andern Stände zur gemeinsamen Wahlprüfung einzuladen, diese sofort zu beginnen und über die Ausbleibenden hinwegzusehen. Dieser Antrag war der Beginn der Revolution.

Als die Wahlprüfung in zwei Tagen ohne Theilnahme der Privilegirten beendet war, stellte derselbe Sieyes in einer Rede die einfachen Sätze auf: Wir (der dritte Stand) sind Vertreter von 96 Procent des Volkes, das Volk ist souverain, folglich haben wir als seine Vertreter zu handeln und uns als National-Vertreter (assemblée nationale) zu constituiren. Dies geschah am 17. Juni, obgleich der Graf Mirabeau, der Vertreter der provenzalischen Stadt Aix, der ein ungestümer Gegner des Feudalstaates, aber ein Mann der Ordnung war und später die Seele der Versammlung werden sollte, seine Bedenken gegen einen so revolutionären Schritt äußerte. Er hatte eine vollkommen klare Vorstellung von der Gefahr, die in einer einzigen Versammlung von unbegrenzter Souverainetät liegt.

Jetzt erst drang Necker, um die königliche Macht zu retten, zugleich aber seine eigene Popularität nicht zu verlieren, auf die Maßregel, die er einige Monate vorher hätte durchsetzen müssen, nämlich, daß der König die Vereinigung der Stände anbefehle. Aber er setzte seinen Vorschlag im Ministerrathe nicht durch; der Einfluß der Königin und der Eifer gegen die Revolution brachte den Beschluß zu Stande, bei der Sonderung der Stände zu beharren. So machte der König die Sache der Privilegirten zu seiner eigenen und entschloß sich noch einmal, einen Staatsstreich nicht für sich, sondern für seine schlimmsten Feinde zu wagen. Jener Beschluß sollte in einer königlichen Sitzung im Saale der Gemeinen den drei Ständen verkündet werden. Als nun dieser Saal geschlossen wurde, um die Vorbereitungen zu der königlichen Sitzung zu treffen, brachten die Führer des dritten Standes den größten Theil ihrer Genossen in einem benachbarten Ballspiellocale des Hofes zusammen und ließen sie (20. Juni) den von Sieyes abgefaßten Eid schwören: sich nicht zu trennen, bis sie Frankreich eine neue Verfassung gegeben hätten. Schon zwei Tage nachher kamen 148 Geistliche, geführt von zwei Erzbischöfen und drei Bischöfen, es kam der gesammte Adel der Dauphiné, um sich unter lautem Jubel mit den bedrohten Gemeinen zu vereinigen. Am 23. Juni erschien der König vor den versammelten Ständen wie bei einem lit de justice; er versprach in fast zitterndem Tone Reformen im Finanz-, Justiz- und Militärwesen unter Mitwirkung der Stände — aber der Stände in gesonderter Berathung. Auf die Aufforderung des Groß-Ceremonienmeisters, den Saal sofort zu verlassen, rief Mirabeau: „Wir sind hier durch den Willen des Volkes und werden nur den Bajonetten weichen". Die Versammlung beschloß auf seinen Antrag die Unverletzlichkeit der Person

jedes Abgeordneten. Der König zeigte sich auch hier rathlos, indem er äußerte: „Wenn die Herren vom dritten Stande ihren Saal nicht verlassen wollen, so bleibt nichts übrig als — sie darin zu lassen," und diesen Mann wollte man zu Staatsstreichen verleiten und zu kühnen Schritten veranlassen! Nicht einmal die Privilegirten selber, denen zu Liebe der König sich blosgestellt, hielten an dem Staatsstreiche fest. Als am 25. Juni ein Volkshaufe in Paris den erzbischöflichen Palast geplündert und die Garden ihr Feuer verweigert hatten, befahl der König selbst den privilegirten Ständen, sich mit dem dritten zu vereinigen, und am Schlusse des Monats saß die Mehrzahl des Adels und der Geistlichkeit in der National-Versammlung. Die Monarchie hatte eine schwere Niederlage erlitten.

Da indessen die Anarchie in Paris fortdauerte und die Truppen in der Hauptstadt, selbst das auserlesene Regiment französischer Garden, sich immer unzuverlässiger zeigten, so ließ man immer neue, meist fremde Regimenter dahin kommen, welche Maßregel aber zur Folge hatte, daß die Berührung mit Paris, dem Herde der Revolution, die Auflösung im Heere immer weiter verbreitete. Als die Anhäufung von Truppen, welche nicht den Zweck hatte, den König persönlich zu schützen, sondern einen äußern Druck auf die National-Versammlung zu üben, dieser gefährlich schien, entwarf Mirabeau eine Adresse an den König, welche die Entfernung der Truppen und die Einrichtung von Bürgergarden in Paris beantragte. Statt dessen wurde Necker mit drei andern Ministern entlassen; er hatte keine Ahnung von dem beabsichtigten neuen Staatsstreiche, der eine strenge Reaction herbeiführen, Versailles und Paris aber mit Waffengewalt unterwerfen sollte. Als am 12. Juli die Nachricht in Paris eintraf, daß in Versailles Etwas im Werke sei, brach der Tumult im Palais Royal los, wo der Advocat Camille Desmoulins das Volk zum Widerstande aufrief. Ueberall wurden die Waffenläden geplündert, die Zollhäuser an den Barrièren in Brand gesteckt, die Truppen aber weigerten sich, einzuschreiten, das ganze Regiment der Garden trat zum Volke über. Gegen die Anarchie wurde nun die **Bürgergarde** errichtet, die Paris vor der Plünderung durch Banditen und Diebesgesindel rettete. Der König, von der gänzlichen Auflösung der Regimenter unterrichtet, gab den Befehl, sie aus der ansteckenden Nähe von Paris wegzuführen, und die Hauptstadt war nun sich selbst überlassen. Am 14. Juli, nachdem die Masse des entfesselten Volkes aus den Vorstädten im Palaste der Invaliden 20 Kanonen und 28,000 Flinten erbeutet hatte, richtete sich der Sturm gegen die **Bastille**, welche als Gefängniß für willkürlich Verhaftete verrufen war und wo man ebenfalls große Waffenvorräthe vermuthete. Nach kurzem Kampfe capitulirte die nur aus 140 M. mit 22 Kanonen bestehende Besatzung, meist Invaliden und Schweizer; einige Führer der Stürmenden hatten sich für freien Abzug verbürgt, dennoch wurden der Commandant de Launai und mehrere Officiere ermordet und die Köpfe im Triumphe herumgetragen. In wenig Tagen war

die Zwingburg von Paris dem Erdboden gleich gemacht. Am 15. Juli erschien der König in der National-Versammlung und verkündete den Rückzug der Truppen so wie die Rückberufung Necker's, dessen Entlassung ja den Anstoß zur Revolution gegeben hatte. Am 16. wurde in Paris durch Zuruf Bailly, der Präsident der Communen beim Zuge nach dem Ballspiellocale, zum Maire der Hauptstadt und Lafayette zum Führer der National-Garde proclamirt. Am 17. kam der König nach Paris und zeigte sich auf dem Stadthause der Menge; als er mit der National-Cocarde am Hute ans Fenster trat, jauchzte ihm die den Greveplatz füllende Menge entgegen.

Das Beispiel von Paris wurde alsbald in den Provinzen nachgeahmt: in den Städten setzte man neue Municipalitäten ein, errichtete Bürgergarden, ausgerüstet mit Waffen, wie man sie eben zur Hand hatte, Flinten, Piken, Dolchen, Säbeln; allenthalben rief das Bedürfniß der privaten Sicherheit permanente Ausschüsse (meist durch Zuruf oder eigene Machtvollkommenheit erwählt) ins Leben, welche, von den allenthalben entstandenen National-Garden unterstützt, Todtschlag und Plünderung verhüteten. Am schlimmsten war die Anarchie auf dem platten Lande, wo der Druck des Feudalstaates am stärksten gelastet hatte, weniger im Norden des Reiches (in der Vendée und der Bretagne), wo theils der Bauer ein wohlhabender Pächter, theils der Gutsherr ein wohlwollender und schlichter Landjunker geblieben war, als in Mittel- und Süd-Frankreich, wo die Erbitterung der Bauern kein Maß noch Ziel kannte. Da gingen die verlassenen Schlösser der Gutsherren in Flammen auf, die Klöster wurden zerstört, die Edelleute auf gräßliche Weise zu Tode gemartert.

So drängte Alles hin auf die Aufhebung der Feudalrechte. Die National-Versammlung konnte sich diesem Drange nicht mehr entziehen. Der Adel in seiner liberalen Minderheit ergriff selbst dazu die Initiative, das rechtlich aufzuheben, was factisch schon beseitigt war. In der Abendsitzung des 4. August bemerkte der Vicomte Noailles, man müsse auf die Ursachen der Gährung zurückgehen, die Gemeinen hätten nicht eine Constitution begehrt, sondern Abschaffung der drückenden Abgaben und gutsherrlichen Rechte. Ein Vorschlag folgte dem andern, keine Gegenrede wurde laut, es kam zu keiner Abstimmnng, Alles wurde durch Acclamation angenommen; Leibeigenschaft, Herrengerichte, Grundrenten, Zehnten, Jagdrechte, Käuflichkeit der Aemter, Standesvorrechte, Gemeinde- und Provincial-Privilegien, Häufung der Aemter und Pfründen, Alles wurde in unaufhaltsamem Zuge noch in derselben Nacht unter einem Sturme von Beifall und Jubel beseitigt, allgemeine Zulassung zu den Aemtern in Staat und Heer, Einführung einer unentgeltlichen Rechtspflege, Umgestaltung der Zünfte u. s. w. beschlossen. Mehrere Tage waren erforderlich, um alle die Beschlüsse jener einzigen Nacht zu redigiren. An die Spitze der neuen Verfassung stellte man auf Lafayette's Antrag, nach nordamerikanischem Vorbilde, eine Erklärung der allge-

meinen Menschenrechte, die sich in folgende drei Sätze zusammenfassen läßt: 1) alle Menschen sind frei und gleich, nur das Gemeinwohl darf einen Unterschied begründen, 2) alle Menschen haben ein Recht zum Widerstande gegen Unterdrückung, 3) alle Souverainetät hat ihren Ursprung im Volke.

Seitdem gab es in der National-Versammlung drei Gruppen, welche um die Herrschaft rangen und sich auch bald im Sitzungssaale räumlich von einander schieden. Auf der Rechten saßen die meisten Edelleute und Bischöfe, die unbedingten Anhänger des Alten, bereit zu manchen einzelnen Reformen, aber grundsätzlich überzeugt, daß das Volk dem Könige und dieser den alten Ständen unterworfen sein müsse. Im Centrum begegneten sich dann die Gemäßigten von Rechts und Links, die Abgeordneten, welche so schnell wie möglich auf den Sturz des alten Staatswesens die Gründung des neuen folgen zu lassen wünschten. Die Linke vereinigte die Verehrer der reinen Volks-Souverainetät, die unbedingten Gegner der Kirche und Aristokratie, die Enthusiasten für grenzenlose Bewegung der Volksmassen. Zu ihnen gehörte der Bischof Talleyrand von Autun, der (wegen eines Körpergebrechens) in den geistlichen Stand mit der profansten Gesinnung getreten war, gutmüthig im Privatverkehr, gewissenlos und eigennützig in den großen Geschäften. An der Spitze der äußersten Linken, welche fürs Erste noch wenig hervortrat, saßen die Advocaten Pétion aus Chartres und Robespierre aus Arras. Der einzige eigentliche Staatsmann in der Versammlung war der Graf Mirabeau, der sich von der strengen väterlichen Zucht losgerissen und in den Strudel der wildesten Ausschweifungen gestürzt hatte, aber, ohne jemals regelmäßige Studien zu machen, in Rechts- und Verfassungsfragen einen genialen Blick bekundete und in einer Reihe überwältigender Streitschriften das Bild des künftigen Frankreich mit scharfen Zügen gezeichnet hatte. Untersetzt, blatternarbig und cynischen Wesens, wie er war, erschütterte er durch eine Beredsamkeit sonder Gleichen.

Als man an die Berathung der Verfassung selbst ging, wurde zunächst die Permanenz, d. h. die ununterbrochene Aufeinanderfolge der Sitzungen, beschlossen, dagegen das Zwei-Kammersystem verworfen und in Betreff des Vetos des Königs, nach Lafayette's Rath, der Mittelweg eines blos aufschiebenden Vetos eingeschlagen, da Necker, um die Popularität des Königs zu retten, erklärt hatte, der König wolle auf sein Veto verzichten, wenn auch die beiden folgenden Legislaturen auf dem Beschlusse beharrten. Zuletzt wurde die Dauer des Vetos auf zwei Legislaturen beschlossen.

Auch die sociale Frage machte den pariser Behörden viele Sorge. Wenn schon früher der Privathandel nicht ausgereicht hatte, um die kolossale Hauptstadt mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, so stockte jetzt in Folge der bürgerlichen Unruhen der Handel vollends; die letzte mißrathene Aernte hatte die Preise hoch gesteigert und jede Provinz suchte ihre Vorräthe zu behalten. Die Stadt mußte daher bedeutende Getreidemassen im Aus-

lande kaufen, um einen mäßigen Brodpreis zu erhalten; dazu reichten aber bald ihre Mittel nicht mehr aus, da ihre beste Einnahmequelle, das Octroi, mit der Zerstörung der Barrièren völlig versiegt war. Um keine neue Revolution hervorzurufen, sah sich der Staat genöthigt, die Stadt Paris zu unterhalten; um den unbeschäftigten Proletariern Verdienst zu geben, mußte der Staat sie bei nutzlosen Arbeiten beschäftigen. Unter diesen Umständen hatte der Herzog von Orleans, ein Wüstling von unentschlossenem Charakter, daher unfähig zu einer politischen Rolle, sich in den Kopf gesetzt, der König würde bald auf die eine oder andere Weise vom Platze weichen, dann sei seine Stunde gekommen, sei es als Vormund oder Reichsverweser, sei es als König. Eine Partei besaß er nicht; er war nur bedeutend durch das Geld, das ihm zur Verfügung stand. Am 5. October früh entstand eine Zusammenrottung einiger tausend Weiber, die in das Stadthaus eindrangen und nach Brod schrieen, während sich gleichzeitig Aufläufe in der Antons-Vorstadt und im Palais Royal bildeten, deren Führer im Solde des Herzogs von Orleans standen. Als die National-Garde einschreiten wollte, erschienen Offiziere von Lafayette's Generalstab, um dies zu hindern, denn während Orleans den König vertreiben wollte, um seine Stelle einzunehmen, wollte Lafayette ihn nach Paris versetzen, um dadurch Einfluß auf die Regierung zu üben. Als die Weiber mit den Proletariern der Vorstädte, im Ganzen etwa 100,000 Köpfe, um Mittag nach Versailles abgezogen waren, um den König von den Aristokraten zu befreien und von ihm Brod für das hungernde Volk zu verlangen, wurde schon den Ministern in Versailles gemeldet, auch die pariser National-Garde, von Artillerie und einer Menge Volkes begleitet, setze sich gegen Versailles in Bewegung, nicht blos um Brod zu fordern, sondern — wovon in der Hauptstadt noch Niemand geredet hatte — den König nach Paris zu holen. Die Weiber langten um 3 Uhr in Versailles an, drangen in den Saal der National-Versammlung, welche eben beschäftigt war, dem Könige die unbedingte Genehmigung der Menschenrechte und der Verfassung abzutrotzen. Sie hob ihre Sitzung auf, eine Deputation der Weiber ging zum Könige, verlangte Brod und Freiheit und ward sehr gnädig empfangen. Gegen 11 Uhr Abends traf Lafayette, augenblicklich der mächtigste Mann in Frankreich, mit 20,000 M. National-Garde ein und versprach dem Könige, der inzwischen die verlangte Genehmigung der Menschenrechte schon ertheilt hatte, die Ordnung aufrecht zu erhalten. In den frühen Morgenstunden gab der Anhang des Herzogs von Orleans seine Parole aus. Die Caserne war in der Nacht von den Volksmassen erstürmt und geplündert worden; gegen 6 Uhr Morgens ward ein Einbruch in das Schloß gemacht und das Vorzimmer der Königin mit Mühe vertheidigt, bis diese sich, halb entkleidet, durch eine Hinterthür zum Könige gerettet hatte. Jetzt kam Lafayette und trieb die Banden hinaus; Ludwig willigte ein, nach Paris zu folgen, und zeigte sich dem Volke auf dem Balcon. Gegen die Königin

dauerten Flüche und Verwünschungen fort, bis Lafayette auch sie hinausführte und ihr zum Zeichen der Versöhnung mit dem Volke die Hand küßte; da erscholl sogleich der Jubelruf: „Es lebe der General, es lebe die Königin!" Schwerlich ist Lafayette von dem Verdachte freizusprechen, daß er, als der König sich nicht sofort zu dem Zuge nach Paris entschließen wollte, eine kleine Einschüchterung desselben für nöthig erachtete und sich deßhalb ohne Rücksicht auf den in der Nacht beginnenden Tumult zur Ruhe begeben hatte. Sein Zweck, die Regierung den Einflüssen des Hofes zu entziehen und unter seine Leitung zu bringen, wurde erreicht, während der Herzog von Orleans sein Geld vergebens gespendet hatte und auf Lafayette's Gebot ins Exil nach London wanderte. Erst im Convent tauchte er wieder auf, um für den Tod Ludwig's XVI. zu stimmen.

Um 1 Uhr Mittags (6. Oct.) brach die königliche Familie von Versailles auf und war bis Paris, da der Zug Schritt für Schritt ging, sechs Stunden lang unterwegs. Schon früher hatte sich ein Haufe der wildesten Meuterer in Bewegung gesetzt; er trug die Köpfe der ermordeten Leibwächter, als Siegeszeichen auf Piken voran und zwang einen Perückenmacher in Sevres, sie zu frisiren. Nunmehr folgte die Masse des pariser Heeres. Zunächst dem königlichen Wagen die Fischweiber oder „Damen der Halle", trunken vor Freude, aus Leidenschaft oder vom Weine. Sie ritten zum Theil auf Kanonen, zum Theil auf den Pferden der Leibwächter, einige vorn und hinten mit Cuirassen bedeckt, andere mit Flinten und Säbeln bewaffnet, Hüte der Leibwächter tragend, mit Bändern geschmückte Baumzweige schwingend. Soldaten, Männer und Weiber trugen Brod und Fleisch auf Piken und riefen: „Nun wird es in Paris nicht an Brod fehlen, denn wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen." Die königliche Familie zog in die wüsten, seit 60 Jahren unbewohnten Tuilerieen ein, wo es selbst an den nöthigen Betten fehlte. Nach langer gewaltiger Fassung machten Thränenströme dem Herzen der Königin Luft und sie sagte ihrer vertrauten Kammerfrau: „Wir sind verloren! Gefangene Könige sind nahe dem Tode!" Die National-Versammlung verlegte 14 Tage später (19. Oct.) auch ihren Sitz nach Paris, doch schieden damals 200 Abgeordnete aus, theils aus banger Sorge vor dem Terrorismus der Hauptstadt, theils aus Unwillen über die Insulten, welchen namentlich geistliche Deputirte ausgesetzt waren; die Ausscheidenden gehörten vorzugsweise zu der Partei, welche nach Mirabeau's Plan den Thron unter Beschränkung der Willkür aufrecht zu halten bemüht war. Versailles verödete nach der Entfernung des Hofes so, daß die Bevölkerung in wenigen Jahren von 80,000 auf 25,000 herabsank.

b. Die National-Versammlung in Paris, vom 19. October 1789 bis 30. September 1791.

Was Necker am 5. Mai nicht ausgesprochen hatte, kam immer deutlicher und dringender zum Vorschein, die Consolidation der ganzen schwebenden

Schuld war unmöglich geworden, man mußte also auf Mittel denken, wenigstens einen Theil derselben zu decken. Mirabeau suchte den Weg dazu in der Ausgabe von Cassenscheinen (Assignate), denen die Kirchengüter als Unterpfand dienen sollten; er stellte (nach Talleyrand's Anregung) den Antrag, daß die Güter der Kirche (2000 Millionen an Werth) als Eigenthum der Nation erklärt würden (2. Nov.). Die Frage, ob der Clerus reich bleiben oder Frankreich untergehen solle, ward, trotz der Gegenreden von geistlicher Seite, im Sinne Talleyrand's und Mirabeau's entschieden. Dagegen mißlang Mirabeau's Versuch, dem Königthum durch Bildung eines parlamentarischen Ministeriums, an dessen Spitze er selbst zu treten die Absicht hatte, seinen Einfluß auf dem Gebiete der Verwaltung zu erhalten. Denn in Frankreich sah man noch immer Regierung und Volksvertretung als Gegensätze an, während in England von jeher die regierenden Minister nur die leitenden Parteihäupter des Parlamentes waren.

Die nächsten Verhandlungen über die Verfassung, die im Ganzen und Großen der gemeinsame Canon für alle späteren constitutionellen Verfassungen geworden ist, betrafen das Wahlrecht und die damit in Verbindung stehende neue Eintheilung Frankreichs. Dieses zerfiel von jetzt an, ohne Rücksicht auf die bisherigen Provinzen mit ihren geschichtlichen Rechten und alten Verfassungen, in 83 Departements, diese in je drei Districte, diese wieder in Cantone von verschiedener Zahl; die Abtheilungen waren nicht auf historischer Grundlage, sondern nach natürlichen Merkmalen (Gebirgen, Flüssen) gebildet, die alle Pulsadern des provinciellen Lebens durchschnitten, und dabei so viel als möglich Gleichheit der Größe und der Bevölkerung bezweckt. Um als activer Bürger an der Ausübung der Souverainetät des französischen Volkes Theil zu nehmen, also in den Urversammlungen (assemblées primaires) mitzuwählen, mußte man 25 Jahre alt, ein Jahr lang im Bezirke ansässig sein und den Betrag eines dreitägigen Arbeitslohnes als directe Steuer zahlen — ein System, welches die Besitzlosen gegen das Eigenthum aufregte und dennoch die politische Macht zum größten Theil in die Hand der großen Masse legte, denn es gab 4—5 Millionen active Staatsbürger, die die Wahlmänner der Departements-Vertretung wählten, zugleich als National-Garde bewaffnet wurden und alle Aemter der Gemeinden durch unmittelbare Wahl besetzten. Da solche Gemeindebeamten aber auch die unbedingte Verfügung über die bewaffnete Macht hatten, sowohl über die National-Garde des Wahlkreises als über die anwesenden Linientruppen, so hat der damals oft gehörte Ausdruck, Frankreich bestehe aus 44,000 kleinen Republiken, seine volle Berechtigung.

Während die ganze Nation mit hitzigen Wahlkämpfen zur Bildung der zahlreichen neuen Behörden beschäftigt war, schritten ihre Vertreter in Paris unaufhörlich fort in der Schwächung der Regierung, indem sie den Einfluß derselben in dem Gerichtswesen (nach Beseitigung der Parlamente) eben so

gründlich vernichteten wie in der Verwaltung. Die neuen gerichtlichen Reformen waren an sich zweckmäßig: Criminalgerichte mit Geschworenen zur Entscheidung der Thatsachen, Friedensgerichte, Handelsgerichte, Familiengerichte, dazu die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Einführung der Vertheidiger, die Abschaffung der Tortur und der so vielfach mißbrauchten Verhaftsbriefe; aber die Scheu, der Regierung irgend einen Einfluß in die Hände zu geben, führte zu der Einrichtung, daß die Richter aus den gebildeten Juristen vom Volke auf sechs Jahre gewählt werden sollten. Diese Abhängigkeit der Richter von der herrschenden Partei stellte den ganzen Fortschritt der im Uebrigen wohlthätigen Justizreform in Frage.

Wie verhängnißvoll der Umzug der Regierung und der Versammlung nach Paris wurde, zeigte sich in der starken Macht, welche die politischen Clubs durch Eifer und Disciplin, Einigkeit und Rührigkeit gewannen, zunächst der schon in Versailles organisirte bretonische Club, welcher seit der Uebersiedlung nach Paris in dem (aufgehobenen) Jacobinerkloster sein Versammlungslocal wählte und seitdem auch Nichtabgeordnete aufnahm, bald aber durch zahlreiche Clubs in den Provinzen sich über das ganze Reich verbreitete und sich hauptsächlich auf die besitzlose Klasse (die Passivbürger) stützte. Nicht mehr in der National-Versammlung, sondern in einer Macht außer ihr und gegen sie erwuchs die Autorität, der die nächste Zukunft zu gehören schien.

Die fortdauernde Finanznoth mahnte an den Verkauf der geistlichen Güter. Am 19. Dec. wurde ein solcher bis zum Betrage von 400 Millionen decretirt und der Anfang mit den Klostergütern gemacht, weil die Aufhebung der Klöster nicht allein den Ansichten der Zeit am meisten entsprach, sondern auch nicht nöthigte, die Kosten des Gottesdienstes aus Staatsmitteln zu bestreiten, wie dies der Fall war, wenn man die andern geistlichen Güter antastete. Damit wurde die sofortige Ausgabe von Papiergeld in gleichem Betrage in Verbindung gesetzt; diese Assignate sollten bei dem Einzelverkauf der Kirchengüter als Kaufgelder angenommen werden, bis dahin aber Münzcours haben. Der Verkauf der geistlichen Güter erzeugte Unruhen in den Provinzen, namentlich in den südlichen, theils weil hier die Bevölkerung noch an der Kirche ihrer Väter festhielt, theils weil die Pächter fürchteten, von den neuen Eigenthümern ausgewiesen oder doch gedrückt zu werden. Die National-Versammlung aber glaubte durch Vollendung der kirchlichen Reform den Anhängern der alten Zustände jede Hoffnung abschneiden zu müssen und decretirte die Civil-Verfassung des Clerus (constitution civile du clergé). Die Souverainetät der Activbürger wurde auf dem kirchlichen Gebiete wie in Gericht und Verwaltung anerkannt; die Wähler (Activbürger) jedes Districts ernennen sich den Pfarrer, die Wähler des Departements (deren jedes zugleich eine Diöcese bildet) den Bischof, jeder Erwählte schwört der Nation, dem Könige und der Verfassung den Eid der Treue; der Papst verliert die Rechte der Dispensationen und der canonischen Einsetzung oder Bestätigung. Auch

beschloß man, die ganze übrige Masse der Kirchengüter zum Verkauf zu bringen, wogegen der Staat die Besoldung der Priester und die Kosten des Gottesdienstes übernahm. Ein großer Theil des aus den Güterverkäufen erhofften Vortheiles ging verloren durch das Sinken des Werthes der Assignate, die auf 1200 Millionen vermehrt wurden.

Wie man hier die alte Kirche vernichtete, so schien es nicht mehr als folgerichtig, auch den andern, ehemals privilegirten Stand ganz zu beseitigen, und trotz des tumultuarischen Widerstandes der Rechten wurde unter dem Tosen der Galerieen der Beschluß durchgesetzt, den Adel abzuschaffen (mit seinen Titeln, Wappen, Livréen u. s. w.), ein Beschluß, der, wie jener über die Civil-Verfassung des Clerus, keine andern Folgen hatte, als diejenigen, welche schon ihre Vorrechte der Revolution geopfert hatten, vollends ins Lager der Feinde der Revolution zu drängen, worüber sich nur einerseits die Emigranten, andererseits die Jacobiner, als Feinde aller Ordnung, freuen konnten.

Der Tag der Erstürmung der Bastille (14. Juli) galt für den Geburtstag der neuen Freiheit, und sollte bei seiner ersten Wiederkehr durch ein großes Bundesfest des gesammten französischen Volkes gefeiert werden. Einladungen ergingen in alle Theile Frankreichs vom Canal bis zu den Pyrenäen, Abgeordnete zur Ablegung des Bürgereides nach Paris zu senden. Es erschienen von jedem Regiment ein Officier und vier Soldaten, von 200 National-Garden einer, für jeden Canton sechs Bevollmächtigte. Auf dem Marsfelde arbeiteten zur Anlegung von Erhöhungen, Terrassen, Sitzen u. s. w., Personen aus allen Ständen, Priester und Mönche (die vielleicht das öffentliche Urtheil scheuten), Männer, Weiber und Kinder, Reichstags-Abgeordnete, Soldaten und Handwerker, in buntester Mischung, singend, lachend, scherzend, das heiterste Bild einer für den Augenblick vollkommen demokratischen Gleichheit. Ungestört durch den Regen, bewegten sich am 14. Juli die Abgeordneten auf blumenbestreutem Wege und unter dem Zujauchzen der ganzen Bevölkerung nach dem Marsfelde. Kleidung, Inschriften, Abzeichen unterschieden die einzelnen Abtheilungen. Eine Schaar Kinder und eine Schaar Greise (Vergangenheit und Zukunft mit der glücklichen Gegenwart verbindend) gingen unmittelbar vor den Reichstags-Abgeordneten; 200 weißgekleidete Priester mit dreifarbigen Leibbinden umringten den Altar des Vaterlandes, an welchem Talleyrand die feierliche Messe las. Der König saß, Allen sichtbar, auf einer eigens dazu erbauten Tribüne, zu seiner Rechten der Präsident der National-Versammlung, auf andern Tribünen die Königin, Damen und Hofleute. Der König schwur, die Verfassung und die Gesetze aufrecht zu halten; die Reichstags-Abgeordneten und Lafayette schwuren Treue dem Volke, der Verfassung, den Gesetzen, dem Könige. Der Bruch mit dem Alten war unwiderruflich vollzogen, eine Rückkehr zu demselben schien unmöglich. Unter 25 Millionen Franzosen, ja in einem Theile Europa's ver-

breitete sich grenzenlose Begeisterung, glänzende Hoffnungen, ungetrübte Zufriedenheit.

Des Königs Stellung zur Revolution wurde gänzlich verändert durch die kirchlichen Verhältnisse. Er hatte in der Hoffnung, daß der Widerspruch des Papstes das neue Kirchenthum doch nicht aufkommen lassen werde, seine Zustimmung zur Civil-Verfassung des Clerus gegeben. Als nun die Ausführung derselben im ganzen Reiche begann, weigerten vielleicht zwei Drittel der Geistlichen in allen Provinzen den Gehorsam. Daher beschloß die National-Versammlung nach einer wüthenden Rede Mirabeau's über die Gebrechen der Kirche, daß jeder Geistliche, der binnen 8 Tagen nicht den Eid auf die Civil-Verfassung leiste, für abgesetzt gelten, und wenn er mit den kirchlichen Functionen fortfahre, als Ruhestörer verfolgt werden sollte (27. Nov.). Dieser Schritt der National-Versammlung hat, wie die Vendée in den Bürgerkrieg, so Ludwig XVI. in das Bündniß mit dem Auslande getrieben. Sein einziger Gedanke war nur noch, Befreiung aus den Fesseln des pariser Aufenthaltes, wo die Zügellosigkeit des Pöbels und der demokratischen Presse sich täglich steigerte, die Clubs sich vervielfältigten und ihre Forderungen überstürzten, so daß selbst Mirabeau dem verheerenden Strome Einhalt that, indem er mehrere von den Jacobinern beantragte Decrete verhinderte und auf eine Reaction hinarbeitete. Aber aufgerieben durch alles, was menschliche Kräfte erschöpfen kann, Anstrengung, Aufregung, Genuß, starb er nach kurzer Krankheit am 2. April 1791. Die letzte Hoffnung der gemäßigten Royalisten, auf dem Boden des 4. August eine feste Regierung und gesetzliche Ordnung zu errichten und die Revolution in ihr Bett zurückzuleiten, war mit seinem Hinscheiden vorüber, der erste Abschnitt der Revolution geschlossen.

Ueber Mirabeau's frischem Grabe kam der Gedanke zur Reife, den König zum Entweichen nach der Grenze zu bestimmen, wofür seine Brüder, die Emigranten und der Rest des Hofadels schon unablässig thätig gewesen waren. Die Folgen einer gelungenen oder mißlungenen Flucht hingen wesentlich von der Stellung ab, welche die alten Monarchieen des Ostens zu der Sache des in Ludwig bedrängten Königthums einnahmen. Zunächst trat Ludwig in Verbindung mit seinem Schwager, Kaiser Leopold II., der einen auswärtigen Krieg im Westen scheute, nachdem er die Niederlande kaum erst gerettet, jedoch die Revolution vielleicht unterschätzte und an der belgischen Grenze 10,000 Mann zu Ludwig's Schutze bereit zu halten versprach. Nach fast dreimonatlichen Vorbereitungen der ungeschicktesten Art entfloh die königliche Familie in einem kolossalen Reisewagen aus Paris in der Nacht vom 19. auf den 20. Juni und kam bis nach St. Menehould; hier aber wurde der König von dem Postmeister Drouet, einem fanatischen Jacobiner, erkannt, welcher nach Varennes vorauseilte und seine Entdeckung mittheilte. Hier wurde der schwerfällige Reisewagen angehalten und unter der Aufsicht drei ihm entgegengesandter Abgeordneter nach Paris zurückgeführt. Die Flucht des Königs galt Vielen als

Abdankung; der Club der Cordeliers, in welchem Danton herrschte, drang schon jetzt auf Abschaffung des Königthums und Erklärung der Republik; aus dem Jacobinerclub traten die Constitutionellen aus und versammelten sich im Kloster der Feuillants. Diese hatten in der National-Versammlung noch das Uebergewicht. Die Mehrheit der Versammlung schlug einen mittlern Weg ein, indem sie den Antrag, Ludwig sollte einstweilen suspendirt bleiben, bis er die Verfassung angenommen habe, genehmigte. Diese sollte einer Revision unterworfen werden; doch erlitt sie keine wesentliche Aenderung, am wenigsten zu Gunsten des Thrones, denn Robespierre setzte noch die Abschaffung des Census (von 55 Francs Steuern) für die Abgeordneten durch. Die neue Verfassung wurde dem Könige vorgelegt, mit der Erklärung, daß er mit der Annahme wieder in die verfassungsmäßigen Regierungsrechte eintreten, in der Ablehnung zugleich aber seine Thronentsagung liegen sollte. Auf den Rath der Königin, die ihres Bruders Abneigung gegen fremde Einmischung und seine Sorge vor einer Katastrophe in Frankreich selbst theilte, nahm Ludwig die Verfassung an, indem er hoffte, die innere Unhaltbarkeit derselben würde durch den Versuch, mit derselben zu regieren, der öffentlichen Meinung einleuchtend werden. Andererseits hofften die Jacobiner, die fortwährenden Gährungsstoffe im Innern zum Sturze des Thrones zu benutzen. Am 30. Sept. 1791 beschloß die National-Versammlung ihre Sitzungen, mit der zunächst zusammentretenden Legislative sollte der regelmäßige Gang der neuen parlamentarischen Regierung beginnen.

---

89. Die gesetzgebende Versammlung.

(Nach F. C. Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution bis auf die Stiftung der Republik, und Ludwig Häusser, Geschichte der französischen Revolution, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon während die constituirende Versammlung noch ihr Werk nachbesserte, wurden die Mitglieder der folgenden Legislatur gewählt und nach Paris beschieden, damit die höchste Gewalt auch keinen Tag in ihrer Thätigkeit feiere. In die alten Räume der Reitbahn ziehen fremde Gesichter ein, an welchen dem Pariser zuerst ihre Jugend auffällt, es sind mehrentheils Männer unter 30 Jahren, meist unbekannte und unbedeutende Persönlichkeiten. Die Zahl der gewählten Advocaten war noch größer als in der ersten Versammlung; man sprach von Dreihunderten. Sehr unpolitisch war es, daß die National-Versammlung auf den Antrag Robespierre's die Mitglieder der Constituante von der Wahl in die Legislative ausgeschlossen hatte. So entfernte man gerade diejenigen, denen Alles daranliegen mußte, daß die Verfassung, ihr Werk, zur Wahrheit werde. Im besten Falle waren die

Gewählten Männer, denen die Verfassung von 1791 schon fast wie ein überwundener Standpunkt vorkam.

In der neuen Versammlung bildete sich sofort die frühere Scheidung wieder, indem die Gleichgesinnten sich rechtshin und linkshin zusammensetzten, mit der alten Bedeutung beider Seiten. Auf der linken Seite trat eine noch weitere Trennung ein, als eine Gruppe („die Ebene") dort sich auf den untern Bankreihen zusammenhielt, eine andere („der Berg") die höhern Sitze suchte. Die Mehrzahl von jenen kam aus dem Departement der Gironde, und es fanden sich unter diesen Girondisten Männer von ausgezeichneten Gaben, vor allen Vergniaud, und Männer von Bildung aus andern Provinzen schlossen sich ihnen an. Dieser Partei, welche Talent und agitatorische Kraft besaß, fiel die Mehrheit der in der Versammlung so zahlreichen unerfahrenen Elemente zu. Hinter und über ihnen steuerte der Berg mit vollen Segeln auf die Republik und die Herrschaft der Massen zu. Ihre natürliche Wurzel sah die Bergpartei im Jacobinerclub, hier fand sie ihren Robespierre, hier Danton, Camille Desmoulins, Marat, hier die neuen Größen, den gewesenen Schauspieler Collot d'Herbois, den Journalisten Tallien, lauter Nicht-Deputirte, aber Männer von entschiedenem Einflusse in den Volkskreisen der Hauptstadt. Auf der rechten Seite der National-Versammlung saßen die Deputirten, welche es mit dem Eide auf die neue Verfassung ernstlich meinten und der Krone gern alle noch mögliche Macht gesichert hätten. Der König, der nicht mit dem Auslande verschworen war, wie man ihm nachredete, wohl aber seine ganze Hoffnung auf die auswärtigen Mächte setzte, betrachtete die Verfassung nur als eine lästige Fessel und konnte sich auch jetzt nicht entschließen, ein Ministerium aus der Mehrheit des Parlamentes, etwa aus den Girondisten, zu nehmen. So arbeiteten Regierung und Versammlung, Monarchisten und Demokraten, um die Wette daran, die Verfassung zu zertrümmern, noch ehe sie Leben gewonnen hatte.

Seit der Erstürmung der Bastille war die Auswanderung in verschiedenen großen Stößen erfolgt, vorzüglich nach Deutschland. Zuerst war ein Theil des alten Hofadels, die verbissensten Anhänger der alten Ordnung, die Artois, Polignac, Condé, Breteuil, geflohen. Je verworrener die Dinge in Frankreich wurden, desto zahlreicher sammelten sich die Flüchtlinge, die im Schutze des Auslandes die ganze liebenswürdige Liderlichkeit, die sie zu Hause in so tiefen Verruf gebracht, fortsetzen wollten. Aus den Werbeplätzen des Prinzen von Condé zu Worms, des Cardinals Rohan und des Vicomte de Mirabeau zu Ettenheim im Breisgau, und vornehmlich des Grafen von Artois (Bruders des Königs) zu Coblenz, im Gebiete seines gastfreien Mutterbruders Clemens Wenzel, des trier'schen Erzbischofs, der die feindlichen Demonstrationen an der Grenze nicht nur duldete, sondern auch beförderte, stellte sich eine Emigrantenmacht von über 20,000 M. zusammen, „ein Heerd", wie Brissot sprach, „der Gegenrevolution". So kam es zum Decret des

9. November: „Die jenseit der Grenze des Königreiches versammelten Franzosen sind der Verschwörung gegen ihr Vaterland verdächtig, und wenn sie am 1. Januar 1792 sich noch im Zustande der Zusammenrottung befinden, dieser Verschwörung schuldig, mithin der Todesstrafe verfallen.“ Der König mahnte seine Brüder zur Rückkehr, versagte aber dem Decret seine Zustimmung und brachte dadurch sich selbst in den Verdacht, daß er mit den Emigranten einverstanden sei. Da die Rüstungen der Ausgewanderten am Rheine fortdauerten, so ward der König von der Gironde immer heftiger gedrängt, er solle den deutschen Mächten eine Frist setzen, bis zu welcher ihre Verbindung für aufgelös't erklärt und das Emigrantenheer entlassen sein müsse; man bestand auf dem 1. März. An eben diesem Tage starb Kaiser Leopold II., ihm folgte sein ältester Sohn, Franz II., der ganz in den Händen der Emigranten und fanatisch für den Kreuzzug gegen die Revolution eingenommen war. Fast gleichzeitig ging mit der Todeswunde Gustav's III. von Schweden der romantische Entwurf unter, an der Spitze von Russen und Schweden durch eine Landung an der Nordküste von Frankreich und einen raschen Marsch auf Paris die Revolution zu schließen. (Siehe S. 515.)

Inzwischen hatte sich Ludwig die Entlassung seiner Minister, die, weil sie den Frieden wollten, mit Anklagen bedroht wurden, abnöthigen lassen und ein Ministerium aus der Mehrheit nach Brissot's Rath angenommen. Alle waren Girondisten außer dem General-Lieutenant Dumouriez, dem Minister des Auswärtigen; dem Innern ward Roland vorgesetzt, der unbedeutende Mann einer jungen Frau von hervorragenden Eigenschaften und gebietendem Einfluß — daher das Witzwort: ein Ministerium der Frau Roland. Daß das neue Ministerium je eher, je lieber, den Krieg erklären würde, ließ sich erwarten. Niemand aber ging mit beklommenerem Herzen in den Krieg als Ludwig. Man sah Thränen in seinen Augen, als er am 20. April in der National-Versammlung das Gutachten seines Ministeriums verlas und die Beistimmung der Versammlung verlangte, um „dem König von Ungarn und Böhmen“ den Krieg zu erklären. Der Beschluß ward in derselben Sitzung beinahe mit Stimmeneinheit gefaßt; selbst die Masse der Feuillants und der Royalisten stimmten für den Krieg.

Am 28. April begannen die Feindseligkeiten, nach Dumouriez' Plane, mit einem überaus mangelhaft ausgerüsteten, aller Disciplin entbehrenden Heere. Man wollte durch einen raschen Einfall in Belgien die neuerdings erst beruhigten Unzufriedenen hier ermuthigen. (Siehe S. 511.) Nur 30,000 Oesterreicher standen im Lande. Allein gleich beim ersten Einrücken kehrten Tausende von Angreifern vor wenig Hunderten Oesterreichern um und wandten, „Verrath“ rufend, ihre Waffen gegen die eigenen adeligen Officiere. Die Feindseligkeiten endigten so schnell, als sie begonnen hatten.

Nach dem über alle Maßen kläglichen Feldzuge Dumouriez' ward ein neues Ministerium gebildet aus Girondisten, die zum größten Theil dem

Jacobinerclub angehörten. Allein im Hintergrunde dieses Ministeriums standen stets Leute, die einen dem Rathe desselben entgegengesetzten bereit hatten, und dieser ganze Kreis erwartete die Befreiung des Königs von einem Umschwunge, den nur das Ausland herbeiführen könne. Um den König auch noch des letzten Bollwerkes, das ihn einigermaßen schützte, zu berauben, beschloß die Versammlung, die bestehende königliche Garde zu entlassen und unter dem Vorwande der Erneuerung derselben in einem Lager bei Paris 20,000 auserlesene National-Garden, d. h. eine Auswahl der jacobinischen Jugend aus ganz Frankreich, zu versammeln, angeblich für bessern Schutz des Königs und der Hauptstadt. Der König setzte sowohl diesem Decrete sein Veto entgegen, als einem gleichzeitigen Strafdecrete gegen die eidweigernden Priester, welches gegen dieselben Deportation verhängte. Darauf gaben drei Minister ihre Entlassung, und nun traten die revolutionären Größen zweiten und dritten Ranges, wie der Bierbrauer Santerre und der Fleischer Legendre, hervor, um dem Königthum den letzten Stoß zu versetzen, denn der müßigen Worte seien genug gewechselt, es sei jetzt die Zeit zu handeln. Zur Feier des dritten Jahrestages der Ballhaus-Sitzung wollten die Vorstädter der National-Versammlung so wie dem „Herrn und der Frau Veto" einen Besuch abstatten. Am 20. Juni erschienen um Mittag etwa 30-—40,000 Pikenmänner*) und sonst Bewaffnete, umdrängt von zahllosen unbewaffneten Neugierigen und Müßiggängern, Weibern und Kindern, in der Nähe des Tuilerieengartens. Die National-Versammlung war gewarnt, sie berathschlagte noch über die Mittel, die Tuilerieen zu schützen, als Santerre für sich und die Vertreter von 8000 Bittstellern Gehör erbat. Vergniaud's beredte Stimme unterstützte den Antrag, und die Versammlung willfahrte dem Eintritte bewaffneter Männer. Ihre langen, schwülstigen Reden enthielten Klagen über die Unthätigkeit der Heere nach angefangenem Kriege; sie schilderten den König, der seine patriotischen Minister fortgeschickt habe, als Verräther an der Volkssache. Die ganze Masse der vorstädtischen Patrioten drang in den Sitzungssaal ein und durchzog denselben unter kriegerischer Musik. Dieser schimpfliche Auftritt dauerte eine Stunde lang, und noch wälzte sich das Gewühl hier fort, als der Vortrab dieser Horden bereits in den Tuilerieen schaltete, denen der zweite Besuch galt. Als man an die Thüre des königlichen Gemaches schlug, ließ der König aufschließen, und bald erblickte man den Monarchen mitten unter dem wüsten Haufen, mit der rothen Mütze bekleidet und auf das Wohl der Nation trinkend, aber auf den Zuruf der Menge: Bestätigung der Decrete! Nieder mit den Priestern!

---

*) Man hatte (im December 1791) den nicht activen Bürgern, welche keinen Zutritt zur National-Garde hatten, erlaubt, eine andere städtische Bewaffnung neben der National-Garde zu bilden und Piken zu tragen, nur mußte jeder Pikenmann sich förmlich einzeichnen lassen, und die Pikenmannschaft stand unter dem Befehlshaber der National-Garde.

erwiederte er mit bewunderungswürdiger Ruhe, dies sei nicht der Augenblick zur Entscheidung. Auch die Königin hatte inzwischen im Berathungssaale mit ihrem Dauphin eine ähnliche Probe zu bestehen gehabt, und auch sie hat an diesem Tage ihre Würde keinen Augenblick verläugnet. Als die unglücklichen Majestäten sich wieder sahen, sanken sie sich unter Thränen in die Arme. Unter den Tausenden von Neugierigen, die dem Getümmel in den Tuilerieen zuschauten, war auch ein junger Artillerie-Hauptmann, der, die Arme übereinandergeschlagen, mit zwei Freunden ungeduldig auf- und abging. Es war Napoleon Bonaparte. Er begriff nicht die Langmuth des Königs und meinte, mit 3—4 Kanonen wollte er die ganze Canaille auseinanderfegen.

Niemanden verwundete die Kunde von dieser beginnenden Tyrannei schmerzlicher als Lafayette. Schon einmal hatte er aus dem Lager zu Bavay ein Schreiben an die National-Versammlung gerichtet und sie ermahnt, an die Stelle der Herrschaft der Clubs die Herrschaft des Gesetzes treten zu lassen; jetzt aber erschien er selbst, bloß von einem Adjutanten begleitet, in der Versammlung, sprach seine und seines Heeres Entrüstung aus, verlangte die strengste Untersuchung und die Bestrafung der Empörer; allein er ward mit Unwillen gehört, kaum mit der Anklage verschont und schied mit dem bittern Gefühle seiner völligen Machtlosigkeit. Noch entwarf er einen Plan mit Hülfe der National-Garde, den Jacobinerclub zu sprengen, den König unter dem Schutze der Armee nach Compiegne zu bringen, an den Grenzen die Truppen zur Abwehr des Feindes zu sammeln und die Politik der Großmächte zu entwaffnen durch die Erklärung: „wir brauchen euch nicht, wir sind selber mit der Anarchie fertig geworden", um so einen leidlichen Frieden zu gewinnen. Allein der König war zu tief gebeugt, um noch etwas zu wagen, und die Königin betheuerte, lieber umkommen zu wollen, als diesem Manne und den Constitutionellen ihr Leben zu verdanken. Sie zählte recht eigentlich die Tage bis zur Ankunft ihrer Befreier.

Auch rückten 45,000 Preußen, 6000 Hessen und 20,000 Oesterreicher gegen die Grenzen heran, unter dem Oberbefehl des regierenden Herzogs Karl Wilhelm von Braunschweig, eines Feldherrn aus der Kriegsschule Friedrich's II., seines Oheims. Der Herzog ließ sich ein wahnsinniges Kriegs-Manifest, im Geiste der verstocktesten Emigranten, aufdringen, dessen Inhalt seinen Ansichten widerstritt. Darin werden alle Mitglieder der National-Versammlung, der Municipalität, der National-Garde wegen jedes Vergehens gegen den König und seine Familie verantwortlich gemacht, „und außerdem erklären Ihre Kaiserliche und Königliche Majestäten, daß, wenn dem Könige, der Königin und der königlichen Familie die geringste Gewaltthätigkeit zugefügt wird, sie eine exemplarische Rache nehmen werden, indem sie die Stadt Paris einer gänzlichen Zerstörung überliefern, die schuldigen Anführer aber dem verdienten Strafgericht". Ein zweckmäßigeres Mittel, den König zum

Volksfeind zu stempeln und alle politischen Parteien in Frankreich zum einträchtigen Widerstande zu entflammen, konnte nicht erdacht werden. Der Maire Pétion verlangte im Namen der Hauptstadt die Entsetzung des Königs, welche seit Ende Juli bereits allenthalben mit vollkommener Offenheit besprochen wurde, und die Ernennung der Minister durch die National-Versammlung jedoch mit Ausschließung ihrer Mitglieder, und die National-Versammlung beschloß, den Antrag am 9. August in Erwägung zu ziehen. Als sie aber an diesem Tage die Berathung auf einen andern Tag aussetzte, gab eine Section der Vorstadt St. Antoine die Erklärung ab, daß, wenn nicht die Entsetzung noch denselben Tag ausgesprochen werde, man um Mitternacht die Sturmglocke läuten, Generalmarsch schlagen und die Tuilerieen angreifen werde. Da lud die National-Versammlung Röderer, der kürzlich an die Spitze der Departements-Verwaltung gelangt war, und den Maire Pétion vor ihre Schranken, befragte Beide, ob sie hinlängliche Sicherheits-Maßregeln getroffen, und beruhigte sich bei ihren allgemeinen Zusagen. Mit dem Schlage 12 Uhr läuteten im Centrum von Paris die Sturmglocken, der Generalmarsch setzte die Vorstädter in Bewegung. Man dringt in das Stadthaus ein, setzt die versammelte alte Municipalität ab, bildet eine neue, in welche ein Theil der bisherigen Mitglieder übergeht, wie außer dem abwesenden Maire Pétion, Manuel und Danton. Unter den neuen Mitgliedern befinden sich Namen von einer bald furchtbaren Berühmtheit, als Fabre d'Eglantine, Chaumette, Hebert, Billaud-Varennes; der thatscheue Robespierre trat erst den folgenden Tag nach erfochtenem Siege ein. Die Mitglieder des neuen Gemeinderathes erschienen in den Tuilerieen und meldeten, das Volk verlange die Entsetzung des Königs. Hierauf gab Röderer den Rath, der König möge, da Widerstand unmöglich, sich mit den Seinen in den Schooß der National-Versammlung begeben und dort seine Sicherheit suchen. Unter Bedeckung von 200 Schweizern und einer Abtheilung National-Garde brach Ludwig auf, begleitet von seiner Gemahlin und Schwester und den königlichen Kindern. Als er in die Versammlung trat, sprach er: „Ich bin gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich denke, daß ich nirgend sicherer sein kann, als in Ihrer Mitte", und nahm dann Platz an der Seite des Präsidenten Vergniaud. Allein auf die Bemerkung, daß der gesetzgebende Körper nicht in Gegenwart der vollziehenden Gewalt berathen dürfe, mußte der Monarch seinen Ehrenplatz verlassen und mit seiner Familie in die Loge der Stenographen für die Tagespresse treten. Die Krone von Frankreich ward vor seinen Augen zerbrochen.

Zuerst fielen die Tuilerieen in die Hände ihrer Bestürmer, unvertheidigt. Denn kaum hatte der König das Schloß verlassen, als die National-Garde abzog; sie betrachtete ihre Aufgabe als beendigt. Sollte sie leere Wände vertheidigen? Wie gern hätte der König nur seine Schweizer gerettet, ein neu angekommenes Regiment, welches sicher nicht, das wußte er, ohne seinen

Befehl vom Platze wich; aber ehe noch die Deputirten der National-Versammlung zur Stelle kamen und dazwischen treten konnten, hörten sie schon den Donner der Kanonen. Man sprach von 700 gemordeten Schweizern, und auch von den friedlichen Schloßeinwohnern wurde, was vorkam, geschlachtet; ein Theil des Schlosses stand in Flammen. Es war 10 Uhr Morgens; da erschien eine Deputation des Gemeinderathes vor der National-Versammlung, erklärte, man werde keine Hand rühren, um den Brand zu löschen, es sei denn, daß die Entsetzung des Königs ausgesprochen werde. Hierauf beantragte Vergniaud die Suspension der königlichen Gewalt und daß der König mit seiner Familie unter Aufsicht gestellt werde, die Bestellung eines Erziehers für den königlichen Prinzen, ingleichen die Berufung eines National-Convents, um über die künftige Verfassung Frankreichs die Entscheidung zu treffen. Während der Debatte und Abstimmung sah man den König 16 Stunden lang ruhig dasitzen, auf das Gesimse seiner Loge gestützt, unveränderten Angesichtes. Der Dauphin schlief auf dem Schooße der Königin. Für den Rest der Nacht wurde die königliche Familie im Sitzungsgebäude nothdürftig untergebracht; sie sollte demnächst im Schlosse Luxembourg wohnen. Allein der Gemeinderath verlangte einen besser zu bewachenden Aufenthalt und entschied für den Tempelthurm, die alte Residenz der Tempelherren. George Danton, ein durch die Orgien jener Zeit hindurchgegangener und abgestumpfter Winkel-Advocat, der aber durch seine gewaltige Rednergabe an Mirabeau erinnerte, trat an die Spitze eines neuen, nur noch zum Theil aus Girondisten gebildeten Ministeriums und war thatsächlich der Regent Frankreichs.

Unvermeidlich erschien jetzt Lafayette's Sturz, der seine Entrüstung laut kundgab, nicht bloß gegen diesen die höchste Staatsgewalt frech usurpirenden Gemeinderath, sondern eben so stark gegen diese National-Versammlung, die so feige den Thaten der Gewalt eine gesetzliche Form gebe. Die National-Versammlung schickte drei Commissare ab, um die neuen Beschlüsse zu verbreiten und neue Eide den Heeren abzunehmen. Diese ließ Lafayette zu Sedan durch die Obrigkeit verhaften, als gesendet von einer Versammlung, welche bei Fassung jener Beschlüsse sich im unfreien Zustande befunden habe. Auch seine Mannschaften hatte er noch einmal auf die Verfassung, auf die Treue gegen das Gesetz und den König vereidigt und dasselbe seinen Unterbefehlshabern eingeschärft. Allein zwei Generäle (Dillon und Luckner) sagten sich von ihm los, und unter den eigenen Truppen fing es an zu gähren. Als am 19. August die National-Versammlung ihn für einen Verräther erklärte, blieb ihm von all seiner Macht und seiner Liebe beim Heere nichts weiter, als daß er den Tag darauf mit 21 gleichgesinnten Officieren ungestört sein Lager verlassen und die belgische Grenze suchen konnte. Seine Absicht war, über Holland nach Nordamerika zu gehen. Aber er fiel den österreichischen Vorposten in die Hände; man hielt ihn als Kriegsgefangenen

fest und schleppte 5 Jahre lang von einer Festung zur andern (zuletzt nach Olmütz) den Mann, der bei aller Unreife seiner politischen Schöpfungen dennoch dem Verständnisse der Zeit näher stand, als seine Kerkermeister. Erst im Frieden von Campo Formio ward er durch Bonaparte befreit. So saß nun der König gefangen, und der Feldherr, welcher gern sein Leben geopfert hätte, um ihn zu befreien, ebenfalls.

Nicht an die National-Versammlung und den Vollziehungsrath der Minister ihrer Wahl, nein an den revolutionären Gemeinderath von Paris, der sich in jener Nacht unter dem Geheul der Sturmglocken selbst eingesetzt hatte, ging durch den Sturz des Königs die Regierung über, und es begann sofort die Organisation der Schreckensherrschaft mit der Einsetzung von Revolutions-Tribunalen zur Verfolgung der „Verdächtigen". Die den Jacobinerclub leiteten, waren gerade auch dieselben, welche im Gemeinderathe den Ausschlag gaben, vor Allen Danton, dem die Massen gehorchten, weil sie ihn fürchteten, und Robespierre. Als die Wahlen zum National-Convent (ohne jeden Census) bevorstanden, entwarf diese Faction den Plan, eine möglichst große Anzahl ihrer politischen Gegner in ganz Frankreich durch Gefängniß und Ermordung von jenen Wahlen auszuschließen, um die Pöbelherrschaft desto eher zu sichern. Die Nachricht von dem Angriff der Preußen auf Verdun (der einzigen Festung, die ihren Marsch gegen Paris aufhalten konnte) benutzte man zum Vorwande, um die Wuth der Proletarier gegen die sogenannten Landesverräther (vorzüglich die Adeligen nebst den eidweigernden Geistlichen) auf's höchste zu steigern und das Mitleid für die bedrohten Opfer abzustumpfen. Ehe man an die Grenzen zog, um dem äußern Feinde zu begegnen, sollte mit dem innern Feinde im Rücken aufgeräumt werden. Nachdem dann unter Danton's Leitung in einer Nacht unter dem Vorwande von Haussuchungen nach Waffen eine allgemeine Verhaftung der Verdächtigen vorgenommen worden, begann am 2. September Nachmittags ein mehrtägiges Blutbad. Der Mord ward an den (22) Priestern, welche als überführte Verbrecher galten, ohne alle beschönigende Form vollbracht; nach den Priestern kamen die gefangenen Schweizer und königlichen Gardisten an die Reihe. Bei den politisch „Verdächtigen" beobachtete man eine gewisse Regelmäßigkeit des Verfahrens. Man holte sie meistens einzeln aus den Zellen heraus, stellte sie vor ein improvisirtes Volks-Tribunal, welches die Führer der Banden aus eigener Machtvollkommenheit eingesetzt hatten, und entschied hier nach kurzem Verhör über ihr Schicksal; die Verurtheilten wurden alsdann in den Hof des Gefängnisses hinausgestoßen und auf der Stelle niedergemacht. Ein gräßliches Jauchzen begleitete jeden Streich, die Mörder (187 „Patrioten") nahmen wohl Abrede, keinen scharfen Hieb zu führen, um die Lust des Hinschlachtens länger zu genießen; die Commune sorgte für Wein, Weiber verstümmelten die Leichname, Kinder ließ man das Blut der Aristokraten trinken. Die Gemeinderäthe Manuel

und Billaud-Varennes gingen ab und zu, die Henker anfeuernd, belobend. Letzterer sagte den blutigen Arbeitern draußen jedem 24 Livres Tagelohn zu, ungerechnet natürlich, was die Erschlagenen an Geld und Gut bei sich trugen. Mehrere Tage und Nächte vergingen dennoch, ehe 1300—1500 unschuldige Menschen abgeschlachtet waren. Die Sturmglocke Danton's hatte aber nicht nur für die Hauptstadt, sondern auch für die Provinzen geläutet, und in mehrern Städten (Lyon, Orleans, Rheims) kam es zu ähnlichen Auftritten; aber stets bedurfte es der Anwesenheit von Pariser Commissaren, um den Frevel in Gang zu bringen, und selbst diesen gelang es meistens nicht einmal, die Convents-Wahlen in ihrem Sinne durchzusetzen. Der eingeschüchterte Mittelstand ließ die Greuel, die er nicht hindern konnte, geschehen, aber in den Wahlen zum Convent sprach er sein Verdammungsurtheil über die Septembermörder aus.

Am Tage der Kanonade von Valmy (20. Sept.) hielt der gesetzgebende Körper seine letzte Geschäfts-Sitzung. Zwar trat er am nächsten Morgen noch einmal zusammen, allein lediglich, um die Botschaft zu empfangen, der National-Convent sei constituirt, und sich hierauf für immer aufzulösen. An seine Stelle tritt eine Versammlung, welche, in den Tuilerieen tagend, vor allen Dingen auf den Antrag von Collot d'Herbois das Königthum abschaffte und Frankreich für eine untheilbare Republik erklärte (21. Sept.).

---

90. Proceß und Hinrichtung Ludwig's XVI.

(Nach Karl Friedrich Ernst Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre, und Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Seit einiger Zeit schon war Alles von den Jacobinern in Bewegung gesetzt worden, um die Gemüther für des Königs Verurtheilung zu stimmen. Reden und Schriften hallten von Schmähungen gegen ihn wieder; nichts Schändliches konnte erdacht werden, was man nicht von der Königin mit der frechsten Unverschämtheit als unbezweifelte Thatsache behauptete. Deputationen der Sectionen von Paris wie künstlich durch die Clubs vorbereitete Adressen der Departements bestürmten den Convent, Ludwig zu richten. Große Enthüllungen versprachen sich die Ankläger von dem Inhalte eines geheimen eisernen Schrankes in den Tuilerieen, welches dem Minister Roland verrathen ward. Hier hatte man die Briefe der Brüder des Königs und die Entwürfe zu ihrer Beantwortung gefunden, die aber nichts Neues brachten, als etwa die Aufklärung des Verhältnisses, in welchem Mirabeau zum Hofe gestanden hatte. Die Anklagepunkte wurden daher aus der französischen Geschichte seit 1789 entnommen, jeder politische Fehler des Königs zu einem Staatsverbrechen, jedes zweideutige Schwanken zu schwarzem Verrath gestem-

pelt. Nichts desto weniger gab es kein Gesetz, das erlaubt hätte, den König vor Gericht zu ziehen und keinen Gerichtshof für ihn — am wenigsten konnte der Convent Kläger und Richter zugleich sein. Er war durch die Verfassung von 1791 als König unverletzlich erklärt, nur seine Rathgeber sollten für alle etwaigen verbrecherischen Schritte verantwortlich sein; der Verkehr mit dem Auslande konnte ihm höchstens den Verlust des Thrones bringen, und diesen hatte er bereits verloren. Dennoch beantwortete der Deputirte Mailhe die Frage: „ob Ludwig vor Gericht, und zwar vor den Convent gezogen werden könne,“ im Namen des Gesetzgebungs-Ausschusses, dem sie aufgegeben worden, durch eine Menge von Trugschlüssen (die Verfassung habe ein Unrecht begangen und sei vor einem höhern Gesichtspunkte ungültig), bejahend. Unglücklicher Weise waren aber die Girondisten nicht einmal in der Wahl der Mittel einig, Ludwig zu retten, eine Folge der Unklarheit ihres gesammten Standpunktes. Sie wollten den König richten, aber nicht morden, sondern als Geisel für Unterhandlungen behalten; aber sie hatten nicht den Muth, offen zu sagen, was sie vorhatten. Der Tod des Königs bedeutete für sie den Weltkrieg nach Außen und die Schreckensherrschaft nach Innen. Fest und consequent verwarf dagegen die Bergpartei sowohl die Unverletzlichkeit als auch das gerichtliche Verfahren. St. Just führte Alles auf Gründe der Politik und des Staatswohles zurück. „Ludwig muß sterben,“ sagte Robespierre, „damit die Republik am Leben bleibe.“ Die Mehrheit entschied auf Pétion's Vorschlag, gegen die Vertheidiger der Unverletzlichkeit, daß Ludwig vom Convent gerichtet werden könne und solle. Von diesem Beschlusse an trennte man den armen Fürsten unter dem Vorwande, Verabredungen zu seiner Vertheidigung zu verhüten, von den Seinen; man brachte ihn in ein enges Gefängnißzimmer, dessen beide Fenster dicht mit eisernen Stäben vergittert waren, die nur schwaches Licht durchließen. Endlich, am 11. December, wurde Ludwig, nachdem die Anklage-Acte über alle Verbrechen und Verräthereien „des letzten Königs der Franzosen“ von dem dazu ernannten Ausschusse noch in der Nacht gefertigt worden war, vor die Schranken des Convents berufen. Man hatte schändlicher Weise, damit er desto unvorbereiteter sei, den bisherigen Gang der Verhandlungen vor dem Gefangenen sorgfältig verborgen. Eben als beim Anbruche des Tages der König sein Morgengebet verrichtete, ertönte der Generalmarsch in allen Theilen der Stadt; er fragte betroffen nach der Ursache, erhielt aber von dem Tempel-Commissar die Antwort, daß sie ihm unbekannt sei. Die gemeinschaftliche Angst kürzte die Stunde des Frühstücks ab; die Unruhe des Königs stieg mit dem Getümmel. Er setzte den Unterricht in der Erdbeschreibung, den er sonst dem Dauphin am Morgen gab, aus und spielte mit ihm eine Partie Siam. Das Kind konnte es nicht höher als zur Zahl 16 bringen. „Die Sechszehn,“ sagte der unglückliche Knabe in unwissentlicher Prophe-

zeiung, „ist doch eine unglückliche Zahl!" „Wohl, mein Sohn," erwiederte der König seufzend, „das weiß ich lange schon nur allzugut."

Bald erschienen zwei Glieder des Gemeinderathes und trennten das weinende Kind von dem erschütterten Vater, der schon heute den Tod erwartete. Endlich um 1 Uhr erschien der Maire Chambon, der Procureur-Syndic Chaumette und Santerre, als Befehlshaber der National-Garde, und machten ihm bekannt, daß sie den Auftrag hätten, Ludwig Capet vor die Schranken des Convents zu bringen, um die Fragen zu beantworten, die ihm der Präsident vorlegen werde. „Ludwig Capet?" erwiederte der König, „das ist mein Name nicht, sondern nur der eines meiner Ahnherren. Doch diese Benennung ist der gewaltsamen Behandlung vollkommen angemessen, die ich seit einigen Monaten erdulde." Inzwischen folgte er dem Maire willig in den Wagen, der zwischen Reihen zahlreicher Bewaffneter (Soldaten und National-Garden) durch die schweigende Menge den Tuilerieen zufuhr. Um 2 Uhr erschien der König vor den Schranken der Versammlung, in welcher ihn (nach Legendre's Rath) schauerliche Stille empfing. Der struppige Bart, die bleichen, eingesunkenen Wangen, die nachlässige Kleidung zeigten, daß man einen Sträfling vor sich habe, dem es im Tempel schlecht genug ergangen war. Er hörte mit großer Aufmerksamkeit die Anklage-Acte an, die der Präsident Barrère, ein ehemaliger Constitutioneller, der alle Schattirungen der wechselvollen Zeit mit durchgemacht hatte, nach kurzer Eröffnungsrede zu verlesen befahl. Mit vollkommener Ruhe und klarer Geistesgegenwart widerlegte der König theils die falschen Beschuldigungen, theils führte er die Gründe für sich an, die seine Person vor solchem Gericht hätten schützen sollen. In der Regel schlug er die Anklage mit ein paar Worten nieder; gegen alles, was der Verfassung voranging, berief er sich ganz richtig auf das Recht seiner damals noch nicht beschränkten Souverainetät, gegen alles Spätere auf die Verantwortlichkeit seiner Minister. Kurz, er widerlegte die von seinem Verstande verbreitete geringschätzige Meinung in einem so hohen Grade und imponirte so allgemein durch seine Unerschrockenheit und Haltung, daß er selbst den auf den Galerieen versammelten rohen und feindlich gesinnten Menschen wider ihren Willen Achtung einflößte. Am Schlusse des Verhörs bat er um einen Anwalt zu seiner Vertheidigung. Nach einer stürmischen Debatte, während welcher Ludwig abtreten mußte, setzten es die Girondisten endlich durch, daß ihm ein Vertheidiger zugestanden wurde. Seine Wahl fiel auf zwei bekannte Advocaten, Target und Tronchet. Ersterer entzog sich dem freilich gefährlichen aber ehrenvollen Berufe; Tronchet dagegen, obgleich ein Greis, nahm muthig den schwierigen Auftrag an. Noch edler und ruhmwürdiger bewarb sich der 78jährige hochherzige Malesherbes, der ehemalige College Turgot's, um die Ehre, Ludwig, dessen Minister er gewesen, den letzten Beweis seiner Anhänglichkeit und Treue zu geben. „Der König," schrieb er an Barrère, „zog mich zweimal in seinen Rath, als dies eine beneidete Gunst

war, jetzt bin ich ihm dazu eben so verpflichtet, wo dieser Dienst gefährlich ist"; und so groß ist die Macht der Tugend, daß selbst Barrère (ob aufrichtig oder nicht) ausrief: „Warum muß ich Präsident der Versammlung sein? Wäre ich es nicht, ich würde mit Ihnen um die Ehre dieser Vertheidigung wetteifern." Selbst der pariser Pöbel schmückte Malesherbes' Thüre mit Lorbeerkränzen, während er Target aus seiner Wohnung zu flüchten und sich zu verbergen zwang. Beim Einbruch der Nacht kehrte Ludwig in sein Gefängniß zurück. Bis gegen Abend waren die Seinigen in der peinigendsten Ungewißheit; schon mehrere Stunden hatte die Königin den vermeintlichen Tod ihres Gemahls beweint, als endlich, beim Anblick so vielen Jammers, das Herz eines ihrer Wächter brach und er ihr die tröstende Nachricht zuzuflüstern wagte: „Der König lebt; er steht vor den Schranken des Convents und wird bald wiederkehren!" Aber bald sollte der augenblickliche Trost einem neuen herben Schmerz Platz machen: die Familie erfuhr des Königs Rückkunft, zugleich aber auch, daß sie ihn nicht mehr sehen durfte, selbst nicht einmal mehr unter den Argusaugen ihrer rohen Wächter. Da schien ihnen bald selbst das frühere traurige Beisammensein, seit es versagt war, ein beneidenswerthes Glück.

Malesherbes und Tronchet beschäftigten sich nun mit der größten Anstrengung mit Ludwig's Vertheidigung und erhielten die Erlaubniß, auch Desèze, einen jungen begabten Advocaten aus Bordeaux, als Sprecher hinzuzuziehen. Alle drei suchten dem Könige Muth einzuflößen; er aber ließ sich nicht von Hoffnung blenden. „Ich bin überzeugt," sagte er, „sie werden mich umbringen; aber beschäftigen wir uns immerhin mit meinem Processe, als wenn ich ihn gewinnen sollte; und ich werde ihn ja in der That, wenngleich sterbend, gewinnen, weil ich ein fleckenloses Andenken hinterlassen werde."

Der 26. Dec. wurde zur öffentlichen Vertheidigung Ludwig's bestimmt. Seines Schicksals gewiß, setzte Ludwig zwei Tage vorher seinen letzten Willen auf, der allgemein als ein schönes Denkmal seiner frommen Gesinnungen und redlichen Absichten anerkannt und von keinem Unparteiischen wohl ohne Rührung gelesen worden ist. Mit heiterer Miene, die das Bewußtsein der Unschuld verkündigte, trat der König an dem verhängnißvollen Tage in den Saal, wo in feierlicher Stille alle Blicke sich ihm zuwendeten. Desèze verlas die lange, bei allem juristischen Gehalte kalte und etwas trockene Vertheidigungsrede. Im ersten, allgemeinen Theile wird die Unmöglichkeit nachgewiesen, den König zu richten, und dann im zweiten jeder einzelne Anklagepunkt der Reihe nach widerlegt. Der muthige Redner richtete zum Schlusse an eine Versammlung, die unter dem brutalen Terrorismus der Massen stand, die feierlichen Worte: „Hört im Voraus die Geschichte, welche der Nachwelt sagen wird: Ludwig bestieg mit 20 Jahren den Thron und brachte auf denselben das Beispiel der Sittenreinheit, der Gerechtigkeit und Sparsamkeit; er war der beständige Freund des Volkes. Das Volk wollte die

Aufhebung einer unheilvollen Auflage, Ludwig hob sie auf; das Volk verlangte Aufhebung der Leibeigenschaft, und er schaffte sie ab; das Volk bat um Reformen und Freiheit, er gab sie ihm und kam ihm mit Aufopferungen entgegen; und man schlägt euch vor — — Bürger, ich rede nicht aus, ich verstumme vor dem Urtheile der Geschichte; bedenkt, daß sie ein Urtheil fällen wird über euer Urtheil, und daß ihr Urtheil das der Jahrhunderte sein wird." Darauf nahm Ludwig selbst das Wort: „Indem ich vielleicht zum letzten Male vor Ihnen spreche, erkläre ich, daß mein Gewissen vorwurfsfrei ist und meine Vertheidiger die reine Wahrheit gesagt haben. Daß mein Benehmen einer öffentlichen Untersuchung unterliege, hat mir nie Furcht gemacht, aber mein Herz fühlt sich zerrissen, in der Anklage zu finden, ich hätte das Blut des Volkes vergießen lassen, und hauptsächlich schmerzt es mich, daß mir die Unglücksscenen des 10. August zugeschrieben werden. Die vielfachen Beweise, die ich zu jeder Zeit von meiner Liebe zum Volke gegeben, beurkunden, daß ich nie ein Opfer für zu groß gehalten habe, um Blut zu sparen, und daß also jede solche Beschuldigung mich nicht mit Recht treffen kann." Nach diesen Worten verließ er den Saal und fuhr mit heiterer Seelenruhe in sein Gefängniß zurück.

Vom 26. December bis 15. Januar dauerte der Parteikampf im Convent und im Jacobinerclub ununterbrochen fort. Die stürmische Debatte drehte sich nicht mehr um die Schuld des Königs und um die Competenz der Versammlung; beides nahm man als ausgemacht an, sondern um die Berufung an das Volk. Vergebens stellten die Girondisten den Grundsatz auf, man müsse den König als ein Pfand für künftige Ereignisse verwahren; fortdauernde Gefangenschaft sei für die National-Gerechtigkeit genug. Wenn Ludwig auf dem Blutgerüste sterbe, so sei ein Krieg mit allen noch neutral gebliebenen Mächten unvermeidlich. Je näher der entscheidende Tag kam, desto lauter predigten die Jacobiner des „Berges" überall Tod und Verderben Jedem, der für die Appellation an das Volk stimmen würde. Denn diese ward bezeichnender Weise als eine Freisprechung des Königs betrachtet; so scharf wußte man sich in Paris von der Stimmung der Departements geschieden. Am 15. Januar erfolgte die erste traurige Entscheidung: 683 Stimmen erklärten Ludwig einer Verschwörung gegen die Freiheit und die allgemeine Sicherheit des Staates schuldig und 424 Stimmen verwarfen gegen 283 die Appellation an das Volk.

Am 16. Januar sollte nun die Abstimmung über die dritte und entscheidende Frage, über die Art der Strafe, beginnen. Schon am frühen Morgen war der „patriotische" Pöbel in dichten Massen um das Versammlungslocal gedrängt. Die „Gutgesinnten" wurden mit brüllendem Beifall, die „Verdächtigen" mit Schimpfreden und Stößen empfangen. Aber die Girondisten wußten einen neuen Aufschub zu veranlassen, wodurch sie diesen Pöbel, der den ganzen Tag in Hunger und Kälte auf die Entscheidung

harrte, vollends wüthend machten. Sie schlugen vor, nicht die absolute Majorität, sondern zwei Drittheile sollten diese letzte Frage entscheiden. Dieser Vorschlag veranlaßte eine lange Debatte, und erst Danton's gewaltige Stimme erreichte, daß die absolute Mehrheit auch über diese Frage entscheiden solle. So begann denn endlich die Abstimmung am 16. Januar um 8 Uhr Abends; sie dauerte mit ihren Förmlichkeiten, und weil selten ein Deputirter sich rund und einfach erklärte, sondern fast jeder seiner Sentenz noch Clauseln anhing oder anhängen wollte, bis zum 17. spät Abends, ohne daß man aus einander ging, Nacht und Tag. Da hörte man bald den Tod verlangen, bald Verbannung, bald nur Einsperrung bis zum Frieden — die Entscheidung schien lange ungewiß, während auf den Galerieen eine gemischte Gesellschaft von Proletariern und Dirnen in Branntwein auf den Tod Ludwig's anstießen, jedes Todesurtheil mit unanständigem Beifall begleitend. Als auch der Herzog von Orleans, jetzt „Bürger Egalité", er, ein Prinz von Frankreich, sein Votum für den Tod des Königs gab, da ging eine Bewegung des Abscheues fast durch alle Theile des Saales. Robespierre hielt auch bei dieser Gelegenheit eine langathmige Rede; er hatte freilich den Widerspruch zu rechtfertigen, daß er, der einst für die Abschaffung der Todesstrafe gestimmt, jetzt gegen den König auf Todesstrafe antrug; Sieyes hingegen stimmte: la mort sans phrase! Endlich war die Abstimmung beendigt. Eine Majorität von 53 Stimmen hatte sich für die Hinrichtung erklärt, von denen aber noch 26 abzuziehen sind, welche zwar für den Tod gestimmt hatten, aber die Hinrichtung nur dann vollzogen wissen wollten, wenn das Vordringen der auswärtigen Feinde dazu zwänge. Rechnet man diese, wie billig, ab und auf die andere Seite, so bestand die ganze Majorität für die sofortige Hinrichtung aus einer einzigen Stimme.

Kaum war diese Sentenz bekannt gemacht, als des Königs drei Rechtsanwalte Aufschub der Strafe verlangten und Appellation an die Urversammlungen. Die Appellation ward abgeschlagen als eine schon abgemachte Sache; über Aufschub sollte weiter abgestimmt, zunächst aber mußte die Sitzung geschlossen werden — Alle waren zu aufgerieben und todtmüde. Am Sonnabend, den 19., begann das vierte Votiren: Soll die Hinrichtung aufgeschoben werden oder nicht? — Es ging dabei wieder fast so langsam zu als früher. Erst Sonntag den 20., früh 3 Uhr, war auch diese Abstimmung geendigt und der Aufschub mit 380 gegen 310 Stimmen abgewiesen; die Hinrichtung sollte innerhalb der nächsten 24 Stunden nach der Publication des Urtheils erfolgen.

Der Justizminister Garat, welcher den Auftrag erhielt, den König mit der Sentenz bekannt zu machen, vermochte kaum einige Worte vorzubringen; sein Secretär verlas den Beschluß des Convents. Der König hatte keinen andern Ausgang erwartet. Er verlor keinen Augenblick die Fassung und

verlangte nun drei Tage Aufschub der Vollstreckung, um sich zum Tode vorzubereiten, den Beistand eines Geistlichen, Namens Edgeworth, eines Irländers, und freien Umgang mit den Seinigen. Hartherzig bewilligte man nur die beiden letzten Bitten. Abends ½8 Uhr kam die Königin mit dem Dauphin, Prinzessin Elisabeth mit des Königs Tochter. Sie fielen dem Könige um den Hals und mehrere Minuten vergingen in Schweigen und Schluchzen. Sie schieden nicht, bis der König ihnen das Versprechen gab, sie am nächsten Morgen, ehe er zur Hinrichtung geführt würde, nochmals zu sehen. Er schlief ruhig einige Stunden; am 21. Januar früh um 5 Uhr weckte ihn sein treuer Kammerdiener Clery, dem empfangenen Befehl gemäß. Er nahm das Abendmahl und übergab Clery alles, was ihm, dem einst Reichen und Mächtigen, geblieben: seinen Trauring und einige Haare für seine unglückliche Gemahlin und ein Siegel für seinen Sohn zum Angedenken, bat ihn auch wiederholt, die Seinigen zu trösten und ihn zu entschuldigen, daß er sie nicht noch einmal gesehen. Schon hörte man die gräßlichen Vorbereitungen, das Getöse verworrener Stimmen, den Wirbel der Trommeln und das dumpfe Rasseln fortgezogener Kanonen. Endlich um 9 Uhr kam Santerre. „Sie kommen, um mich abzuholen," sagte Ludwig gefaßt, „ich bitte nur um einen Augenblick." Er übergab sein Testament einem Municipalbeamten und sagte dann mit fester Stimme: „Gehen wir!" Auf der Treppe sah er Herrn Edgeworth auf sich warten. Er wollte von ihm Abschied nehmen. „Nein," erwiederte dieser edle und standhafte Tröster, „mein Beruf ist noch nicht zu Ende", und er folgte ihm in einem zweiten Wagen, da man ihm nicht gestattete, Platz in dem Wagen des Maire zu nehmen, in welchem Ludwig fuhr. Langsam ging der Zug durch eine Doppelreihe von Soldaten (40,000 M.) dem Revolutionsplatze zu, wo die Guillotine aufgerichtet stand. Es dauerte über eine Stunde, ehe man ankam. Mit festem Schritte stieg der Verurtheilte die Stufen des Blutgerüstes hinan und empfing dort den Segen des Priesters. Er ließ sich, obwohl mit Widerstreben, die Hände binden, trat dann schon entkleidet hervor und begann mit vernehmlicher Stimme: „Franzosen! ich sterbe unschuldig, und du, unglückliches Volk, — — —", da übertönte das Wirbeln der Trommeln, wozu die Henker schnell das Zeichen gegeben, seine Stimme. Der Priester rief ihm zu: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!" und das einst gekrönte Haupt des milden Königs fiel. Sofort drängten sich Tausende herbei und Viele davon tauchten, die Gefahr und die Wuth der Terroristen nicht achtend, ihre Schnupftücher in das Blut des Martyrerkönigs. Daher eilte man, den Leichnam ihren Blicken zu entziehen, und um nicht den kleinsten körperlichen Rest übrig zu lassen, welcher der treuen Liebe zur tröstenden Erinnerung, zur heiligen Reliquie werden, aber auch gerechte Rache herausfordern könne, versenkte man den Körper in ungelöschten Kalk.

---

91. Der National-Convent seit der Hinrichtung Ludwig's XVI.

(Nach Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Der Sturz der Gironde.

Was um den Preis des Königsmordes erzielt werden sollte: Ruhe im Innern und Friede nach Außen, das war auf Jahrzehnte hinaus nicht gesichert, sondern untergraben; statt des Bürgerfriedens kam ein blutiger Terrorismus, dessen erstes Opfer die Gironde wurde, statt der Versöhnung mit Europa ein Weltkrieg von unabsehbarer Dauer und unermeßlichen Opfern. Zunächst wurden aus England und Spanien die französischen Gesandten verwiesen. Hierauf antwortete die Republik mit der Kriegserklärung an England und den Erbstatthalter der Vereinigten Niederlande, so wie an Spanien. Bald trat das deutsche Reich der (ersten) Coalition bei. Neapel und Portugal schlossen sich an. Neutral blieben bloß die Schweiz, Schweden, welches nach dem Tode Gustav's III. die Tendenz desselben aufgab, Dänemark und die Türkei.

Doch mehr als Alles schien die in der Vendée ausgebrochene innere Insurrection, die sich bald zu einem Kriege auf Tod und Leben gestaltete, dem neuen Regiment schrankenloser Gewalt gegen Leben und Eigenthum der ruhigen Bürger den Untergang zu drohen. Hier wohnte längs dem Meere, zwischen der Loire und Charente, weniger in Städten als in einsamen Weilern und entlegenen Gehöften, ein arbeitsames und genügsames, aber auch rohes, unwissendes Volk. Der Adel theilte hier mit seinen Bauern auf derselben Scholle Freud und Leid, der schlichte Priester beherrschte die Gewissen beider; alle drei Stände befanden sich glücklich und wußten nichts von dem Neuerungsdrang, der anderwärts in diesen Sphären wühlte. Aus dem Munde der Geistlichen und des Adels hörte man den Umsturz aller gewohnten Verhältnisse und wie man die Kirche beraube und den Gesalbten des Herrn verbrecherisch antaste. Der Tod Ludwig's gab dann die Losung zu einer offenen Gegenrevolution; 900 Gemeinden standen auf, und unter kühnen und talentvollen Anführern gewannen sie bald wesentliche Vortheile über die Anfangs noch nicht zahlreichen Truppen des Convents. Die Organisation war so geschickt und der Natur des Landes angemessen, daß die Insurgenten momentan zu ihrer Feldarbeit entlassen und schnell wieder versammelt werden konnten. Der Convent ergriff die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung des täglich weiter um sich greifenden Aufstandes. Das Revolutions-Tribunal begann seine furchtbare Wirksamkeit, während man zu gleicher Zeit den Widerstand mit überlegener Heeresmacht mit einem Male zu erdrücken dachte. Aber die Gefechte waren eine fast ununterbrochene Reihe von Niederlagen für die

republikanischen Truppen. Die Vendéer waren nahe daran, sich mit andern Insurgenten im Süden (siehe S. 570) in Verbindung setzen zu können; und wäre dies geschehen, so hätte wohl die Terroristenherrschaft noch vor dem völligen Untergange der Gemäßigten in der Geburt erstickt werden mögen. Aber die Vendéer wollten von der Republik nichts wissen, und die südlichen Insurgenten nichts vom absoluten Königthume.

Mittlerweile hatte zu Paris im National-Convent zwischen den Girondisten und der Bergpartei der Kampf auf Leben und Tod begonnen. Die Bergpartei hatte mit der Katastrophe vom 21. Januar einen vollständigen Sieg über die Girondisten erfochten; die halben und mißlungenen Versuche der letztern in dem Processe gegen Ludwig XVI. gaben ihr die erwünschteste Gelegenheit, sie als Feinde des Volkes, Mitschuldige des Tyrannen zu bezeichnen. Die Girondisten verhinderten abermals nicht, daß am 9. April ein Comite des öffentlichen Wohles von 9 Conventsgliedern decretirt wurde, welche, mit unumschränkter Gewalt ausgestattet, die öffentlichen Angelegenheiten ganz nach eigenem Ermessen leiten sollten. Daß hierzu noch Männer wie Danton, Barrère, La Croix, Cambon &c. ernannt wurden, vollendete die schreckliche Macht, die alle französischen Bürger unter das Mordbeil, auf einen Wink der Willkür, stellte. Nur mußte man erst noch sich der wenigen Gemäßigten von Talent und Energie entledigen. Sofort wurde eine Proscriptions-Liste entworfen und Marat, der Volksfreund, predigte ungescheut in seinen Blättern, wofern nicht der Convent gereinigt werde, und 250,000 Köpfe fielen, sei an keine Rettung der Republik zu denken. Marat wurde zwar von der Gironde vor das Revolutions-Tribunal gestellt, aber die Jacobiner bewirkten durch ihre drohende Menge, die den Angeklagten begleitete, daß er freigesprochen und mit Eichenlaub bekränzt im Triumph in die Versammlung zurückgetragen wurde. Der Streich war verfehlt und noch dazu das Beispiel gegeben, gegen die Glieder des Convents mit Proceß zu verfahren, man hatte ihre Unverletzlichkeit selbst aufgegeben.

Auf den 18. Mai ward ein Mordanschlag gegen die Gironde vorbereitet, aber entdeckt und eine Commission von 12 Mitgliedern („les Douze") aus Girondisten, freilich zweiten Ranges, ernannt, welche alle Handlungen des pariser Gemeinderathes seit einem Monate prüfen und über alle gesetzwidrige Umtriebe Untersuchungen anstellen sollte. Als sie einige der verrufensten Hetzer in den Vorstädten, wie Hebert (den Herausgeber eines Blattes — père Duchesne —, welches in der gemeinsten Art alle Sittlichkeit und Religion auszurotten so wie eine Metzelei vieler Abgeordneten herbeizuführen suchte), verhaften ließ, erhob sich der lauteste Widerspruch gegen diese (nach Marat's Ausdruck) despotische und freiheittödtende Behörde. So wie am 14. Juli 1789 die Entlassung Necker's, so gab am 31. Mai 1793 die Verhaftung Hebert's eine Veranlassung oder einen Vorwand zu Aufständen. Damals commandirte Lafayette die entstehende National-Garde, jetzt ernannte der

pariser Gemeinderath Henriot, einen frühern Bedienten, dann Thorschreiber und Polizeispion, einen der Septembermörder, den man beschuldigte, der Prinzessin Lamballe den Leib aufgerissen zu haben, zum Oberbefehlshaber der National-Garde! Unter seiner Zustimmung oder auf seinen Befehl wurden in der Nacht (30./31. Mai) die Sturmglocken geläutet, die Lärmkanonen gelös't und alle Stadt-Behörden abgesetzt. Gleich nach Anbruch des Tages versammelte sich der Convent und Danton verlangte die Aufhebung der Commission der Zwölf und die Freilassung der Verhafteten. Während man noch über diesen Antrag stritt, erschienen angeblich Bevollmächtigte der pariser Gemeinde und forderten, außer der Aufhebung des Ausschusses der Zwölf, die Verhaftung von etwa 20 Girondisten, Herabsetzung des Brodpreises und tägliche Auszahlung von 2 Franken an jeden Sansculotten. Die Aufrührer mischten sich unter die Abgeordneten, und der Convent bewilligte unter dem Toben und Lärmen der Tribünen in später Abendstunde alles Verlangte. Leider waren die Girondisten wieder uneinig über die zu ergreifenden Maßregeln; Einige wollten auf's äußerste widerstehen, Andere, sei es im Gefühl ihrer Würde, sei es aus Furcht, Paris verlassen. Am 2. Juni erschienen die Aufrührer abermals im Convent, während draußen 80,000 Menschen tobten, deren Mehrheit eigentlich nicht wußte, was sie wollte und sollte, und im Grunde wohl mehr zur Vertheidigung der Deputirten als zum Angriff auf sie geneigt war. Sehr begreiflich war der größte Theil der vom Convent Geächteten weggeblieben, desto schlimmer für die, welche den edeln aber unnützen und verderblichen Muth hatten, dem Sturme noch einmal trotzen zu wollen. Lanjuinais trug auf Nullitätserklärung alles dessen an, was seit den drei letzten Tagen geschehen und auf Proscription Aller, die sich ungesetzlicher Gewalt bemeistert — Alles umsonst! Eine Rotte sogenannter „Bittsteller" nach der andern erschien und forderte immer wüthender seine und seiner Genossen Verhaftung. Als nun der Convent dessenungeachtet zur Tagesordnung überging, verließen sie Saal und Bühnen mit wilddrohenden Geberden und riefen zu den Waffen. Auf die Proteste der Gironde, daß der Convent nicht frei sei, schlug Barrère vor, daß sich der Convent dem Volke zeige. Hierauf erhob sich die ganze Versammlung, den Präsidenten an ihrer Spitze. Man kam an einen Ausgang auf dem Carousselplatze, wo Henriot zu Pferde mit gezogenem Säbel hielt. „Was verlangt das Volk?" sprach der Präsident, Herault de Sechelles, „der Convent ist nur mit seinem Glücke beschäftigt?" Henriot antwortete trotzig: Das Volk ist nicht aufgestanden, um leere Redensarten zu hören; es verlangt, daß man ihm 24 Schuldige ausliefere." „Man liefere uns alle aus!" schrie die ihn umgebende Meuterer-Rotte. Er ließ sofort mehrere Kanonen auf den Convent richten. Niemand wagte es mehr, sich der Verhaftung der Geächteten zu widersetzen. Umgeben von Kanonen und Bajonetten stellte der Berg die Liste der Abgeordneten und derjenigen Mitglieder des Zwölfer-Ausschusses fest,

welche zunächst in Haft kommen sollten, und eine eingeschüchterte Mehrheit hieß den Antrag gut. Die Maßregel trug noch den Schein schonender Milde; man gab den Geächteten nur Hausarrest und stellte sie unter den Schutz des Volkes! Die Menge verlor sich nun; aber die Freiheit und wirkliche Autorität des Convents war von diesem Augenblicke an vernichtet. Verschieden, aber fast durchaus traurig war das Schicksal der übrigen Girondisten. Mehrere waren schon vor der letzten Katastrophe entflohen; andern, selbst schon verhafteten Mitgliedern, gelang eine augenblickliche Rettung. So entkamen Barbaroux, Lanjuinais, Pétion und Andere nach der Normandie und gelangten nach Caen, der Hauptstadt des Departements Calvados, wo sie das Volk zu den Waffen riefen, die Schmach und die tyrannische Verletzung der Volks-Repräsentation zu rächen. Insbesondere ward Marat in den Provinzen als Haupturheber der zahlreichen Leiden angesehen, die jetzt auf dem unglücklichen Frankreich lasteten. Daher faßte ein hochherziges Mädchen, die Tochter eines Edelmannes, von der reinsten Freiheitsliebe beseelt, den Entschluß, ihr Vaterland von diesem Ungeheuer zu befreien. Charlotte Corday d'Armans hatte aus der Lectüre der Geschichte der Vorzeit einen tiefen Haß gegen alle Unterdrückung eingesogen. Mucius Scävola und andere Helden des Alterthums entflammten ihre Seele; ihre Aufopferungen schienen ihr neidenswerth. Außerdem soll ihr Entschluß auch durch den Schmerz der Liebe gefördert worden sein; sie soll nämlich einen jungen Officier von der Garnison von Caen geliebt haben, der, als Verschwörer angeklagt, auf Marat's Betrieb von bezahlten Bösewichtern ermordet wurde. Wie dem auch sei, sie verließ ihre stille Heimat, kam am 12. Juli 1793 in Paris an, begab sich zweimal in Marat's Wohnung, ohne vorgelassen zu werden. Da schrieb sie noch denselben Abend an ihn: „Bürger! so eben komme ich von Caen. Ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken, und werde Ihnen Gelegenheit geben, Frankreich einen Dienst zu leisten." Am folgenden Morgen kaufte sie erst einen Dolch im Palais Royal (man muß sich wundern, daß dies nicht auffiel), verbarg ihn in ihrem Busen und trat damit in Marat's Wohnung, der eben im Bade war. Er befahl, sie eintreten zu lassen. Während der Unterhaltung über die fortdauernden Verhandlungen im Calvados führte das Heldenmädchen mit fester Hand den Todesstreich nach dem Herzen des Wütherichs. Mit einem Schrei: „Mir das?" hauchte er auf der Stelle die Seele aus. Sie wartete ruhig, bis Diener herbei kamen und sich ihrer Person versicherten. Der berüchtigte Postmeister Drouet fuhr mit ihr zur Abtei. Als sie vor derselben ankamen, stürzte ein Jüngling herbei und bat, ihn statt ihrer zu opfern: ihm ward der Tod, ohne sie zu retten. Vergebens betheuerte sie, den Unglücklichen nicht zu kennen. Aus dem Gefängnisse schrieb sie an Barbaroux. „Morgen um 5 Uhr beginnt mein Proceß und ich hoffe noch an demselben Tage mit Brutus und andern Helden des Alterthums im Elysium zusammen zu sein."

Vor dem Revolutions-Tribunale sagte sie, daß sie den Entschluß, Marat zu tödten, an dem Tage gefaßt habe, wo sie die Aechtung der Volks-Deputirten erfahren habe. „Ich habe," fügte sie hinzu, „Einen Menschen getödtet, um Hunderttausende, einen Bösewicht, um Unschuldige zu retten." In einen rothen Mantel gehüllt, bestieg sie das Blutgerüst, und Augenzeugen versichern, daß auch nicht eine Spur von Angst, selbst nicht einmal eine Blässe auf ihrem holden Antlitze zu entdecken gewesen. Als sie so reizend und so heldenmüthig zum Tode ging, rief eine Stimme aus der Volksmenge, die das Schafot umgab, mit begeistertem Tone: „Seht, sie ist größer als Brutus!" Es war ein Abgeordneter der Stadt Mainz, gesandt, um über die Vereinigung derselben mit der Republik zu unterhandeln. Er schrieb an das Tribunal und verlangte, wie Charlotte Corday zu sterben; sein Wunsch wurde nur allzuwillig erfüllt; er folgte der Gefeierten ins Grab und entriß allerdings seinen Namen (Adam Lux) der Vergessenheit. Charlotte Corday war der Meinung gewesen, wenn Marat fiele, so sei die Gironde und Frankreich gerettet; sie ahnte nicht, daß ihr Dolchstoß denen am gefährlichsten werden sollte, zu deren Rettung sie das sicherste Mittel ergriffen zu haben glaubte. Die Jacobiner konnten jetzt die Gironde als eine Mordbande bezeichnen, und Robespierre hatte neue Gründe, mit der Gironde kurzweg aufzuräumen.

Mittlerweile hatte die Bergpartei, um die Gemüther zu gewinnen oder doch zu täuschen und der Ausbreitung der Insurrectionen möglichst zu steuern, in aller Eile (man sagt, in einem Nachmittage bei einem Speisewirth) eine Constitution entwerfen lassen (die sogenannte Constitution von 1793), die alle Gewalt scheinbar dem Volke zuwendete, wobei nicht das Vermögen, wie bei der von 1791, noch sonst beschränkende Bedingungen, um activer Bürger zu sein, in Frage kamen, und was besonders entscheidend war, das Mittelglied der Wahlmänner und Wahl-Collegien fiel weg und die Urversammlungen erwählten sofort direct die Repräsentanten, die künftig nur ein Jahr sitzen sollten. Diese Verfassung wurde eben so schnell im Convent durch Acclamation angenommen, als sie geschaffen worden war, aber unter dem Vorwand, und man kann wohl allerdings einigermaßen sagen, auf den Grund der allgemeinen Gefahr, „bis zum Frieden suspendirt," d. h. für ewig in die Archive begraben. Die vollziehende Gewalt wurde dem Wohlfahrts-Ausschusse übertragen, in welchen bald Robespierre, Carnot, der große Organisator des Heeres, Billaud-Varennes, und Collot d'Herbois eintraten. Diese Behörde, neben welcher noch ein Sicherheits-Ausschuß bestand, führte durch die (nachher sog.) Schreckensherrschaft die Revolution auf ihren Gipfel.

2. Die Schreckensherrschaft bis zum Sturze Robespierre's, vom 13. August 1793 bis 27. Juli 1794.

Die ungeheuren Kosten des auswärtigen Krieges forderten eine Neugestaltung der Finanzen. Da die fortwährend vermehrten Assignate bei der

Ungewißheit der öffentlichen Zustände immer tiefer sanken, so hatte man schon im Frühjahre versucht, ihren Cours durch Androhung von Kettenstrafe für die Nichtannahme zum Nennwerth aufrecht zu erhalten. Dies steigerte den Preis aller Waaren so, daß man zu dem verzweifelten Mittel schritt, die Preise der Dinge, den Assignaten gegenüber, zwangsmäßig zu bestimmen. Zunächst wurde für das Getreide, bald auch für Fleisch, Früchte u. s. w. ein Maximum des Preises festgesetzt, was dann Minderung der Zufuhr und Schließung der Läden zur Folge hatte, wobei es natürlich an Gewaltthaten und Plünderungen nicht fehlte, und zwar ohne Vortheil für die Armen. Da sich sowohl der Zwangscours der Assignate (sie sanken dennoch bis zum August auf 1/6) als das Maximum unzulänglich erwies, so schritt man zu einer Zwangsanleihe von einer Milliarde mit so horrenden Procenten, daß den Wohlhabenden die Einnahme eines ganzen Jahres (wenn sie über 10,000 Fr. stieg) genommen ward.

Da die Truppen der Republik um diese Zeit (Mitte August) dem äußern Feinde allenthalben unterlagen (siehe Nr. 93), während dieselbe zugleich durch die Insurrection im Innern bedroht war, so beschloß der Convent (23. August) ein allgemeines Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft.*) Wohl trieben die Convents-Commissare Tausende und abermals Tausende an die Grenzen, aber die Meisten (40,000) desertirten unterwegs, denn sie hatten nichts zu leben, und die Wenigen, die ankamen, fanden keine Waffen, keine Führer, keine Kleidung, kein Brod. Wäre die Coalition nicht moralisch aufgelöst gewesen, diese Haufen hätten ihre Heere mit leichter Mühe auseinander getrieben. An die Spitze derselben kamen, nachdem die adligen Generale beseitigt waren, nicht Leute ohne Adel, aber von Talent und Beruf, sondern die Creaturen der Clubs, die Feldherren der Pikenmänner, die Leute, die bei den Septembermorden sich die Sporen verdient hatten; an die Spitze der Rheinarmee traten Menschen von lächerlicher Unfähigkeit; es dauerte lange, bis diese fähigern Köpfen weichen mußten, und das geschah nicht durch die herrschende Partei, welche die Rettung des Vaterlandes stets im Munde führte, sondern troß derselben.

Im Innern wurde zuerst Calvados unterworfen, nachdem der Hauptort Caen, gegen von Danton erwirkte Verzeihung, seine Thore geöffnet hatte. Auf der andern Seite marschirte der Divisions-General Carteaux gegen Marseille. Hier war anfänglich der Aufstand für die geächteten Girondisten unternommen, und mit Enthusiasmus begonnen worden; man hatte 10,000 Mann ausgehoben und wollte, im Vereine mit Lyon und den umliegenden

*) Wie sich die bekannte Angabe von den berühmten 14 Armeen mit 1,200,000 Mann auf eine Präsenzstärke aller französischen Armeen von 393,000 Mann und mit Hinzurechnung der Garnisonen auf 600,000 Mann reducirt, siehe bei von Sybel II, Seite 400.

Departements, nach Paris marschiren. Aber man sandte nur schwache Truppencorps aus, um die Stadt nicht zu entblößen; nachdem Carteaux diese leicht aufgerieben, zog er siegreich in Marseille ein. Die Royalisten flüchteten sich von da nach Toulon, wo sie den Admiral Hood zu Hülfe riefen, welcher den unglücklichen Dauphin, der unter den Martern des Schusters Simon einem traurigen Tode entgegen ging, als Ludwig XVII. zum Könige ausrufen ließ. Lyon, eine Stadt, die durch Vernichtung des königlichen Hofes und die Vertreibung und Beraubung des Adels und der Geistlichkeit ihren Haupterwerbzweig, die Seiden-Manufacturen, verfallen sah, hatte die Jacobiner aus allen öffentlichen Aemtern vertrieben. Jetzt von drei Armeecorps bedrängt, wehrte die Stadt sich mit dem Muthe der Verzweiflung, und die Belagerung zog sich in die Länge. Alle Alter, Stände und Geschlechter wirkten rastlos und mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe zur Vertheidigung zusammen. Nur der fürchterlichste und unbezwingbarste Feind von allen, der Hunger, zwang die Stadt endlich, der grausamen Nothwendigkeit zu weichen. Sie mußte auf Gnade und Ungnade die Thore öffnen und am 9. October zog die Belagerungsarmee in die verheerten Wohnungen der bis dahin reichsten und blühendsten Stadt Frankreichs ein.

Noch einige Monate hielt sich Toulon, das man hinter seinen von der Natur gebildeten, von der Kunst in den furchtbarsten Vertheidigungszustand gesetzten Verschanzungen für unüberwindlich hielt. Während der republikanische Befehlshaber Carteaux mit sinnlosen Plänen beschäftigt war, die den echten Club-General auf den ersten Blick erkennen ließen, traf der junge Artillerie-Hauptmann Napoleon Bonaparte sogleich den Punkt, von wo aus, ohne Angriff auf die Stadt, die Flotte der Engländer zum Abzuge gezwungen werden mußte. Er schaffte Geschütze und Mannschaft herbei, belebte Alles durch die Sicherheit seines Auftretens und seiner Befehle nnd zeigte durch den Erfolg, daß sein Plan der einzig richtige war. Die Engländer wurden weggetrieben, Toulon genommen und der ganze südliche Strich Frankreichs von den Gegnern der Republik gesäubert. Kein Sieg wurde höher gefeiert als dieser; der Schlüssel von Frankreich, das für unbezwinglich gehaltene Toulon, war nicht nur den Engländern, die wohl gern ein zweites Gibraltar daraus gemacht hätten, wieder entrissen, sondern auch dem Königthume, das seinen Sitz dort aufgeschlagen.

Auch die Vendée hatte das Waffenglück bereits verlassen. Unter General d'Elbée hatten sich reguläre Truppen, unter Charette aber mehr eine Art Guerillas gesammelt, die beide bald zu ansehnlichen und allmählich immer zweckmäßiger organisirten Heerhaufen herangewachsen waren. So lange sie gemeinschaftlich wirkten, hatten sie meistens glückliche Erfolge; über den Schrecken verbreitenden Namen aber, den sich vorzüglich d'Elbée erworben, war Eifersucht unter den Insurgenten-Häuptern erwacht, und Charette vor Allem mochte keine subordinirte Rolle spielen. Durch dieses Theilungs- und

Isolirungs-System verloren die Vendéer die wichtigsten Plätze an die Küstenarmee von Rochelle, und sowohl Charette als d'Elbée erlitten eine gänzliche Niederlage. Schon meldete man dem Convent: „die Vendée sei nicht mehr"; inzwischen hielt sich Charette auf dem linken Ufer der Loire in der eigentlichen Vendée, und dem Prinzen von Talmont war es gelungen, auf das rechte Ufer der Loire überzugehen und über den Ober-General Lechelle einen so entscheidenden Sieg zu erfechten, daß sich dieser selbst entleibte. Bald war die Royalisten-Armee wieder auf 80,000 M. angewachsen und drang nach der Küste vor, um sich, wo möglich, eines Seeplatzes zur Communication mit England zu bemächtigen. Die Küstenarmee von Cherbourg bot nun auch ihre ganze Kraft auf, die Vendéer an dieser beabsichtigten Vereinigung zu hindern und rieb sie in zwei Schlachten bei Mans und bei Savenay fast völlig auf. Vielleicht wäre der Vendéekrieg hiermit zu Ende gewesen, hätte man mit dem Siege einige Mäßigung gepaart; aber der Convent überließ sich dem blutigsten und grausamsten Ausrottungs-System, das nur Verzweiflung wecken konnte. General Thurreau umgab die überwältigte Vendée mit 16 verschanzten Lagern; von hier aus durchzogen 12 Colonnen, die sogenannten höllischen Colonnen, das Land nach allen Richtungen und verbreiteten Vernichtung durch Feuer und Schwert. Die Kannibalen wütheten mit Mordlust und viehischer Begierde gegen Weiber, Kinder und Greise, und ganze Gemeinden, die waffenlos, mit dem Oelzweig des Friedens, den Maire an der Spitze, den Convents-Truppen entgegenzogen, aufrichtige Unterwerfung anbietend, wurden anscheinend freundlich empfangen, dann umringt und, nach den scheußlichsten Mißhandlungen, niedergemetzelt. Bald wurde das unglaubliche Decret des Convents: „die ganze Vendée in einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche zu verwandeln und zu einer fürchterlichen National-Rache umzuschaffen," durch den teuflischen Carrier, der mit vier andern Deputirten zu Nantes zu Gericht saß, auf eine noch unglaublichere Weise ausgeführt; ihm genügte das Niederschießen in Massen, ohne alle gerichtliche Form, bald nicht mehr; er erfand eine eigene, verlängerte Todesart, in welcher zugleich noch die edelsten Gefühle verhöhnt wurden. Er ließ die Unglücklichen entkleiden und, eine männliche und weibliche Person zusammengebunden, paarweise in Nachen schleppen, welche am Boden mit einer Fallthüre versehen waren, die man dann dem Wasser öffnete und sie so, nachdem er sich grausam an dem höllischen Schauspiel geweidet, in den Wellen der Loire versenken, und das nannte man „mariages de Vendée".

Doch nicht allein in der Vendée ordnete der schreckliche Wohlfahrts-Ausschuß solche furchtbare Maßregeln an; auch die übrigen insurgirten Provinzen, in ihnen vorzüglich die großen Städte, welche der Sitz der Insurrection gewesen waren, traf eine unmenschliche Rache, wie dort von noch entmenschtern Dienern terroristischer Raserei ausgeführt. Marseille

ward wie eine durch Gewalt eroberte Stadt behandelt und geplündert; 12,000 Menschen wanderten aus. „Der Name Lyon", sprach der sich zu Allem hergebende Barrère, „wird gestrichen aus der Reihe der Städte der Republik; Alles, was von Reichen bewohnt war, wird dem Erdboden gleich gemacht, der Haufe von Häusern (der Armen), die geschont werden, wird künftig den Namen Ville affranchie führen. Auf den Ruinen von Lyon wird eine Säule sich erheben, mit der Inschrift: »Lyon bekämpfte die Freiheit, Lyon ist nicht mehr.«" Um diesen grausamen Spruch auszuführen, wurden Collot d'Herbois, Fouché (der spätere Herzog von Otranto) und Couthon dahin geschickt, welche die Schuldigen mit den Unschuldigen ohne Proceß und Verhör, um neuen Raum für neue Einkerkerungen zu gewinnen, zu Hunderten mit Kartätschen niederschießen ließen. Collot d'Herbois, ein ehemaliger Schauspieler dieser Stadt, soll noch besondere Privatrache wegen ehemaliger Verachtung seines Spiels geübt haben. Gegen 6000 Lyoneser fanden in wenigen Wochen den Tod durch Guillotine und Mitrailladen; ganze Straßen wurden dem Erdboden gleich gemacht. Mit dem Morde ging Plünderung überall Hand in Hand. In Bourges und in Toulouse wurden durch die willkürlichsten Brandschatzungen in ein paar Tagen je 2 Millionen erpreßt. Nicht milder war das Schicksal von Toulon, wo nach der Eroberung Barras und Fréron ihr schreckliches Amt verrichteten.

Inzwischen hatte die Dictatur in Paris ihren Weg mit nicht minder blutigen Spuren bezeichnet. Die Gewaltstreiche begannen mit Verurtheilung und Hinrichtung drei eminenter Häupter: der unglücklichen Königin, des edlen Bailly und des schändlichen Herzogs von Orleans. Die erste war gegen Europa, die zweite gegen die alten Constitutionellen, die dritte gegen gewisse Glieder vom Berge gerichtet, die man in Verdacht hatte, Orleans' Erhebung zum Dictator und Regenten beabsichtigt zu haben. Die „Witwe Capet" wurde zuerst von dem Revolutions-Tribunal dem Tode geweiht und ihr nicht einmal, wie der Königin und der Frau doppelt gebührt hätte, gleich ihrem Gemahl, ein Wagen zur letzten Fahrt in diesem Leben gewährt; auf dem gewöhnlichen Henkerskarren zum Richtplatze gebracht, bestieg sie muthig und unerschrocken das Blutgerüste am 16. October 1793. Bailly, ein 70jähriger Greis, wurde auf eine schauderhafte Weise hingerichtet. Man brach das Schafot auf dem Revolutionsplatze, wo der ungerecht Verurtheilte schon angekommen, ab, um es in seiner Gegenwart auf dem Marsfelde wieder aufzuschlagen und das Volk durch die Erinnerung an den durch ihn und Lafayette dort unterdrückten Aufstand zu erhitzen. Auch Frau Roland starb mit gleichem stoischen Heldenmuthe.

Den drei erlauchten Schlacht-Opfern folgten am 31. October die am 2. Juni geächteten und verhafteten 19 Girondisten-Deputirten, denen es nicht gelungen war, zu entkommen. Man machte ihnen den abgeschmackten Vorwurf — des Royalismus; denn es galt ja keinen Proceß zu führen,

sondern eine Henkerthat zu verrichten. Alle gingen sie mit ächtem Stoicismus zum Blutgerüste, die marseiller Hymne, mit Anwendung auf sich, singend:

„Allons enfants de la patrie, Contre nous de la tyrannie
Le jour de gloire est arrivé: Le couteau sanglant est levé.“

Fast alle entronnenen Häupter dieser Partei hatten das Loos, nach weit mehr Angst, einem gleichen Verderben zuletzt zu unterliegen. Nur sechs erlebten in sichern Asylen das Ende dieser grauenvollen Zeit.

Mit den Menschen fuhr man fort, auch jede sachliche Erinnerung an die Vergangenheit zu vertilgen. So führte man eine ganz neue Zeitrechnung ein; der neue republikanische Kalender, an die Stelle des christlichen gesetzt und von dem berühmten Lalande eingerichtet, veränderte die Namen der Monate und Tage, setzte die Dekade an die Stelle der Woche, so daß der zehnte Tag, statt des siebenten, Ruhetag, und das Jahr in zwölf gleiche Monate von 30 Tagen, mit 5 Ergänzungstagen, eingetheilt wurde, an welchen das Fest des Genies, der Arbeit, der schönen Handlungen, der Belohnung und der Meinung, am eigentlichen Schalttage aber der Revolutionstag noch besonders gefeiert werden sollte. Die vierjährige Periode von einem Schaltjahre zum andern hieß Franciade und die Zeitrechnung begann vom 22. September 1792 als dem Gründungstage der Republik.

Der Abschaffung der christlichen Zeitrechnung folgte die des christlichen Gottesdienstes selbst, denn die Kirche ward als die alte Gegnerin der Revolution angesehen und ihre völlige Vernichtung ein Lieblingsthema der Debatten. Am 7. November erschien der Bischof von Paris, Gobel, mit einem großen Zuge Cleriker, geführt von dem Gemeinderathe, im Convent, um sich im Angesichte der Nation von dem alten „Aberglauben“ feierlich loszusagen. Der Berg stimmte mit heftigem Klatschen ein, die Abgeordneten, welche selbst eine kirchliche Würde bekleideten, folgten dem Beispiele. Am 10. wurde Notredame, in Anwesenheit des Conventes und Stadtrathes, durch eine halbberauschte Bande frecher Sansculotten als Tempel der Göttin Vernunft eingeweiht, und die Darstellerin der letzteren, eine gefällige Schönheit des Ballets, im Florkleide auf dem Hauptaltar sitzend, mit der Carmagnole umtanzt. So ging das Unwesen in täglichen Wiederholungen fort und wurde in den Provinzen mit Eifer nachgeahmt. Mit diesem Unwesen waren indessen weder Robespierre und Danton noch die Mehrheit des Conventes einverstanden, und dieser, welcher kurz vorher den katholischen Gottesdienst proscribirt hatte, decretirte, auf Robespierre's Verlangen die Freiheit der Culte. Ueberhaupt wandte sich die Mehrheit des Conventes auf dem damaligen Gipfelpunkte der Revolution einer gemäßigten Richtung zu. Es trat immer mehr eine Spaltung des bisher gemeinsam herrschenden Berges in die drei naturgemäß neben einander bestehenden Richtungen hervor: die äußerste Linke („les enragés“), unter Leitung Hebert's (der die Schamlosigkeit hatte, vor Gericht Marie Antoinette eines blutschänderischen Um-

ganges mit ihrem Sohne zu zeihen, zugleich Herausgeber des berüchtigten „Père Duchesne“), wollte durch einen Aufstand der Massen die ausschließliche Gewalt an sich reißen, die mittlere Richtung mit Robespierre wurde von der Majorität des Conventes und des Wohlfahrts-Ausschusses repräsentirt, die dritte Fraction („les indulgents“) bestand aus den Anhängern Danton's, welche die Orgien des Blutdurstes in Lyon, Marseille, Toulon u. s. w. verabscheuten und den Terrorismus früher beseitigen wollten, als es die Lage der Dinge zu erlauben schien.

Damals beschäftigte sich der Wohlfahrts-Ausschuß mit Plänen über die Reorganisation der Verwaltung, die Herstellung eines öffentlichen Dienstes und die Erweiterung seiner eigenen Regierungsrechte. Damit waren das Centrum und die meisten Dantonisten einverstanden, desto bedrohlicher aber schien der Widerspruch Hebert's und der Extremen. Deßhalb kam Robespierre zu dem Entschlusse, zuerst die Hebertisten zu stürzen und sich zu diesem Zwecke mit Danton zu verbinden. Da man die Thaten der Hebertisten, an denen man selbst so vielfachen Antheil genommen hatte, nicht angreifen konnte, so galt es, ihnen landesverrätherische Absichten nachzuweisen. Man suchte die Hebertisten als scheinbare Demokraten darzustellen, die, vom englischen Minister Pitt bestochen, eine Contre-Revolution unter der Maske des Patriotismus bezweckten. Auch sprach Robespierre im Jacobinerclub gegen die Gottlosigkeit und die Kirchenschändungen der Hebertisten. Danton unterstützte ihn durch Anträge auf Beschränkung des Schreckenssystems und kräftigere Entfaltung der Regierungsgewalt. Zugleich schilderte Robespierre's Jugendfreund Camille Desmoulins in einem bald allenthalben verbreiteten Journal (das er, anknüpfend an den Namen des Clubs, dem er mit Danton angehörte, le vieux Cordelier nannte) auf Robespierre's Veranlassung und unter dessen geheimer Mitwirkung eben so unverhohlen als beredt alle Frevel des Schreckenssystems und gewann so die öffentliche Meinung für den Sturz des Terrorismus. Ein Versuch der Hebertisten, durch einen Aufstand gegen den Wohlfahrts-Ausschuß ihre selbstständige Macht wieder zu gewinnen, mißlang, da im entscheidenden Augenblicke ihr militärischer Führer Henriot von Hebert zu Robespierre übertrat, und die Proletarier auf Seiten des Wohlfahrts-Ausschusses standen, von dem sie die Vertheilung der Güter der verhafteten Verdächtigen in Folge eines Convents-Beschlusses erwarteten. Der mißlungene Aufstand wurde nun als eine große Verschwörung der fremden Mächte dargestellt, Hebert und die bedeutendsten seiner Genossen verhaftet und am 24. März 1794 unter einem unermeßlichen Zuströmen jubelnder Menschen hingerichtet. Ihre Hinrichtung war die erste, zu deren Begrüßung man keine bezahlten Schreier brauchte.

Nach der Hinrichtung der Hebertisten warnte man Danton, daß die Reihe an ihn kommen werde, und forderte ihn auf, zu handeln. Aber, war es der Lebensüberdruß, der sich seiner bemeistert hatte, war es der Unglaube,

daß man gegen ihn Aehnliches wie gegen Hebert und seines Gleichen wagen werde; genug, er wartete thatlos die Maßregeln seiner Feinde ab. Am 30. März hinterbrachte man ihm, daß seine Verhaftung im Wohlfahrts-Ausschusse zur Sprache gekommen, und suchte ihn zur Flucht zu bereden. Er besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Sie wagen es nicht!" Aber schon in der folgenden Nacht wurde er nebst Camille Desmoulins, Philippeaux, La Croix und Westermann wirklich verhaftet und, vorläufig in den Luxembourg gebracht, in denselben Kerker geworfen, den Hebert vor Kurzem eingenommen hatte und sein Feind Robespierre, bald nach ihm, in noch schlimmerer Lage sehen sollte. Mit trotziger Verachtung ihrer feilen Richter erschienen die Angeklagten vor dem Revolutions-Tribunal. Es war hier der erste Proceß, dessen Ausgang zweifelhaft schien. Als der Präsident Dumas Danton, wie gewöhnlich, nach Namen, Alter, Wohnung &c. fragte, antwortete dieser: „Ich bin Danton, hinlänglich in der Revolution bekannt — 35 Jahre alt, meine Wohnung wird bald das Nichts sein, und mein Name im Pantheon der Geschichte leben." Da schloß man, unter dem Vorwande, daß sich die Gefangenen achtungswidrig gegen das Gericht ausdrückten, das Verhör und verurtheilte sie, ohne ihre Vertheidigung anzuhören. Danton rief empört: „Man opfert uns dem Ehrgeiz einiger feigen Räuber auf; aber nicht lange werden sie die Früchte ihres verbrecherischen Sieges genießen. Ich ziehe Robespierre nach — er folgt mir." Mit Muth gingen sie zum Tode durch zahlreich aufgestellte Truppenreihen (5. April 1794). Die zuschauende Menge war still und man vermißte den gewöhnlichen rohen Beifall, denn man hatte das Gefühl, wenn der Mann nicht mehr sicher ist, wer ist es dann noch? Nur eine bestellte Claque brüllte Beifall, worauf Danton mit seiner Donnerstimme rief: „Schweig still, undankbares Volk, du siehst einen Republikaner sterben!" Dem Henker bemerkte er: „Ein Riemen ist genug, heb' den andern für Robespierre auf." Camille Desmoulins konnte noch auf diesem letzten Wege seine Verurtheilung nicht begreifen. „Das also", sagte er noch auf dem Henkerskarren, „das also ist der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit." So starben die letzten, welche, wenn gleich in früherer großer Verblendung, doch jetzt die Stimme der Mäßigung hören ließen. Einige Zeit nun wagte keine Stimme sich gegen die Schrecknisse der Tyrannei zu erheben.

Robespierre trat jetzt, nachdem sowohl der „Moderantismus" als der „Exceß" auf dem Blutgerüste geendet, auf den höchsten Gipfel seiner Macht, und die Schmeichelei sprach nur von seiner Tugend, seinem Genie und seiner Beredsamkeit. Im Wohlfahrts-Ausschusse, der jetzt die gesammte Staatsleitung in Händen hatte, regierte bald das Triumvirat Couthon, St. Just und Robespierre, letzterer wieder beherrschte die Genossen, und Frankreich seufzte unter einem Regiment, desgleichen die Welt nicht gesehen.

Die Feier des neuen Gottesdienstes war in ganz Frankreich auf den

20. Prairial (den 8. Juni) festgesetzt; dies war Robespierre's Culminationspunkt; seine maßlose Eitelkeit drängte sich dabei in den Vordergrund: er selbst übernahm zu Paris die Stelle des Oberpriesters beim Feste des höchsten Wesens und ließ sich zu diesem Zwecke für den Festtag zum Präsidenten des Conventes ernennen. Mit freudestrahlendem Gesichte erschien er an der Spitze des Conventes, 15 Schritte dem Zuge voraus allein einherschreitend, glänzend geschmückt und mit Blumen und Aehren in den Händen, um die Huldigungen, die dem höchsten Wesen galten, entgegenzunehmen. So war man ihn nicht zu sehen gewohnt; Alles war in der äußersten Spannung: seine Gegner erwarteten einen ausgesprochenen Versuch auf nominelle Alleinherrschaft — die Verfolgten und Unglücklichen eine Milderung des bisherigen fortdauernden Blutsystems. Keines von Beiden erfolgte. Er hielt mit Begeisterung eine Rede, die mit den niederschlagenden Worten endigte: „Volk der Franken! überlassen wir uns heute der reinsten Freude! Morgen werden wir auf's Neue die Laster und die Tyrannen bekämpfen."

Zwei Tage darauf legte er im Convent ein neues Gesetz vor, schrecklicher noch als alles, was bis jetzt da gewesen: nach ihm sollten alle bis jetzt noch gebliebenen Formen beseitigt werden — man sollte in Masse verurtheilen, wie die Carriers und Consorten schon in Masse hinrichteten. Das Verfahren ward im höchsten Grade vereinfacht: Zeugenverhör war überflüssig, außer, wenn es zur Entdeckung von Mischuldigen führen konnte; jede Art von Beweis genügte zur Verurtheilung; kein Vertheidiger sollte dem Angeklagten mehr werden; die Geschworenen sollten beim richterlichen Spruche nur nach ihrem Gewissen verfahren. Die Strafe für „Feinde des Volkes" war der Tod. Bisher konnten die Repräsentanten nur durch ein Decret des Convents vor Gericht gestellt werden; jetzt sollte es durch einen bloßen Befehl der Ausschüsse geschehen können. Der Vorschlag erregte Schaudern und Murren, besonders der letzte Punkt; inzwischen machten ihn Robespierre's Schreckensworte in 30 Minuten, d. h. nach bloßem Vorlesen, zum Decret. Von da an, beinahe 2 Monate lang, war die schrecklichste Periode der Schreckenszeit: gegen 60—70 Verurtheilte gingen täglich zum Tode, in Paris allein 1300 in 45 Tagen. Ganz Frankreich feierte eine einzige große Orgie des Massenmordes. Doch ein solches System konnte nicht lange dauern, ohne sich selbst zu vernichten und seine eigenen Urheber zu verschlingen. Der Zwist unter den Gliedern der Ausschüsse konnte nicht ausbleiben, sobald sie sich allein auf dem Kampfplatz sahen. Billaud-Varennes und Collot d'Herbois so wie die vorzüglichsten Glieder des Sicherheits-Ausschusses theilten nicht nur zum Theil die religiösen Ansichten Robespierre's nicht, sondern sie waren auch eifersüchtig auf seine Macht, fingen daher an, auf mancherlei Weise ihm entgegenzuwirken, namentlich ihn wegen seiner Friedensliebe zu verdächtigen, als ob er die Republik an die Oesterreicher verrathen wolle. Er wollte dem Streiche zuvorkommen, der sich gegen ihn vorzubereiten schien.

Am 8. Thermidor (26. Juli) beschwerte er sich im Convente in einer langen, zweistündigen Rede, daß man ihn verleumde, als trachte er nach Alleinherrschaft und Ermordung vieler Deputirten. Allerdings gingen Gerüchte, daß Robespierre von dem ganzen Convente nur 21 Mitglieder verschonen wollte. Der ganze Berg überschüttete ihn mit einer Flut von Anklagen; stürmisch verlangte man, er solle die Namen aller derer nennen, die er unter seiner Anklage begriffen habe; aber er verweigerte hartnäckig, die Namen derjenigen „Verbrecher" zu nennen, deren Tod er suche. Das war das Signal für den Convent, sich als eine einzige, gleichmäßig bedrohte Partei ihm gegenüber zu stellen. An demselben Abend wurde im Jacobinerclub ein neues Auftreten des Stadtrathes gegen den Convent beschlossen, oder nach Robespierre's Ausdruck eine neue „Reinigung des Conventes von den Schurken". Die Bedrohten glaubten dem zuvorkommen und nicht nur ihre Personen schützen, sondern auch das herrschende System stürzen zu müssen und vor Allem dessen Repräsentanten, Robespierre. Als nun am folgenden Tage, dem 9. Thermidor (27. Juli), in der Conventssitzung Billaud einen heftigen Ausfall gegen Robespierre machte und dessen Herrschsucht schilderte, stürzte dieser wüthend auf die Rednerbühne, um sich zu vertheidigen, aber der allgemeine Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!" empfing ihn. Der Antrag auf Robespierre's Verhaftung wurde sofort unter Beifallsgeschrei zum Beschluß erhoben, und dieser erlebte es selbst, was er so vielen Tausenden bereitet hatte, die Verdammung ohne Rechtsform, ohne Vertheidigung, ohne Richterspruch. Auch sein Bruder, so wie Lebas, St. Just und Couthon wurden verhaftet und abgeführt.

Der eigentliche Kampf stand erst bevor. Der Stadtrath bot die, wie er hoffte, zuverlässigen Kanoniere der National-Garde auf und befreite Henriot und Robespierre, aber die Kanoniere gehorchten Henriot nicht, der sich zu seinen Genossen auf das Stadthaus flüchtete. Die aus dem Mittelstande (der Bourgeoisie) bestehende National-Garde, die auch in Robespierre den verhaßten Schöpfer und Führer der Schreckensherrschaft sah, eilte zum Schutze des Conventes herbei, trieb den Jacobinerclub aus einander und zog gegen das Stadthaus. Als man eindrang, hatte Robespierre schon einen Versuch gemacht, sich zu erschießen, aber mit unsicherer Hand sich nur die Kinnlade zerschmettert; sein Bruder hatte sich, da er keine Rettung mehr sah, aus dem Fenster gestürzt und wurde noch lebend aufgehoben. Am andern Morgen (28. Juli) ward der ältere Robespierre nach der Conciergerie, der Vorhalle der Guillotine, abgeliefert; am Nachmittage erschienen die Karren, um ihn mit 21 Gefährten (unter diesen seinen Bruder, Couthon, St. Just, Henriot) auf den Richtplatz zu schaffen. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker den nothdürftig angelegten Verband herunter, da stieß er einen grellen Schmerzensschrei hervor, den ersten Laut seit seiner Verhaftung und den letzten. Am Tage darauf (29. Juli) folgten ihm noch 71 der schuldigsten Mitglieder des

geächteten Stadtrathes im Tode; in einem schrecklichen Blutbade endete die Herrschaft des Schreckens. Die Reaction hatte begonnen, noch lange nicht die der Priester und Emigranten, wohl aber die der Nation, die, des Bürgermordes überdrüssig, Frieden, Ruhe, Gesetz um jeden Preis wollte.

3. Die Reaction.

a. Kampf gegen die Terroristen (Sturz der Jacobiner, Herstellung der Girondisten).

Sofort, nachdem das Haupt der Schreckensmänner gefallen war, trennten sich seine, einen Augenblick vereinigt gewesenen Gegner wieder in zwei feindliche Parteien: in die der Terroristen und die der Moderantisten oder Dantonisten, jetzt auch wohl Thermidorianer genannt. Die letzteren gelangten allmählich zum Uebergewicht. Die gefährliche Würde eines General-Commandanten der National-Garde, in welcher Henriot zwei Mal (31. Mai und 28. Juli) das Dasein des Conventes bedroht hatte, wurde abgeschafft und der Generalstab sollte sich alle 5 Tage aus den Bezirks-Commandanten erneuern. Der Convent sollte, statt des bisher allmächtigen Wohlfahrts-Ausschusses, in seiner Gesammtheit der einzige Mittelpunkt der Regierung sein, die Ausführung der Geschäfte im Einzelnen aber unter 16 Ausschüsse (der öffentlichen Wohlfahrt, für Diplomatie und Krieg, der allgemeinen Sicherheit, für die Polizei, der Gesetzgebung, für innere Verwaltung und Gerichte, der Finanzen, der Posten u. s. w.) vertheilt werden. Dadurch wurde freilich das Aufkommen jeder Dictatur verhütet, aber auch die einheitliche Leitung der Regierung, besonders nach Außen hin, um so mehr unmöglich gemacht, als es noch eine geraume Zeit zweifelhaft blieb, welche Partei das Uebergewicht behaupten würde. Ferner wurde die Zahl der Revolutions-Ausschüsse, dieser thätigsten und gefürchtetsten Werkzeuge des Terrorismus, bedeutend beschränkt. Aller Orten öffneten sich die Gefängnisse, die Tausende der Verfolgten kehrten in ihre ausgeplünderten Wohnungen zurück, und von einer Grenze des Reiches zur andern ging der Ruf nach Genugthuung und Vergeltung, die Presse steigerte von Tage zu Tage ihre erbitterte Polemik gegen die Terroristen. Die Jacobiner durften sich kaum mehr auf den Straßen sehen lassen, ohne den Zorn der sogenannten „goldenen Jugend" (einer bewaffneten Macht der höheren Bürgerklassen gegen die Sansculotten) zu erwecken, welche auch einen Sturm gegen den Jacobinerclub unternahm, der dessen Schließung zur Folge hatte. Ein wichtiger Schritt war ferner, daß jene 73 Abgeordneten, welche im Sommer 1793 einen Protest gegen die Revolution vom 2. Juni unterzeichnet hatten, deßhalb im September verhaftet worden waren, deren Rettung aber vielleicht in dem Plane der Machthaber gelegen hat, wieder in den Convent zurückberufen wurden, wodurch den gemäßigten Fractionen die Majorität und zugleich ein gewaltiges Element der erbitterten Rache in dem Convent gesichert war. Endlich wurden auch die letzten noch lebenden Häupter des Terrorismus, Billaud, Collot d'Herbois, Barrère und

Vadier, als Mitglieder des alten Wohlfahrts-Ausschusses, dem Revolutionsgerichte überwiesen, und als zu ihrer Befreiung ein Aufstand der Jacobiner gegen den Convent (1. April) versucht worden war, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt und andere Mitglieder der Bergpartei als Anstifter und Lenker des Aufstandes verhaftet.

Der Plan einer constitutionellen Monarchie. Auch die Masse des Volkes entledigte sich allmählich aller Spuren der Schreckenszeit sowohl auf dem politischen als dem geselligen Gebiete: das republikanische Duzen kam außer Gebrauch, die Marseillaise, das erste Kriegslied der Revolution, wurde an öffentlichen Orten nicht mehr geduldet und statt dessen der réveil du peuple, ein Rachelied gegen die Terroristen, gesungen, der republikanische Sonntag verspottet und der christliche wieder gefeiert, überhaupt der christliche Gottesdienst wieder besucht und dabei den eidweigernden Priestern, als solchen, die eine gewissenhafte Ueberzeugungstreue an den Tag gelegt hatten, der Vorzug gegeben; die Emigranten, von denen jedoch jetzt der Adel nur einen kleinen Theil bildete, kehrten, trotz eines (Ende 1794) wiederholten Verbotes des Conventes, in die Heimat zurück und fanden als Verfolgte allgemeine Sympathie, der Verkauf ihrer confiscirten Besitzungen gerieth ins Stocken und dadurch der Convent in neue Finanz-Verlegenheiten. Da die republikanische Regierung in der tiefsten Mißachtung stand, so war kein Beschluß populärer, als jener (vom 21. März), welcher die Entwerfung einer neuen Verfassung ankündigte. Bei der Wahl der Commission für deren Ausarbeitung erhielten die Gemäßigten entschieden die Majorität. Die Bergpartei sah mit wilder Entrüstung die Erfolge der Gemäßigten sowohl in der Hauptstadt als im Süden Frankreichs, wo der Groll gegen die Schergen der Tyrannei sich jetzt in der Verfolgung und Ermordung der Terroristen äußerte; sie versuchte daher einen kühnen Handstreich zur Wiedereroberung der Macht. Am 1. Prairial (20. Mai) drangen die Insurgenten, nach Ueberwältigung der National-Garde, in den Sitzungssaal des Conventes; nachdem ein großer Theil der Deputirten entflohen war, wurden die „patriotischen Anträge" auf Reinigung des Conventes von der feindlichen Majorität durch Hüteschwenken als Gesetze ausgerufen und gegen Mitternacht ein Vollziehungs-Ausschuß ernannt, welcher die Regierung in die Hand nehmen und die bisherigen Ausschüsse verhaften sollte. Diesen aber war es gelungen, die Bürger-Garde zu gewinnen, welche nach einem Handgemenge den Convent reinigte — aber von den Aufständischen. Der Proceß gegen die verhafteten Terroristen enthüllte schauderhafte Einzelheiten und hatte die Aufhebung des Revolutionsgerichtes zur Folge, welches über zwei Jahre der Schrecken Frankreichs gewesen war. Ueberhaupt zeigte der Convent kein anderes Bestreben, als seine eigenen, kaum ein Jahr alten Schöpfungen zu vernichten, und damit war die öffentliche Meinung im höchsten Grade einverstanden; sowohl in Paris als in den Departements hielt die unendliche Mehrheit der Einwohner

die Fortdauer der Republik für unmöglich und sah in der Herstellung einer constitutionellen Monarchie die einzige Rettung für Frankreich. Man dachte um so mehr an die Erhebung Ludwig's XVII., als des nächsten Erben des umgestürzten Thrones, da dieser ohne irgend eine feudale Umgebung und bei seiner Jugend auf lange Zeit ohne eine wirkliche persönliche Macht regieren würde.

Das Dasein dieses Thronerben war, seitdem er am 3. Juli 1793 aus den Armen seiner Mutter gerissen wurde, eine einzige Kette der empörendsten Mißhandlungen gewesen. Dieses war das patriotische Amt des Schusters Simon, eines Nachbars und Verehrers Marat's, auf dessen Empfehlung er durch Robespierre zum Hüter des jungen Capet bestellt worden war. Er hielt das schwache Kind zum Branntweintrinken an, schmähte und prügelte es bei jeder Erinnerung an seine Eltern, bei jeder Nachricht von einem Siege der Vendéer oder der Oesterreicher. In einer Nacht, als er den Knaben beten hörte, goß er ihm eiskaltes Wasser über den Leib und das Lager und zwang ihn unter Schlägen mit einem eisenbeschlagenen Schuh, den Rest der Winternacht in dem naßkalten Bette zuzubringen. Auch als Simon den Temple verlassen hatte (Januar 1794), um später, am 9. Thermidor, auf Robespierre's Schafot zu enden, wurde das Loos des gefangenen Knaben eher schlimmer als besser: Robespierre ließ ihn in eine kleine Zelle sperren, wo er 6 Monate bei der kümmerlichsten Nahrung und in der scheußlichsten Unreinlichkeit ausharren mußte. Dieses langsame Hinmorden des liebenswürdigen Kindes, dessen einziges Verbrechen seine Abstammung war, dauerte bis nach Robespierre's Tode. Als es zu spät war, ihn physisch zu retten, wurde seine Behandlung zwar etwas menschlicher, aber je mehr die öffentliche Meinung sich mit ihm zu beschäftigen begann, desto argwöhnischer wurde das Mißtrauen der Regierungs-Ausschüsse, desto hartnäckiger ihre Abneigung gegen jede wesentliche Verbesserung seiner Lage. Als am 8. Juni 1795 der Tod des Dauphin die Republikaner von einer erheblichen Sorge befreite, war der in Verona residirende Ludwig XVIII., der älteste Bruder Ludwig's XVI., das Haupt der bewaffneten Emigration, der legitime König, und so gab es nur eine Wahl zwischen der unbedingten Herstellung des alten Regime und der Fortsetzung der Republik. Die Entscheidung dieser Frage führte zu neuen Kämpfen.

b. Kampf gegen die Royalisten.

Wenn auch selbst die Gemäßigten im Convente nicht zweifelhaft waren, daß die Fortsetzung der Republik der Herstellung der feudalen Monarchie vorzuziehen sei, so bildete sich doch in Paris selbst in der monarchisch-constitutionellen Opposition eine immer schärfer hervortretende bourbonisch-royalistische Gruppe aus der sog. goldenen Jugend (s. S. 578), ehemaligen Mitgliedern der ersten Reichsstände und andern liberalen Bürgern, welche hofften, ohne Waffengewalt durch

einen Beschluß des gesetzgebenden Körpers die Bourbonen zurückzurufen. Weit thätiger aber zeigte sich diese royalistische Reaction in den Departements, vorzüglich in den südlichen, die unter den gefühllosen Commissaren des Berges ihren Widerstand gegen den Convent so gräßlich gebüßt hatten. Hier wiederholten sich die September-Scenen in umgekehrtem Sinne; es war in Lyon, Marseille ꝛc. hinreichend, an der vorigen Regierung Theil genommen zu haben, um ins Gefängniß geworfen und ohne Urtheil und Recht gemordet zu werden. Jetzt glaubte die englische Regierung, es sei die Zeit gekommen, wo man von einer Landung an der französischen Küste die Vollendung oder doch große Förderung einer monarchischen Gegenrevolution hoffen dürfe. Doch die auf der englischen Flotte bei der Halbinsel Quiberon gelandeten Emigranten wurden, bei der Uneinigkeit der royalistischen Führer, vom republikanischen General Hoche eingeschlossen und die Expedition war gänzlich verloren, ein Theil rettete sich mit großer Mühe auf die englischen Boote, die Meisten wurden gefangen genommen, ein Theil der letzteren (600) hingerichtet, wofür dann wieder die Bauern an den republikanischen Colonnen blutige Rache nahmen. Eine zweite Expedition von England aus, an deren Spitze der Graf Artois selbst stand, wagte nicht einmal, das Festland zu betreten.

Inzwischen war eine neue, höchst conservative Constitution entworfen worden. Diese schloß von dem Wahlrechte die völlig Besitzlosen aus, indem sie einen seit einem Jahre festen Wohnort und die Zahlung irgend einer Steuer für das Wahlrecht verlangte; auch konnte nur ein Eigenthümer Mitglied des gesetzgebenden Körpers werden. Alle Wahlen sollten unmittelbare sein. Der gesetzgebende Körper sollte aus zwei Räthen (Kammern) bestehen, dem Rath der (40 Jahre) Alten mit 250 Deputirten und dem Rath der (30 Jahre alten) Fünfhundert, wovon alle 2 Jahre die Hälfte austreten und durch neue Wahlen ersetzt werden sollte. Die Fünfhundert hatten die Gesetze vorzuschlagen, der Rath der Alten befreite im Falle der Verwerfung eines Gesetzes die Regierung von der Gehässigkeit des Vetos. Die vollziehende Gewalt sollte einem Directorium von fünf Mitgliedern übertragen werden, von denen jährlich eines ausscheide und durch Neuwahl ersetzt werde; zur Ernennung der Directoren sollten die Fünfhundert eine Candidatenliste aufstellen, aus welcher der Rath der Alten dann fünf Directoren zu wählen hätte; man hoffte dadurch ein sicheres Einverständniß zwischen der Regierung und der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers zu erzielen. So hatte man also eine Regierung ohne das Recht des Gesetzvorschlages, der Vertagung, der Auflösung, die der Rath der Fünfhundert jeden Tag durch Gesetzgebung und Steuerverweigerung entkräften konnte. Die wichtigste Veränderung, welche der Convent an dem Entwurfe vornahm, war die Herstellung des Systems der mittelbaren Wahlen und die jährliche Neuwahl eines Drittels der Abgeordneten.

Da die Nation sich nach dem Ende der Convents-Regierung sehnte, so

befürchteten die bisherigen Mitglieder des Conventes, bei den neuen Wahlen möchten ihre Gegner in die Räthe und somit auch in das Directorium gelangen, wodurch ihnen selbst nicht allein ihre bisherige Macht verloren ginge, sondern vielleicht auch ihre persönliche Sicherheit bedroht sein könnte. Man erinnerte sich, wie die constituirende Versammlung die Wiederwahl ihrer Mitglieder verboten und dadurch dem Bestehen ihres Werkes den Todesstoß versetzt habe. Der Convent that nun das Gegentheil: er decretirte, daß zwei Drittel der Convents-Mitglieder in den (künftigen) gesetzgebenden Körper gewählt werden müßten; so schien den jetzigen Machthabern wenigstens für ein Jahr eine Mehrheit gesichert zu sein. Gegen diesen Zusatz zur Constitution erhoben sich die Bürger von Paris, um die volle Freiheit der Wahl zu behaupten, und wurden in dieser Opposition von den Royalisten bestärkt und unterstützt, die bei freier Wahl die Mehrheit zu erlangen hofften und durch sie die Herstellung des Königthums bewirken wollten. Allein es gelang ihnen diesmal nicht, die Provinzen mit sich fortzureißen, denn als die Constitution mit ihrem Zusatz den Urversammlungen der Wähler vorgelegt wurde, verwarfen zwar die Pariser den Zusatz, aber die Provinzen genehmigten Beides (Verfassung und Zusatz), worauf der Convent Beides als sanctionirtes Gesetz proclamirte (23. Sept.) und die neuen Wahlen anordnete. Die Bürgerschaft von 44 Sectionen von Paris erhob sich nun gegen den Convent (4. Oct.), um die Wahlfreiheit zu schützen, die Regierungs-Ausschüsse aber zogen Linientruppen in die Stadt und setzten eine Commission von fünf Mitgliedern zum Schutze der öffentlichen Ordnung ein. In dieser hatte der Brigade-General Barras die Leitung der kriegerischen Geschäfte übernommen. Er erwirkte die Ernennung Napoleon Bonaparte's, der (1769 in Corsica geboren) sich schon in Toulon als Artillerie-Officier ausgezeichnet hatte (s. S. 570), zum zweiten Befehlshaber und überließ ihm die Anordnung aller kriegerischen Maßregeln zur Niederwerfung des Aufruhrs. Dieser junge Officier verwandelte (5. Oct.) binnen wenigen Stunden die Tuilerieen in ein unangreifbares Heerlager. Von welcher Seite der Angriff geschehen, ist nicht mehr zu ermitteln, Bonaparte aber vertheidigte mit nur 5-—6000 M. durch ein mörderisches Kreuzfeuer das Schloß sowohl von der Flußseite als von der entgegengesetzten Seite und Abends 9 Uhr war der Sieg des Convents entschieden.

Dessen ungeachtet wählte man in drei Vierteln des Landes für das neue Drittel der Abgeordneten entschiedene Constitutionelle und Monarchisten und auch für die zwei Drittel aus den Conventsmitgliedern keine Jacobiner, sondern fast nur Gemäßigte und Girondisten. Doch setzte die Linke bei der Alles entscheidenden Wahl des Directoriums durch, daß Niemand ins Directorium treten dürfe, der nicht für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt habe, und erreichte es in dem unvollzähligen Rathe der Fünfhundert, daß dieser die von ihnen aufgestellten Candidaten (mit denen sich die Parteien gegenseitig

Zugeständnisse gemacht hatten) Sieyes, Rewbell, Barras, La Reveillère und Letourneur neben 45 völlig unmöglichen Namen dem Rathe der Alten vorschlug, der nun keine andere Wahl hatte, als die 5 Candidaten der Linken als zukünftige Regenten Frankreichs zu proclamiren. Als dann Sieyes die ihm übertragene Würde, vielleicht aus Mißtrauen gegen die von ihm nicht angefertigte Verfassung, ablehnte, wurde an seine Stelle Carnot ernannt. Dieser, den Anfangs Niemand gewollt, war gerade der tüchtigste, im Kriegswesen bewandert, von der größten Energie, nie ermüdender Arbeitskraft und der seltensten Reinheit des Charakters. Er gab der Regierung den Ruf der gewissenhaftesten Redlichkeit, und das war in dieser Zeit des Mißtrauens und der Zerklüftung viel werth.

---

92. Die zweite und dritte Theilung Polens.

(Nach Theodor von Bernhardi, Geschichte Rußland's, bearbeitet vom Herausgeber.)

In Polen herrschte, wie Friedrich der Große vorhergesehen und gesagt hatte, unmittelbar nach der ersten Theilung (1772), Rußland eine Reihe von Jahren ziemlich unumschränkt; nur war diese Herrschaft im Lande weniger fühlbar in dem Maße, wie die Gedanken der Kaiserin Katharina sich überwiegend dem Traume von einem griechischen Kaiserthume zuwendeten. Die polnische Nation aber, oder, was dasselbe ist, der polnische Adel wurde auch durch das Mißgeschick, welches die Adelsrepublik betroffen hatte, nicht aus seinem herkömmlichen Dasein aufgeschreckt. Ein günstiger Augenblick, die Selbstständigkeit des Reiches wieder zu gewinnen, schien im J. 1788 gekommen zu sein, als Rußland, in einen bedenklichen Doppelkrieg mit der Türkei und mit Schweden verwickelt, Oesterreichs Macht zugleich an der Donau und in den Niederlanden beschäftigt, und Preußen unter Bedingungen bereit war, eine hülfreiche Hand zu leisten. Da alle Parteien einsahen, daß von einem sog. freien Reichstage, wo das liberum veto galt, gar nichts zu hoffen war, weil da nicht allein jede Partei, sondern jeder einzelne einheimische oder fremde Intrigant, der irgend einem Landboten für sein Veto ein paar Ducaten geben wollte, jeden Beschluß hintertreiben konnte, indem jede Partei in einer oder anderer Weise die Stimmenmehrheit zu gewinnen hoffte, so einigte man sich, wenn auch mit Mühe, dahin, daß der Reichstag von 1788 ein conföderirter sein sollte, auf welchem, wie in jeder Conföderation, Stimmenmehrheit entschied.

Auf diesem Reichstage, der sich, immer verlängert, in das dritte Jahr hinzog, war beständig von einer Veränderung der Verfassung des Reiches die Rede, vor Allem wollte die Partei, welche den Namen der „patriotischen" für sich in Anspruch nahm, als unerläßliche Bedingung jedes

bessern Zustandes die Erblichkeit der Krone, und innerhalb dieser Partei schien der Gedanke, die erbliche Krone dem sächsischen Kurfürstenhause zu übertragen, entschieden vorherrschend zu werden. Derselbe fand beim Kaiser Leopold II. eben so entschiedenen Beifall; denn Sachsen und Polen unter einer katholischen Regierung zu einem Staate von 11 Mill. Einwohnern vereinigt, der Preußen umklammerte und den man gegen Preußen verwenden konnte — das mußte dem österreichischen Hofe in hohem Grade erwünscht sein! Außer dem Artikel, der die Thronfolge festsetzte, waren von den zwölfen, aus denen der Verfassungsentwurf bestand, nur noch zwei von wirklicher Bedeutung: der eine, der alle Conföderationen für die Zukunft untersagte und das liberum veto abschaffte, und derjenige, der als der erste an die Spitze des Ganzen gestellt wurde, der die römisch-katholische Religion für die herrschende erklärte und allen andern Duldung versprach, doch ihren Anhängern keine politischen Rechte. Da aber die Führer der patriotischen Partei wohl wußten, daß dieser Entwurf nicht allein bei der russischen Partei Widerstand finden werde, sondern auch bei der großen Mehrzahl des polnischen Adels, der sich in der Regierungslosigkeit des Landes gefiel und keineswegs gesonnen war, sein liberum veto oder vollends die Königswahlen aufzugeben, so konnte nur ein klug geleiteter Staatsstreich zum Ziele führen. Weil nun in der Osterzeit die meisten Senatoren und Landboten abwesend und auf dem Lande waren, so wurde bald nach Ostern (3. Mai 1793) der Reichstag versammelt und, obgleich mehr als zwei Drittel der Mitglieder fehlten, anstatt der ganz unbedeutenden Tagesordnung der Verfassungs-Entwurf vorgenommen, derselbe sofort durch Acclamation genehmigt, der leidenschaftliche Widerspruch der Minorität überschrieen, mitten in dem tobenden Lärm das Evangelium herbeigeholt, vom Könige der Eid darauf geleistet und zuletzt in der Domkirche die neue Verfassung auch von denjenigen Senatoren und Landboten beschworen, die sich dazu berufen glaubten. Diese „berühmte“ Revolution des 3. Mai wird noch heute von den Polen als eine große Nationalthat gefeiert!

Die Kaiserin Katharina sah den Ereignissen in Polen anscheinend ruhig zu und beschloß, eine passive Haltung zu beobachten, bis die Polen selbst ihre Hülfe anrufen würden, um die von Rußland verbürgte Verfassung wieder herzustellen. Als nun der Friede Rußlands mit der Pforte wenigstens in den Präliminarien festgesetzt war, suchte Katharina Preußen, Oesterreich und sogar Schweden in einen Krieg mit dem revolutionären Frankreich zu verwickeln, um selbst in Polen freie Hand zu haben. König Friedrich Wilhelm II. war sehr geneigt, der königlichen Familie in Frankreich zu Hülfe zu eilen, um so mehr, wenn eine „Entschädigung“ für die Kriegskosten in Polen in sicherer Aussicht stand. Schwerer war der Wiener Hof in Bewegung zu setzen, obgleich Katharina zu erkennen gab, daß sie sich jetzt so wenig wie früher einer Annexion Baierns durch Oesterreich widersetzen werde. Da erfüllten die republikanischen Parteien in Frankreich ihren Wunsch, indem sie

dem Kaiser Franz II. den Krieg erklärten (s. S. 590), der nun Polen sich selbst und seinem Schicksale überlassen mußte.

Inzwischen hatte unter russischem Einflusse Felix Potocki aus den polnischen Mißvergnügten eine Conföderation zu Targowice (in der Ukraine) gebildet gegen den conföderirten Reichstag in Warschau. Die Russen fanden bei ihrem Einrücken in Polen keinen Widerstand, und die patriotische Partei mit dem Könige Poniatowski, welcher nur wenige tausend Mann zu Gebote standen, gelangte bald zur Ueberzeugung, daß nichts übrig bleibe, als sich an die Großmuth der Kaiserin Katharina zu wenden. Diese aber bestand auf unbedingter Unterwerfung und Beitritt des Königs zur Conföderation von Targowice, welche die Herstellung der alten „rechtmäßigen" Verfassung verlange. So entschloß sich Stanislaus August Poniatowski, das Treiben der Gegenpartei durch seinen Beitritt zum formellen Rechte zu stempeln. Die rnssischen Truppen rückten in Warschau ein und eine Anzahl Parteiführer der Patrioten flohen außer Landes. Die Targowicer Verbündeten aber mißbrauchten ihren Sieg in schmachvoller Weise. Unterwürfig und kriechend der russischen Regierung gegenüber, mißhandelten sie ihre Landsleute, die Polen, in schonungslosester Weise und mit maßloser Gier benutzten sie die Umstände, um sich zu bereichern.

Als nach dem unglücklichen Ausgange des ersten Feldzuges gegen Frankreich Preußen von der ersten auf die zweite Stufe in der Kriegführung zurücktrat und im zweiten Feldzuge, worin Mainz und Belgien wiedergewonnen werden sollten, nur das Oesterreich versprochene Hülfscorps von 20,000 M. stellen wollte, und auch dieses nicht ohne Entschädigung in Polen, so willigte Katharina in eine zweite Theilung Polens, nämlich zwischen Rußland und Preußen, ein. Als hauptsächlichster Grund dafür wird die bleibende Unsicherheit des Zustandes in Polen angeführt, die Hinneigung des leichtsinnigen Volkes zu den Lehren der französischen Revolution, die sich leicht auch in den Nachbarländern verbreiten könne. Auch wird angeführt, daß der König von Preußen, wenn man ihm nicht willfahre, sich von dem Kriege gegen Frankreich lossagen könne, wodurch Oesterreich und das europäische Gleichgewicht in Gefahr gerathen würden. Preußen nahm außer Danzig und Thorn, die mit Westpreußen vereinigt wurden, ungefähr das heutige Großherzogthum Posen (als „Südpreußen") in Besitz nebst einem Landstreifen längs der schlesischen Grenze, Rußland die ukrainischen Provinzen und einen großen Theil von Litthauen. Um die Abtretung dieser Landestheile zu genehmigen, trat ein unter Leitung russischer Stabsofficiere gewählter Reichstag zu Grodno zusammen, und es spielte auch bei dieser zweiten Theilung Polens, wie das im Lande herkömmlich war, das Geld eine noch größere Rolle als die Gewalt. Der Reichstag war ein conföderirter, damit nicht Einstimmigkeit zu den Beschlüssen erforderlich sei. Der Wille Rußlands ward auch rasch erfüllt und die russischen Forderungen durch einen Ausschuß

des Reichstages unterschrieben (22. Juni), dagegen suchte man sich den Forderungen Preußens zu entziehen oder dieselben doch zu beschränken, und fand in diesem Bestreben Unterstützung sowohl an der Eifersucht Oesterreichs als an dem Wunsche der Kaiserin Katharina, die Theilung Polens ganz zu umgehen, um das Land in seiner Gesammtheit unter russischer Botmäßigkeit zu behalten. Erst als die Eroberung von Mainz durch die Preußen einen bedeutenden Eindruck in der politischen Welt machte und Friedrich Wilhelm II. auf die Nachricht von den Verhandlungen in Grodno und von Oesterreichs Forderung eines Gebietes in Polen drohte, sich von dem Kampfe gegen Frankreich loszusagen und seine ganze Macht auf die Behauptung seiner Ansprüche in Polen zu verwenden — da fand Katharina nöthig, einzulenken, und so kam es zu der berühmten stummen Sitzung des Reichstages am 23. September. In dem von russischen Grenadieren und Kanonen eingeschlossenen Palaste wurden die Forderungen Preußens vorgelesen und diesmal vom russischen Botschafter unterstützt; Niemand verlangte das Wort, und als um 3 Uhr nach Mitternacht der Reichstagsmarschall die Frage stellte: „Ermächtigt der Reichstag die Commission zur unbedingten Unterzeichnung des Vertrages mit Preußen?" widersprach Niemand, Alles blieb in tiefstes, düsteres Schweigen gehüllt und der Vorsitzende erklärte den Beschluß für einstimmig angenommen! Die große Mehrzahl der Landboten hatte sich ihr Schweigen — das man wohl als eine großartige, tragische Handlung gefeiert hat — zum Voraus (mit je 800—2500 Ducaten) bezahlen lassen, und um sich nach allen Seiten, auch gegen feindliche Parteien in Polen, sicher zu stellen, diesmal die russischen Grenadiere und Kanonen ausdrücklich erbeten! Was sich hier in der Form eines historischen Trauerspiels vollendete, war nur ein großes Intriguenstück und dessen Schlußscene ein „ewiges Bündniß" Polens mit Rußland, demzufolge sich der König Stanislaus August und die „Durchlauchtigste Republik" verpflichteten, den fremden Mächten gegenüber keinen „wesentlichen Schritt" zu thun ohne Uebereinstimmung mit der russischen Regierung. Damit auch dieses Bündniß mit einstimmigem Jubel angenommen werde, wurden diejenigen Landboten, welche früher so heftig für die nationale Selbstständigkeit ihres Vaterlandes gesprochen hatten, daß sie anständiger Weise dem Vertrag nicht zustimmen konnten, vom russischen Botschafter für ihr Wegbleiben aus den entscheidenden Sitzungen des Reichstages bezahlt.

Die polnische Nation, d. h. der Adel, konnte sich mit den neuen Zuständen nicht befriedigt fühlen, weder in dem mäßigen Landstrich, der als Republik Polen übrig blieb, noch in den abgetretenen Landestheilen; er sah sich dort wie hier thatsächlich jeder wirklichen Bedeutung beraubt, und selbst diejenigen, die ihr Vaterland am bereitwilligsten verkauft hatten, schlossen sich nun wieder zum großen Theil der allgemeinen Unzufriedenheit an. Dazu sahen sich die Bürger der größeren Städte, vor allen Warschaus und Wilnas, ungern der wenigen Rechte beraubt, die ihnen die Verfassung vom 3. Mai verheißen hatte.

Als nun die Kaiserin Katharina ihren stolzen Plan erneuerte, am Bosporus einen griechischen Vasallenstaat Rußlands unter einem neuen Constantin zu errichten, wozu jetzt die Gelegenheit günstig schien, da fast alle Mächte Europas im Kriege mit Frankreich beschäftigt waren, so wurden die russischen Truppen größtentheils aus Polen zurückgezogen, um sie an die Ufer des Schwarzen Meeres zu senden, und da man dem polnischen Heere, das ohne Sold den drückendsten Mangel litt, nicht traute, so wurde auf einmal ungefähr die Hälfte desselben entlassen und so in einem Lande, wo Niemand freie Arbeit brauchte oder bezahlen wollte, dem Verhungern preisgegeben. Man hatte erwartet, die polnischen Soldaten würden sich für die russischen Regimenter anwerben lassen, das aber verhinderten schon die polnischen Officiere. Vielmehr zog die entlassene Mannschaft von allen Seiten nach Warschau; die Reiterbrigade Madalinski, welche geradezu erklärte, sie werde sich nicht auflösen lassen, gelangte nach Krakau und gewann in Vereinigung mit einer Schaar unter Thaddäus Kosciuszko einen ersten, nicht bedeutenden, aber ermuthigenden Vortheil über die Russen. In Warschau vereinigte sich die polnische Besatzung mit den verabschiedeten Soldaten, dem Bauernadel und dem Volke gegen die Russen, welche in Folge der Ohnmacht ihrer Führung und des Mangels an Selbstvertrauen und Zucht nach zweitägigem Kampfe (17. und 18. April) aus der Hauptstadt vertrieben wurden.

Da die russischen Heere weit nach Süden entsendet waren, so mußte der Kampf mit den Polen zunächst dem Könige von Preußen überlassen bleiben, der auch in der Ueberzeugung, daß der polnische Krieg dringender sei als der französische, selbst an der Spitze eines Heeres von 50,000 M. heranrückte und nach einem leichten Siege (bei Rawka, 6. Juni 1794) über Kosciuszko's lockere Scharen sich langsam der Hauptstadt näherte, die er in einem raschen Angriffe einzunehmen gedachte, da hier die Parteien in altgewohnter Weise ihren Hader unter sich nicht aufgaben: die Patrioten schrieen bei Annäherung der Preußen über Verrath und schleppten mehrere russisch gesinnte Edelleute (einen Bischof, zwei Kammerherren des Königs Stanislaus u. s. w.) an den Galgen. Aber Katharina II. wußte mit großer Gewandtheit dafür zu sorgen, daß die naheliegende Entscheidung nicht erfolgte, so lange nicht auch russische Truppen herbeigezogen waren. Sie suchte nämlich Preußens kriegerische Erfolge zu hindern, indem sie dem Könige den stürmenden Angriff auf Warschau, dessen wahrscheinliches Gelingen sie nicht wünschte, ausredete und denselben zu einer regelmäßigen Belagerung Warschaus veranlaßte, die dann sehr ungeschickt und schlaff geführt wurde. Auch wußte der General Fersen, unter welchem sich eine mäßige Schaar Russen schon bei Beginn des Feldzugs mit den Preußen vereinigte, jede Verständigung mit dem preußischen Hauptquartier und jede gemeinschaftliche Thätigkeit zu verhindern. So konnten sich in Südpreußen Zusammenrottungen bilden, und um diese zu zerstreuen, hob König Friedrich

Wilhelm II. die Belagerung von Warschau auf, kehrte aber selbst mißmuthig und krank nach Berlin zurück.

Inzwischen eilte Suworow mit bedeutenden Truppenmassen aus dem Süden herbei, um der Welt zu zeigen, wie leicht die polnische Insurrection durch Energie zu bewältigen sei. Kosciuszko, ein ehrenwerther Mann von seltener Reinheit des Charakters, aber ohne besondere militärische Begabung, zog Suworow entgegen, um dessen Vereinigung mit Fersen zu verhindern, ward aber von letzterem bei Maciejowice an der Weichsel geschlagen (10. October) und fiel schwer verwundet in die Gefangenschaft. Er wurde später nach Kiew gebracht († 1817 in der Schweiz). Suworow und Fersen vereinigten sich und erstürmten am 4. November Warschau's Vorstadt Praga; den Tag darauf ergab sich Warschau selbst dem Sieger, der für den April-Aufstand blutige Rache an den wehrlosen Bürgern nahm. Rußland also, nicht Preußen, war nun Herr der Hauptstadt, wie es Katharina beabsichtigt hatte.

Als die Verhandlungen über die Theilung des Restes von Polen begannen, verlangte Rußland, daß Oesterreich für seine Anstrengungen gegen die französische Revolution ebenfalls durch polnisches Gebiet entschädigt werde. Die Kaiserin nahm jetzt offen das Verdienst, Polens Theilung herbeigeführt zu haben, für sich in Anspruch (vergl. S. 500) und schloß am 3. Januar 1795 einen geheimen Bund mit Oesterreich gegen Preußen und die Türkei (für den Fall eines dritten Türkenkrieges), worin festgestellt war, in welcher Weise Polen endgültig getheilt werden sollte, worauf Preußen von der Coalition gegen Frankreich durch den Separatfrieden zu Basel zurücktrat. Die Unterhandlungen über Polen in Petersburg zogen sich noch bis in den Herbst hin, und schließlich mußte Preußen, welches durch die Aufhebung der Belagerung von Warschau seine Kräfte für den entscheidenden Augenblick aufgespart zu haben meinte, den Theilungsvertrag so annehmen (19. October 1795), wie Katharina und der österreichische Minister Thugut ihn vorschrieben: Rußland nahm für sich, was nach der zweiten Theilung noch der Republik Polen von Litthauen verblieben war, nebst Kurland, weil Rußland bei den frühern Theilungen keine Seeplätze erhalten habe — im Ganzen 2300 □-Meilen. Oesterreich erhielt das Land auf beiden Ufern der obern Weichsel (einerseits bis zur Pilica, andererseits bis zum Bug), etwas über 1000 □-Meilen; Preußen, das 1300 □-Meilen gefordert hatte, mußte sich mit dem Reste begnügen, der kaum 700 □-Meilen betrug — doch wurde Warschau eine preußische Grenzstadt. Stanislaus Poniatowski lebte in Grodno unter russischem Schutz, oder vielmehr als Staatsgefangener, von einem russischen Jahrgeld oder Almosen, und machte neue Schulden, da er sich selbst in dieser Lage noch mit dem Ceremoniel des Königthums umgab.

93. Der Krieg der ersten Coalition gegen Frankreich.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte der französischen Revolution, und Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Beschwerden des deutschen Reiches. Der westfälische Friede hatte ausdrücklich bestimmt, daß die französische Krone keine andern Hoheitsrechte über Elsaß und Lothringen erhalte, als sie das Haus Oesterreich bisher besessen, und daß die Rechtsverhältnisse der Reichsunmittelbaren in beiden Ländern, so wie in der Freigrafschaft Burgund und in Luxemburg unverändert bleiben sollten. Wenn auch ein Theil dieser Rechte im Laufe der Zeit an die französische Landeshoheit verloren gegangen war, so hatten sich die mächtigern Reichsstände (Württemberg, Pfalz-Zweibrücken, Kurtrier, Straßburg u. s. w.) den Genuß der übrigen, namentlich der financiellen Erträgnisse (Zehnten, Grundzinsen, Gülten u. s. w.), so wie die gutsherrliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit von Frankreich garantiren lassen. Als nun die constituirende National-Versammlung in der Nacht vom 4. August alle Feudalrechte aufhob, später auch den kirchlichen Zehnten abschaffte und die Kirchengüter für Nationalgüter erklärte, endlich die ganze alte Kirchen-Verfassung umstürzte, war man Anfangs außer Zweifel, daß den auswärtigen Fürsten eine Entschädigung zukomme für den Verlust von Rechten und Einkünften, die auf bestimmten Verträgen beruhten. Ueber diese Entschädigungsfrage wurden langwierige Verhandlungen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche geführt. Als aber die zahlreichen Emigranten in Deutschland Aufnahme fanden, erhob Frankreich seinerseits Beschwerden, erklärte sich für den bedrohten und angegriffenen Theil und trieb planmäßig zum Kriege. Die Rollen des Beschwerdeführers hatten sich allmählich vertauscht.

A. Krieg Preußens und Oesterreichs mit Frankreich, 1792—1795.

Der Ausbruch des Krieges wurde nicht wenig beschleunigt durch den plötzlichen Tod des friedliebenden Kaisers Leopold II., der am 1. März 1792 starb, wahrscheinlich an dem übermäßigen Gebrauch narkotischer Arzneimittel gegen eine leichte Erkältung. Leopold würde den Krieg, dessen das girondistische Ministerium in Frankreich nicht entbehren zu können glaubte, nicht lange mehr aufgehalten, aber ihn jedenfalls besonnener geführt haben, als sein Sohn und Nachfolger Franz II., welcher, Absolutist im höchsten Grade, ganz in den Händen der Emigranten und fanatisch für den Kreuzzug gegen die girondistische Kriegspartei eingenommen war. Er verlangte Entschädigung für die deutschen Reichsfürsten und für den Papst (wegen des eingezogenen Avignon), und daß im Innern Frankreichs Einrichtungen getroffen würden,

um Alles zu unterdrücken, was andere Staaten beunruhigen könnte. Damit war der Bruch entschieden. Die National-Versammlung beeilte sich, den Krieg zu erklären (20. April), und obgleich das Heer in vollkommener Auflösung, ohne Waffen, Munition, Geschütze, war, sofort mit 40,000 M. in die nächste Nachbarprovinz, Belgien, einzufallen, weil man hoffte, die mit Oesterreich unzufriedene Bevölkerung würde die Franzosen jubelnd als Befreier empfangen. Unzufrieden waren die herrschenden Kreise hier allerdings, aber aus einem Grunde, der sie der französischen Revolution noch abgeneigter machen mußte als Oesterreich, weil man nämlich die alten Privilegien der Kirche und des Adels angetastet hatte. Beim ersten Anblick des Feindes flohen die französischen Truppen in wilder Auflösung bis nach Lille und Valenciennes und schrieen über Verrath ihrer eigenen Generale. Doch benutzte man diese Gelegenheit nicht, um über die nun offene Grenze in Frankreich einzubrechen. Der Feldherr, welcher das verbündete österreichisch-preußische Heer führte, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Mann von unendlich viel Bedenken und Rücksichten, aber wenig Thatkraft und Geistesgegenwart, der mit dem Könige Friedrich Wilhelm II., welcher dem Namen nach an der Spitze stand, nie einerlei Meinung war. Dazu kam, daß die beiden deutschen Mächte eine ungelöste Frage im Rücken hatten, eine neue Theilung Polens (siehe S. 585), welche die eigenen Throne näher berühren konnte als der fremde Thron, der im Westen wieder aufgerichtet werden sollte. Der Herzog von Braunschweig ließ sich nun in einer unglücklichen Stunde verleiten, ein vom Marquis Limon im Geiste der verstocktesten Emigranten verfaßtes Kriegs-Manifest (vom 25. Juli) zu veröffentlichen, in welchem der ganzen französischen Nation mit Ausrottung, insbesondere ihrer Hauptstadt Paris mit Vertilgung vom Erdboden gedroht wurde, wenn die dem Könige und seiner Familie schuldige Ehrfurcht auch nur im mindesten verletzt werde. (Vergl. S. 553.)

Der Feldzug in die Champagne, 1792. Der Einmarsch der Verbündeten in Frankreich wurde erst im August von Coblenz aus angetreten und ging, obgleich vom Feinde nicht behelligt, wegen der Schwerfälligkeit des Bagage- und Verpflegungswesens sehr langsam vorwärts. Die Festung Longwy ward am 23. August und Verdun mit einer royalistisch gesinnten Bevölkerung am 2. September in Besitz genommen. Bei Valmy trafen die Preußen mit den Franzosen (unter Kellermann) zusammen (20. Sept.), aber es kam nur zu einer fruchtlosen Kanonade und dann zu Unterhandlungen, während Dumouriez sein Heer ansehnlich vermehrte, die Verbündeten dagegen durch Hunger und Noth aller Art (namentlich eine bösartige Ruhrkrankheit) die empfindlichsten Verluste erlitten, so daß bereits am 29. September der Rückzug über grundlose Wege und schwierige, durch Gepäck und Fuhrwerk versperrte Pässe angetreten wurde. Der Feldzug war verloren und das bereits gelockerte Bündniß der beiden deutschen Mächte

nur noch durch die gemeinsame Ehrenpflicht zusammengehalten, das deutsche Reich gegen die Einfälle der Sansculotten zu schützen.

Der Krieg im Winter 1792—93. Nach dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne wandte sich Dumouriez gegen die Oesterreicher in den Niederlanden, schlug das schwache Heer (14,000 M.) derselben unter Erzherzog Albrecht in einem zweitägigen Kampfe bei Jemappes — dem ersten Siege, den die Revolutionsarmee im freien Felde erfocht — und besetzte ohne weitern Widerstand ganz Belgien, wo nun die Convents-Commissare sowohl als die Mangel leidenden Truppen plünderten und raubten, so daß die etwa vorhandenen Sympathieen der Bevölkerung für die Revolution sich in furchtbaren Haß umwandelten.

Inzwischen hatte die französische Rheinarmee (unter Custine) die Reichsstädte Speier und Worms besetzt und am 21. October das feste, aber zu keiner Vertheidigung gerüstete Mainz genommen. Mit dem nächsten Frühjahre aber gewann die Coalition neues Leben. Oesterreich gab endlich seine Zustimmung zu Preußens polnischen Plänen, und dieses versprach energische Theilnahme an der Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich. Die Verbündeten stellten 220,000 M. ins Feld. Am Oberrhein ward Mainz von den Preußen wiedererobert und in den Niederlanden Dumouriez von den Oesterreichern bei Neerwinden (18. März) geschlagen, darauf Belgien wieder eingenommen. Aber anstatt den Sieg zu benutzen und gegen Paris zu ziehen, wohin der Weg nach der Uebergabe der Festungen Condé und Valenciennes abermals offen stand, ließ der bedächtige Prinz von Coburg sich mit Dumouriez in Unterhandlungen ein und schloß einen Waffenstillstand. Dieser wußte wohl, daß die Jacobiner ihm seine Niederlage nie verzeihen würden und wollte nun eine royalistische Gegenrevolution versuchen. Aber sein Heer floh unter dem Rufe „Verrath!" bis an die französische Grenze zurück. So begegnete ihm noch Schlimmeres als Lafayette; dieser konnte noch mit Ehren sein Commando niederlegen und, begleitet von der Liebe seiner Truppen, über die Grenze gehen; ihm aber versagten die Soldaten den Gehorsam, als einem Verräther, und, kaum seines Lebens sicher, mußte er zu den Oesterreichern hinüberfliehen (4. April).

Gerettet wurde Frankreich (wie 1792) durch die Schwäche und Uneinigkeit der Coalition. An der Eifersucht der beiden deutschen Mächte, welche ihre Aufmerksamkeit zwischen Rhein und Weichsel theilten, ging die Einheit ihrer Politik und Kriegführung zu Grunde. Der Krieg am Rhein gerieth gänzlich ins Stocken, als König Friedrich Wilhelm II. im Herbste nach Polen abreiste, um dort an der Spitze seines Heeres seine bedrohten Ansprüche durchzusetzen. Doch bewährte sich noch einmal die taktische Tüchtigkeit des preußischen Heeres in einem dreitägigen Kampfe mit dem jungen Convents-General Hoche bei Kaiserslautern. Gegen Ende des Jahres aber mußte das linke Rheinufer geräumt werden, weil der Herzog von

Braunschweig zu spät dem General Wurmser gegen die combinirten Angriffe von Hoche und Pichegru zu Hülfe kam. Gegenseitig warf man sich die Schuld des Mißlingens vor, und jeder Theil hatte in gewissem Sinne Recht.

Den Winter und das nächste Frühjahr (1794) ließen die Verbündeten mit Unterhandlungen über Subsidien (die endlich Holland und England hergaben) und mit Berathungen über den Operationsplan hingehen, während Frankreich Alles aufbot, um den Krieg zu beleben. So ging denn Belgien zum zweiten Male an die Franzosen verloren in Folge der Niederlage der Oesterreicher (unter Clerfait) bei **Fleurus** (26. Juni 1794), welche sich vor dem Andrängen Jourdan's über die Roer und nach einer neuen Niederlage in der Nähe von Jülich auf das rechte Rheinufer zurückzogen. Nur Mainz und Luxemburg blieben auf der linken Rheinseite in den Händen der Deutschen.

Im Winter 1794—95 eroberten die Franzosen unter Pichegru, gerufen von der anti-oranischen Partei und durch das Zufrieren der Canäle begünstigt, die Republik **Holland**. Am 17. Januar 1795 schiffte sich der Erbstatthalter mit seiner Familie nach England ein, und das Land ward eine von Frankreich abhängige **batavische Republik**, welche England von dem nächsten und bequemsten Landungsplatze auf dem Continente ausschloß und zugleich Preußens Besitzungen am Niederrhein bedrohte.

Unterdessen hatte Rußland, nachdem es den polnischen Aufstand (siehe S. 588) niedergeworfen, mit Oesterreich ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß geschlossen (3. Januar 1795), dessen Wortlaut erst in neuester Zeit (1858) bekannt geworden, und darin hinter dem Rücken Friedrich Wilhelm's II., der in eigner Person gegen die Polen zu Felde gezogen war, während Oesterreich keinen thätigen Antheil am Kriege genommen hatte, den kargen Antheil bestimmt, welcher Preußen von der Beute zufallen sollte. (Vergl. S. 588.) Obgleich von dem Dasein dieses Vertrages schwerlich unterrichtet, fand die preußische Regierung in der Feindseligkeit seiner bisherigen Verbündeten hinreichenden Grund, sich der Coalition gegen Frankreich ganz zu entziehen und am 5. April 1795 einen **Separatfrieden zu Basel** mit dem bisher gemeinsamen Feinde zu schließen, demzufolge der König seine überrheinischen Länder (die Hälfte des Herzogthums Cleve, so wie Obergeldern und Mörs) bis zum allgemeinen Reichsfrieden in französischen Händen ließ, Frankreich aber versprach, im Falle es seine Grenzen bis an den Rhein ausdehnen sollte, Preußen für dessen Besitzungen auf dem linken Rheinufer zu entschädigen.

B. Oesterreichs Vertheidigungskrieg in Süddeutschland, 1796.

Das Jahr 1795 war im Vergleich zu den vorausgegangenen ein Ruhejahr. Im Herbste setzten Jourdan über den Niederrhein und Pichegru über den Oberrhein, um gemeinschaftlich den Neckar hinauf zu rücken und vereinigt die von Basel bis Worms stehende österreichische Armee zu durch-

brechen. Aber dieser Plan ward von Clerfait und Wurmser vereitelt, Jourdan's Heer sogar bis Ehrenbreitstein zurückgetrieben.

Für das Jahr 1796 hatte Carnot einen Doppelfeldzug der Franzosen in Italien und Deutschland projectirt: von zwei Seiten her sollte der Weg auf Wien gesucht werden, im Norden sollten Jourdan und Moreau (Pichegru's Nachfolger) mit je 80,000 M., im Süden Napoleon Bonaparte mit 40,000—50,000 M. die Oesterreicher theilen und bis ins Herz der Monarchie verfolgen. Für Deutschland entwarf der Erzherzog Karl den Feldzugsplan, die österreichischen Streitkräfte zu einer überlegenen Armee zu vereinigen, mit dieser eines der feindlichen Heere zu überfallen und, ohne daß beide ihre Vereinigung bewirken könnten, auch das andere zu schlagen. Im Juni war Jourdan über den Niederrhein (bei Düsseldorf), Moreau über den Oberrhein (bei Kehl) gegangen, der erstere aber wieder auf das linke Rheinufer zurückgeworfen worden, während Moreau sich den Weg durch die Schwarzwaldpässe nach Schwaben und Baiern bahnte. Der Erzherzog Karl kam zu spät, um ihn am Vordringen zu hindern, und das benutzte Jourdan, um über den Main nach Franken vorzurücken. Erzherzog Karl hinderte jedoch dessen beabsichtigte Vereinigung mit Moreau durch eine Reihe siegreicher Gefechte und brachte der Hauptmacht am 3. Sept. bei Würzburg eine Niederlage bei, die zu einer völligen Auflösung der Maas-Sambre-Armee führte. Jetzt stand Moreau allein in Baiern. Er gehörte zu den wenigen französischen Feldherren, deren Tüchtigkeit weniger in der Keckheit des Angriffes bestand, als in bedächtiger Sparung der Kräfte. Als er die Auflösung der Maas-Sambre-Armee erfuhr und daß an eine Vereinigung mit Jourdan nicht mehr zu denken sei, trat er seinen Rückzug durch Schwaben an, der ihm durch die Fehler der Oesterreicher erleichtert wurde, indem diese sich zersplittert und nirgends mit ausreichenden Kräften ihm entgegenstellten. So gelangte er durch den schwierigsten der Schwarzwaldpässe, der aber am wenigsten ausreichend besetzt war, nämlich durch das Höllenthal (während die meisten Oesterreicher im Kinzigthal standen) mit etwas mehr als einem Drittel seines Heeres an den Rhein, bestand noch zwei Gefechte (bei Emmendingen und Schlingen) und suchte im Elsaß Winterquartiere.

So war die eine Hälfte des Feldzuges mißlungen, der Marsch der Franzosen vom Rhein nach Wien gescheitert. Daher blieb Bonaparte die schwierige Aufgabe, allein, ohne seine Bundesgenossen, das Ganze zu vollbringen. Und er leistete das Wunderbare durch seinen unvergleichlichen Marsch von Genua bis Leoben. Im Frühjahre 1797 gingen sowohl Jourdan als Moreau nochmals über den Rhein, aber bald setzte die Nachricht von dem Waffenstillstande zu Leoben (siehe S. 604) den Fortschritten beider Feldherren ein Ziel.

C. Oesterreichs Vertheidigungskrieg in Ober-Italien, 1796—1797.

Napoleon Bonaparte, auf Corsica in demselben Jahre (1769) geboren, in welchem die Franzosen die Insel erobert hatten, war in dem bittern Hasse, den seine Landsleute gegen die fremden Heere im Herzen trugen, aufgewachsen, und noch auf der Kriegsschule zu Brienne, wo er erst die französische Sprache erlernen mußte (er behielt noch lange den italienischen Accent), stand er unter seinen Mitschülern und später unter seinen Regiments-Kameraden einsam und verschlossen, ein Fremder unter Fremden, in Gedanken mit der Wiederbefreiung Corsica's beschäftigt, in manchen Augenblicken des Lebens überdrüssig und dem Selbstmorde nahe. Auch bei dem Ausbruche der Revolution, die Freiheit für alle Welt verkündete, dachte er vor Allem an Corsica, eilte hinüber nach Ajaccio und stellte sich an die Spitze eines Volkshaufens, der die bisherigen Beamten verhaftete, wünschte aber jetzt nicht mehr die Losreißung der Insel von Frankreich, sondern setzte mit seinem ältern Bruder Joseph eine Adresse an die National-Versammlung durch, worin die Aufnahme Corsica's in das „freie" Frankreich verlangt wurde, was denn auch geschah, obgleich der alte Held des corsischen Freiheitskampfes gegen Genua, der General Paoli, die Herstellung der Unabhängigkeit Corsica's beantragte. Als später Paoli sich für den Abfall vom revolutionären Frankreich und im Nothfalle für die Anrufung englischen Schutzes entschieden hatte, eröffnete Bonaparte den Kampf gegen ihn, unterlag aber bei jedem Versuche und mußte mit den Seinigen, geächtet, auf den Tod verfolgt, von der Insel entfliehen und in Marseille ein Asyl suchen (Juni 1793).

Mit der größten Anstrengung erlangte Bonaparte durch den Einfluß einiger Girondisten seine Beförderung zum Hauptmann der Artillerie, und nachdem er im Lager von Toulon (siehe S. 570) durch die Sicherheit seines Blickes, die Reife seines Urtheils und die Energie seines Eingreifens in kurzer Frist den Sieg entschieden, kam er als Brigade-General zu dem Heere von Italien. Während zwei Sommer lernte er in den Thälern des nördlichen Apennin die offenen Pforten zu gewaltigen Kriegsthaten, alle Pfade, Schluchten und Bäche kennen. Im J. 1795 kam er nach Paris zurück und erfüllte mit seinen kriegerischen Anschauungen zuerst die Männer des Wohlfahrts-Ausschusses und dann die Mitglieder des Directoriums. Es ist viel darüber gestritten worden, wer im Frühling 1796 ihm, dem damals 26jährigen Officier, über eine Anzahl älterer Vormänner hinweg, die Ernennung zum commandirenden General des italienischen Heeres verschafft habe, ob Carnot in richtiger Erkenntniß von Bonaparte's seltenem Feldherrntalente, oder Barras zur Verherrlichung des Verlöbnisses, welches Bonaparte so eben mit einer Freundin dieses Directors, Josephine Beauharnais, einging. Die

Die Familie Bonaparte.

Karl Bonaparte, Beisitzer des Gerichtshofes zu Ajaccio, † zu Montpellier 1785; Gemahlin Maria Lätitia Ramolini, † zu Rom 1836.

- **Joseph**, König beider Sicilien 1806, König von Spanien 1808, Graf von Survilliers, † 1844.
  - 1) Zenaide, vermählt mit Karl Lucian, Prinz von Canino.
  - 2) Charlotte, vermählt mit Ludwig, Kronprinz v. Holland und Großherzog von Berg.
- **Napoleon**, geboren 15. August 1769 (8. Febr. 1768?), Kaiser 1804 bis 1814, † 1821. Gemahlin 1) Josephine, Witwe des Vicomte Alexander de Beauharnais, † 1814. Gemahlin 2) Maria Louise von Oesterreich, später Herzogin von Parma, † 1847.
  - Adoptirte Kinder:
    - a) Eugen Beauharnais, Sohn der Josephine, Vicekönig von Italien. Gem. Auguste Amalie v. Baiern, † als Herzog von Leuchtenberg 1824.
      - Josephine, Gem. Oskar I., Sohn von Joh. Bernadotte, Fürsten von Pontecorvo, zuletzt König v. Schweden.
        - Karl XV., König von Schweden, † 1872.
        - Oskar II., König v. Schweden
        - August, † 1873.
      - Eugenie, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, † 1847.
      - August, Herzog v. Leuchtenberg, Gem. der Königin Maria da Gloria von Portugal, † 1835.
      - Amalie, Witwe v. Don Pedro, Kaiser von Brasilien, † 1873.
      - Theodelinde, † 1857, Gem. Graf Wilhelm von Württemberg.
      - Max, Herzog von Leuchtenberg, † 1852. Gem. Maria, Großfürstin von Rußland.
        - Maria, Nicolaus, Eugenia, Eugen, Sergei, Georg. Herzog von Leuchtenberg.
    - b) Stephanie, Tochter des Senators Claude de Beauharnais, Großherzogin von Baden, † 1860.
  - Eigene:
    - Franz Joseph (Napoleon II.), König von Rom. † als Herzog von Reichsstadt 1832.
- **Lucian**, Fürst v. Canino, † 1840.
  - Karl Lucian, Prinz v. Canino, † 1857. Gem. Zenaide, Tochter Joseph's Bonaparte.
    - Zwölf Kinder.
  - Peter, Anton.
- **Elise**, Fürstin von Piombino, † 1820.
- **Ludwig**, K. v. Holland, verm. mit Hortense, Stieftochter Napoleon's, † als Graf von St. Leu 1846.
  - Ludwig, Großherzog von Berg u. Cleve, † 1831. Gem. Charlotte, Tochter Königs Jos. Bonaparte.
  - Karl Ludwig, geb. 1808, nannte sich seit dem Tode seines Bruders Louis Napoleon, 1848 Präsident der franz. Republik, Kaiser der Franzosen (Napoleon III.) 1852—1870, † 1873. Gem. Eugenie Montijo de Guzman.
    - Napoleon, geb. 1856.
- **Pauline**, Gem. Prinz von Borghese, † 1825.
- **Karoline**, Gemahl Joachim Murat, K. von Neapel, † als Gräfin von Lipona 1846.
  - 1) Achilles, 2) Lätitia, 3) Lucian, 4) Louise.
- **Jerome**, König v. Westfalen, † 1860, vermählt mit Prinzessin Katharina von Württemberg.
  - 1) Mathilde, Witwe von Fürst Demidoff,
  - 2) Napoleon, Gem. Clotilde von Savoyen.
    - Victor, Ludwig, Marie.

Hauptsache war die Unwiderstehlichkeit des Auftretens des jungen Generals selbst. Als das Directorium seinen Feldzugsplan (durch die Lombardei und Tirol in Deutschland einzudringen) angenommen hatte, lag die Ernennung des Urhebers für die Ausführung in der Natur der Dinge.

Nachdem der General am 9. März seine Hochzeit gefeiert, langte er am 26. in seinem Hauptquartier Nizza an. Er fand die italienische Armee in der traurigsten Lage, aller Kriegs- und persönlichen Bedürfnisse entbehrend, durch Desertion und Krankheiten geschwächt und entmuthigt, man kann fast sagen, desorganisirt. Aber noch war er keine Woche in Nizza, so nahm Alles eine andere Gestalt an: er sorgte für Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung der Truppen, zog Mannschaften aus den nächsten französischen Garnisonen heran, um sie dort durch Bürger-Garden ersetzen zu lassen, riß Officiere, Beamten und Soldaten aus der bisherigen schlaffen Verdrossenheit empor und erließ gleich am 27. März die erste jener hinreißenden Proclamationen, welche in größter Kürze und Schärfe die Lage der Dinge zeichnen: „Soldaten," redete er sie an, „ihr seid unbekleidet, schlecht genährt; die Regierung, die euch viel schuldet, kann euch nichts geben. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; in diesen reichen Provinzen und großen Städten sollt ihr Ehre, Ruhm und Reichthum finden. Soldaten, wird es euch an Muth und Ausdauer fehlen?"

Als am 10. April die Feindseligkeiten eröffnet wurden, hatte Bonaparte etwa 50,000 M. einer gleichen Anzahl Oesterreicher (unter dem alten Beaulieu) und Sardinier (unter Colli) entgegenzustellen. Bei Montenotte erfocht er am 12. April seinen ersten Sieg, indem er das Centrum der Oesterreicher warf, welche ihren alten Fehler wiederholten, dem gesammelten Feinde immer nur einzelne Abtheilungen zur successiven Vernichtung vorzuführen. Zwei Tage darauf (14. und 15. April) trennte er durch die Siege bei Millesimo und bei Dego die sardinische Armee von der österreichischen, und um bei dem Marsche gegen Mailand nicht durch das sardinische Heer im Rücken bedroht zu sein, griff er dieses bei Mondovi (21. April) an, schlug es und ließ seine Soldaten sich in den reichen Ebenen Piemonts für die bisherigen Entbehrungen entschädigen. Der König Victor Amadeus hatte das Vertrauen auf österreichische Hülfe verloren und befürchtete zugleich revolutionäre Ausbrüche im eigenen Volke; daher beeilte er sich, zu Cherasco einen Waffenstillstand abzuschließen (28. April), demzufolge er von der Coalition zurücktrat und den Franzosen drei Festungen (Coni, Tortona und Ceva) einräumte. Im Friedensvertrage (15. Mai) mußte er Nizza und Savoyen abtreten und zu jenen drei Festungen noch das wichtige Alessandria überlassen, ohne daß von Tausch oder Entschädigung die Rede war.

Bonaparte verlor keinen Augenblick, die errungenen Vortheile zu verfolgen. Beaulieu war aus Piemont gewichen und hoffte durch eine feste Stellung hinter dem Tessin Mailand gegen den von Westen her drohenden Angriff

sicher gedeckt zu haben. Allein Bonaparte, der im Süden des Po stand, überraschte seinen Gegner, indem er mit reißender Schnelligkeit auf dem rechten Ufer des Po stromabwärts zog, bei Piacenza den Po überschritt und so die österreichische Stellung vollständig umging. Beaulieu mußte Mailand sich selbst überlassen und eilte, den Hauptübergang über die Adda bei Lodi zu gewinnen. Am 10. Mai kam Bonaparte in Lodi an und fand die Brücke über die Adda zwar noch unversehrt, den jenseitigen Zugang aber durch 9000 Kaiserliche mit einer gewaltigen Batterie von 30 Geschützen gesperrt. Nach einem heftigen Artilleriekampfe, während dessen die französische Reiterei eine kleine Strecke aufwärts durch eine Fuhrt den Fluß passirte, wurden die österreichischen Kanonen genommen, das Fußvolk geworfen und das linke Adda-Ufer siegreich behauptet. Während Beaulieu die Trümmer seiner Streitkräfte hinter dem Mincio und in Mantua zu sammeln suchte, hielt Bonaparte am 16. Mai unter dem Jubel der Bevölkerung seinen triumphirenden Einzug in Mailand und schrieb an das Directorium, die Lombardei sei unterworfen, in kurzer Zeit könne er durch Tirol nach Baiern vordringen, wenn man endlich die Heere am Rhein in Bewegung setze. Die Herzoge von Parma und Modena, welche zunächst bedroht waren, erhielten einen unsichern Waffenstillstand gegen kolossale Lieferungen von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Gemälden berühmter Meister; Parma zahlte außerdem nur 2 Millionen Franken (mit Rücksicht auf Spanien), Modena 10 Millionen, Mailand für seine Befreiung vom österreichischen Joche 20 Millionen. Das Heer hatte lange gedarbt, jetzt lebte es in Ueberfluß und vergötterte seinen Helden.

In Paris erweckten diese Nachrichten, welche Schlag auf Schlag ohne Unterbrechung sich folgten, einen wahren Taumel der Begeisterung. Niemals hatte man dergleichen erlebt, fast jeden Tag einen neuen Triumph der Waffen oder der Diplomatie. Das Directorium gerieth darüber in die widersprechendsten Stimmungen, denn der junge General hatte bei diesen unvergleichlichen Erfolgen mehrfach seine Instruction übertreten. Am 7. Mai unterzeichnete bereits Carnot eine Depesche an Bonaparte, der zufolge die italienische Armee noch verstärkt, dann aber in zwei Heere getheilt werden sollte. Mit dem einen werde General Kellermann die Oesterreicher von jedem neuen Einbruch in Italien abhalten, mit dem andern General Bonaparte den Hafen von Livorno besetzen, Rom und Neapel brandschatzen und Genua zu Geldzahlungen zwingen; ein Civil-Commissar werde die Führung aller diplomatischen Verhandlungen besorgen. Als Bonaparte am 13. Mai diesen Beschluß des Directoriums empfing, schickte er gleich am nächsten Tage die Antwort ab, eben so höflich in der Form als entschieden ablehnend dem Inhalte nach, und die Regierung sollte schon jetzt, kaum einen Monat nach dem Beginn des Feldzuges, die Erfahrung machen, daß Bonaparte nicht mehr von ihr, sondern ihr Ansehen von dem Willen des Feldherrn

abhängig war. Bereits am 18. Mai widerrief das Directorium seinen Beschluß, ertheilte Bonaparte unbedingte Vollmacht über die gesammte italienische Armee und erlaubte sich in der Folge nur noch, ihm gute Rathschläge zu ertheilen.

Bonaparte's Aufgabe war nun, den Rest des österreichischen Heeres aus Italien hinauszudrängen und dann selbst eine Stellung zu nehmen, in welcher mit möglichst geringen Mitteln das Land gegen einen neuen Einbruch von der deutschen Seite her gedeckt wäre. Zu diesem Behufe hatte sein Scharfblick die Linie des Etschflusses ausersehen, dessen Thal den einzigen militärisch bedeutenden Zugang Italiens von Tirol her darbot. Allerdings waren die beiden Ufer der Etsch von der Tiroler Grenze an bis zur Mündung venetianisches, also neutrales Gebiet, aber er begnügte sich, in einer Proclamation Venedig der Freundschaft Frankreichs zu versichern und strenge Mannszucht der drei in die venetianischen Provinzen einrückenden Divisionen so wie Bezahlung aller Lieferungen zu versprechen. Beaulieu hatte sich nach dem Mincio zurückgezogen, ein Theil seiner Truppen warf sich in die Festung Mantua, welche durch ihre Lage inmitten der Seen und Sümpfe des untern Mincio die stärkste Festung Oberitaliens war, die andern zogen das Etschthal aufwärts in das Tiroler Gebirge. Bonaparte ließ darauf Massena mit 35 Bataillonen den Ausgang des Etschthales und das südliche Ende des Gardasees bewachen, Mantua durch Augereau einschließen und schickte sich selbst ohne Zaudern zu den Expeditionen gegen Rom und Neapel an, nach deren Ausbeute der französische Finanzminister schon längst schmachtete.

Während Bonaparte entschlossen war, nimmermehr die österreichische Herrschaft auf der Halbinsel aufkommen zu lassen, vielmehr die Lombardei in eine von Frankreich abhängige cisalpinische Republik (wie die batavische) zu verwandeln, war er sofort darauf bedacht, der künftigen Republik noch eine breitere Grundlage zu geben. Da die Oesterreicher noch für mehrere Wochen zu einer neuen Offensive außer Stande waren, so ließ er einen Theil der vor Mantua gelagerten Truppen in Modena und in die päpstlichen Legationen Bologna und Ferrara einrücken, wo sie keinen Widerstand fanden. Alle Welt erwartete den ungehinderten Vormarsch der Sieger auf Rom, und das Directorium wünschte nichts lieber als die Vernichtung des Kirchenstaates und der Kirche. Aber der junge General war auch in diesem Falle anderer Meinung als seine Regierung. Er wollte das Papstthum nicht vernichten, sondern als brauchbares Werkzeug zur Lenkung der Menschen seinem Willen unterwerfen. Vorläufig mußte der Papst Bologna und Ferrara so wie die Citadelle von Ancona den Franzosen überlassen, 21 Millionen Franken (statt der ursprünglich geforderten 40 Millionen) zahlen und 100 Kunstwerke und 200 Handschriften überliefern. Zwei Tage nach dem Abschluß des päpstlichen Vertrages erhielt die Division Vaubois Befehl,

vom Wege nach Rom rechts abzubiegen und Livorno zu besetzen, angeblich um den Uebergriffen der Engländer in diesem neutralen Hafen zu begegnen, in der That aber, weil in diesem Augenblicke der Hafen mit englischen Schiffen und die Magazine mit großen englischen Waarenvorräthen gefüllt waren. Die Schiffe vermochte Vaubois trotz aller Eile nicht zu überraschen, aber die Magazine belegte er mit Beschlag und der Werth derselben ergab schließlich einen Ertrag von beinahe 40 Millionen Franken. Der Großherzog von Toscana duldete, was er zu hindern nicht die Macht hatte. Da aber die französische Herrschaft in Italien so lange der vollen Sicherheit entbehrte, als die englische Flagge nicht aus dem Mittelmeer vertrieben war, so war es von der äußersten Wichtigkeit, daß es der französischen Regierung gelang, Spanien zu einem gemeinsamen Angriffskriege gegen England zu bestimmen, wobei für Spanien die ferne Aussicht auf die Wiedererwerbung Gibraltars und, was noch lockender war, auf die Gründung eines italienischen Königreiches für den Infanten von Parma (wenn der Verlauf des Krieges dieses gestatte) eröffnet wurde.

Inzwischen war der 80jährige österreichische General Wurmser mit seinem Corps von 25,000 M. von der Rheinarmee nach Tirol abberufen worden, hatte sich mit den Resten von Beaulieu's Schaaren und einigen andern Abtheilungen auf 54,000 M. verstärkt und zog in drei Colonnen zum Entsatze Mantua's heran. Die westliche dieser Colonnen unter Quosdanowitsch zog durch das Thal des Chiese, um Brescia einzunehmen und die Rückzugslinie des französischen Heeres auf Mailand zu besetzen, während Wurmser selbst die Brennerstraße hinabzog, um Massena aus dem Etschthal zu werfen, Verona und später Mantua zu erreichen und die hier besiegten Franzosen auf die Bajonette Quosdanowitsch's zu treiben; die östliche und schwächste Colonne sollte durch das Thal der Brenta gegen die untere Etsch, möglicher Weise bis an den Po vordringen. Nach einigen Erfolgen des Entsatzheeres faßte Bonaparte den Plan, die ganze Armee auf dem westlichen Ufer des Mincio zu concentriren, die Colonne Quosdanowitsch so schnell und so vollständig wie möglich zu schlagen, und dann rasch umzukehren und dasselbe Spiel gegen Wurmser's Colonne zu wiederholen; freilich konnte er so zwischen zwei Feuer gerathen, wenn Wurmser seinem Unterfeldherrn zu Hülfe eilte. Es war ein Entschluß der Verzweiflung, zu dessen Ausführung Bonaparte selbst die Belagerungs-Armee von Mantua abrief, wodurch Wurmser in die Festung gelangte. Schon dachte Bonaparte an den Rückzug über Adda, aber Augereau's Festigkeit entschied ihn doch schließlich zum Kampfe, obgleich er nicht erwarten konnte, daß Wurmser zwei kostbare Tage zu nichts Anderem verwenden würde, als zu einer heillosen Zersplitterung seiner Kräfte, so daß Quosdanowitsch, nach den unglücklichen Gefechten bei Salo und Lonato, entfernt in Tirol stand, eine starke Garnison unthätig in Mantua, 10,000 M. am Po, und er selbst von seiner Uebermacht (57,000 M. gegen 45,000) nur kaum

20,000 (gegen mehr als 30,000 M.) für den letzten hoffnungslosen Kampf bei Castiglione (östlich vom Chiese) am 5. August behielt. Aber trotz aller Fehler und Unglücksfälle Wurmser's war Mantua unmittelbar vor der Katastrophe gerettet, die Besatzung erfrischt und gestärkt, der Belagerungspark entfernt und, obgleich Bonaparte gleich nach seinem Siege bei Castiglione die Einschließung erneuert hatte, so konnten doch Monate vergehen, ehe der Hunger die Vertheidiger zur Ergebung zwang.

Dennoch erhielt Wurmser bald von Wien aus den Befehl, so rasch wie möglich einen zweiten Versuch zum Entsatze Mantua's zu machen, hauptsächlich, weil man dort fürchtete, nach einigen Wochen die französische Rheinarmee in Tirol zu haben und dann zu einer Operation in Italien außer Stande zu sein. Die Oesterreicher theilten auch diesmal ihre Armee und setzten sich auf's Neue der Gefahr aus, einzeln geschlagen zu werden: Wurmser selbst wollte (mit 20,000 M.) von Bassano aus gegen die untere Etsch vordringen, diese überschreiten und auf Mantua marschiren, während Davidowitsch (mit 13,000 M.) das Etschthal sperren und, sobald Wurmser's Angriff sich entwickelte, den Strom abwärts nach Verona vorrücken sollte. Dieser Unterfeldherr hatte den Engpaß von Pintra bei Roveredo besetzt, als er von Bonaparte überrascht und sowohl hier (4. Sept.) als weiter nördlich bei Lavis (5. Sept.) geschlagen wurde und sich nach der Brennerstraße zurückzog. Statt ihn zu verfolgen, beschloß Bonaparte in Trient, dem Marschall Wurmser, dessen Abmarsch nach Bassano er hier erfuhr, ins Brentathal zu folgen, weil dieser sonst unangefochten Mantua entsetzen würde. Wurmser zersplitterte abermals seine ohnehin geringen Streitkräfte, wodurch seine Niederlage bei Bassano (8. Sept.) schon in einer halben Stunde entschieden war, ungleich vollständiger als bei Castiglione. Unter weiteren Verlusten rettete er sich in die Festung Mantua. Zum zweiten Male hatte Bonaparte das so rasch eroberte Italien behauptet, und wie sehr er Recht gehabt, auf eine Vereinigung mit Moreau nicht zu rechnen (worauf das Directorium hingewiesen hatte), bewiesen die bald nachher eintreffenden Nachrichten von Moreau's Rückzuge aus Baiern über den Rhein.

Ermuthigt durch die Erfolge des Erzherzogs Karl in Deutschland (s. S. 593), bereitete die österreichische Regierung einen dritten Versuch des Entsatzes von Mantua vor durch starke Aushebungen aus Croatien, Galizien, der Militärgrenze, während zugleich zur Landesvertheidigung von Tirol und Vorarlberg etwa 7000 freiwillige Schützen aufgeboten wurden. Den Oberbefehl erhielt der bejahrte Feldzeugmeister Allvintzy; er sollte mit den rauflustigen, aber im Kriege völlig unerfahrenen Croaten aus Friaul über die Brenta zur Etsch vordringen und sich mit Davidowitsch, der die Tiroler die Etsch hinabführte, bei Verona oder Mantua vereinigen. Am linken Ufer des Alpone, eines in die Etsch mündenden Gießbaches, der den zum Reisbau benutzten Boden weithin in einen Sumpf verwandelt, liegt das ärmliche Dorf Arcole,

der Schlüssel der österreichischen Stellung. Ueber eine schmale Holzbrücke stürmten die Franzosen am 15. November in langgestreckter Reihe vorwärts und empfingen das tödtliche Feuer von vorn wie von den Dämmen zu beiden Seiten des Baches. Vergebens stellten sich ihre Führer an die Spitze der Colonne; einer nach dem andern (außer Augerau) kam verwundet zurück. Zuletzt stürmte Bonaparte selbst, die Fahne in der Hand, seinen Generalstab hinter sich, auf die todspendende Brücke los, aber als nun die Oesterreicher ihrerseits zum Angriff schritten, floh Alles in tumultuarischer Verwirrung zurück; Bonaparte wurde von den Fliehenden mit fortgerissen und in den Sumpf gestürzt; die verfolgenden Oesterreicher waren nur noch 50 Schritte entfernt, als es Marmont und Ludwig Bonaparte gelang, den General aus dem Moraste herauszuziehen. Aber auch die Oesterreicher mußten erfahren, daß der Boden mehr zur Vertheidigung als zum Angriffe geeignet sei; denn am Abend des zweiten Tages standen sie nach wechselvollem Kampfe und beiderseitigen schweren Verlusten an demselben Flecke wie beim Anbruche des Tages. Während der Nacht gelang es Bonaparte, nicht weit von der Mündung des Baches eine Brücke über denselben zu schlagen und am andern Morgen wurden die Croaten in ihrer Flanke angegriffen. Schon war Allvinzy auf einen gefahrlosen Rückzug bedacht, als die Franzosen am Nachmittage des 17. in einem letzten Ansturm gleichzeitig von Osten und Westen her ohne Widerstand in den Ort eindrangen, der drei Tage den Fortschritt ihrer siegreichen Waffen gehemmt hatte. Die Befreiung Mantuas war zum dritten Male gescheitert, denn auch Davidowitsch ward nach Tirol zurückgeworfen.

Da beide Theile der Erholung bedurften, so trat wieder eine mehrwöchentliche Waffenruhe ein. Der Minister Thugut, den man am Wiener Hofe den „Kriegsbaron" (im Gegensatz zum spanischen Friedensfürsten Godoi) nannte, gab die Hoffnung, Mantua zu entsetzen (was ja beinahe gelungen war), nicht auf und wollte als Sieger einen vortheilhaften Frieden mit ansehnlichen Erwerbungen in Italien schließen. Da zugleich Wurmser's Berichte aus Mantua über das zunehmende Erkranken und Hinsterben (23,000 M. in einem Monate!) der Besatzung immer trostloser lauteten, so entschloß sich Allvinzy mitten im Winter zum letzten Versuche des Entsatzes, wiewohl Bonaparte durch Verstärkung aus Frankreich den Oesterreichern jetzt auch der Zahl nach (45,000 M.) gewachsen war. So erfolgte am 14. Januar 1797 bei Rivoli der letzte Kampf, und auch diesmal schien den ersten Unternehmungen des fast ohne Hoffnung ausgerückten Allvinzy das Glück zu lächeln, freilich nicht minder trügerisch als bei Arcole. Die ehemalige Division Vaubois unter dem jungen General Joubert stand auf einer Hochfläche, wie auf dem Rande einer Bastion, und hatte Raum für die Entfaltung aller Waffengattungen, während die Oesterreicher auf schwierigen, eisglatten Pfaden emporklimmen mußten und zunächst nur ihr Fußvolk gebrauchen konnten. Als um 10 Uhr Massena dem bedrängten Joubert zu Hülfe kam, warf

dieser mit Berthier die österreichische Spitze über den Rand zurück und trieb sie auf die nachrückenden Truppentheile hinab, die nun, dicht auf einander geschoben, sich in wilder Flucht ins Etschthal hinabstürzten. In der nächsten Nacht brach Bonaparte selbst in Eilmärschen zur Verfolgung des Generals Provera auf, der bereits ein Fort (S. Giorgio) vor Mantua erreicht hatte, es aber nicht zu nehmen vermochte. Ein Ausfall, den Wurmser zu seiner Unterstützung versuchte, wurde mehr als aufgewogen durch Bonaparte's und Massena's Ankunft. Mantua's Stunde hatte geschlagen, und Wurmser, der für seinen Nachruhm die Fehler von Castiglione und Bassano durch seine heldenmüthige Ausdauer gut gemacht hatte, erhielt für sich und seinen Stab nebst 700 M. freien Abzug gegen Kriegsgefangenschaft der übrigen Besatzung. Auf diese Bedingungen ward am 3. Februar die Uebergabe Mantua's vollzogen.

Um für seinen bevorstehenden Feldzug nach Innerösterreich sich den Rücken vollständig zu sichern, trat Bonaparte, noch ehe die Capitulation Mantua's förmlich unterzeichnet war, den Zug gegen Rom an, da ein aufgefangener Briefwechsel des Cardinals Busca mit Wien ihm den unbedingten Anschluß der Curie an Oesterreich gezeigt hatte. Den größten Theil seiner Truppen ließ er unter Joubert gegen Tirol, unter Massena und Augerau gegen Friaul aufgestellt; zur Ueberwältigung des Papstes glaubte er mit 6400 Franzosen (unter General Victor) und 4000 Italienern von der lombardischen und bolognesischen Legion auszureichen. In der Kriegserklärung vom 1. Februar führte er im härtesten Tone Klage über die Verletzung des (vorigjährigen) Waffenstillstandes, versicherte aber in einem Briefe an den Cardinal Mattei, der Papst (Pius VI.) könne unbesorgt in Rom bleiben. Denn er wünschte möglichst schnell einen förmlichen Friedensschluß zu erreichen, während eine Flucht des Papstes den Kriegsstand verewigt hätte. Nach der Besetzung der Städte der Romagna und der Einnahme Anconas durch die Franzosen kam schnell (19. Februar) der von Bonaparte dictirte Friede zu Tolentino zu Stande, in welchem der Papst von jedem Bündnisse gegen Frankreich zurücktrat, auf Avignon und Venaissien verzichtete, der Republik die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna, so wie Ancona (bis zum allgemeinen Frieden) überließ und, außer den noch rückständigen 16 Millionen, weitere 30 bis Ende April zahlen mußte. Die kirchlichen Fragen (wie: Anerkennung der Civil-Constituirung des französischen Clerus) hatte Bonaparte absichtlich ganz von den Verhandlungen ausgeschlossen, um schneller zum Ziele zu kommen.

Noch an demselben Abend des 19. Februar reiste er von Tolentino über Bologna zur Armee zurück zum Feldzuge in Oesterreich (1797). Thugut war noch immer entschlossen, nicht ohne Gewinn die Waffen niederzulegen, und hatte an Allvintzy's Stelle, der wiederholt um seine Entlassung gebeten, den Erzherzog Karl zum Oberbefehl in Italien berufen; dieser sollte in Tirol

Truppen anhäufen und von dort rasch in die Lombardei vorbrechen, während Bonaparte und ein Theil des französischen Heeres noch im Kirchenstaate abwesend sei. Der Erzherzog kam auch nach Tirol, fand aber hier Alles in Auflösung und Verbitterung, ohne Zucht und Vertrauen, und wagte keine kühne Offensivstellung, sondern beschränkte sich auf eine scheue Defensive in Friaul, wodurch die wichtigste seiner Verstärkungen, nämlich die von der Rheinarmee (21,000 M.), erst drei Wochen später bei ihm anlangen konnte. Dagegen waren die Verstärkungen Bonaparte's, hauptsächlich von der Sambre- und der französischen Rheinarmee (19,000 M. statt der versprochenen 30,000), obgleich sie einen doppelt so weiten Umweg zu machen hatten, als die Oesterreicher, noch vor diesen in Ober-Italien (an der Etsch) angelangt. Von seinen 52,000 M. stellte Bonaparte 18,000 unter Joubert zur Vertheidigung der Lombardei auf und behielt nur 34,000 für den Angriff auf Oesterreich. Allerdings schrieb ihm Carnot im Februar, daß gleichzeitig mit dem italienischen auch das Rhein- und Sambre-Heer zum Angriff schreiten sollte, aber er wußte wohl, wie weit am Rhein die Rüstungen aus Geldmangel noch zurück waren und wollte nicht mit Moreau den Ruhm der Herstellung des Friedens theilen, den die Stimmung der französischen Nation damals vor Allem ersehnte. Auch über die diplomatischen Mittel, den Frieden zu erlangen, war er von Anfang seines Vormarsches an im Klaren: er wollte für Belgien und die Lombardei dem Kaiser Venetien als eine hinreichende und willkommene Entschädigung anbieten. Dazu mußte er aber den ängstlich neutralen Freistaat Venedig, der kein höheres Streben hatte, als mit beiden kriegführenden Mächten in Freundschaft zu leben, erst in Krieg mit Frankreich verwickeln. Während er nun in 10 Tagen den Feldzug gegen Erzherzog Karl durch glückliche Kämpfe am Tagliamento und bei Tarvis zur Entscheidung brachte, stand die erwünschte venetianische Revolution in voller Entfaltung, und er konnte über die dem Kaiser anzubietende Entschädigung verfügen, demnach die Friedensverhandlungen beginnen.

Freilich hat Bonaparte selbst damals für gut befunden, zur Beschönigung seiner Angriffe der venetianischen Regierung den Vorwurf zu machen, sie habe im Stillen gerüstet und die Bevölkerung aufgewiegelt, um durch heimtückische Erhebung das französische Heer im Rücken zu fassen und zu vernichten; aber später, als er auf St. Helena in seinen Dictaten der Nachwelt das von ihm gewünschte Bild seiner Thaten zu zeichnen suchte, begnügte er sich, ohne ein Wort von gefährlichen Umtrieben der venetianischen Regierung zu sagen, mit der Behauptung, der längst vorbereitete Streit zwischen Aristokraten und Demokraten sei ohne sein Zuthun, sogar gegen seine Wünsche, zum Ausbruche gekommen, und da habe er denn natürlich die Sache der französisch gesinnten Demokraten begünstigt. So ward auf der Terra ferma sowohl in Bergamo als in Brescia durch einen kleinen Haufen Mißvergnügter ein demokratischer Stadtrath eingesetzt, die Unabhängigkeit der Stadt

ausgerufen und eine Volksbewaffnung unter dem Oberbefehl eines französischen Stabsofficiers gebildet zur weitern Bekämpfung der venetianischen Tyrannei. Der venetianische Senat wagte nicht, dagegen einzuschreiten, in der Besorgniß, dadurch die Hauptstadt von Truppen zu entblößen. Als nun die Insurrection unter Mitwirkung französischer Officiere auf der venetianischen Terra ferma so weit gediehen war, daß Bonaparte dem Kaiser Venetien als Entschädigung für die Lombardei anbieten konnte, kamen die Friedenspräliminarien zu Leoben am 18. April zum Abschlusse, genau zu derselben Stunde, als General Hoche einen neuen Feldzug am Niederrhein mit einem siegreichen Gefechte bei Neuwied eröffnet hatte.

Dem Sturze Venedigs folgte unmittelbar der der Republik Genua, welche ihre Neutralität zwischen Frankreich und England eben so schwer behauptet hatte, wie Venedig die seinige zwischen Oesterreich und Frankreich, da jede der kriegführenden Mächte Genua der Begünstigung der andern beschuldigt und davon Veranlassung genommen hatte, den kleinen Staat mit Drohungen und Mißhandlungen jeder Art zu treffen. Auch hier wurde unter französischem Einflusse eine demokratische Erhebung gegen das aristokratische Regiment ins Werk gesetzt und auch hier erhob sich, wie in Venedig, zum Schutze der alten Regierung gegen die jacobinischen Vorkämpfer der Volkssouverainetät das für souverain erklärte Volk selbst. Bonaparte benutzte die Tödtung und Gefangennehmung einiger Franzosen während der Unruhen, um den Senat von Genua so einzuschüchtern, daß er sich eine französische Besatzung und die Einführung einer neuen Verfassung nach dem Muster der französischen gefallen ließ. Die neue „ligurische Republik“ war nichts als ein willenloser Vasall der französischen. Der unmittelbare territoriale Zusammenhang Frankreichs mit dessen neuen Erwerbungen in Italien war dadurch hergestellt.

Während Bonaparte noch mit Oesterreich über die Abtretung Venedigs unterhandelte, war er unablässig thätig, sich selbst der maritimen Streitkräfte und Positionen der unglücklichen Republik zu bemächtigen. Er nahm das wehrlose Corfu um so leichter, als eine Proclamation von Freiheit und Gleichheit und von der Wiedergeburt Griechenlands zu seinem alten Glanze redete; der Contre-Admiral Perrée belegte in Venedig selbst Flotte und Arsenal mit Beschlag, unter dem Vorwande, die venetianische Marine herzustellen, in der That aber, um alles Vorhandene nach Toulon zu schaffen und sämmtliche venetianische Kriegsschiffe zu einer französischen Flotte zu vereinigen. „Denn“, heißt es in einer Proclamation an die Mannschaft der Flotte, „nachdem wir dem Festlande die Freiheit gegeben, müssen wir die Freiheit der Meere erobern.“ Schon dachte er daran, nicht allein Malta, sondern auch Aegypten zu besetzen, um es beim Frieden mit England zu verwerthen. Deßhalb eilte er auch, den definitiven Frieden mit Oesterreich abzuschließen und stellte, um die Auslieferung Venedigs an den Kaiser zu recht-

fertigen, dem Directorium seine Lage weit gefährlicher dar, als sie in Wirklichkeit war, und betonte zugleich, daß er beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten vor dem Winter weiterer Verstärkung bedürfe. Bei den ferneren Verhandlungen zu Udine und Passariano zwischen Bonaparte und dem österreichischen Grafen Cobenzl, einem Diplomaten der alten Schule, ergab sich ein stetes Vordringen der französischen und Zurückweichen der österreichischen Forderungen, wobei heftige Zornausbrüche des Generals (der auch ein Porcellanservice vom Kamin herunterwarf) mitwirkten, bis endlich der Friede, datirt aus dem zu diesem Behufe für neutral erklärten Dorfe Campo Formio, am 17. October unterzeichnet wurde. Die öffentlichen Artikel bestimmten die Abtretung Belgiens und der jonischen Inseln an Frankreich, die Erwerbung der übrigen venetianischen Besitzungen bis zur Etsch für den Kaiser, den Umfang der aus der Lombardei und den Legationen gebildeten cisalpinischen Republik, wozu jetzt Modena, so wie die (bisher venetianischen) Gebiete von Bergamo und Brescia kamen, die Entschädigung des Herzogs von Modena durch den Breisgau und die Berufung eines Congresses nach Rastatt zum Abschlusse des Friedens mit dem deutschen Reiche. Die geheimen Artikel enthielten die Zustimmung des Kaisers zur Erwerbung des linken Rheinufers von Basel bis zur Mündung der Nette (Neuwied gegenüber), dessen (bisherige) Reichsstände nach gemeinsamer Uebereinkunft mit Frankreich in Deutschland entschädigt werden sollten. Daß diese Entschädigung durch die Säcularisation geistlicher Güter erfolgen würde, war nicht ausdrücklich gesagt, verstand sich aber um so mehr von selbst, als Oesterreich sich bereits in der Friedensurkunde das Erzbisthum Salzburg als Entschädigung für den Breisgau ausbedungen hatte. Am verhängnißvollsten war die formell zugestandene Einmischung der Franzosen in die inneren Angelegenheiten des deutschen Reiches.

Am nächsten Morgen (18. Oct.) faßte Bonaparte in einem Schreiben an den Minister Talleyrand noch einmal die Gründe seines Verfahrens zusammen: die Schwierigkeit des Winterfeldzuges, die Stärke der kaiserlichen Armeen, die Trefflichkeit der neuen Erwerbungen und vor Allem die Rücksicht auf den Krieg mit England. „Sollten wir", sagt er, „unsere Kräfte zersplittern, damit England fortfahren könne, unsere Colonieen zu nehmen und die Herstellung unseres Handels und unserer Marine zu hindern? Werfen wir alle unsere Thätigkeit auf die Seemacht, zerstören wir die englische Regierung, und Europa liegt zu unsern Füßen." Wo er England angreifen sollte, wußte er auch schon. Am 16. August schrieb er bereits: „In Aegypten muß man England anfallen!"

94. Bonaparte's Zug nach Aegypten und Syrien.

(Nach Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, und F. E. Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre, bearbeitet vom Herausgeber.)

Oft hat man Bonaparte's ägyptische Expedition als ein abenteuerliches Unternehmen gescholten, diese Wegführung des fähigsten Feldherrn und der besten Heerestheile in eine unabsehbare Ferne in einem Augenblicke, wo auf allen Seiten der Zündstoff sich in Europa häufte und Frankreich bereits von einer neuen Coalition bedroht war. Allein wenn auch Bonaparte beim Anblick der Wogen der Adria sich an dem Bilde eines neuen Alexanderzuges berauscht hatte, so hatte er doch seitdem die Aufgabe nach ihren Bedingungen und ihrer Tragweite reiflich überlegt. Denn das bei ihm so wunderwürdige Gleichgewicht von Phantasie und Verstand, Kühnheit und Vorsicht, Leidenschaft und Berechnung stand damals auf seinem Höhepunkte. Vor Allem erscheint der Plan zwar noch immer kühn, aber nicht mehr abenteuerlich, wenn man bedenkt, daß damals die französische Flotte die einzige Seemacht im Mittelmeer war. Denn England hatte alle seine maritimen Streitkräfte zur Deckung der eigenen Küsten gesammelt und in Folge der geräuschvoll betriebenen französischen Rüstungen am Canal alle seine im Mittelmeer befindlichen Kriegsschiffe zurückgerufen; es hatte den Fall Venedigs, die Besetzung der jonischen Inseln, die Ueberführung der venetianischen Flotte nach Corfu und Toulon theilnahmlos geschehen lassen, nur auf die Selbsterhaltung bedacht. Auch das Ziel der Expedition war nicht so abenteuerlich, als die Vollmacht für Bonaparte ankündigt, wenn sie von einem Angriffe auf die englischen Besitzungen in Asien redet, vielmehr galt es, nach der Eroberung Aegyptens entweder den Kaiserhöfen eine Theilung der Türkei gemeinschaftlich mit Frankreich anzubieten oder die Pforte gegen die Rückgabe Aegyptens in ein französisches Bündniß zu ziehen. So wunderlich es sonst scheint, einen Bündnißantrag mit der Wegnahme einer Provinz des künftigen Bundesgenossen einzuleiten, so ist doch hier nicht zu übersehen, daß der Sultan in Aegypten nur einen leeren Schein einer Oberhoheit besaß; die wirklichen Herren des Landes waren die (höchstens 8000) Mameluken (einst eine berittene Leibwache, welche im 13. Jhdrt. selbst die Herrschaft an sich gerissen hatte und jetzt unter 24 Beys stand, deren jeder einen Bezirk mit unumschränkter Macht beherrschte). Deren Vernichtung konnte dem Sultan, die Zurückgabe der Provinz an ihn vorausgesetzt, nur erwünscht sein.

Seit Anfangs März 1798 hatte Bonaparte mit einer unendlichen, das Kleinste wie das Größte vorsehenden Thätigkeit alle Vorbereitungen vollendet: in Toulon, Genua und Civita-Vecchia lag eine stattliche Flotte von französischen und venetianischen Schiffen zum Auslaufen bereit. Am 19. Mai ging er selbst bei günstigem Winde in See, und ohne irgend ein Hinderniß ver-

einigten sich die drei Abtheilungen der Flotte zu einer gewaltigen Armada von 15 Linienschiffen, 14 Fregatten, 72 kleineren Kriegsfahrzeugen und über 400 mit Landtruppen und Kriegsmaterial schwer beladenen Transportschiffen. Zwar waren einige englische Schiffe unter Nelson von Cadix aus nach Toulon gesegelt, um die Richtung der französischen Armada auszukundschaften, aber Nelson war mit seinem Admiralsschiff durch ein plötzliches Unwetter weit hinweg bis an die Südspitze von Sardinien verschlagen worden und verlor eine ganze Woche mit der Ausbesserung seines Schiffes. So konnte die französische Flotte ungehindert Malta erreichen, dessen Einnahme Bonaparte längst beabsichtigt hatte.

Diese Felseninsel, halbwegs zwischen Gibraltar und Alexandrien wie zwischen Sicilien und Afrika gelegen und mit trefflichen Häfen versehen, für Handel und Herrschaft im Mittelmeer der wichtigste Punkt, war (seit Kaiser Karl's V. Belehnung) im Besitz des Johanniterordens und stand seit Kurzem unter dem Protectorate des Kaisers Paul von Rußland. Die Ordensritter waren, seitdem die Entwickelung der europäischen Verhältnisse sie aus ihrer großen Aufgabe, der Bekämpfung der Türken, verdrängt hatte, in ein unthätiges Wohlleben versunken und in dem Großmeister Ferdinand von Hompesch ein eben so beschränkter als schwachmüthiger Mann an ihre Spitze getreten. Obgleich es also kein großes Heldenstück war, eine solche Genossenschaft mit der Macht der französischen Republik zu stürzen, so ließ doch Bonaparte hier, wie bei Venedig, der offenen Gewalt erst die Arbeit der Wühlerei und des Verrathes vorausgehen. Warnungen gegen die Verrätherei der angesehensten Comthure und einen bevorstehenden Angriff vermochten den Großmeister nicht aus seiner stumpfen Trägheit emporzureißen, und da er selbst nach der Landung der Franzosen mit besonderer Freigebigkeit (jährliche Pension von 300,000 Franken und Aussicht auf ein deutsches Fürstenthum) bedacht wurde, so kam nach unbedeutenden Kämpfen schon am 4. Tage eine sog. „Convention" (was ehrenvoller klingen sollte als „Capitulation") zu Stande, derzufolge der Großmeister und die Ritter die Insel verlassen mußten, deren Verwaltung einem der verrätherischen Comthure (dem Ordensschatzmeister Ransijat, der unumwunden erklärt hatte, daß er gegen Türken, aber nicht gegen Franzosen zu kämpfen gelobt habe) übertragen wurde. Eine französische Besatzung von 3000 M. (unter Vaubois) blieb zurück, als Bonaparte den „Orient" (so hieß das Admiralschiff) von Neuem bestieg und weiter nach Osten steuerte.

Als man die Insel Candia glücklich passirt hatte, verkündete eine Proclamation Bonaparte's seinem Heere den Zweck der Fahrt, die Besetzung Aegyptens, als eine Eroberung von unberechenbaren Folgen für die Bildung und den Handel der Welt. Durch eine nach Alexandrien vorausgesegelte Fregatte erhielt er am 30. Juni die Nachricht, daß einige Tage vorher Nelson mit 14 Linienschiffen die Franzosen hier aufgesucht und als er nichts von ihnen erfahren habe, wieder unter Segel gegangen sei. Daher beeilte

Bonaparte sich, als er am 1. Juli vor Alexandrien ankam, trotz der stürmischen See noch am Abend zu landen, und am andern Morgen, ehe noch die Pferde und Artillerie ausgeschifft waren, mußte General Kleber, der selbst von einer Kugel an der Stirn gestreift wurde, die Stadt überraschen und unter einer blutigen Metzelei einnehmen. Am 2. Juli erließ Bonaparte in arabischer Sprache eine Proclamation an das ägyptische Volk, worin er diesem die Tyrannei seiner bisherigen Herrscher, der Mameluken, schilderte, ihm einige Sätze der französischen Menschenrechte verkündete und sich als einen Verehrer des Propheten und des Koran, als den Zerstörer des Papstthums und des dem Islam feindlichen Malteserordens einführte. Aber diese Verbindung der Demagogie mit der Waffengewalt, welche in Italien, Holland, der Schweiz, wo die Lehren der Revolution zahlreiche Anhänger hatten, die Eroberung glücklich eingeleitet und beschönigt hatte, blieb bei den ägyptischen Fellahs von halbthierischer Stumpfheit ohne Wirkung.

Als Bonaparte gegen diese mit 24,000 M. der besten Truppen heranzog, um so schnell wie möglich Kairo, die Hauptstadt der mamelukischen Herrscher, und damit das ganze Land zu unterwerfen, zerrannen nur zu schnell die glänzenden Bilder orientalischer Pracht und Herrlichkeit den Soldaten auf einem mehrtägigen Marsche durch tiefe Sandwüsten, bei glühender Sonnenhitze, ohne Obdach, ohne Wasser. Und als man endlich mit Jubel die Ufer des Nils und angebautes Land erreichte, war man schwer betroffen über die elende Armuth der Dörfer und den grauenvollen Schmutz der Hütten. Die fremdartige Nahrung (Melonen und Nilwasser) erzeugte Krankheiten; dabei wurden die Colonnen auf allen Seiten von räuberischen Arabern umschwärmt, welche jeden Nachzügler, jede kleine Patrouille im Angesichte der Bataillone niedermachten und dann rasch verschwanden. Am 21. Juli fanden sich die Franzosen bei dem Dorfe Embabeh, 5 Stunden von Kairo, der gesammten Macht der Mameluken gegenüber, die hier den letzten Versuch zur Vertheidigung der Hauptstadt machen wollten. Murad Bey wurde bei seinem Angriffe sehr bald von drei französischen Divisionen überwältigt und floh stromaufwärts nach Süden. Diese sog. Schlacht bei den Pyramiden hatte den Franzosen nur 50 Todte, den Mameluken 2000 gekostet, und die Sieger hielten sofort ihren Triumpheinzug in Kairo (25. Juli).

Am folgenden Tage erschien nachstehende Proclamation: „Volk von Kairo! Ich bin mit Eurem Betragen zufrieden; Ihr habt wohl gethan, keine Partei gegen mich zu nehmen. Ich bin hierhin gekommen, um die Mameluken zu vertilgen und den Handel der Landeseinwohner zu beschützen. Mögen Alle, die sich fürchten, sich beruhigen, Alle, die entflohen, in ihre Häuser zurückkehren. Fürchtet nichts für Eure Familien, Eure Wohnungen, Euer Eigenthum, und vorzüglich für die Religion des Propheten, den ich liebe." Der Widerwille der mohamedanischen Bevölkerung blieb aber

unbeugsam, und mit unsäglicher Mühe gewann man die Mittel zu einer nothdürftigen Verpflegung der Truppen.

Bonaparte vergaß selbst in diesen Tagen die wissenschaftlichen Zwecke der Expedition nicht; er ließ bei den Pyramiden eine Sternschanze errichten und mit 100 Mann und 2 Kanonen besetzen, um den mitgebrachten Gelehrten, die fast eine kleine Akademie bildeten, die Untersuchung dieser geheimnißvollen Monumente des Alterthums zu erleichtern.

Alsbald ereilte ihn ein Adjutant des Generals Kleber mit der Trauerbotschaft von der unglücklichen Seeschlacht, die am 1. August auf der Rhede von Abukir zwischen der englischen und französischen Flotte Statt gefunden und mit der gänzlichen Vernichtung der letztern geendigt hatte. Was der Wachsamkeit Nelson's die von Toulon ausgelaufene französische Flotte entzogen hatte, war der ungewöhnliche Weg, den sie, zwischen Corsica und Italien hindurch, genommen. Nelson erfuhr in Messina, daß die Insel Malta capitulirt habe, einige Tage später, daß Bonaparte von da ostwärts gesteuert sei. Nun eilte er, in richtiger Ahnung, wie der Erfolg bewies, der ägyptischen Küste zu und langte (29. Juni) vor dem Feinde vor Alexandria an. Als er aber dort kein einziges Schiff und Alles ruhig fand, nahm er seinen Lauf nach den Küsten von Syrien und Kleinasien, von da nach Candia und kam an Siciliens Küsten zurück, ohne irgend eine sichere Nachricht erhalten zu haben (obgleich beide feindliche Geschwader am 22. und 23. Juni bei Candia einander sehr nahe gewesen waren). Da nun die französische Flotte weder im Archipel noch im Adriatischen Meere gesehen worden, so konnte sie nach seiner Meinung doch nirgends anders sein, als in Aegypten, und er stand nicht an, denselben Weg noch einmal zu machen und erschien so, innerhalb vier Wochen, zum zweiten Male vor Alexandria; und dieses Mal hatte er sich nicht getäuscht. Nelson eröffnete den Kampf mit einem die Franzosen völlig überraschenden Manöver, indem er mit einem Theile seiner Streitkräfte in den engen Raum zwischen dem Ufer und der französischen Flotte eindrang. Das große Admiralschiff, der „Orient", gerieth Abends in Brand, der Feuerschein beleuchtete weithin das Meer und die kämpfenden Flotten; gegen 10 Uhr flog der Koloß in die Luft und bedeckte weithin die Wellen und die nächsten Schiffe mit seinen glühenden Trümmern. Der Eindruck war so gewaltig, daß während mehrerer Minuten Freund und Feind zu feuern aufhörten und eine tiefe Stille über der Wahlstätte lagerte. Nur mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten vermochte Admiral Villeneuve zu entfliehen. Mit dem Verluste der Flotte war dem französischen Heere der Rückweg abgeschnitten und das Schicksal der Expedition entschieden.

Der nach Ober-Aegypten geflüchtete Murad Bey hatte inzwischen alle zerstreuten Mameluken, die Ibrahim Bey nicht nach Syrien gefolgt waren, an sich gezogen und noch außerdem sein Heer durch mehrere Beduinenstämme vermehrt. Gegen ihn bestand General Desaix am 6. October einen

hartnäckigen und blutigen Kampf, dessen Folge die Eroberung der fruchtbaren Provinz Fajum war, wo Desaix seinen Truppen die nöthige Erholung gewähren konnte.

Inzwischen hatten sich in mehreren Provinzen Zeichen aufrührerischer Gesinnungen kund gegeben, obgleich bis dahin alles geschehen war, was ein überwundenes Volk von dem Sieger zu erwarten berechtigt ist. Man hatte den religiösen Cultus geschützt, die Landessitten geachtet, jeder Klage Gehör gegeben und den Divan in allen öffentlichen Angelegenheiten um Rath gefragt. Aber die Anhänger des Islam fanden leicht Gelegenheit, den Geist des Aufruhrs täglich weiter zu verbreiten bei einem Volke, das viel zu sehr an den Despotismus gewöhnt und in religiösen Vorurtheilen gegen die sogenannten Ungläubigen befangen war, um die Wohlthaten einer gesetzlichen Regierung würdigen zu können. Laut wurde in den Moscheen gegen das feindliche Joch gepredigt, das man als viel verwerflicher als das der Beys darstellte. Am 21. October 1798 rottete sich das Volk in verschiedenen Theilen von Kairo zusammen, erstürmte und plünderte das Haus des Generals Caffarelli, welcher selbst indessen glücklicher Weise abwesend war, und ermordete alle einzeln gefundenen Franzosen. Die wenigen anwesenden Truppen rückten von allen Seiten heran und trieben die Empörer mit einem mörderischen Feuer vor sich her. Mehr als 15,000 derselben flüchteten sich in die große Moschee und verschanzten sich dort, zu dem äußersten Widerstande entschlossen. Um die Gefahr und den Schrecken noch zu vermehren, waren die Araber der Wüste, vermuthlich von dem, was man vorhatte, benachrichtigt, unter den Mauern der Stadt angekommen und suchten in der allgemeinen Verwirrung in dieselbe einzudringen. Aber auch Bonaparte war, nicht ohne große Gefahr, in die Stadt gekommen, wo es ihm gelang, Batterieen beim Eingange der Hauptstraßen aufzustellen. Während der Nacht hatte er alle nöthigen Verfügungen getroffen und nun wurden, trotz der verzweifeltsten, hartnäckigsten Gegenwehr, die Rebellen innerhalb und außerhalb der Thore überall todt niedergestreckt oder in die Flucht getrieben. Jedes einigermaßen feste Haus, jede Moschee wurde zum einzelnen Schlachtfelde, wo das Blut in Strömen floß. Ueberall siegte Muth und Taktik über die formlose Menge, doch hatten die Franzosen manchen herben, wenngleich nur einzelnen Verlust zu beklagen. Der Oberfeldherr versäumte in seiner rastlosen, gewohnten Thätigkeit nichts, was die feste Begründung seiner Herrschaft sichern konnte.

Der Feldzug nach Syrien.

Während die französische Herrschaft in Aegypten durch den Schrecken der Waffen und der Strafgerichte aufrecht erhalten wurde und Bonaparte in der Einrichtung der Civilverwaltung mit kräftiger Hand und scharfem Blick fortfuhr, drohte der jungen Colonie Gefahr von zwei Seiten: von Achmet

Djezzar, Pascha von St. Jean d'Acre, und direct von der Pforte. Diese hatte, ungeachtet Bonaparte's wiederholter Gesuche, daß sie sich wegen Aegypten nicht beunruhigen möge, Bündnisse mit Rußland, England und Neapel geschlossen, Truppen nach Syrien gesandt und auf Rhodus eine Kriegsmacht zur Landung in Aegypten versammelt. Um die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte zu verhindern, beschloß Napoleon, ihr zuvorzukommen und in Syrien einzufallen. Er theilte sein Heer in ungefähr zwei gleiche Hälften: etwa 15,000 M. ließ er in Aegypten zurück und nur 13,000 M. nahm er mit sich, um Syrien und Palästina zu unterwerfen.

Am 3. März kam Kleber mit dem Vortrab, nach einem unsäglich mühseligen Marsche, unter den Mauern von Jaffa an. Da die Aufforderung zur Uebergabe, die schriftlich an den Commandanten der Stadt erging, ohne Erfolg blieb, so wurde am 7. März Bresche geschossen und Befehl zum Sturm gegeben. Ein furchtbarer Kampf entwickelte sich auf den Trümmern der eingestürzten Mauern, und als endlich nach vielem Blutvergießen die Franzosen dennoch Meister der Stadt wurden, weigerte sich die von allen Seiten abgeschnittene und gedrängte Besatzung die Waffen zu strecken. So begann denn erst ein zweites, viel gräßlicheres Blutbad, eine Niedermetzelung, die sich bald auch auf die Einwohner übertrug. Der Plünderung folgte die Strafe auf dem Fuße: die Soldaten hatten mit den geraubten Sachen — die Pest gewonnen, eine Entdeckung, die auch den Muthigsten im ersten Augenblick erschütterte. Napoleon gab durch seinen Besuch bei den Pestkranken in Jaffa den Soldaten und den Lobrednern seiner Thaten neuen Stoff zur Bewunderung.

Am 18. März langte das Heer vor Saint Jean d'Acre an, welches zur Zeit der Kreuzzüge unter dem Namen Akkon für den wichtigsten Platz des heiligen Landes galt und am längsten im Besitze der Christen geblieben war. Achmet Djezzar war zum äußersten Widerstande entschlossen. Denn er hatte in seiner Umgebung zwei Männer, die es verstanden, den Belagerern alle möglichen Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten. Der eine war ein Engländer, Sidney Smith, der 1797 den Chouans Kriegsbedarf zugebracht hatte, dabei aber gefangen und im Temple eingekerkert worden war; der andere, ein ehemaliger Mitschüler Napoleon's zu Brienne, Phélipeaux, ein eifriger Royalist, der jenem zur Flucht aus dem Temple verholfen hatte. Sidney war Befehlshaber einer Abtheilung der englischen Flotte und legte sich mit dieser auf der Rhede von Acre vor Anker, Phélipeaux begab sich in die Stadt und leitete die Vertheidigungs-Anstalten. Während dieser hinter dem alten Stadtwall eine beinahe neue Reihe von Festungswerken errichtete und die Streitkräfte der Belagerten durch eine türkisch-britische Flotte täglich Zuwachs erhielten, fiel die Flotille der Franzosen mit dem Belagerungspark, als sie um den Berg Carmel herumsegelte, den Engländern in die Hände, und zugleich drohte den Franzosen ein Angriff vom

Innern des Landes her, durch ein von Damaskus heranziehendes Entsatzheer. Dieses wurde beim Berge Tabor geschlagen und gab nun jeden Versuch eines Entsatzes von Acre auf. Doch mußte Napoleon nach acht vergeblichen Stürmen die Belagerung aufheben. Zu diesem schweren Entschlusse bewog ihn die fortwährende Verstärkung der Belagerten durch die englisch-türkische Flotte, das Ueberhandnehmen der Pest in seinem Lager und die Nachricht von einem gefährlichen Aufstande in Aegypten, gegen welchen Desaix mit unzureichenden Hülfsmitteln ankämpfte und der daher den Besitz Aegyptens und selbst die Existenz der französischen Armee in Gefahr bringen konnte. „Ohne St. Jean d'Acre", sagte Napoleon später, „wäre ich Kaiser des Morgenlandes."

Die Rückkehr nach Aegypten.

Nach dem Mißlingen der syrischen Expedition beschränkte Napoleon seine orientalischen Entwürfe auf Aegypten, und auch hier wankte ihm der Boden unter den Füßen. Mustafa Pascha, in Begleitung von Sidney Smith, landete mit 20,000 M. bei Abukir; aber statt auf Alexandria oder Rosette vorzudringen, wie Napoleon gefürchtet hatte, begnügten sie sich, die Communication zwischen beiden Städten abzuschneiden, indem sie sich auf einer Halbinsel verschanzten. Hier wurden sie am 25. Juli angegriffen. Die Hindernisse bei der Erstürmung der festen, mit furchtbarer Artillerie besetzten Schanzen waren ungeheuer, das Blutbad entsetzlich, die Türken, ihre Flinten auf den Rücken werfend, wehrten sich bloß mit Pistolen und Säbeln, begehrten und gaben kein Pardon; der General Lannes trieb die Feinde, die nicht getödtet wurden, ins Meer. Die Beute war unermeßlich und die Befreiung Aegyptens der Preis.

Inzwischen war der Augenblick gekommen, wo die von Bonaparte geschützte Regierung in Frankreich ihrem Sturze nahe war; seine Brüder und Andere, die in seine Pläne eingeweiht waren, ließen ihm sagen, es sei Zeit, er solle kommen. Da entschloß er sich, für seine Person nach Frankreich zurückzukehren. Den Oberbefehl über das in gutem Zustande zurückbleibende Heer, welches nach dem Siege bei Abukir für längere Zeit gegen jeden Angriff geschützt schien, übersandte er schriftlich dem General Kleber und segelte im August 1799, begleitet von seinen nächsten Vertrauten, zurück, abermals den englischen Kriegsschiffen glücklich entgehend, obgleich der aus Nordwest wehende Wind die Fahrt an der öden Küste von Afrika so verzögerte, daß man in 20 Tagen nicht 100 Stunden zurücklegte. Schon hatte man die Küste Frankreichs im Gesichte, als 8—10 feindliche Segel signalisirt wurden. Die erfahrensten Officiere und Seeleute riethen zur Rückkehr nach Corsica, aber Bonaparte konnte sich schlechterdings dazu nicht entschließen, und auch dieses Mal vertraute er nicht umsonst auf sein Glück. Da man nicht nach Toulon gelangen konnte, ohne an dem feindlichen Geschwader vorbeizukommen,

so befahl Bonaparte, die Richtung nach Fréjus zu nehmen, wo er in der Nacht vom 8. auf den 9. October glücklich ankam; er war 48 Tage unterwegs, und 1 Jahr, 4 Monate und 20 Tage von Frankreich abwesend gewesen. Seine Reise nach Paris war ein wahrer Triumphzug. Wo es nur kund wurde, Bonaparte sei da, da strömte das Volk zu Tausenden herbei und drängte sich um ihn. Unzweideutig sprach es sich in diesem jubelnden Enthusiasmus aus, daß Frankreich eine Katastrophe bevorstand und daß die öffentliche Stimme ihn als den Retter des Vaterlandes bezeichnete.

Der neue Oberbefehlshaber, Kleber, war eifrig mit der Organisation der Verwaltung in dem ihm anvertrauten Lande beschäftigt, als eine neue Gefahr herannahte. Der Großvezier rückte mit einem Heere von 80,000 M. von Syrien in das Nildelta vor, Kleber hatte nur 10,000 M. zu concentriren vermocht. Dennoch zog er dem türkischen Heere entgegen, und in der Schlacht bei dem alten Heliopolis (20. März 1800) erlag die große Uebermacht den geschlossenen Reihen der französischen Vierecke; mehr als 50,000 Türken fanden in dieser Schlacht und den zunächst folgenden Kämpfen den Tod, die übrigen hatten sich zerstreut. Inzwischen war in Kairo in der sichern Erwartung einer Niederlage der Franzosen ein neuer Aufstand ausgebrochen, dessen Zweck durch Kleber's Sieg bereits vereitelt war; dennoch setzte die Hauptstadt den Widerstand fort und wurde erst nach einem blutigen Kampfe wieder unterworfen. Bald nachher, am Tage der Schlacht bei Marengo (14. Juni), ward Kleber auf der Terrasse seines Gartens von einem listig eingeschlichenen Meuchelmörder (Suleiman), wohl auf Veranlassung des Großveziers, erdolcht. Den Oberbefehl übernahm nun Menou, der älteste Divisions-General der Armee. Seine ungeschickte Fortsetzung des Krieges und seine Niederlage bei Rahmanieh hatte die Preisgebung Kairos (wo Belliard capitulirte) und endlich die Räumung Aegyptens (gemäß einer Capitulation vom 31. August 1801) zur Folge.

Wenn auch durch den gänzlichen Mangel an successiver Unterstützung von Seiten des Mutterlandes und durch die Ungeschicklichkeit des Ober-Generals diese für Frankreich so wichtige Colonie verloren ging, so sind doch die Folgen der Expedition für die Wissenschaft, die Ausbeute für Alterthumskunde und Geschichte eben so unermeßlich als unschätzbar.

---

95. Die Directorial-Regierung in Frankreich.

(Nach Ludwig Häusser, Geschichte der französischen Revolution, Wilhelm Wachsmuth, das Zeitalter der Revolution, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Directorial-Regierung fand die Republik in der traurigsten Lage: die Finanznoth war aufs Höchste gestiegen, über 45 Milliarden Assignate

ausgegeben und diese im Course auf 1/3 Procent gesunken. Indessen wußte man sich nicht anders zu helfen, als durch ein neues Papiergeld, freilich nur eine Aushülfe für einige Zeit. Man schuf daher die Territorial-Mandate, d. h. Anweisungen auf bestimmte Nationalgüter; die Assignate wurden gegen diese zu 1/30 des Nennwerthes angenommen, so daß die für die ersten Bedürfnisse des Directoriums ausgegebenen 2400 Millionen Mandate nicht weniger als 72 Milliarden in Assignaten repräsentirten. Als nun aber durch die Eroberungen Napoleon's in Italien die Staatskassen sich wieder mit baarem Gelde füllten, wurde das Papiergeld nur zum Courswerthe angenommen, und so war der Staatsbankerott erklärt. Dies und das unbestimmte Hin- und Herschwanken des Directoriums zwischen den verschiedenen Parteien gab einen nur zu natürlichen Anlaß, daß sich die allgemeine Meinung in Frankreich immer lauter und entschiedener gegen dasselbe erklärte. Als sich vollends im Rathe der Alten und der Fünfhundert, diesen zwei Gegengewichten des Directoriums, eine royalistisch-moderantistische Opposition bildete, verstärkt durch zwei Mitglieder des Directoriums, Barthelemy und Carnot, sahen sich die drei andern republikanischen Mitglieder, Barras, Rewbel und La Reveillere, zur Behauptung ihrer Gewalt genöthigt, sich ihrer Gegner gewaltsam zu entledigen. Deßhalb ward der General Augerau, den Bonaparte nach Paris gesandt hatte, um die Gesinnungen des italienischen Heeres zu vertreten, zum Oberbefehlshaber der pariser Militär-Division ernannt. Er nahm das Gehässige eines Staatsstreiches auf sich, dessen Früchte später Bonaparte zufielen. Unter seiner Anführung wurden die Tuilerieen von Truppen besetzt (18. Fructidor, 4. September 1797), Barthelemy und mehrere andere royalistische Abgeordnete verhaftet. Der Rumpf der beiden Räthe sprach in einer außerordentlichen Sitzung (5. Sept.) die Deportation aus gegen 2 Directoren (Barthelemy und Carnot, welcher entflohen war), 11 Mitglieder vom Rathe der Alten, 42 Mitglieder vom Rathe der Fünfhundert und ermächtigte die Directoren, die Verfolgung der zurückgekehrten Ausgewanderten und Priester zu erneuern. So ward aufs Neue mit Gewalt die Republik gerettet.

Um sich zu behaupten, blieb dem Directorium kein anderes Mittel, als die ununterbrochene Fortsetzung des Krieges mit den auswärtigen Mächten, damit das französische Volk, dadurch beschäftigt und verblendet, die im Innern herrschende Auflösung und Zerrüttung, die sich immer allgemeiner über alle Verhältnisse verbreitete, nicht wahrnehmen möchte. Daher erklärt es sich, daß die Friedens-Unterhandlungen, die mit England zu Lille angeknüpft worden waren, keinen guten Erfolg haben konnten. Da England nicht alle von ihm im Laufe des Krieges gemachten Eroberungen an Frankreich und dessen Bundesgenossen, Spanien und Holland, unverkürzt zurückgeben wollte, so erklärte das Directorium mit lautem Geräusch seinen Entschluß, England durch eine Landung zum Frieden nöthigen zu wollen, und

zog an den französischen Küsten ein Heer zusammen, dem es den vielversprechenden Namen „Armee von England" beilegte. Zum Oberbefehlshaber ward Bonaparte ernannt, dessen Genie den glücklichen Erfolg zu verbürgen schien. Allein dieser rieth entschieden von einer Landung in England ab, und nun dienten alle jene Rüstungen und Vorbereitungen nur dazu, das nicht minder abenteuerliche Unternehmen gegen Aegypten (s. Nr. 94) zu verbergen. Schon längst war der Held von Italien ein Gegenstand des Mißtrauens und der Furcht für die schwache und verachtete Advocaten-Regierung in Paris geworden. Um so mehr ergriff diese mit Begierde die Gelegenheit, den gefürchteten Feldherrn zu beschäftigen und unter einem anständigen und ehrenvollen Vorwande aus Europa zu entfernen. Napoleon ging mit Vorliebe auf dieses Unternehmen ein; denn theils entzündete sich sein ehrbegieriger und thatendurstiger Geist an dem Gedanken, das Land der Pharaone als Eroberer zu betreten, und theils war, wie er erkannte, noch nicht der rechte Zeitpunkt gekommen, um statt des Directoriums selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Der Vortheil des Unternehmens, wenn es gelang, kam vor Allem ihm zu Gute: er brauchte für seine künftige Gewalt einen Ruhm, der die Welt berauschte, ein Heer, das durch neue Siege an ihn gefesselt war. Und gerade hier bereitete sich jene Schule Napoleonischer Feldherren vor, die nachher seinen Ruhm verbreitet haben.

Aber auch in Europa galt es, die Heere und ihre Führer zweckmäßig zu beschäftigen, denn sonst kamen alle die trotzigen Soldaten, alle die unbequemen Größen des Lagers müßig nach Frankreich zurück und bereiteten der Regierung peinliche Verlegenheiten, vielleicht ernstliche Gefahren. Zu diesem Zwecke bot sich der Gedanke eines republikanischen Propaganda-Krieges in den Grenzlanden Frankreichs als willkommenste Ausflucht dar. Wie bereits die batavische, die cisalpinische und die ligurische Republik, so sollte auch eine römische und eine helvetische Republik, als Vasallenstaaten der französischen, diese wie ein Wall gegen das monarchische Europa umgeben und deren Herstellung alle die Elemente beschäftigen, für die zu Hause kein Beruf mehr war. In beiden Ländern gab der Druck der überkommenen Zustände, die Schwäche der regierenden Gewalten, die Unzufriedenheit ganzer Classen den Franzosen leichtes Spiel.

In Rom ging die demokratische Partei immer kühner von geheimen Umtrieben zur öffentlichen Agitation über. Der französische Gesandtschaftspalast war der Mittelpunkt einer Bewegung zum Sturze der päpstlichen Herrschaft und zur Reorganisation des Kirchenstaates, die nicht unter dem geringen Volke, sondern unter den gebildeten Mittelclassen ziemlichen Anhang hatte. Am 28. Dec. 1797 hatten sich die römischen Demokraten, etwa 300 an der Zahl, zu einer Schilderhebung in der Villa Medici versammelt, waren von päpstlichen Truppen zerstreut worden und, vom Pöbel verfolgt, unter steten Freiheitsrufen nach dem französischen Gesandtschaftshotel geflüchtet.

Hier fielen auf die Flüchtigen einige Schüsse, wobei der zu den Demokraten gehörende französische General Duphot getödtet wurde. Längst hatte das Directorium keinen liebern Gedanken, als die Vernichtung der päpstlichen Curie. Diese erklärte sich zu jeder Genugthuung bereit, aber der französische Gesandte, Joseph Bonaparte, ließ sich nicht darauf ein, eine solche anzugeben, sondern forderte seine Pässe und reiste nach Florenz ab, von wo aus er das Directorium zu einer exemplarischen Bestrafung der römischen Regierung aufforderte. In den letzten Tagen des Januar 1798 rückte Berthier, der die französischen Truppen in Italien einstweilen befehligte, von Ancona aus gegen Rom vor, nachdem er vom Directorium die Weisung erhalten, anstatt der päpstlichen eine republikanische Regierung in Rom einzusetzen oder noch besser durch das römische Volk einsetzen zu lassen. Während er noch vor den Thoren Roms lagerte, brachte man am 15. Februar eine zahlreiche Menschenmasse auf dem Forum zusammen, unter deren rauschenden Zurufen drei Notare die Erklärung der römischen Republik zu Protocoll nahmen. Auf diese Nachricht hielt Berthier seinen feierlichen Einzug in die Stadt und begrüßte auf dem Capitol in einer feurigen Rede „die wieder gewonnene Freiheit", die sich zunächst in einer allgemeinen Plünderung der öffentlichen und Privat-Gebäude kundgab. Der Papst Pius VI. war zur Abreise nach Toscana gezwungen worden, und da er sich weigerte, der Regierung zu entsagen, so ward er nach Frankreich in die Gefangenschaft abgeführt.

Auch die Schweiz sollte nach Bonaparte's Absicht in die Reihe der französischen Vasallenstaaten aufgenommen werden, zunächst um Geld für die Rüstungen gegen England herzugeben, zugleich aber um die Ostgrenze der französischen Republik zu verstärken und derselben durch den Besitz der Alpen die Bahnen ihrer Kriegspolitik zu sichern. Er griff hier zu demselben Mittel, welches ihm wenige Monate vorher Venedig wehrlos in die Hände gespielt hatte, zu der Einmischung in die innern Parteihändel des Landes. Die Schweizer Demokraten sollten ihm ihr Vaterland selbst überliefern. Für diese französischen Umsturzpläne wirkte damals der berühmteste aber charakterloseste Geschichtschreiber der Zeit, Johannes von Müller. Zunächst verkündeten die Demokraten in den Städten der Waadt die Abschüttelung der (aristokratischen) Berner Hoheit und gaben dem Lande den wohlklingenden Namen der lemanischen Republik. Auch hier (wie in Rom) gab ein verhängnißvoller Schuß eines schweizerischen Vorpostens, der einen französischen Husaren traf, den Grund zur Besetzung des Landes. Den Oberbefehl über das ganze Unternehmen gegen Bern erhielt General Brune, ein alter Jacobiner aus Danton's Schule. Dieser verlangte zunächst nur den Sturz der Adelsherrschaft, als er aber die Schwäche der Berner Regierung und die innere Auflösung des eidgenössischen Heeres erfahren hatte, bestand er, zufolge einer Weisung des Directoriums, auf einer Einheitsverfassung für die ganze Schweiz. Diese neue Verfassung der helvetischen Republik

(mit einem Senate, einem großen Rathe und einem Directorium von 5 Mitgliedern) ward am 11. April 1798 proclamirt. Die Waldstätte mußten erst mit Waffengewalt zum Eintritte in das neue Helvetien gezwungen werden.

In Italien war nur noch Neapel als letzter monarchischer Staat übrig, nachdem auch der König von Sardinien genöthigt worden, allen seinen Besitzungen auf dem Festlande zu entsagen. Als die Nachricht von dem großen und entscheidenden Seesiege, den der englische Admiral Nelson bei Abukir über die französische Flotte erfochten hatte (s. S. 609), in Neapel eintraf, bezeigte der Hof, besonders die leidenschaftliche Königin Karoline, die ganz unter englischem Einflusse stand, nicht nur laut eine ungemessene Freude, sondern machte auch sofort große Rüstungen, was dem Directorium einen scheinbar gegründeten Anlaß gab, Neapel den Krieg zu erklären. Inzwischen war ein neapolitanisches Heer von 60,000 M. unter dem Oberbefehl des österreichischen Generals Mack in den Kirchenstaat eingerückt, hatte Rom besetzt und das schwache französische Heer, das hier unter Championnet stand, zum Rückzuge genöthigt; aber bald schlug Championnet die Neapolitaner in wilde Flucht. Der König selbst entfloh vor der Wuth der bewaffneten Lazzaroni nach Palermo; im Heere brach eine Meuterei aus und General Mack mußte in das französische Lager flüchten, worauf das herrenlose Neapel, durch Championnet nach blutigen Gefechten erobert, in eine parthenopeische Republik verwandelt wurde (Januar 1799). Doch wurde Neapel von den Calabresen unter Cardinal Ruffo mit Hülfe von Russen, Türken und Briten wieder erobert (Juni 1799). Man mußte hier für den kurzen Freiheitstraum büßen: denn die wiedereingesetzte königliche Regierung übte mit wildem Grimme nicht sowohl Gerechtigkeit als vielmehr Rache.

Ungeachtet dieser scheinbaren Erfolge nahm in Frankreich die innere Zerrüttung und Auflösung immer mehr überhand. Ein drückendes Finanz- und Abgabesystem veranlaßte eine allgemeine Unzufriedenheit. Dazu kam, daß der innere Verkehr stockte, die Jugend wegen Mangels an Unterricht verwilderte, die Unmasse der einander widersprechenden Gesetze die Handhabung der Rechtspflege schwerfällig und lästig machte, und daß Millionen Menschen durch die Vernichtung aller kirchlichen Einrichtungen und Verhältnisse in ihren heiligsten Gefühlen verletzt und gekränkt waren. Daher wurde Napoleon Bonaparte, von diesem elenden Zustande Frankreichs unterrichtet und von seinen Freunden und Anhängern zur Rückkehr nach Frankreich aufgefordert, bei seiner Ankunft aus Aegypten vom Jubel des Volkes empfangen, das in ihm den zur Wiederherstellung einer wahren Regierung geeigneten Mann erkannte.

Sofort entwarf Bonaparte mit dem klugen, vorsichtigen Abbé Sieyes den Plan zum Sturze der Directorial-Regierung und zur Vernichtung der Verfassung des Jahres III. Um den Staatsstreich in eine loyale Form zu hüllen, kamen sie überein, eine Partei aus den beiden Räthen zusammen zu

bringen, welche in diesen einer Aenderung das Wort reden sollte. Zugleich ward die Armee für Bonaparte durch seine Vertrauten bearbeitet. Regnier, einer der Bonapartisten, machte den Vorschlag, die Sitzung des gesetzgebenden Körpers, zu dessen Verlegung der Rath der Alten nach der Constitution ermächtigt war, nach St. Cloud verlegen zu lassen; dort sei man außer dem Bereiche jacobinischer Volksbewegung. Noch an demselben Abend wurden durch vertrauliche Beschickung alle der Partei nicht für abgeneigt gehaltene Mitglieder des Rathes der Alten zu einer außerordentlichen Sitzung desselben für den 18. Brumaire (9. Nov.) eingeladen, wogegen die Freunde der Jacobiner unbenachrichtigt blieben. Am 18. Brumaire waren in den Tuilerieen gegen 7 Uhr an anderthalbhundert Mitglieder des Rathes der Alten versammelt und ohne weitere Verhandlung ward Regnier's Antrag zum Beschluß gebracht. Gegen 10 Uhr versammelte sich eine Anzahl Mitglieder des Raths der Fünfhundert; aber die Versammlung löste sich auf, so wie die Botschaft des Rathes der Alten von Verlegung der Sitzungen nach St. Cloud eingegangen war.

Den Staatsstreich zu vereiteln, war zunächst die Sache des Directoriums. Aber zwei Mitglieder desselben, Sieyes und Roger Ducos, waren unter den Rädelsführern der Verschwörung, während die drei übrigen Directoren von allem dem Nichts wußten. Barras war im Bade, als Talleyrand zu ihm kam und ihm den Rath gab, seine Entlassung einzureichen. Das that er sofort, nur bedacht, den Kopf ohne Gefahr aus der Schlinge zu ziehen. Die beiden ganz unfähigen Directoren Gohier und Moulins verweigerten die von ihnen begehrte Verzichtleistung und wurden darum nach ihrer Rückkehr in das Luxembourg von Moreau bewacht. Am Abend kamen die Sieger des Tages in den Tuilerieen zusammen und beriethen, wie man sich am andern Morgen der Opposition im gesetzgebenden Körper entledigen wolle. Man trennte sich, ohne über etwas Bestimmtes einig geworden zu sein.

Am Nachmittage des 19. Brumaire (10. Nov.) kam es im Rathe der Fünfhundert zu stürmischen Interpellationen und heftigen Debatten, die der Präsident Lucian Bonaparte vergebens zu beschwichtigen suchte. Anstatt die Verfassung vom J. III. aufzuheben, mußte jeder Einzelne dieselbe von Neuem beschwören; die Bonapartisten schwuren einen Meineid. Bonaparte, der sich mit seinem Generalstabe in einem Saale in der Nähe aufhielt, erklärte, man müsse der Sache ein Ende machen, und nach einer kurzen Besprechung mit seinen Generalen (Berthier, Augerau u. s. w.) eilte er selbst zunächst in den Rath der Alten, der eben seine Sitzungen wieder begonnen hatte. Mit stockender, unsicherer Stimme sprach er in wenig zusammenhängender Rede von finstern Verschwörungen, von ungerechten Anklagen gegen seine Person, von der Rettung der Republik u. s. w. Auf die Frage: „und die Verfassung?" erwiederte er: „von allen Factionen ist sie angerufen und von allen ist sie mit Füßen getreten worden. Retten wir ihre Grundlagen, die

Freiheit und Gleichheit, auf daß jeder Bürger die Freiheit wiederfinde, die ihm zukommt und die diese Verfassung ihm nicht hat gewähren können."

Was im Rathe der Alten leidlich abgelaufen war, sollte im Rathe der Fünfhundert ganz mißlingen. Als er dort eben nach dem Schwören des Verfassungseides mit seinen Generalen und einigen Grenadieren in der Thüre erschien, entstand ein furchtbarer Tumult, die ergrimmten Republikaner drangen auf ihn ein und wiesen ihn unter dem Ruf: „Außer dem Gesetz! Nieder mit dem Dictator!" zur Thüre hinaus, ehe weder er noch sein Bruder Lucian auf dem Präsidentensitze zu Worte kommen konnte. Jetzt blieb ihm kein anderes Mittel — als die Bajonette. Murat ließ seine Grenadiere unter Trommelschlag anrücken, diese marschirten durch den Saal, während die Abgeordneten auf ihren Bänken ihre rothe Toga auszogen, und dieselben Männer, die eben noch geschworen hatten, sie wollten auf dem Platze sterben, stürzten in wilder Flucht durch Thüren und Fenster hinaus ins Freie; einige, die ernstlich auf ihren Plätzen sterben wollten, wurden von den Soldaten hinausgetragen.

Nun folgte der letzte Act, die Verbrämung der rohen Gewaltthat mit erheuchelter Loyalität. Noch Abends spät ward eine Sitzung beider Räthe veranstaltet; von den Fünfhundert erschienen nicht über dreißig; im Rathe der Alten, wo die Bonapartisten in großer Mehrheit, fehlte nur eine geringe Zahl. Was an die Räthe gebracht werden sollte, hatte eine geheime Commission der Bonapartisten bereits festgesetzt. Ohne Gegenrede wurde die Verfassung vom 13. December 1799 (22. Frimaire des Jahres VIII) angenommen. Das Gerüste derselben gehörte Sieyes an; den Schlußstein des Ganzen, das erste Consulat mit monarchischer Gewalt, hatte Bonaparte eingefügt. Die National-Repräsentation oder die gesetzgebende Macht bestand aus einem permanenten Tribunat von 100 Mitgliedern zur Discussion der Gesetze und einem auf viermonatliche Sitzung jährlich angewiesenen gesetzgebenden Körper von 300 Mitgliedern zur Abstimmung ohne Debatte über die vom Tribunate erörterten Gesetze. Beide sollten jährlich ein neues Fünftel erhalten. Das wichtige Recht des Antrags zu den Gesetzen kam an die Regierung; das Tribunat hatte nur Wünsche zu äußern. Die ausübende Gewalt („le Gouvernement") theilten Consulat, Staatsrath und Minister. Der erste Consul hatte die Besetzung der Staatsämter und in seinem Namen wurden die Gesetze bekannt gemacht. Die Consuln wurden auf zehn Jahre bestellt. Die Verfassungs-Urkunde kündigte zugleich Bonaparte als ersten Consul, Cambacères als zweiten, Lebrun als dritten an. Die beiden Collegen Bonaparte's sollten der Dictatur den Schein der Milderung verleihen; Monarch war er darum doch.

96. Der Krieg der zweiten Coalition gegen Frankreich.

(Nach Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Noch ehe Bonaparte nach Aegypten ging, war es der britischen Politik gelungen, das continentale Bündniß vorzubereiten, dem die von inneren Parteiungen zerrissene französische Republik schien erliegen zu müssen, denn diese Coalition war die gewaltigste von allen und die einzige, in welcher die alte Politik mit den Waffen bedeutende Erfolge errang. Rußland rüstete, nicht wie vorher unter Katharina II. nur mit großen prahlerischen Worten, ohne einen Rubel und einen Mann dabei zu opfern, während es seine Sonderinteressen im Osten verfolgte, sondern dieses Mal mit ernsten Mitteln und Thaten; Zar Paul, ein Fürst von ganz unberechenbarem Charakter, voll autokratischen Hasses gegen die Revolution, hielt sich für das Werkzeug der Vorsehung, das alte Frankreich und das alte Europa wiederherzustellen. Für kühne Gedanken empfänglich, schien er der rechte Mann, dem neuen Kriege den persönlichen Impuls und die Nachhaltigkeit zu geben, die der monarchischen Coalition von 1792 gefehlt hatte. An die Spitze seiner gewaltigen Rüstungen stellte er einen Feldherrn ersten Ranges, Suworow. In Neapel verband sich britischer Einfluß, der dort die Regierung beherrschte, mit dem wilden Franzosenhasse der Königin (der Schwester Maria Antoinettens) zum Kampfe gegen die revolutionäre Macht. Die französische Republik selbst war in innerer Zerrüttung begriffen, der Kern ihrer besten Truppen und ihr größter Feldherr, Napoleon Bonaparte, über das Meer gegangen, Nelson hatte die französische Flotte bei Abukir fast völlig vernichtet. Die Landarmee war nun von Frankreich abgeschnitten, und die Pforte hatte den Krieg erklärt. Die erste Colonne der Russen, die am Rhein und am Po die Franzosen bekämpfen sollte, setzte sich seit August nach den deutschen Grenzen in Bewegung, und Oesterreich selbst konnte nicht mehr lange säumen. Es ließ seine Truppen nach Graubündten einrücken, das von französischen Occupations-Gelüsten bedrängt war. Hier begann

Der Krieg des Jahres 1799.

Der Führer der Kaiserlichen, Hotze, ein geborner Schweizer, der sich durch Talent und Tüchtigkeit zum österreichischen Feldmarschall-Lieutenant emporgeschwungen hatte, stand mit 20,000 M. 30,000 Franzosen unter Massena gegenüber. Durch die Mittelmäßigkeit einzelner Führer der Oesterreicher, durch ihre schlechten Aufstellungen, die es überall zuließen, sie zu überraschen und abzuschneiden, gelang es der Raschheit und Energie der Franzosen, mit mäßigen Kräften binnen wenigen Wochen eine Reihe glänzender Erfolge zu erkämpfen und sich den Zugang zum westlichen Tirol zu öffnen. Nur

an einer Stelle hatten sich die Oesterreicher die Gunst ihrer Stellung nicht entrinnen lassen, bei Feldkirch. Als Massena am 23. März den wichtigen Punkt in Front und Rücken lebhaft angriff, ward er mit dem Verlust von einigen tausend Mann von den Kaiserlichen zurückgeschlagen. Erst am 12. März erfolgte die wirkliche Kriegserklärung des Directoriums an den Kaiser, nachdem die Franzosen schon eine Woche zuvor den Kampf eröffnet und sich die Vortheile einer solchen Ueberraschung wohl zu Nutze gemacht hatten.

Auch auf dem deutschen Kriegsschauplatze fing Jourdan die Feindseligkeiten an, bevor der Krieg erklärt war; nur hatte sich der Erzherzog Karl besser für einen solchen Fall vorgesehen, als seine Collegen in Graubündten und in Tirol. Zu Anfang März war Jourdan mit der „Donau-Armee" (38,000 Mann) bei Straßburg und Basel über den Rhein gegangen und nahm seinen Weg über den Schwarzwald nach Oberschwaben. Der Erzherzog Karl, welcher mit 70,000 M. am Lech stand, wollte seine Ueberlegenheit benutzen und den Feldzug durch einen energischen Schlag gegen Jourdan eröffnen. Bei Osterach (21. März) erlagen die Franzosen nach hartnäckigem Widerstande der Wucht des Angriffes. Die Kaiserlichen folgten ihnen langsam nach; am 24. stieß ihre Vorhut bei Stockach mit dem Feinde zusammen. Der Kampf war eben in vollem Gange, als der Erzherzog eintraf und den schwankenden Reihen der Oesterreicher ihre feste Haltung wiedergab. Die Franzosen mußten sich über die Schwarzwaldpässe ins Rheinthal und dann aufs linke Ufer des Stromes zurückziehen. Jourdan verlor den Oberbefehl; das Commando über sämmtliche Truppen am obern Rhein und in der Schweiz erhielt bald nachher Massena.

Mit gutem Erfolge war gleichzeitig auch in Italien der Kampf eröffnet worden. Dort stand eine Heeresmacht von mehr als 80,000 Oesterreichern unter dem Commando des tapfern Walachen Kray, dem vor Melas' und Suworow's Ankunft einstweilen die Leitung überlassen war. Ihm standen 50-—60,000 Franzosen gegenüber; statt des hochbegabten Joubert, der sich mit der Regierung entzweit, führte Scherer den Oberbefehl, ein Soldat ohne hervorragendes Talent, durch sein haltloses, schwächliches Wesen am wenigsten geeignet, einer Armee zu imponiren, die an Feldherren wie Joubert, Moreau oder Bonaparte gewohnt war. Eine Reihe blutiger Gefechte an der Etsch kosteten den kämpfenden Parteien 10,000 M., ohne eine bestimmte Entscheidung zu geben. Die lange wankende Schlacht von Magnano (5. April) fiel zu Gunsten der Oesterreicher aus und zwang die Franzosen zum Rückzuge über den Mincio und die Adda. Scherer verließ nun die Armee und legte das Commando in Moreau's Hände.

Ende des Rastatter Friedens-Congresses. Während die süddeutschen Grenzstriche weit und breit mit französischen Truppen bedeckt waren, nahm die Friedens-Deputation in Rastatt von den französischen Gesandten fortdauernd die besten Zusicherungen entgegen, daß die Republik das deutsche

Reich nicht als Gegner betrachte und nichts mehr als Frieden und Neutralität wünsche. Unverhohlen trat das Bestreben hervor, die Reichsstände von Oesterreich zu trennen und ins eigene Bündniß zu ziehen. Zu diesem Zwecke griffen die Franzosen zu einem Mittel, das in den Annalen völkerrechtlicher Verhandlung unerhört war. Sie veröffentlichten nämlich die geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio, um den Reichsständen anschaulich zu machen, wie trügerisch alle die schönen Reden des österreichischen Gesandten Metternich und des Civil-Commissars Lehrbach über die Reichsintegrität gewesen. Oesterreich rief den Grafen Metternich ab und betrachtete seitdem den Congreß als aufgelöst. Da die Vertreter des Directoriums jedoch noch in Rastatt zurückblieben, um auf die Reichsstände einzuwirken, revolutionäre Bewegungen anzuregen und gelegentlich brauchbare Notizen für die französischen Generale zu sammeln, so betrachtete Oesterreich sie nicht mehr als amtliche Personen, die zu besonderm völkerrechtlichen Schutze berechtigt seien, sondern als Spione und Revolutions-Agenten, deren Thätigkeit möglichst bald und gründlich ein Ziel gesetzt werden müsse. Als demnach die siegenden österreichischen Truppen sich im Rheinthale ausbreiteten, nahm Oberst Barbaczy mit einem szeklerischen Husarenregimente Stellung in der Umgegend von Rastatt, und die Husaren erhielten die Weisung, auf die Couriere und Briefe der französischen Minister zu fahnden. Die französischen Gesandten beschlossen nun, nach Straßburg abzureisen, und stellten das Gesuch um sicheres Geleit. Da eine Escorte verweigert, aber der Bescheid gegeben wurde, die Gesandten würden kein Hinderniß auf ihrem Wege finden, so reisten sie auf Bonnier's (eines der drei Gesandten) Betreiben, der in Rastatt Gewalt befürchtete, am 28. April noch Abends 10 Uhr ab, wurden aber, etwa 200 Schritte von der Stadt, von Husaren angehalten, aus den Wagen gerissen und vor den Augen ihrer jammernden Angehörigen zusammengehauen; Bonnier und Roberjeot lagen todt am Boden; Debry stellte sich todt und entkam in der Dunkelheit der regnerischen Nacht in das Gehölz und von dort zurück nach Rastatt, während die Husaren die nächsten Dörfer nach ihm absuchten; die (8) Wagen wurden, zum Theil ausgeplündert, in die Stadt zurückgeführt, wo man die unglücklichen Frauen in die Wohnungen des preußischen und hannoverschen Gesandten brachte; alle vorgefundenen Papiere wurden in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl abgeliefert. Die Husaren trieben sich unterdessen in der Stadt umher, rühmten sich ihrer That und zeigten prahlend die erbeuteten Goldstücke. Am andern Tage reisten sowohl die Franzosen als die deutschen Diplomaten ab. Erzherzog Karl sprach am 2. Mai in einem Schreiben an General Massena seine tiefe Entrüstung über die Unthat aus und versprach die vollständigste Genugthuung, wenn die begonnene Untersuchung irgend eine Verschuldung seiner Vorposten nachweisen sollte. Indessen ward die Untersuchung nach Wien verlegt und dort bis zum Mai 1801, also mehr als 2 Jahre, fortgeführt, offenbar nicht eine Folge der

Nachlässigkeit, sondern eines planmäßigen, wohlberechneten Verfahrens; die Acten der Untersuchungs-Commission, wenn es überhaupt solche gegeben hat, sind verschwunden, die Thäter straflos geblieben. Wenn es unzweifelhaft scheint, daß die Szekler Husaren nur auf Befehl und unter Leitung ihrer Officiere den Meuchelmord verübt haben, so muß in der Untersuchung bei der ersten Frage an diese Officiere, was oder wer sie zu dem Morde getrieben, eine Antwort erfolgt sein, welche den Arm der strafenden Gerechtigkeit auf der Stelle gelähmt hat.*)

Der zweite Act des Krieges (vom April bis August) begann, wie der erste, in der östlichen Schweiz, Tirol und Vorarlberg. Die Franzosen, welche das Engadin besetzt hielten und schon bis in das tiroler Etsch- und Innthal vorgedrungen waren, wurden durch die Oesterreicher aus der östlichen Schweiz vertrieben und Hotze konnte sich mit dem Erzherzoge vereinigen. So verstärkt, unternahm es der Erzherzog, die Franzosen unter Massena aus ihrer verschanzten Stellung zu verdrängen. Eine Reihe von Gefechten, die man die erste Schlacht bei Zürich (4. Juni) nennt, blieb ohne unmittelbaren Erfolg, doch hatte der französische Feldherr das Vertrauen zu der Stärke seiner Stellung verloren, und da er von der Energie, mit welcher die Oesterreicher angriffen, eine Erneuerung des Kampfes erwartete, so zog er sich in der Nacht, die der Erzherzog zu einem Ueberfall bestimmt hatte, auf die steilen Höhen des Uetliberges zurück, worauf die Oesterreicher Zürich besetzten. Dann trat eine Pause in den kriegerischen Bewegungen diesseit der Alpen ein, wiewohl noch einzelne Gefechte an den Abhängen des Gotthard, im Reußthal und an den steilen Ufern des Vierwaldstätter Sees Statt fanden.

Glänzend waren die Erfolge, welche von den verbündeten Waffen in Italien erfochten wurden. Dort gingen die Früchte des Feldzuges von 1796 rascher verloren, als sie damals von Bonaparte errungen worden waren. Um die Mitte des April war sowohl der österreichische Oberfeldherr Melas, ein 70jähriger Veteran, der einst als Daun's Adjutant im siebenjährigen Kriege seine ersten Lorbeeren errungen, eingetroffen, als das russische Hülfsheer (17,000 M.) unter Suworow, einem ebenfalls beinahe 70jährigen

*) H. von Sybel, dessen Darstellung diesem Abschnitt zu Grunde gelegt ist, gelangt zu dem Resultate, daß der Civil-Commissar Lehrbach Weisung vom Minister Thugut gehabt, alle Mittel zu ergreifen, um sichere Kenntniß von den Beziehungen zwischen den deutschen Ständen und Frankreich zu erlangen; Lehrbach habe darauf den Plan gefaßt, die Gesandten zu verhaften und ihre Papiere wegnehmen zu lassen, und für diesen Zweck habe ihm der Erzherzog Karl, jedoch erst auf einen positiven Befehl von Thugut, den Obersten Barbaczy zur Verfügung gestellt. Dieser habe nun seine Vollmacht überschritten, sei es aus bloßem Mißverständniß (er sollte zugleich „die niederträchtigen Jacobiner etwas zausen") oder auch auf stillschweigende Billigung von oben rechnend. Er erhielt 1801 seinen Abschied, aber mit Beförderung zum General.

Veteranen, dem in den letzten Kriegen gegen Polen und Türken unbesiegten Feldherrn, den der russische Zar ausgesandt hatte, um der Revolution die entscheidende tödtliche Niederlage zu bereiten. Am 19. April setzte sich die vereinigte russisch-österreichische Armee, etwa 60,000 M. stark, in Bewegung; rasch wurden Brescia und Cremona genommen und die Franzosen über die Adda zurückgedrängt, deren Ueberschreiten sie abzuwehren suchten. Am 27. April wurde längs des Flusses gefochten, am hitzigsten bei dem Brückenkopfe von Cassano, welcher den Kämpfen des Tages den Namen gegeben hat. Ueberall mußten die Franzosen weichen. Am 29. April zog Suworow in Mailand ein; die Franzosen wichen über den Tessin zurück. Die cisalpinische Republik gerieth in volle Auflösung. Der Rausch französischer Freiheitsbegeisterung war ohnedies in der italienischen Bevölkerung lange verflogen; hatte Bonaparte im Frühling 1796 die populären Stimmungen für seine Erfolge benutzt, so war jetzt, im Augenblicke der Niederlage, die Meinung eben so entschieden gegen die Franzosen umgeschlagen, und allerwärts brach unter dem Rückzuge der Heere die Insurrection des Volkes gegen die fremden, aufgedrungenen Beschützer hervor.

Suworow hatte sich indessen auf das wiederholte Drängen von Wien aus entschließen müssen, einen Theil der Oesterreicher zurückzulassen zur Belagerung der Mincio-Festungen; der Rest (27,000 Oesterreicher und 17,000 Russen) rückte dem Feind gegen den Po nach. Das Erscheinen der verbündeten Armee vor Turin reichte hin, eine Reaction der Bevölkerung gegen die Franzosen hervorzurufen; am 27. Mai ward die piemontesische Hauptstadt den Alliirten geöffnet. Bis nach Mittel-Italien wirkte dieser rasche Umschwung; auch dort ward die Bevölkerung von der anti-französischen Bewegung ergriffen und Alles verhieß den nahen Untergang der republikanischen Herrschaft in Italien. Die Franzosen waren beinahe auf die genuesische Riviera zurückgedrängt, von wo Bonaparte 1796 seinen Siegeszug begonnen hatte.

Moreau's letzte Hoffnung war die Hülfe, die aus Neapel kommen sollte. Zu Anfang Mai war Macdonald aus Neapel aufgebrochen, und jetzt, zu Anfang Juni, auf dem Marsche von Pistoja gegen Modena. Seine Verbindung mit Moreau konnte dem Kriege eine neue Wendung geben. Aber Suworow's Wachsamkeit war nicht getäuscht worden. Am 8. Juni brach er von Turin auf und näherte sich Castel S. Giovanni bei Piacenza in dem Augenblicke, wo die Franzosen den Uebergang über den Tidone versuchten. Am 17. Juni begann der Kampf, und ward am folgenden Tage am Ufer und in dem fast wasserlosen Bett der Trebbia bis in die Nacht mit fürchterlichem Blutvergießen, aber ohne Entscheidung fortgesetzt. Furchtbar erschöpft, sah sich Macdonald genöthigt (20. Juni) zurückzugehen; die Tage des Kampfes und der Rückzug hatten über ein Drittel seines Heeres verschlungen. Der Monat Juli verlief in einem Belagerungskriege um die wenigen festen Plätze, welche die Franzosen noch in Ober-Italien besaßen. Am 21. fiel die Citadelle

von Alessandria, 8 Tage später ging auch die Festung, um welche sich der größte Theil des Feldzuges von 1796 gedreht, Mantua, durch Capitulation an die Oesterreicher über. Gleichzeitig erlag in Neapel die parthenopeische Republik einem furchtbaren Gegenstoß royalistischer Rache. (Siehe S. 617.)

In Frankreich hatten diese Ereignisse gewaltige Rüstungen veranlaßt. Moreau erhielt Verstärkungen und hatte binnen Kurzem 45,000 M. an der genuesischen Küste vereinigt, eine Alpenarmee von 30,000 M. war in der Ausrüstung begriffen. Die Feldherren, die bisher nicht glücklich gewesen, wurden abberufen; Championnet sollte die Alpenarmee, Joubert das italienische Heer commandiren. Joubert hatte in dem Feldzuge von 1797 unter schwierigen Verhältnissen seinen Ruf begründet; er entschloß sich, bevor noch das Alpenheer schlagfertig war, den Kampf mit einem entscheidenden Schlage zu beginnen, um vielleicht Mantua, dessen Schicksal er noch nicht kannte, rasch zu entsetzen. Erst als er am 14. Juni auf den Höhen von Novi ankam, scheint ihm die Gewißheit von dem Falle Mantua's und der Verstärkung der Gegner gekommen zu sein; denn er zögerte, den Angriff zu unternehmen. Der russische Feldherr hatte ungefähr 35,000 M. bei sich und ein Corps von 14,000 M. unter Melas war nahe genug, um im Nothfalle noch in die Entscheidung des Kampfes eingreifen zu können. Gleich im ersten hitzigen Zusammenstoße am 15. August wurde Joubert von einer Kugel niedergestreckt; die Truppen geriethen einen Moment in Verwirrung, bis es Moreau, der das Commando übernahm, gelang, den Kampf wieder herzustellen. Ungewiß schwankte die Schlacht bis zum Mittag, beide Heere waren erschöpft und jeder Stoß mit einer frischen Kraft mußte den Erfolg entscheiden. Da kam Melas eben zur rechten Zeit mit 14,000 M. frischer Truppen. Der letzte Act der 16stündigen Riesenschlacht endete mit dem regellosen Rückzuge der Franzosen; nur die Nacht rettete sie vor völliger Vernichtung. Fast ein Drittel der französischen Armee war verloren; auch die Sieger hatten ihren Erfolg mit 8000 M. erkauft.

Der blutige Sieg ward nicht so energisch verfolgt, wie es sonst in Suworow's Art lag. Denn wenige Tage nachher kamen schlimme Nachrichten aus der Schweiz. Die österreichischen Abtheilungen, welche die Alpen-Uebergänge deckten, waren vom Feinde mit Ueberlegenheit zurückgedrängt und der Simplon und Gotthard von den Franzosen besetzt worden. Diese standen nun zwischen dem Erzherzog und Suworow und bedrohten den Rücken der verbündeten Armee in Italien. Daher erfolgte von Wien der unerwartete Befehl, daß Suworow mit seinen russischen Truppen nach der Schweiz abziehen solle, um sich mit einem zweiten russischen Hülfsheere, das unter Korsakow anlangen sollte, zu vereinigen und von dort aus die Invasion nach Frankreich selbst zu beginnen. Die ungeduldige Eile, womit das Wiener Cabinet die Russen aus Italien hinauszuschaffen suchte, entsprang weniger aus militärischen als aus politischen Erwägungen. Man wünschte auf der

Halbinsel freie Hand zu haben und der unbequemen Einmischung Suworow's überhoben zu sein. Denn es war seit Monaten kein Geheimniß mehr, daß Oesterreich, nicht zufrieden mit der zurückeroberten Lombardei, womöglich ganz Ober-Italien und den Kirchenstaat miterlangen wollte. Dazu kam ein neues aufregendes Ereigniß. Erzherzog Karl verließ mit seinem ganzen Heere die Schweiz, um nach dem Niederrhein abzuziehen, und berief sich gegen alle Bitten und Vorstellungen auf bestimmte Befehle von Wien. Als diese Nachricht in Petersburg eintraf, ließ der Zar geradezu mit der Auflösung des Bündnisses drohen und kündigte zugleich Suworow seinen Entschluß an: nach erfolgter Besetzung der Schweiz nur mit England in Verbindung zu bleiben und ganz unabhängig von Oesterreich zu operiren. Er ließ sich durch die Ehre reizen, allein das Königthum in Frankreich herzustellen. So war die Coalition bereits aus den Fugen.

Suworow's Ahnung, daß er zu spät nach der Schweiz komme, täuschte ihn nicht; während er die Höhen des Gotthard erreichte, der damals noch keine Heerstraße hatte, geschah am Züricher See der entscheidende Schlag. Sowohl Korsakow, welcher das zweite russische Heer nach der Schweiz geführt hatte, wurde in der sog. zweiten Schlacht bei Zürich (25. Sept.) von Massena geschlagen und zog über Winterthur nach Schaffhausen zurück, als auch die Oesterreicher zwischen dem Züricher und Wallenstätter See zurückgeworfen und ihr Anführer, Hotze, getödtet, worauf sie nach Vorarlberg zurückgingen. An demselben Tage hatte Suworow nach einem glücklichen Kampfe zwischen Airolo und dem Hospiz den Gotthard überstiegen. An der grausigen Felsschlucht, über welche die (ältere) Teufelsbrücke hinzieht, erwarteten ihn die Franzosen. Es gelang diesen, einen Theil der Brücke zu zerstören, aber die Russen faßten den kühnen Entschluß, mitten im Feuer des Feindes einzeln den steilen Rand der Reuß herabzuklettern, durch den wild schäumenden Fluß zu waten und, indem sie am andern Ufer mühsam hinaufstiegen, die Franzosen zu umgehen. Am 26. September langte Suworow am Vierwaldstätter See an, der gar keine Ufer hatte, und da keine Fahrzeuge vorhanden waren, um überzusetzen, so zog der unerbittliche Feldherr, ohne den von dem sechstägigen Alpenübergange erschöpften Truppen Ruhe zu gönnen, gleich am 27. durch's wilde Schächenthal über den steilen Kinzigkulm, mit Zurücklassung der Geschütze und vieler Unglücklichen, die in die Abgründe gestürzt oder den Strapatzen erlegen waren, in das Thal der Muotta, um nach Schwyz zu gelangen und den Anschluß an Korsakow und Hotze zu gewinnen. Inzwischen erfuhr er deren Niederlage und das Herannahen der Franzosen unter Massena gegen Schwyz. Diesen hatte er nur 15,000 M. entgegenzustellen, fast ohne alles Geschütz. Daher suchte er das Rheinthal zu gewinnen, und zog über den Pragel nach Glarus und durch das Sernftthal über den Panixer Paß durch zwei Fuß hohen Schnee und über spiegelglatte Eiskegel ins Vorder-Rheinthal, wo die gänzlich erschöpfte Armee endlich

(8. Oct.) die ersehnte Ruhe und Erholung fand. So endete dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abenteuern und an Ausdauer der Truppen alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge alter und neuer Zeiten aufzuweisen haben. Wohl war der Verlust an Menschen und Material, den die drei Wochen gekostet, einer verlorenen Schlacht gleich; aber der moralische Eindruck sah eher einem Siege ähnlich.

Hatten aber auch diese Ereignisse das Selbstgefühl des russischen Feldherrn mächtig gehoben, so waren sie doch für die Fortdauer des russisch-österreichischen Bündnisses nicht günstig. Suworow gab den Verbündeten die Schuld, daß alle seine beispiellosen Anstrengungen doch zuletzt nur mit einem Rückzuge geendet hätten. Er äußerte den Verdacht, daß Oesterreich für sich ein vortheilhaftes Abkommen mit Frankreich suche, und seinem Kaiser erklärte er rückhaltlos, er sehe keine Aussicht des Erfolgs mehr. Völlig wurden die Bande der Coalition dadurch gelockert, daß die nach dem Coalitionsplane verabredete Expedition eines englisch-russischen Corps in Holland gescheitert war, sei es durch die ungeschickte Führung des Herzogs von York, sei es, daß man sich in der Ansicht von einer Volksstimmung zu Gunsten der Oranier getäuscht hatte. Die in Helder gelandeten Engländer in Verbindung mit einem russischen Hülfsheere wurden von Brune zweimal geschlagen, und York schien froh, durch eine Capitulation den Rest der Armee wegführen zu können. Paul I. schrieb auch hier das Mißlingen der Schuld seiner Verbündeten (der englischen Leitung) zu.

Noch verbitterter als zwischen dem österreichischen und russischen Cabinette war die Stimmung zwischen den beiderseitigen Feldherren, dem alten sieggewohnten Suworow, der seit 60 Jahren unter den Waffen stand, und dem jungen Erzherzog Karl, der noch mit 40,000 M. zwischen den Rhein- und den Donau-Quellen stand. Suworow schlug einen vereinten Angriff gegen die Schweiz vor, der Erzherzog fand denselben zu gewagt. Die russischen Truppen traten im Anfange December ihren Rückmarsch nach dem Osten an. Da alle Versuche Oesterreichs und Englands, Suworow noch auf dem Rückmarsche umzustimmen und den russischen Kaiser bei der Coalition zu erhalten, vergeblich waren, so blieb in dieser nur Kaiser Franz mit England allein übrig.

Der Krieg im Jahre 1800.

Der Krieg begann im Frühling wieder, wie 1796, auf zwei Schauplätzen zugleich: in Deutschland und in Italien. Auch dieses Mal hatte Moreau den größern Kriegsschauplatz und das zahlreichere Heer zur Verfügung, mit welchem er in Oberschwaben vordrang und die Oesterreicher, unter Kray, über die Donau zurückdrängte. Aber die eigentliche Entscheidung ward auch dieses Mal durch Bonaparte auf dem Schauplatze seiner frühern Siege erfochten.

An der genuesischen Küste standen in drei Gruppen noch etwa 36,000 Mann Franzosen unter Massena, ein bescheidener Rest erprobter Truppen, die aber durch Mangel und Hunger tiefer demoralisirt waren, als das Heer von 1796, bevor Bonaparte den Oberbefehl übernahm. Gegen sie stand fast eine doppelte Macht, das Heer unter Melas, welches sich ganz Italien, bis auf die genuesische Küste, erobert hatte und daher mit hohem Selbstgefühl ins Feld rückte. So begann der Krieg in Italien, wie 1796, an der genuesischen Küste. Von 6.—8. April schlug man sich in den Apenninen, zum Theil an denselben Stellen, wo die ersten Waffenthaten des Feldzuges von 1796 geschehen waren; der Kampf war für beide Theile verlustvoll, in den einzelnen Erfolgen wechselnd, aber im Ganzen zum Vortheile der Oesterreicher. Die Trennung der beiden stärksten Gruppen des französischen Heeres war gelungen, ein Theil desselben gegen Nizza zurückgeschoben, ein anderer nach Genua hineingedrängt. Am 21. April ward die Stadt auch zu Lande eingeschlossen, nachdem die Blokade von der Seeseite durch ein englisches Geschwader schon vorausgegangen war. Wohl hätte Massena dem Drange, durch eine Capitulation Truppen und Stadt vor dem völligen Ruine zu retten, früher nachgegeben, wäre ihm nicht von Bonaparte die Botschaft zugegangen, daß der St. Bernhard überstiegen und die Entsatzarmee auf dem Anmarsche sei. Aber vergebens harrte er der versprochenen Hülfe; es waren alle erdenkbaren Mittel erschöpft: Brod war nicht für einen Tag mehr da, und noch ließ sich kein Lebenszeichen von Bonaparte entdecken. So sah sich Massena genöthigt, doch zu capituliren (4. Juni); aber in ehrenvollster Weise durfte die Besatzung frei abziehen. Seine unerbittliche Ausdauer hatte ihren Zweck nicht verfehlt; er hatte den Feind Wochen lang beschäftigt, damit der Weg frei war, der Bonaparte's „Reserve-Armee" über die Alpenpässe nach Ober-Italien führen sollte. In den letzten Tagen des April hatten sich an der Südostgrenze Frankreichs, am Genfer See, an der Rhone, die 40,000 Mann versammelt, deren Bestimmung, der Marsch über den Großen Bernhard, erst jetzt, am Fuße des Alpenüberganges, ihnen selber enthüllt ward. Die Schwierigkeiten zu mindern und die Aufmerksamkeit des Gegners zu theilen, ward indessen nicht Alles diesen einen Weg geführt; eine Division ging über den Kleinen Bernhard nach dem Thal von Aosta, eine andere über den Mont Cenis gegen Turin, und das Hülfsheer, das, von der Rhein-Armee abgesandt, die Alpen überstieg, sollte über den Gotthard nach der lombardischen Ebene herabsteigen. Die Hindernisse, die der Saumpfad über den Bernhard dem Marsche einer Armee mit Reiterei und Geschütz entgegenwarf, waren groß, aber nicht unüberwindlich. Die Geschütze wurden auseinandergelegt und auf Maulthieren stückweise bergan geschafft, später auf den letzten Höhen in ausgehöhlte Baumstämme gesteckt und durch die Soldaten selbst die steilen Uebergänge hinauf und herunter geschleppt.

Nach den Versprechungen, wie sie Massena gegeben worden, schien nichts

natürlicher, als daß Bonaparte jetzt nach Turin vorging und sich den Weg nach Genua bahnte, das zu entsetzen vielleicht eben noch Zeit war. Aber der erste Consul wandte sich ostwärts gegen Mailand und überließ Genua seinem Schicksal. Es mochte ihm ungewiß scheinen, ob er überhaupt noch rechtzeitig komme zum Entsatz der ligurischen Armee, und der Marsch nach Mailand stellte die Verbindung mit dem Hülfsheer, das über den Gotthard kam, in Aussicht; noch mehr sprachen die politischen Betrachtungen für diesen Weg. Der Besitz von Mailand, die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik erweckte einen moralischen Eindruck, der die Feinde betroffen machte, die französischen Stimmungen in Italien neu belebte. So ließ Bonaparte den österreichischen Oberfeldherrn in dem Glauben, er komme, um geraden Weges auf Genua loszugehen, während er am 2. Juni in Mailand einzog. Die cisalpinische Republik erstand wieder von den Todten, die Po- und Adda-Linie ward besetzt, die reichen Magazine der Oesterreicher wurden französische Beute. Nun zögerte Melas nicht länger, seine Streitkräfte alle zu vereinigen, um durch einen entscheidenden Streich die weitere Ausbreitung dieser plötzlich wieder erstandenen französischen Macht zu hindern. Am frühen Morgen des 14. Juni brach die österreichische Armee aus Alessandria auf; die Hauptmacht, 14,000 Fußgänger und 6000 Reiter, von Melas selbst geführt, sollte **Marengo** nehmen. Um 9 Uhr entspann sich der Kampf. Der Angriff war nicht minder furchtbar als die Vertheidigung. Auf beiden Seiten fielen, wie einer der französischen Generale sagt, die Leute wie Hagel. Um 2 Uhr Nachmittags endete der erste Act dieser denkwürdigen Schlacht mit dem Rückzuge der Franzosen. Jetzt erst erschien Bonaparte selber auf dem Schlachtfelde und stellte, als die Kaiserlichen von Neuem vordrangen, die tapfern Grenadiere seiner Garde den Angriffen des Feindes entgegen. Diese Kerntruppen trotzten eine Zeit lang dem Feuer der feindlichen Infanterie und dem wiederholten Anstürmen der Reiterei, aber sie erlagen der Wucht des Angriffes, und der zweite Act der Schlacht schloß mit dem Rückzuge der Franzosen ab, wie der erste. Aber selten ist ein gewichtigerer Sieg durch einen einzigen Mißgriff unerwarteter dem Sieger aus der Hand gewunden worden. Der alte Melas, durch die Mühen des Kampfes und eine leichte Wunde erschöpft, ging nach Alessandria zurück und sandte schon Boten ab, den erfochtenen Sieg zu verkünden. Bonaparte's letzte Hoffnung war auf Desaix und seine Division gestellt; er hatte dieselbe gegen Novi entsendet, um den Weg nach Genua zu bewachen, und ohne das Anschwellen eines Bergbaches wäre Desaix in dieser Richtung so weit vorgerückt, daß ihn der Ruf des ersten Consuls nicht mehr auf die Ebene von Marengo hätte zurückführen können. So kam er in dem Moment, gegen 5 Uhr, wo sich die geschlagene Armee sammelte. Die Oesterreicher wichen vor dem ersten Stoße, aber sie sammelten sich, gingen von Neuem vor und Desaix sank, von einer Kugel getroffen, zu Boden. Abermals drangen die kaiserlichen Grenadiere

siegreich vor. Da fiel Kellermann mit einem gewaltigen Reiterangriffe in die Flanke des Feindes, warf die vorgedrungenen Colonnen in die Flucht und nahm den Führer selbst, General Zach, gefangen. Wie es häufig zu geschehen pflegt, wenn ein ganz plötzlicher Umschwung des Glückes eintritt, fiel nun ein panischer Schrecken über die österreichische Armee; nur wenige Bataillone leisteten noch Widerstand, die Masse ließ sich von der Flucht fortreißen, nachdem der blutige Tag fast ein Drittel der Streitkräfte aufgezehrt. In der glänzenden Reihe napoleonischer Siege gibt es keinen, an dem der Imperator weniger unmittelbaren Antheil gehabt hätte, als an dem Erfolge von Marengo, und doch hat dieser Sieg ihn in den Augen der Welt mit unsterblichem Ruhme umgeben, ihm an einem Tage fast die ganze verlorene Frucht von 1796 zurückerstattet, seine neugegründete Gewalt in Frankreich befestigt und den Grundstein gelegt zu dem kommenden Kaiserreich.

Schon am Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und Oesterreich ließ sich, auf Napoleon's Anerbieten, in Friedens-Unterhandlungen ein, die freilich zu keinem Resultate führten, aber doch Zeit und Gelegenheit zu neuen Rüstungen gaben, und zu diesem Zwecke wurde noch eine Verlängerung des Waffenstillstandes um den Preis von drei Reichsfestungen (Philippsburg, Ulm, Ingolstadt) nachgesucht und erlangt. Dadurch ward Bonaparte vollends Herr von Süddeutschland. An dem Tage (26. November), an welchem der Waffenstillstand abgelaufen war, brach das kaiserliche Heer unter der Führung des 18jährigen Herzogs Johann, der sich den Vortheil einer kühnen Offensive nicht entgehen lassen wollte, über den Inn hervor und gewann bei Ampfing (1. December) über den linken Flügel der Franzosen durch Ueberraschung und größere Zahl einen kleinen Vortheil, der nur dazu beitrug, im österreichischen Hauptquartier die richtige Beurtheilung der eigenen wie der feindlichen Situation zu verwirren. Man glaubte, fortan es nur mit der Verfolgung des Nachtrabs des von Ampfing zurückziehenden Feindes zu thun zu haben und zog so auf grundlosen Waldwegen und unter dichtem Schneegestöber in die Defileen von Hohenlinden (3. December), wie der Gegner, Moreau, es berechnet hatte. Vorn zurückgeworfen, unversehens auch im Rücken und von der Seite angegriffen, in der Enge des Waldes außer Stande, sich recht zu entfalten, geriethen die Oesterreicher bald in grenzenlose Verwirrung. Es war die furchtbarste Niederlage, welche sie in den beiden Revolutionskriegen erlitten hatten.

In Italien hatten die Oesterreicher sich nach den unglücklichen Ereignissen vom Juni zwar verstärkt und, wieder gegen 90,000 M. stark, unter Bellegarde's Führung hinter dem Mincio gesammelt, allein es war keine Aussicht, daß man die Scharte von Marengo auswetzen werde. Macdonald überstieg unter unsäglichen Schwierigkeiten den mit Schnee und Eis fast verschütteten Splügen (December), um durch das Veltlin den Weg nach Südtirol zu gewinnen und dort die Bewegungen zu unterstützen, die durch die Haupt-

armee unter Brune am Mincio vorgenommen werden sollten. Hier wurde auch jetzt, wie 1796, das Schicksal des Krieges entschieden. In zwei heißen Kampftagen (25. und 26. December) ward der Strom an zwei Stellen von den Franzosen forcirt, und sie brachen gegen die Etsch auf.

In dieser verzweifelten Situation konnte der jetzt als Oberfeldherr berufene Erzherzog Karl nicht daran denken, mit den Truppen, wie er sie an der Traun und Enns vorfand, den Kampf fortzusetzen; zum zweiten Male ward ihm vom Schicksal auferlegt, die Erbschaft fremder Fehler anzutreten und Frieden zu schließen, wo die Mittel des Kampfes und Sieges durch Andere verscherzt worden waren. Der Waffenstillstand, den er zu Steyer schloß (25. December), gab Oesterreichs letzte Stützen der Vertheidigung hin. Die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein, die Scharnitz und alle andern befestigten Punkte in Tirol wurden den Franzosen übergeben. Nicht nur der Süden und Westen des Reiches, sondern ein großer Theil der österreichischen Erblande selbst, die Lande bis über die Enns hinaus, Theile von Steiermark, Illyrien und ganz Tirol waren in französischen Händen; es war die Frage, welchen Friedens-Bedingungen Oesterreich nach diesem Waffenstillstande noch seine Zustimmung versagen konnte.

In Paris war auf nachgiebige Stimmungen weniger als je zu rechnen. Denn zu den letzten glücklichen Waffenthaten war ein neuer glänzender Erfolg hinzugekommen: das enge Einverständniß mit Rußland. Nachdem es dem ersten Consul einmal gelungen war, überhaupt einen Weg der Annäherung an den Zaren Paul zu finden, ward es ihm nicht mehr schwer, den leidenschaftlichen, unberechenbaren Mann mit eben solcher Heftigkeit in die Bahnen einer entgegengesetzten Politik zu treiben, wie derselbe 1798—1799 der Heißsporn der Coalition gewesen war. Der Groll gegen England und Oesterreich war durch die Kriegführung von 1799 in Paul einmal geweckt, und es fehlte nicht an Anlaß, ihn zu nähren. Meisterhaft wußte Bonaparte seine Wünsche dem Zaren einzuflößen, so daß dieser sie wie seine eigenen Gedanken und Interessen geltend machte. Die Rheingrenze mit Entschädigungen für die erblichen Fürsten, der Grundsatz der Säcularisationen, die sogenannte Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Sardiniens und Neapels, die Etschgrenze für Oesterreich, so lautete das Gutachten, das jetzt in Paris als Paul's Ansicht kundgegeben ward, während es im Grunde mehr eine in Petersburg angebrachte Eingebung Bonaparte's war.

So blieb dem österreichischen Unterhändler, Graf Cobenzl, nichts übrig, als nachzugeben und am 9. Februar 1801 den Frieden zu Luneville zu unterzeichnen, nicht allein im Namen des Kaisers, sondern, wie Bonaparte gebot, auch zugleich für das deutsche Reich, selbst ohne Vollmacht des Reichstages, wie dies allerdings auch nach dem spanischen Erbfolgekriege geschehen war. Der Vertrag beruhte auf den Grundlagen des Friedens von Campo-Formio. Der Thalweg der Etsch blieb auch jetzt die Grenze Oesterreichs und

dieses behielt Istrien, Dalmatien, Venedig und dessen Dependenzen im Adriatischen Meere. Nur die Vertreibung der mit Oesterreich verwandten Fürsten aus Italien war eine wichtige neue Einräumung für Frankreich; sie wies den österreichischen Einfluß aus der Halbinsel hinaus und gab den Kirchenstaat, Neapel, Sardinien isolirt den Franzosen preis. Die Entschädigung des Herzogs von Modena war auf den Breisgau, die Toscana's ebenfalls auf deutsches Gebiet angewiesen. Der Thalweg des Rheines sollte die Grenze zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche bilden; die erblichen Fürsten, welche sich auf dem linken Rheinufer außer Besitz gesetzt finden, sollten durch das Reich entschädigt werden. Die Dynastieen also wurden entschädigt, das Reich verlor; die Fürsten erhielten so viel und noch mehr, als sie eingebüßt, die Nation in ihrer Gesammtheit erlitt einen Verlust (von 1150 □-Meilen mit 3½ Mill. Bewohnern), der ihre politische Unabhängigkeit bedrohte, da ihre Grenzen fortan schutzlos und offen lagen. Eine rechte Freude über den Frieden ist darum auch nicht laut geworden; man pries das Ende des Krieges, allein der Preis des Friedens ließ die Ahnung aufkommen, daß bei dem Uebergewichte Frankreichs und der Eroberungslust seines militärischen Dictators dieser Friede nicht viel mehr Dauer verspreche, als der vorausgegangene.

---

97. Der Reichsdeputations-Hauptschluß und die Säcularisation.

(Nach Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte.)

Schon am 6. März 1801 kam zu Regensburg das Reichsgutachten zur Annahme des Luneviller Friedens in einer einzigen Sitzung — was unerhört in der Reichstagsgeschichte war — zu Stande; so lebhaft und allgemein war das Verlangen nach Befreiung von den Leiden und Lasten des Kriegsstandes. Nur der Kaiser schien eher Verzug zu wünschen, da er die Reichsversammlung aufforderte, über ihre Mitwirkungsart bei der gänzlichen Berichtigung des Reichsfriedensgeschäftes sich gutachtlich zu äußern. Erst am 2. October kam ein zweites Reichsgutachten zu Stande, welches auf Errichtung einer mit unumschränkter Vollmacht versehenen Reichsdeputation von acht Mitgliedern zur Vollendung des Reichsfriedensgeschäftes antrug.

Die Hauptsache aber zog sich nach Paris, wohin Kleine und Große sich drängten, um bei Bonaparte und Talleyrand, zunächst aber bei deren Dienern und Schreibern, um Antheil an dem Raube der geistlichen Fürsten und freien Städte zu betteln. Damals sind in Paris bei Unterbeamten, die in Dachstuben wohnten, deutsche Landschaften und Städte erhandelt worden. Bei fortgesetzter Zögerung des Kaisers, die Reichsdeputation einzuberufen, wurde

der Entschädigungsplan von den Ministern Frankreichs und Rußlands ins Reine gebracht. Preußen schloß am 23. Mai 1802 in Paris einen besondern Vertrag mit Frankreich, welcher ihm die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld, die Stadt und das Gebiet von Erfurt, die Stadt Münster mit einem großen Theile des gleichnamigen Bisthums, die Reichsabteien Quedlinburg, Elten, Essen und Werden, die Reichsstädte Goslar, Nordhausen und Mühlhausen, zusicherte und zugleich bestimmte, daß, um allen Hindernissen zu begegnen, die Interessenten nicht erst die Genehmigung des deutschen Reiches abzuwarten hätten. Darauf ließ der König von Preußen die ihm zugesprochenen Länder durch allmähliches Einrücken preußischer Truppen in Besitz nehmen. Dasselbe that Baiern, welchem durch einen am 24. Mai nach dem Vorgange Preußens in Paris geschlossenen Vertrag die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Passau, Freisingen, Eichstädt und Augsburg zugesprochen worden waren.

Durch ein kaiserliches Hofdecret vom 2. August 1802 wurde nun endlich die Reichsdeputation zusammenberufen und die Reichsvollmacht für dieselbe von der Reichsversammlung dahin ertheilt, die im Luneviller Friedensschlusse einer besondern Uebereinkunft vorbehaltenen Gegenstände einvernehmlich mit der französischen Regierung zu erledigen. Aus einem Berichte Talleyrand's an den ersten Consul erfuhr die deutsche Nation, wie es gekommen, daß diese Entscheidung über das Schicksal so vieler Millionen Deutscher in die Hände der Franzosen und Russen gefallen war. „Nachdem mehr als ein Jahr verflossen, ohne daß irgend ein Anfang zur Vertheilung der Entschädigungen gemacht worden, sei die französische Regierung mit Reclamationen der bei den Entschädigungen betheiligten Fürsten angegangen worden, und auch der russische Kaiser habe den Wunsch empfunden, zur Erhaltung des hergestellten Friedens das Seinige beizutragen. Da Beide eingesehen, daß die völlige Ausführung des Luneviller Friedens nur durch den Einfluß zweier dabei gar nicht interessirten Mächte bewirkt werden könne, so hätten sie sich entschlossen, die Angelegenheiten Deutschlands zu vermitteln und durch ihre Dazwischenkunft dasjenige zu Stande zu bringen, was von der eigenen Berathschlagung des deutschen Reichskörpers vergebens erwartet worden sei."

Der Entschädigungsplan wurde am 17. August von den Gesandten der beiden Vermittler dem Reichstage übergeben und der Deputation eine zweimonatliche Frist zu Erledigung der Sache mit dem Eröffnen gesetzt: „Es sei der Wille des Kaisers von Rußland und des ersten Consuls, daß keine Abänderung der zwischen ihnen getroffenen Bestimmungen Statt finden dürfe." Der Kaiser versagte aber dem hiernach abgefaßten Deputationsschlusse die Ratification. Dieser Schritt würde jedoch ohne Wirkung geblieben sein und nur die Ohnmacht des Reichs-Oberhauptes zur Schau gestellt haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, den dringenden Vorstellungen, die er in

Paris und Petersburg anbringen ließ, Eingang zu verschaffen. Das Ergebniß derselben war ein Vertrag vom 26. December 1802, in welchem der erste Consul mit Zustimmung Rußlands bewilligte, daß Oesterreich als Entschädigung für den Breisgau in Schwaben, welches es an den Herzog von Modena zur Vererbung an seinen Eidam, den Erzherzog Ferdinand, jüngsten Sohn Maria Theresia's, abtrat, die Bisthümer Trient und Brixen erhielt, wogegen der Kaiser alle seit dem Luneviller Frieden von Frankreich in Italien vorgenommenen Veränderungen anerkannte. Darauf kam am 25. Februar 1803 der Hauptschluß zu Stande.

Nach den darin enthaltenen Festsetzungen erhielt Oesterreich in der schon angegebenen Weise die Bisthümer Trient und Brixen, der Großherzog von Toscana für sein in Italien verlorenes Land Salzburg, Berchtesgaden und Stücke der Bisthümer Passau und Eichstädt mit dem Titel: Kurfürst von Salzburg. — Preußen erhielt für die 48 □-Meilen, die es von seinen jenseit des Rheines gelegenen Besitzungen verlor (siehe S. 592), diesseits 181 □-Meilen wieder. Eine so reiche Entschädigung, welche zugleich den Einfluß Preußens über ganz Mittel- und Norddeutschland verzweigte, erhielt dieses deßhalb, weil ihm die Rolle eines Alliirten von Frankreich zugedacht war. — Baiern erhielt für die auf beiden Ufern des Rheines gelegene Pfalz und die Herzogthümer Jülich und Zweibrücken, die mit dem Hauptlande grenzenden oben angegebenen Bisthümer, eine Menge kleinerer Stifte und viele Reichsstädte. — Baden, welches nur 8 □-Meilen verloren hatte, bekam eine Entschädigung von 60 □-Meilen in dem Bisthum Constanz, in den Resten der Bisthümer Speier, Basel und Straßburg und in dem rechtsrheinischen Theile der Pfalz mit den Städten Heidelberg und Mannheim. Diese Begünstigung beruhte zum Theil auf Familien-Verhältnissen, denn die drei Enkelinnen des Markgrafen Karl Friedrich von Baden waren die Gemahlinnen des Kaisers von Rußland, des Königs von Schweden und des Kurfürsten von Baiern. — Hessen-Cassel erhielt in vier mainzischen Aemtern vier- bis fünfmal mehr, als es verloren, Hessen-Darmstadt für 33 verlorene □-Meilen 90 □-Meilen, der Fürst von Oranien-Nassau für die in Holland verlorene Erbstatthalterschaft und seine dasigen Erbgüter die Bisthümer Fulda und Corvei nebst vielen Abteien und die Reichsstadt Dortmund, Hannover, in Folge der inzwischen durch den Frieden zu Amiens erfolgten Aussöhnung Englands mit Frankreich, das Bisthum Osnabrück, der mit Rußland verwandte Herzog von Holstein-Oldenburg das protestantische Bisthum Lübeck.

Außer dem nach Salzburg verpflanzten Großherzoge Ferdinand von Toscana erhielten auch Württemberg, Baden und Hessen-Cassel die kurfürstliche Würde. Dafür gingen zwei geistliche Kurfürstenthümer, Köln (dessen Besitzer, Erzherzog Maximilian, 1801 gestorben war) und Trier, gänzlich ein. Auch der Kurfürst Karl Friedrich Joseph von Mainz war (1802) noch vor

Beendigung der Reichsdeputations-Verhandlungen gestorben; doch gelang es dem Coadjutor von Dalberg durch seine Verbindungen und seine Schmiegsamkeit, dieses Erzstift mit dem Erzkanzler-Amte und dem Fürstenthum Aschaffenburg nebst den dazu geschlagenen Reichsstädten Regensburg und Wetzlar aufrecht zu erhalten. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz wurde nach Aschaffenburg verlegt.

Der Deutsche Orden und der Malteserorden wurden der Säcularisation nicht unterworfen, sondern erhielten für ihre auf der linken Rheinseite erlittenen Verluste Entschädigung durch die Güter unmittelbarer und mittelbarer geistlicher Stifte. Alles Eigenthum der andern Bisthümer, Abteien, Klöster und Gestifte, gleichviel ob katholischer oder evangelischer, kam in die Hände der Weltlichen mit der Verpflichtung, den seitherigen Inhabern angemessene Pensionen zu zahlen. Von 52 Reichsstädten kamen 4 an Frankreich: Aachen, Köln, Worms und Speier; 42 wurden erblichen Oberherren zugewiesen und nur 6, größtentheils solche, welche über bedeutende Summen zu verfügen hatten, behaupteten sich: Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg.

Die päpstliche Curie, welche wieder in Rom war, seit Pius VII. (am 14. Mai 1800 von den in Venedig versammelten Cardinälen erwählt), nach dem Verschwinden der römischen Republik, die Hauptstadt der Kirche wieder in Besitz genommen und nach dem Wechsel des Kriegsglücks Gnade und Anerkennung bei Bonaparte gefunden hatte, verbarg damals ihren Unwillen über die Statt gefundenen Säcularisationen, die sie als einen an der Kirche begangenen Raub betrachtete. Zehn Jahre später, auf dem Congresse in Wien, hat der Legat Pius' VII. die Wiederherstellung der Fürstenthümer in Deutschland, die man der Kirche geraubt und weltlichen Fürsten, katholischen und sogar nichtkatholischen, zugetheilt habe, und die Herausgabe der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit, sowohl der weltgeistlichen als auch der regulären beiderlei Geschlechts, zu der Verwendung, zu der sie ursprünglich bestimmt waren, in einer vom 17. November 1814 datirten Note wiedergefordert, und als dieser Forderung nicht gewillfahrt wurde, wider alle der römischen Kirche nachtheiligen Verfügungen und Beschlüsse des Congresses, durch welche der Deputations-Receß im Wesentlichen bestätigt wurde, protestirt.

98. Die Consular-Regierung in Frankreich.

(Nach Karl Friedrich Ernst Ludwig, Geschichte der letzten 50 Jahre, bearbeitet vom Herausgeber.)

Im ersten Jahre seiner Regierung als erster Consul entwickelte Bonaparte eine weise Mäßigung gegen die verschiedenen Parteien und that Alles,

sie zu versöhnen. Er rief die Geächteten vom 18. Fructidor mit wenigen Ausnahmen, worunter Pichegru, zurück und stellte solche, die mehr Gegner des Conventes als der Revolution gewesen waren, an. Nicht minder gewann er die meisten Anführer der Vendeer und schloß mit ihnen einen Vergleich, vermöge dessen sich jene der Republik unterwarfen. Auch den Banden in der Bretagne bot er Verzeihung an; doch nur wenige nahmen sie an; vielmehr entwarfen mehrere Chouans den Plan, den ersten Consul zu ermorden. Es gelang ihren gewählten Werkzeugen, unentdeckt nach Paris zu gelangen. Die Schwierigkeit aber, an des Consuls Person zu kommen, bestimmte sie zu einem schauderhaften Complot, vermöge dessen man dem schlechten Zwecke noch die wahrscheinliche Vernichtung und Verstümmelung vieler Unschuldiger beigesellte. Man bezeichnete ihre teuflische Vorrichtung mit dem Namen „Höllenmaschine". Sie erfuhren, daß Bonaparte am 21. Dec. 1800 durch die Straße St. Nicaise in die Oper fahren würde, legten daher ein Faß mit Pulver auf einen kleinen Karren, der so gestellt war, daß er die Durchfahrt, nach ihrer Meinung, völlig sperrte, und Saint Regent hatte es übernommen, in einem nahe gelegenen Hause durch Anziehen einer Schnur, welche die Lunte zum Pulver brachte, dieses zu entzünden, sobald er das Zeichen der Annäherung des Consuls erhalten würde. Bonaparte traf zur angegebenen Stunde ein; wie durch ein Wunder aber rettete den Bedrohten das gewohnte blitzschnelle Fahren und die große Geschicklichkeit seines Kutschers, der zwischen dem Karren und der Mauer durchfuhr, ohne auch nur eine Secunde anzuhalten. Der Wagen war kaum am Ende der Straße, als die fürchterliche Explosion erfolgte und das Quartier St. Nicaise mit Trümmern bedeckte, im Wagen aber nur noch die Gläser zerschellte. Der erste Consul erschien gleichwohl noch einige Zeit in der Oper mit äußerlich großer Fassung. Er und der Polizeiminister Fouché, der sich einer Art von Allwissenheit rühmte, schrieben anfänglich den Demokraten die Schuld zu. Viele wurden auf diesen bloßen Verdacht verhaftet und auf ein in der Nacht verlangtes und gehorsam gegebenes Senatus-Consult 130 Personen deportirt. Dann entdeckte man die wahren Urheber des Complots, wovon einige zum zweifach verdienten Tode verurtheilt wurden. Bei dieser Gelegenheit führte der erste Consul die speciellen Militärgerichtshöfe ein.

Nach dem schon mit dem deutschen Kaiser und Reiche der Friede zu Luneville (9. Februar 1801) abgeschlossen war (s. S. 631), sprach sich auch in England die öffentliche Stimme laut und allgemein für den Frieden aus. Aber erst als die britische Herrschaft auf dem Mittelmeere durch die Eroberung von Malta (1800) und durch die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten (s. S. 613) gesichert schien, und als Pitt, der sich durchaus zu keinem Frieden mit Frankreich verstehen wollte, aus dem Ministerium geschieden war, kam nach langen Verhandlungen (25. März 1802) der Friede zu Amiens zu Stande. Großbritannien gab der französischen Republik und ihren Alliirten,

dem Könige von Spanien und der batavischen Republik, alle im bisherigen Kriege gemachte Eroberungen, mit Ausnahme der Insel Trinidad und der holländischen Besitzungen auf Ceylon, zurück. Die Besitzungen der osmanischen Pforte sollten in ihrer Integrität, wie sie vor dem Kriege gewesen, erhalten werden. Die Republik der 7 jonischen Inseln, welche bei der Zertrümmerung der Republik Venedig 1797 an Frankreich gekommen, aber nachher wieder von den vereinigten Türken und Russen erobert und zu einer besondern Republik unter türkischer Oberhoheit erhoben worden war, wurde von allen contrahirenden Mächten anerkannt. Die Inseln Malta, Gozzo und Comino sollten dem Orden des heiligen Johannes von Jerusalem zurückgegeben werden, dergestalt, daß die Ordensritter sogleich nach erfolgter Ratification nach Malta zurückkehren und zur Wahl eines Großmeisters schreiten sollten. Die französischen Truppen sollten das Königreich Neapel und den römischen Staat, und eben so die Engländer alle Häfen und Inseln, die sie im Mittelländischen und Adriatischen Meere inne hätten, räumen.

Frankreich hat die Friedensbedingungen gegen England erfüllt; England dagegen behielt Malta unter dem Vorwande, daß die Unabhängigkeit der Insel bei deren Zurückgabe an den Orden durch eine europäische Macht verbürgt werden solle, diese Bürgschaft aber sich nicht finden wolle.

Mit dem Papste Pius VII. ward ein Concordat am 15. Juli 1801 in Paris abgeschlossen, anfänglich aber geheim gehalten und erst am 2. April 1802 den gesetzgebenden Versammlungen vorgelegt, als, nach gewaltsamer Purification und Reduction des Tribunats, keine Opposition mehr zu fürchten war. Dadurch wurden 9 Erzbisthümer und 40 Bisthümer mit Capiteln geschaffen und die Geistlichkeit wieder unter die Herrschaft des Papstes gestellt; zugleich die vier großen Religionsfeste und der Sonntag wieder eingeführt und die Regierung hörte auf, das Dekaden-System zu befolgen, das von der Zeit an denn allmählich außer Gebrauch kam. Dem Concordate folgte der Entwurf zur Stiftung der Ehrenlegion, mit 15 Cohorten lebenslänglicher Mitglieder; der Reiz dieser Auszeichnung wurde noch durch damit verbundene Einkünfte erhöht. Als der Vorschlag vorläufig im Staatsrathe erörtert wurde, mißbilligte Berlier eine dem Geiste der Republik so widersprechende Institution und sagte ohne Rückhalt: „Diese Art von Auszeichnung sei das Spielzeug der Monarchie.“ Darauf gab der erste Consul die merkwürdige Antwort: „Ich fordere Jeden auf, mir eine alte oder neue Republik zu zeigen, in der es keine Auszeichnungen gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug. Nun ja, mit Spielzeug leitet man die Menschen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Zehn Revolutions-Jahre haben die Franzosen nicht geändert; sie haben nur ein Gefühl, die Ehre. Diesem Gefühle muß man also Nahrung geben, sie bedürfen Auszeichnungen.“

Fast gleichzeitig geschah ein weiterer Vorschritt zur festeren Begründung

von Bonaparte's Obergewalt oder vielmehr Alleingewalt: durch ein bloßes Senatus-Consult ward am 6. Mai 1802 Bonaparte auf weitere 10 Jahre, und schon 3 Monate darauf (am 2. Aug. 1802) auf Lebenszeit zum Consul ernannt. Dieses Senatus-Consult erfolgte jedoch nicht nach der bloßen Entscheidung des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers, sondern auch durch Abstimmung des Volkes, mittels dazu bei allen Municipal-Behörden überall in ganz Frankreich niedergelegter Protocolle, worin ein Jeder seine Abstimmung niederzulegen aufgefordert war; die Mehrheit der Stimmenden war begreiflich für den Vorschlag, von den Nichtstimmenden ward, nach dem römischen Rechtsgrundsatz: qui tacet, consentire videtur, die Zustimmung angenommen. In Harmonie mit diesem Decret versäumte man nicht, auch die Constitution noch mehr in monarchischem Sinne zu modificiren. Nach der fünften Constitution vom 3. August 1802 wurden die Wahlmänner auf Lebenszeit ernannt; der erste Consul konnte ihre Zahl vermehren. Der Senat erhielt das Recht, die Institutionen zu verändern, das Geschworenen-Gericht zu suspendiren, die Departements außer der Constitution zu erklären, die Urtheile der Gerichte, wenn sie die Sicherheit des Staates gefährden, umzustoßen, den gesetzgebenden Körper und das Tribunat aufzulösen.

Alles, was dem ersten Consul jetzt Verderben zu bereiten strebte, schien nur eine neue Stufe zu weiterer Machtvergrößerung für ihn werden zu wollen. Die ausgewanderten Chouans hatten seit dem verunglückten Versuche mit der Höllenmaschine factisch nichts mehr unternommen, darum indessen ihre Absichten nicht verändert, sondern nur vertagt. Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England (s. Nr. 99) regte sie zu neuen Unternehmungen an. Wohl nicht ohne Mitwissen des damaligen britischen Cabinets spann sich zu London eine Verschwörung an, zu deren Vollführung der General Pichegru und Georges Cadoudal heimlich an der französischen Küste landeten und eben so heimlich (so schmeichelten sie sich wenigstens) sich nach Paris begaben, wo Moreau, den die öffentliche Meinung als den Würdigsten an die Spitze der Gegenpartei stellte, mit Beiden mehrere Unterredungen hatte. Ob Moreau Bonaparte nur verdrängen wollte, um auf eine oder die andere Weise in seine Rolle zu treten, ohne eigentlich die Restauration oder die Republik zu bezwecken, dürfte schwer zu bestimmen sein. Wie dem aber auch sei, das Complot war wahrscheinlich der Regierung schon längst bekannt und willkommen. Es scheint, daß die Verschwörer sich zuletzt dahin geeinigt hatten, nur erst gemeinschaftlich die bestehende Regierung zu stürzen und das Weitere einstweilen von den Umständen zu erwarten. So fielen sie, man darf wohl sagen, durch eigene Verblendung in Bonaparte's Hände. Georges Cadoudal wurde in der Nähe der Tuilerieen, als Holzhacker verkleidet, ergriffen; Pichegru, von einem ehemaligen, von ihm mit Wohlthaten überhäuften Kammerdiener gegen ein schmähliches Blutgeld ausgeliefert und Moreau auf Bonaparte's Befehl bei hellem Tage unter den Augen des Volkes von Paris

verhaftet. Sämmtliche als Verschworene Angeklagte, besonders aber die drei Genannten wurden fleißig verhört, ohne daß anfänglich etwas von den Aussagen bekannt wurde, als das neugierige Publicum plötzlich durch die Nachricht überrascht wurde, daß man Pichegru in seinem Gefängniß erdrosselt gefunden habe. — Bonaparte glaubte, nach wohl nicht unbegründeten Nachrichten vom Ab- und Zugehen englischer Unterhändler und verdächtiger Emigranten, der Herzog von Enghien habe das Complot geleitet. In Folge dessen wurde er in der Nacht vom 15. März auf badischem Gebiete im Schlosse Ettenheim von einer Schwadron französischer Reiterei überfallen, gewaltsam nach Straßburg entführt und von da nach Vincennes gebracht, wo er, nach kaum einigen Stunden ihm gegönnten Schlafes, vor eine Militär-Commission gestellt, ohne Vertheidiger zum Tode verurtheilt und im Schloßgraben erschossen wurde. Diese That geschah noch in derselben Nacht, und zwar einer so dunkeln Nacht, daß man ihm eine Laterne auf der Brust befestigte, damit die Soldaten ihr Ziel nicht verfehlten, und der erlauchte Sprößling des berühmten Zweiges der Condé wurde augenblicklich, bekleidet wie er war, in ein schon am Abend zuvor gegrabenes Grab gesenkt. Schwere Beschuldigungen sind besonders gegen Talleyrand, der dieses Opfer für nothwendig erklärt haben soll, wie gegen Murat, der die Expedition nach Vincennes militärisch leitete, erhoben worden. Es wird behauptet, daß noch in der Nacht ein Bericht nach Paris gegangen, dieser aber von Talleyrand dem ersten Consul bis zum Morgen, d. h. bis nach Vollstreckung des Urtheils, vorenthalten worden sei, und die Vertheidiger des Letztern wollen wissen, daß er von Zorn und Schmerz ergriffen gewesen wäre, als er erfahren, daß kein Beweis und Eingeständniß der Mitverschwörung erlangt worden sei und der Prinz gefordert habe, ihm zu einer Unterredung persönlich gegenüber gestellt zu werden.

Die Gewaltthat an dem Herzog von Enghien machte in ganz Europa den tiefsten Eindruck; zumal in Deutschland kann man diese Epoche als einen Wendepunkt in der Gesinnung betrachten. Napoleon's wärmste Anhänger fielen von ihm ab, und von da an datirt sich die Verbreitung und das begierige Verschlingen von bittern Gegenschriften, die zum Theil zwar weder Wahrheit beabsichtigten noch enthielten, aber dennoch seinen Nimbus bei der Menge zerstörten. Anders war es in Frankreich, wo bei der Menge die Bourbonen und ihre Versuche zur Herstellung der unumschränkten Monarchie immer noch gehässig waren. So wurde es Bonaparte leicht, die Verschwörung zur Stufe zu machen, um vom Consulate auf den Kaiserthron zu steigen. Schon am 27. März 1804 schickte der Senat, als ihm das Complot mitgetheilt wurde, eine Deputation an den ersten Consul. Der Präsident François de Neufchateau sprach: „Bürger, erster Consul! Sie gründen eine neue Zeitrechnung, aber Sie müssen solche verewigen: der Glanz ist nichts ohne Dauer. Sie werden von der Zeit gedrängt, von den Ereignissen, von Verschworenen und Ehrgeizigen;

Sie können die Ereignisse beherrschen, die Ehrgeizigen entwaffnen, ganz Frankreich beruhigen, indem Sie ihm Institutionen geben, die Ihr Gebäude befestigen und für die Kinder fortdauern lassen, was Sie für die Väter thaten. Bürger, erster Consul! Seien Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Bürger zu Ihnen spricht."

Bonaparte gab sich das Ansehen der Ueberraschung oder mindestens, als bedürfe er der Zeit zu reiflicher Ueberlegung. Vermuthlich wollte er den Eindruck beobachten, den der immer noch mit vorsichtiger Umschreibung ausgedrückte Vorschlag auf das französische Volk machen würde. Erst am 25. April 1804 antwortete er dem Senat aus Saint Cloud, wohin er sich zurückgezogen: „Ihre Mittheilung ist der Gegenstand meines beständigen Nachdenkens gewesen. Sie haben die Erblichkeit des höchsten Amtes für nöthig erachtet, um das Volk gegen die Complotte unserer Feinde und gegen die Unruhen, die aus dem Ehrgeiz von Nebenbuhlern entspringen, sicher zu stellen. Zugleich scheinen Ihnen mehrere unserer Institutionen der Vervollkommnung zu bedürfen. Ich fordere Sie also auf, mir Ihre Gedanken ganz zu offenbaren." Der Senat erwiederte hierauf am 3. Mai kurz und bestimmt: „Der Senat glaubt, daß es für das französische Volk vom höchsten Interesse sei, die Regierung der Republik Napoleon Bonaparte, als erblichem Kaiser, anzuvertrauen."

Nach dieser gemeinschaftlich einstudirten Einleitung begann ohne Verzug im Tribunat die Erörterung des Vorschlags, der mit entgegenkommender Bereitwilligkeit von der Mehrheit aufgenommen wurde. Nur Carnot hatte den Muth, jetzt wie immer, seiner Ueberzeugung getreu, gegen das vorgeschlagene Kaiserthum zu protestiren. Am 3. Mai faßte das Tribunat den Beschluß, daß Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen ernannt und die Kaiserwürde in seiner männlichen Nachkommenschaft in der Ordnung der Erstgeburt erblich sein sollte. Am 18. Mai erfolgten zwei Senatus-Consulte, das eine, die veränderte Verfassung enthaltend, das andere, die Erhebung Bonaparte's zum erblichen Kaiser aussprechend. Das letztere wurde noch an demselben Tage dem Erwählten durch eine Deputation überbracht. Bonaparte antwortete, „daß er die ihm übertragene Würde annehme, weil der Senat es so dem Heil des Volks für zuträglich halte; doch unterwerfe er die Erblichkeit der Bestätigung der Nation". Man zweifelte im Voraus nicht, daß sich eine große Zahl beifällig Stimmender finden und der Rest der Abgeneigten oder Gleichgültigen schweigen würde. Wirklich zeichneten sich über drei Millionen Zustimmender in die so lange wie möglich offen gehaltenen Protocolle ein. Diese Abstimmung, deren Resultat erst am Tage vor der Krönung überbracht wurde, hielt indessen die Ausführung der neuen Verhältnisse keinen Augenblick auf. Der neue Kaiser wurde sofort nach seiner Annahme in Saint Cloud proclamirt, und am 20. Mai erschien eine desfallsige Bekanntmachung mit dem Eingange: Napoleon von Gottes

Gnaden und durch die Wahl des Volkes Kaiser der Franzosen rc. Mittels modificirter Verfassung, welche kaum einen Schatten von Volksvertretung übrig ließ, wurde das neue Kaiserthum zugleich mit allem monarchischen Prunk umgeben. Es wurden Prinzen, Groß-Würdenträger, Marschälle, Kammerherren und Pagen creirt, Joseph und Ludwig Bonaparte als Prinzen von Geblüt anerkannt. Der bisherige zweite Consul Cambacères wurde zum Reichs-Erzkanzler, Lebrun zum Erz-Schatzmeister ernannt.

Jetzt erst stellte man die Verschworenen öffentlich vor Gericht. Georges Cadoudal ward mit 19 andern Mitschuldigen zum Tode verurtheilt. Pichegru hatte sich seinen Richtern durch den Tod entzogen. Moreau nebst vier Mitangeklagten wurde zu zweijährigem Gefängniß verdammt. Der neue Kaiser verwandelte die ausgesprochene Gefangenschaft in ein Exil, das Moreau in Nord-Amerika zu verleben versprach. Die edle, immer mild und weise auf ihren Gemahl einwirkende Josephine soll vorzugsweise dieses Resultat bewirkt haben. An ihr weiches Herz hatte sich die geängstigte Gattin Moreau's und nicht vergebens gewendet. Der also Gerettete begab sich nach Spanien; doch segelte er erst im nächsten Jahre von Cadix ab.

Nachdem auch dieser gefährliche Nebenbuhler vom Schauplatze abgetreten war, sah sich Bonaparte am Ziele seiner Wünsche. Der Papst Pius VII. kam in eigener Person nach Paris, der neuen Dynastie die höchste Weihe zu geben. Am 2. December 1804, an einem Sonntage, fand die lange und vielfach vorbereitete Krönung Statt. Das Ceremoniel war fast ganz nach den alten Gebräuchen (d. h. der Krönung der französischen Könige) geregelt. Der Kaiser fuhr, in Begleitung seiner Garde und seines neuen Hofstaates, mit seiner Gemahlin, Josephine, in einem mit acht weißen Pferden bespannten Wagen, über welchem eine Krone schwebte, nach der prachtvoll verzierten Metropolitankirche Notre-Dame, wo ihn der Papst, die Cardinäle, die Erzbischöfe und Bischöfe so wie alle hohe Staatsbehörden erwarteten. Mit dem kaiserlichen Mantel bekleidet, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, bestieg er einen in der Tiefe der Kirche errichteten Thron. Von hier holten ihn der Groß-Almosenier, ein Cardinal und ein Bischof ab und führten ihn an den Fuß des Altars. Nachdem der Papst ihn drei Mal, auf das Haupt und beide Hände, gesalbt hatte, führte er ihn selbst feierlich zum Throne zurück, und nachdem der Gesalbte den durch die Constitution vorgeschriebenen Eid auf das Evangelium geschworen hatte, rief der Wappenherold mit starker Stimme: „Der ruhmvollste und allerdurchlauchtigste Kaiser der Franzosen ist gekrönt und auf den Thron erhoben. Es lebe der Kaiser!" Sogleich hallte die Kirche von demselben Rufe der sie füllenden Menge wieder, das Geschütz donnerte und der Papst stimmte das Te Deum an. Mehrere Tage lang folgte ein Fest dem andern. Oesterreich und Preußen wetteiferten fast, die neue Monarchie in Frankreich anzuerkennen, doch nahm Kaiser Franz II., der das baldige Erlöschen der römischen Kaiserwürde

schon ahnte, ebenfalls für seine Erbstaaten den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich an (11. August 1804). Dagegen legte der Graf von Lille (nachmaliger König Ludwig XVIII.) von Warschau aus eine feierliche Protestation ein gegen Napoleon's Erhebung auf den französischen Thron, die er allen europäischen Höfen zustellen ließ; die meisten derselben nahmen keine Notiz davon. Nur vier Mächte verweigerten die Anerkennung: Schweden und die Pforte, welche freilich für jetzt kein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legten, aber auch Rußland und England. Rußland hatte sich bereits in einer in Regensburg übergebenen Note über die Verletzung des badischen Gebietes und über die an dem Herzog von Enghien verübte Gewaltthat sehr energisch ausgesprochen. England hatte, durch den wieder erneuerten Krieg, Bonaparte von jeder Rücksicht auf seine Zustimmung entbunden und in so fern seine Schritte zum Kaiserthron beschleunigt; aber man konnte die Wahrscheinlichkeit nicht verkennen, daß britischer Einfluß und Geld wohl bald wieder eine neue Coalition ins Leben rufen würden. Bonaparte, oder vielmehr von nun an Napoleon, schien dies Alles nicht zu beachten, er beeilte sich vielmehr, seine politischen Umgriffe fortzusetzen und die Vervollständigung seiner Macht mit List und Gewalt zu vollenden. So wie das Directorium alle umliegenden Staaten in Republiken zu verwandeln strebte, so wollte sie Napoleon jetzt wieder von der neu-französischen Monarchie direct oder indirect abhängig machen. Natürlich war sein Augenmerk zunächst auf Italien gerichtet. Die Staats-Consulta der cisalpinischen Republik beschloß, sie in eine erbliche Monarchie zu verwandeln und die Krone derselben Napoleon anzubieten. Die Krönung wurde auf den 26. Mai 1805 festgesetzt, und Bonaparte begab sich nach Mailand, um die alte Krone der Longobarden mit der neuen französischen Kaiserkrone zu vereinigen. Der Kaiser setzte sich selbst die eiserne Krone aufs Haupt mit den stolzen Worten: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet!“ Keine Anerkennung von irgend einer Macht wurde hinsichtlich dieses neugeschaffenen Königreiches und seines nunmehrigen Monarchen verlangt. Am 5. Juni ernannte dieser seinen Stief- und Adoptiv-Sohn, Eugen Beauharnais, zum Vice-König von Italien. Nach einer Rundreise in Ober-Italien, wo Fürstenthümer von ihm mit gehässigem Nepotismus an die Seinigen, die sich um die betroffenen Länder kein Verdienst erworben hatten (Piombino an seine Schwester Elise, Lucca an deren Gemahl Bacciochi), verschenkt und bisher unabhängige Staaten (Genua, Parma, Piacenza und Guastalla) gezwungen wurden, um Incorporirung wie um eine Gunst zu bitten, kehrte der sieg- und machttrunkene Monarch auf kurze Zeit in seine Hauptstadt zurück und begab sich dann in das Lager von Boulogne.

99. Der Krieg der dritten Coalition gegen Frankreich.

(Nach Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen, Johann Graf Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Schon (1803) ein Jahr nach dem Frieden von Amiens erneuerte sich der Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich, indem ersteres die Räumung Malta's verweigerte, wenn die Franzosen nicht gleichfalls Holland, Italien und die Schweiz aufgäben. In Folge dessen besetzte ein französisches Heer das Kurfürstenthum Hannover, als die einzige verwundbare Stelle Englands auf dem Festlande, zugleich ließ Napoleon die Weser und Elbe sperren und verbot die Einfuhr der englischen Waaren und Colonial-Producte in Frankreich — der Anfang seines sog. Continental-Systems. Eine andere französische Armee lagerte bei Boulogne, jeden Augenblick bereit, den Versuch einer Landung in England zu unternehmen. Hier war das schwache Ministerium Addington vom Schauplatz abgetreten, und William Pitt, erfüllt von ungebeugtem aristokratischem Haß gegen die Revolution und von Unversöhnlichkeit gegen Napoleon, lenkte wieder seit Mai 1804 das Staatsruder, welches er nach Abschluß des Friedens von Amiens aufgegeben hatte. Er sah voraus, daß Spanien früher oder später gezwungen sein würde, sich mit Napoleon gegen England zu verbünden; daher beschleunigte er den Ausbruch der Feindseligkeiten, die erst nach 12 Jahren (1803—1815) auf den Trümmern Napoleonischer Herrlichkeit ihren Abschluß finden sollten. Vier spanische Fregatten, mit reicher Ladung aus Amerika nach Spanien segelnd, wurden von vier englischen Fregatten angegriffen, drei genommen, die vierte flog in die Luft. Dieser Angriff dehnte nun den Seekrieg auch auf Spanien aus. Bis jetzt war der Krieg zwischen Frankreich und England zwar auf einem weiten Raume, aber nirgends mit den Kräften geführt worden, die eine Entscheidung bringen konnten. Eine Landmacht, ohne die erforderlichen maritimen Kräfte, focht mit einem Seestaate, dem die continentalen Mittel des Kampfes fehlten. Darum strebte Pitt mit aller Kraft dahin, daß ein neuer Krieg auf dem Festlande angefacht werde. Jedenfalls lenkte eine neue Coalition auf dem Festlande die Macht Bonaparte's von einem Angriffe auf die britische Insel ab. Zunächst ward eine Annäherung an Rußland erzielt. Das deutsche Entschädigungsgeschäft war der letzte Act gewesen, in welchem die beiden großen Mächte des Westens und Ostens einträchtig zusammengewirkt hatten. Als aber Kaiser Alexander I. Einsprache erhob gegen die Gewaltschritte, welche sich Napoleon in der auswärtigen Politik erlaubte, namentlich gegen die Besetzung Norddeutschlands, und die Ermordung des Herzogs von Enghien sowohl beim Regensburger Reichstage als in Paris zum Gegenstande der heftigsten Beschwerden machte, da wäre es sofort zum offenen Bruche gekom-

men, wenn nicht der Mangel an kriegerischer Vorbereitung Rußland davon abgehalten hätte.

Die Frage des Krieges lag jetzt vorzugsweise in der Hand der beiden deutschen Großmächte. Oesterreich hatte nicht geringere Beschwerden über die französische Politik zu führen, als Rußland. Die Verwandlung der cisalpinischen Republik in eine italienische, deren Präsident Bonaparte war, die Vereinigung Piemonts mit Frankreich, die Schöpfungen Bonaparte's im übrigen Italien, die Einmischung in der Schweiz, das waren Eingriffe in das bestehende öffentliche Recht Europa's, die das österreichische Interesse noch viel peinlicher berührten, als das russische. So gelang es denn jetzt dem russischen Bemühen, Oesterreich zu einer Defensiv-Allianz zu bewegen (Nov. 1804). Da sich auch Schweden (dessen König Gustav IV. seit der Katastrophe des Herzogs von Enghien Napoleon's Feind war) und England anschlossen, so war die dritte Coalition im Frühjahre 1805 gebildet, mit dem ausgesprochenen Zwecke, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuführen und durch Vertheilung der Eroberungen (auf einem Congresse) eine starke Grenze gegen Frankreich aufzurichten. Man bemühte sich nun noch eifrig um die thätige Mitwirkung Preußens, welches, nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Coalitions-Politik, noch immer glaubte, seine neutrale Stellung behaupten, vielleicht selbst durch seine Vermittelung den Ausbruch des Krieges ganz verhindern zu können.

Inzwischen ließen neue Uebergriffe der Bonaparte'schen Politik den Verbündeten keine Wahl mehr, ob sie Frieden halten oder zum Kriege schreiten wollten. Am 17. März hatte die italienische Republik dem Kaiser der Franzosen die eiserne Krone zu Füßen gelegt, und dieser verkündete vom Throne herab, er werde seiner Schwester das Fürstenthum Piombino ertheilen — der erste kleine Anfang Bonaparte'scher Dynastieen —, die ligurische Republik ward aufgehoben und Genua mit Frankreich vereinigt, eben so Parma, Piacenza und Guastalla, dagegen Lucca mit Piombino. Man war dazu gedrängt worden durch die unwiderstehlichen Bitten der Völker, „am Segen und Ruhm einer großen Nation Theil nehmen zu dürfen".

Napoleon hatte gehofft, der Krieg werde erst im nächsten Frühjahre beginnen; denn sein Gesandter in Wien berichtete, daß die Oesterreicher noch nicht gerüstet wären. Als er aber sah, daß die Russen sich nach Galizien in Bewegung setzten und daß also der Ausbruch der Feindseligkeiten nahe sei, gab er alle Landungs-Ideen auf; die große Armee bei Boulogne wandte sich um und eilte dem Rheine zu. Er war entschlossen, den Gegnern, die ihn zu überraschen meinten, mit einem gewaltigen Schlage zuvorzukommen. Die Kurfürsten von Baden und Württemberg, welche jüngst Erwerbungen mit Hülfe Frankreichs gemacht, schlossen in der lockenden Aussicht auf noch größere Beute mit Napoleon Allianzen und stellten Contingente zu seiner Armee. Auch Baiern, von Oesterreich seit Joseph II. so oft bedroht, schloß ein Schutz-

und Trutzbündniß mit Frankreich ab, so daß das feindliche Gebiet für Napoleon nicht am Rhein, sondern am Inn begann. Vergebens hatte er dagegen für eine Allianz zwischen Frankreich und Preußen letzterem den Besitz von Hannover angeboten. (Vgl. Nr. 100.)

Es galt nun vor Allem, die Feinde einzeln anzugreifen. Zu diesem Zwecke suchte Napoleon mit seinen drei Heeresabtheilungen von Boulogne, von Holland (Utrecht) und von Hannover rasch an die Donau zu gelangen, den rechten Flügel der Oesterreicher zu umgehen und ihn mit seiner Uebermacht (200,000 M.) zu erdrücken, bevor das russische Hülfsheer den Inn oder gar den Lech erreichte. Um die Oesterreicher zu täuschen, blieb er selber noch in Boulogne, als sei der Plan einer Landung in England nicht aufgegeben, während jede seiner Armeen unter hervorragenden Feldherren (Bernadotte, Marmont, Davoust, Lannes, Soult, Ney) nach der obern Donau zog, ohne daß die Oesterreicher eine Ahnung davon hatten, daß diese ungeheuren Vorbereitungen etwas mehr bezweckten, als die vorgespiegelte Ansammlung eines Observations-Corps (von 30,000 M.) bei Straßburg. Kaiser Franz II. übergab den Oberbefehl dem Namen nach seinem 25jährigen Vetter Ferdinand, dem Sohne des Herzogs von Modena (damals vom Breisgau), mit der Anweisung, dem Rathe des ihm beigeordneten Generals Mack zu folgen. Erzherzog Karl hatte den ihm fremden Kriegsschauplatz in Italien erhalten.

Als die Oesterreicher in Baiern einrückten, floh der Kurfürst Max Joseph nach Würzburg, während sein Heer den Weg nach Franken einschlug, um sich mit den Franzosen zu vereinigen. Als der arglose Mack einzelne Corps bis an den Lech und die Iller vorgeschoben hatte, glaubte er den Franzosen bis zur Ankunft der Russen widerstehen zu können. Den Angriff Napoleon's erwartete er in der Fronte vom Schwarzwalde her, wurde daher bitter enttäuscht, als Bernadotte mit dem sog. ersten Corps von Hannover her plötzlich, die preußische Neutralität nicht achtend, durch Anspach und Bayreuth marschirte, bei Würzburg die Baiern mit sich vereinigte und in seinem Rücken erschien. Mack hatte nunmehr zwei Auswege: er mußte sich entweder über die Donau nach Böhmen durchschlagen, oder sich nach Tirol zurückziehen. Beides war möglich, bedurfte aber eines raschen Entschlusses und kräftiger Durchführung. Mack aber war so verblendet, daß er auf verworrene Berichte hin glaubte, Napoleon weiche vor ihm zurück, weil die Engländer bei Boulogne gelandet wären, und alle Anstalten zur Verfolgung Napoleon's auf dessen muthmaßlichem Rückzuge an den Rhein traf, als dieser Ulm und die österreichische Armee bereits umstellt hatte. Auf Napoleon's Aufforderung zur Uebergabe raffte sich Mack noch so weit zusammen, die Forderung abzulehnen und einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Als aber die Stadt ein paar Stunden lang vom Michelsberge aus beschossen wurde, begab er sich selbst ins Napoleonische Hauptquartier und schloß die Capitulation ab (17. October), nach welcher Ulm mit der noch in 23,000 M. beste-

henden Besatzung den Franzosen überliefert wurde. Nur die Officiere wurden auf Ehrenwort in die Heimat entlassen. Dem Allem war die werthlose Clausel angehängt, wenn binnen 8 Tagen eine Ersatzarmee erscheine, so dürfe die Besatzung sich mit ihr vereinigen und frei abziehen. Mit dieser Clausel glaubte Mack sein Gewissen beruhigt.*)

Während die Donau-Armee kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt wurde, hatte sich die italienische unter dem Erzherzog Karl, statt eines Angriffskrieges, zu einem Vertheidigungskriege an der Etsch genöthigt gesehen, und, trotz einiger Vortheile gegen Massena, hatte die gehoffte Eroberung der Lombardei mit einem erträglichen Rückzuge nach Friaul geendet. — Gegen Ende October war der größere Theil (30,000 M.) des ersten russischen Heeres unter Kutusow am Inn angelangt, hatte sich jedoch, als die Nachricht von der Katastrophe Ulms durch Mack selbst überbracht wurde, auf das linke Donau-Ufer zurückgezogen, um die von Nordosten kommenden russischen Verstärkungen abzuwarten.

Napoleon hatte sofort nach der Uebergabe Ulms den Marsch gegen die Kaiserstadt angetreten. Hier war die Enttäuschung um so furchtbarer, je länger man sich in eiteln Träumen des Erfolges gewiegt hatte; der Hof, die Diplomatie und die Minister wanderten über Preßburg nach Mähren. Am 13. November näherten sich die Colonnen von Murat und Lannes der Hauptstadt, welche noch 13,000 M. Besatzung hatte. Ohne Schwierigkeit kamen sie durch die Leopoldsstadt bis zur Spitzbrücke, wo ein Officier mit der brennenden Lunte in der Hand bereit stand, dieselbe zu sprengen. Aber die Einfalt des Fürsten Auersperg, in dessen Hand die Leitung lag, vereitelte Alles. Die französischen Führer täuschten ihn mit der Versicherung, es sei ein Waffenstillstand geschlossen; er zog die Truppen zurück und die Franzosen besetzten Wien, wo nicht nur 2000 Feldstücke, 100,000 Gewehre und große Munitionsvorräthe die Beute des Siegers wurden, sondern auch eine starke Contribution mit so wenig Schwierigkeit eingetrieben ward, daß die französischen Bulletins die Gutmüthigkeit und Loyalität der Deutschen nicht genug rühmen können.

Mit der Eroberung Wiens und der deutschen Erblande war der zweite Act des Krieges zu Ende; der dritte begann auf einem andern Kriegsschauplatze und zum Theil mit neuen Kräften. Napoleon verlegte am 20. Nov. sein Hauptquartier nach Brünn, konnte aber dort vorerst nur 60-—70,000 M. vereinigen in Folge der großen Ausdehnung des Kriegsschauplatzes (vom Rhein bis nach Mähren und Ungarn) und seiner weit nach Osten vorgeschobenen Stellung im Feindeslande. Aber er wußte nicht nur die Friedens-

*) Mack wurde durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, aber das Urtheil durch den Kaiser auf Dienstentsetzung und zweijährige Festungsstrafe gemildert. Später (1813) ist er vollständig begnadigt und (1819) in den früheren Rang wieder eingesetzt worden.

vermittelung Preußens (durch Haugwitz) zu vereiteln, sondern auch seinen Gegnern im verbündeten Lager ganz die Gedanken einzuflößen, die seinem Zwecke entsprachen, so daß sie ihre sichere Stellung aufgaben und zum Angriff ein Schlachtfeld wählten, dessen Vortheile und Schwächen Napoleon und seine Feldherren gründlich durchforscht hatten. Die Oesterreicher und Russen, in der Meinung, daß Napoleon im Gefühle seiner Schwäche einer Schlacht ausweiche, entwarfen einen Angriffsplan, der den Feind von der Verbindung mit Wien und mit Böhmen abschneiden und ihn nach Norden werfen sollte. Es mag wohl sein, daß, wie Napoleon selber sagte, unsägliche Freude ihn erfüllte, als er am 1. Dec. den Plan der Feinde sich entwickeln sah, der ihm selbst den sichern Erfolg verhieß. Als er am Vorabend der Schlacht die Linien durchritt, empfing ihn begeisterter Jubel, man sah Hunderte von Freudenfeuern im Lager auflodern, die den Vorabend des Krönungstages und des nahen Sieges zu feiern schienen.

Am 2. Dec. 7 Uhr Morgens begann der Angriff der Verbündeten auf die Stellung des rechten französischen Flügels, aber der Kampf schwankte den größten Theil des Morgens hin und her ohne Entscheidung. Diese erfolgte im Centrum auf den Höhen von Pratze, wo das Ungestüm des französischen Angriffs (unter Soult) gegen die Ausdauer der russischen Vertheidigung lange Zeit vergeblich rang, aber doch zuletzt das Uebergewicht behauptete. Gegen Mittag waren die Verbündeten in vollem Rückzuge. Eine Pulver-Explosion brachte die Kosaken in Unordnung, sie warfen sich auf die Infanterie und nun suchte sich Alles theils über einen schmalen Damm, theils über die dünne Eisdecke zugefrorener Teiche zu retten. Napoleon ließ das Eis mit Kartätschen einschießen und viele Tausende ertranken. Um 1 Uhr Mittags war der vollständigste Sieg erfochten, der den Feldzug mit einem Schlage beendete, und den das erschreckte Europa zu glauben Mühe hatte. Am folgenden Tage verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach dem Kaunitz'schen Schlosse Austerlitz, von wo aus eine lakonische, aber siegesstolze Proclamation der „Drei-Kaiser-Schlacht" ihren Namen gab: „Soldaten", sagte er, „ich bin mit euch zufrieden; ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme bekränzt! Eine Armee von 100,000 Mann ist in weniger als vier Tagen abgeschnitten oder zerstreut worden; was eurem Schwerte entging, ertrank in den Seen und Morästen; 40 Fahnen, die Standarten der kaiserlich russischen Garde, 180 Kanonen, 20 Generale und mehr als 30,000 Gefangene sind das Resultat dieses für ewige Zeiten denkwürdigen Tages. Diese als die erste in Europa gepriesene Infanterie konnte eurem Stoße nicht widerstehen, und von nun an habt ihr keine Nebenbuhler mehr zu fürchten. So ist denn in zwei Monaten diese dritte Coalition besiegt und aufgelöst worden."

Schon am 4. Dec. begab sich Kaiser Franz selbst zu Napoleon zu einer persönlichen Zusammenkunft auf freiem Felde. In einer zweistündigen Unterredung kamen Beide über einen Waffenstillstand überein. Die russischen Hülfs-

truppen sollten in bestimmter Frist Mähren, Ungarn und Galizien räumen, das Aufgebot in Ungarn sogleich eingestellt werden und überhaupt keine fremden Truppen das österreichische Gebiet betreten. Mancher Moment aus den letzten Tagen Napoleon'scher Herrschaft deutet darauf hin, daß Franz II. seinem spätern Eidam diese erste Bekanntschaft nie vergessen hat. Auch Kaiser Alexander ließ sich die demüthigende Bedingung eines Abzuges in festgesetzten Etappen gefallen, nahm aber die Miene an, als entbinde er aus Großmuth seinen Verbündeten aller weiteren Verpflichtungen und ging nach Petersburg zurück.

Napoleon's nächste Aufgabe war: Oesterreich vollends aus dem Reiche herauszuwerfen, den kümmerlichen Rest der Reichsverfassung zu beseitigen und jene französisch-deutsche Mittelmacht zu schaffen, die unter dem lockenden Aushängeschilde souveräner Königreiche den deutschen Süden und Westen in Bonaparte'sche Präfecturen umgestaltete. Schon während der Friedensverhandlungen erhielten Baiern, Württemberg und Baden, außer reichen Arrondirungen, die neue Souveränetät, beide erstere auch den Königstitel zugesagt. Um dem von seinen Alliirten getrennten Oesterreich auch die letzte schwankende Hoffnung, die auf eine preußische Vermittelung, zu benehmen, unterzeichnete am 15. Dec. Haugwitz zu Schönbrunn die Unterwerfung Preußens unter das Protectorat Bonaparte's (s. Nr. 100). Eilf Tage später (26. Dec.) erkannte Oesterreich im Frieden zu Preßburg alle Uebergriffe, die Frankreich seit dem Vertrage von Luneville gemacht, als zu Recht bestehend an: die Veränderungen in Holland, der Schweiz, Italien, es trat Venedig, Dalmatien und Albanien an das Königreich Italien, ganz Tirol und einen Theil seiner schwäbischen Besitzungen an Baiern, einen andern an Württemberg, einen dritten, nebst einem Theile vom Breisgau, an Baden ab und erhielt dafür Salzburg nebst Berchtesgaden. Sein Zusammenhang mit Deutschland, der Schweiz und Italien war zerrissen.

Einen merkwürdigen Contrast zu diesem Landkriege bildet die Wendung, welche der Seekrieg nahm in denselben Tagen, wo die Triumphe an der Donau gewonnen wurden. In der ersten Hälfte des Jahres 1805 fing Napoleon nicht ohne Grund an, in dieser Hinsicht günstige Erwartungen zu hegen. Die für das zu Boulogne versammelt gewesene Heer von nahe an 200,000 M. bestimmten 1700 Fahrzeuge waren, trotz der Wachsamkeit der Engländer, überall an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen, alle Landungs- und Zerstörungsversuche der Engländer gegen die französische Küste und ihre Häfen gescheitert, und ein mit Spanien geschlossenes Schutz- und Trutzbündniß hatte auch die spanische Marine zu Napoleon's Verfügung gestellt. Nelson, dem der Oberbefehl der vor Cadix vereinigten englischen Flotte übertragen worden war, wußte nun durch verstellten Rückzug die combinirte französisch-spanische Flotte aus dem sichern Hafen zu locken und zwang sie, am 21. Oct. bei dem Vorgebirge Trafalgar zu der denkwür-

digen Schlacht, durch welche die Hoffnungen Frankreichs auf eine Selbständigkeit zur See auf lange Zeit vernichtet wurden. Verloren gingen 19 Schiffe, viele fielen später den Engländern noch in die Hände und nur 10 Schiffe blieben Frankreich übrig. Der französische Admiral Villeneuve und der spanische Vice-Admiral Alava waren gefangen. Doch am Ende der Schlacht traf den sieggekrönten Nelson die Kugel eines Scharfschützen auf der „Santa Trinidad", der vom Mastkorbe aus ihn an seinem Orden erkannte, mitten ins Herz — ein Verlust für Englands Marine, der wohl dem Verluste einer Schlacht gleich zu achten war.

Nach dem Preßburger Frieden begann in Italien, Holland und Deutschland die Umgestaltung der politischen Verhältnisse nach jener dynastischen Politik, wie sie von dem Sohne der Revolution kaum zu erwarten war.

Der König von Neapel hatte sich früher mit der Coalition eingelassen, dann im Augenblicke, wo der Krieg ausbrach, von Napoleon Neutralität erbeten und erhalten. Dennoch ließ sich der leidenschaftliche Monarch von seiner Gemahlin, Marie Karoline von Oesterreich (s. S. 617), überreden, nicht nur einer russisch-englischen Armee von 40,000 M. die Landung zu gestatten, sondern auch eigene (neapolitanische) Truppen zu ihnen stoßen zu lassen. Vergeblich war daher der wiederholte Versuch Oesterreichs, Neapel in den Preßburger Frieden mit einzuschließen. Napoleon erklärte am 27. December noch aus Schönbrunn mit seiner Lieblingsphrase: „Die jetzige Dynastie von Neapel, welche dreimal Verzeihung erhalten, hat aufgehört, zu regieren." Ein französisches Heer, unter Massena, setzte sich sogleich in Bewegung, um diesen Beschluß zu vollziehen, und am 24. Februar hielt Napoleon's ältester Bruder, Joseph Bonaparte, in der Hauptstadt seinen feierlichen Einzug als König von Neapel. Nachdem das Königreich Italien durch den Preßburger Frieden um 712 □-Meilen und beinahe 2 Millionen Einwohner vergrößert worden war und Oesterreich auf allen Einfluß auf die transalpinischen Länder verzichtet hatte, schaltete Napoleon nach Willkür über die ganze Halbinsel. In Folge dessen wurden die beiden Fürstenthümer Benevent und Ponte-Corvo zu Lehen des französischen Reiches erhoben und mit dem ersterem der Fürst Talleyrand, mit dem zweiten der Marschall Bernadotte belehnt. Er schuf die Herzogthümer Dalmatien, Istrien, Friaul, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua, Rovigo und machte auch sie zu Reichslehen, womit er seine Marschälle und Minister belohnte. Einige konnte man wohl nur Titular-Herzöge nennen; andere aber, wie der Marschall Berthier, der Fürst Borghese, dessen Verdienst darin allein bestand, daß er Napoleon's Schwester Pauline zur Gemahlin hatte, erhielten, der erstere das Fürstenthum Neufchatel, der zweite das Fürstenthum Guastalla. Murat wurde Großherzog von Cleve und Berg.

Am meisten trat das Bestreben als Nepotismus hervor, seine Brüder

zu Königen zu erheben, ohne daß sie alle gleiche Fähigkeiten mit ihm theilten. So wurde die batavische Republik, deren Unabhängigkeit im Preßburger Frieden noch feierlich anerkannt worden, in ein Königreich Holland verwandelt und seinem jüngern Bruder Ludwig zugetheilt, der wohl seiner einfachen Sinnesart nach nicht nach einer Krone gestrebt, doch nicht die Festigkeit in Grundsätzen hatte, wie Lucian, um sie mit Beharrlichkeit auszuschlagen. Späterhin erwarb er sich jedoch das Verdienst zu entsagen, als er bei dem unvermeidlichen Conflicte der nationalen Interessen mit den dynastischen nur nach den Vorschriften Napoleon's und nicht im Interesse seines Landes, wie er redlich wollte, regieren sollte. Vielleicht war es der erste große Mißgriff des neuen Systems, sich solche Schattenkönige zu schaffen, welche (wie namentlich Joseph später in Spanien) mehr Hülfe bedurften als sie leisteten.

Schon längst war Napoleon mit dem Plane umgegangen, das südliche und westliche Deutschland in vollständige Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Dies war jetzt um so leichter auszuführen, als die drei süddeutschen Kurfürsten bereits Alliirte Napoleon's gewesen, ihm ihre Truppen zur Verfügung gestellt, einen Theil der Kriegsbeute und die „Souverainetät" erhalten hatten, wodurch schon die Auflösung des deutschen Reiches ausgesprochen war. Dalberg, der Kurerzkanzler (und nachher Primas des Reiches), entblödete sich nicht, den französischen Kaiser zu bitten, er möge der „Regenerator Deutschlands" werden! In Paris ward die neue deutsche Verfassung festgestellt, und dort wiederholten sich noch in stärkerem Maße, als im J. 1803 (s. S. 632), die Bestechungskünste und die Selbsterniedrigung, besonders der mit Mediatisirung bedrohten deutschen Fürsten. So schnell ward die Sache abgewickelt, daß schon am 1. August 1806 der französische Gesandte dem Reichstage zu Regensburg die fertige Acte des Rheinbundes übergeben konnte. Darin erklärten die Könige von Baiern und Württemberg, der Kurerzkanzler von Regensburg, der Kurfürst von Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und zehn andere Fürsten des südwestlichen Deutschlands, sie hätten aufgehört, Glieder des deutschen Reiches zu sein und bildeten fortan unter einander einen Bund unter dem Protectorate Napoleon's. Die Mitglieder des Rheinbundes vertauschten diejenigen ihrer Titel, welche sich auf ihr Verhältniß zum Reiche bezogen, mit neuen: der Kurerzkanzler (Dalberg) wurde Fürst-Primas mit dem Sitze in Frankfurt, die „souveränen" Fürsten von Baden, Hessen-Darmstadt und Cleve-Berg nahmen den Titel Großherzog an, das Haupt des Hauses Nassau den eines Herzogs. Die übrigen ehemals unmittelbaren Reichsstände des südlichen Deutschlands wurden als „mediatisirte" der Souveränetät der Rheinbundfürsten unterworfen und deren Gebiete nicht nur erweitert, sondern auch besser abgerundet. Eine Bundes-Versammlung zu Frankfurt, unter dem Vorsitze des Fürsten-Primas, sollte die Streitigkeiten der Mitglieder entscheiden. Die Hauptsache aber war, daß alle Mitglieder in beständiger Allianz mit Frankreich bleiben und zu

Murat erhielt, und als neue, verderblichste Last ward ihm die Verpflichtung auferlegt, bis zum Frieden alle Häfen des Königreiches, so wie die Flußmündungen der Ems, Weser und Elbe den Engländern zu versperren. Weigere man die unbedingte Annahme dieses Vertrages, so sollten die 45,000 M., die unter Augereau noch in Deutschland standen, sofort in Preußen einmarschiren. Am 9. März unterzeichnete der König den Vertrag ohne jegliche Abänderung. Seitdem stand bei Napoleon der Entschluß fest, den preußischen Staat, dessen zweideutige Politik er mehr bösem Willen als schwacher Unentschlossenheit zuschrieb, aufs tiefste zu erniedrigen, wo nicht ganz zu vernichten. England aber erwiederte die Sperrung der Flußmündungen durch Wegnahme vieler Hunderte preußischer Handelsschiffe und Ausstellung von Kaperbriefen. Dazu kam nun die Auflösung des deutschen Reiches und die Stiftung des Rheinbundes unter Napoleon's Protectorat, ohne Preußen zu fragen oder auch nur vorher in Kenntniß zu setzen. Was aber endlich den Ausschlag zum Kriege gab, war, daß man erst als Gerücht, später bestimmt erfuhr, Napoleon habe, nach Pitt's Tode, Friedensunterhandlungen mit England angeknüpft, und da dieses die Rückgabe Hannovers als erste Bedingung gefordert, habe Talleyrand auf Napoleon's Befehl erklärt, das würde keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg legen. Ferner ward die Festung Wesel dem französischen Reiche einverleibt und Nürnberg durch Bernadotte für Baiern in Besitz genommen, dort der Buchhändler Palm, welcher eine Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" weder verlegt noch gedruckt, sondern bloß in einem Bücherballen versandt hatte, verhaftet, nach der Festung Braunau abgeführt und nach dem Urtheil eines Kriegsgerichts erschossen (26. August). Inzwischen hatte König Friedrich Wilhelm III. endlich dem Andrange seiner kriegslustigen Umgebung (wozu die Königin Louise, die Brüder des Königs so wie die nächsten Agnaten des königlichen Hauses, der Minister Freiherr von Stein, der Geschichtschreiber Johannes von Müller, zuletzt selbst Haugwitz gehörten) nachgegeben und die Mobilmachung der Armee befohlen (9. August 1806), auch mit England Friedens-Unterhandlungen angeknüpft, die sich aber sehr verzögerten. Von Oesterreich war für den Augenblick nichts zu hoffen; Rußland versprach zwar drei Armeen (nach Schlesien, Galizien, Italien) zu senden, allein wie viel Zeit mußte vergehen, ehe diese mit dem preußischen Heere zusammen wirken konnten! So blieb denn Preußen, welches 130,000 M. aufstellte, als einziger Bundesgenosse Sachsen (mit 20,000 M.). Der 71jährige Herzog von Braunschweig, der trotz seiner Unfälle im ersten Coalitionskriege noch immer für einen Feldherrn ersten Ranges galt, erhielt den Oberbefehl.

Die verschiedenen französischen Corps sollten, wie 1805 an der Donau, diesmal an der Saale zusammentreffen, dort auch die Hülfstruppen der Rheinbundfürsten sich einfinden, so daß im Ganzen 200,000 M. gegen

Küstenfestung Colberg in Pommern zu belagern, damit sie nicht von den Engländern benutzt werde, um dem preußisch-russischen Heere Kriegsbedürfnisse zuzuführen. Allein die Bürgerschaft von Colberg unter Leitung des braven alten Seemannes Nettelbeck in Gemeinschaft mit der 6000 M. starken Besatzung unter dem Major von Gneisenau und einer Freischaar unter von Schill vertheidigte die Festung, auch als ein großer Theil derselben schon in Trümmer und Asche gesunken war, bis zum Friedensschlusse.

Rußland vermochte den Krieg nicht mit vollem Nachdrucke zu führen, da es zugleich in einen Krieg mit der Pforte verwickelt war (wegen der Entsetzung der russisch gesinnten Hospodare der Moldau und Walachei). Daher mußte Bennigsen sich vor Davoust, Lannes, Augereau und Ney über die Weichsel nach dem Bug und der Narew zurückziehen. Am 26 Dec. 1806 erschien Lannes vor Pultusk, Augereau vor Golymin. An beiden Punkten wurde mit großer Erbitterung und vielem Verluste, aber mit so wenig Entscheidung gekämpft, daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Napoleon selbst verließ Warschau am 29. Januar; zu seiner Stellvertretung im Oberbefehl an der mittleren Weichsel gebot er Massena, schleunigst aus Italien herbeizukommen. Die ganze französische Armee drang unter blutigen Gefechten bis nach Preußisch-Eylau (nahe bei Königsberg) vor. Hier kam es zu einer der mörderischsten und durch Jahreszeit, Witterung und Terrain schrecklichsten Schlachten. Schon am Nachmittage des 7. Februar wurde blutig um den Besitz der von den Russen besetzten Anhöhen vor Eylau gekämpft und diese davon, so wie auch, nach hartnäckigem Widerstande, aus dem Städtchen Eylau selbst verdrängt. So standen nun die ganze Nacht hindurch, kaum über tausend Schritte von einander, die beiden feindlichen Heere (60,000 M. der Verbündeten gegen 70-—80,000 Franzosen) einander gegenüber, des furchtbaren Kampfes gewärtig, der so vielen Tausenden das Leben kosten und doch noch kein Endresultat des Krieges herbeiführen sollte. Mit grauendem Morgen begann die Schlacht, in welcher 800 Kanonen gegen einander Tod und Verderben schleuderten. Endlich wich der russische linke Flügel und schon war die Schlacht entschieden, als General Lestocq mit 6600 Preußen, dem kleinen, aber tapfern Reste der Armee, die Franzosen in der rechten Flanke angriff und den Russen Muth und Gelegenheit gab, wieder vorzurücken und das Treffen zu erneuern. So dauerte der Kampf bis Abends 9 Uhr mit unentschiedenem Erfolge fort, bis endlich, um Mitternacht, physische Unmöglichkeit und beiderseitige Erschöpfung dem Morden ein spätes Ende machte. Jede Partei rühmte sich des Sieges. Napoleon blieb acht Tage in der Gegend von Eylau stehen, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als um sich der Welt als Sieger in der hier gelieferten Schlacht darzustellen; ließ aber dann die Armee bis zur Passarge zurückgehen. Es vergingen vier Monate bis zum Wiederaufbruch der beiderseitigen Haupt-Armeen; man bedurfte der Ergänzung und Verstärkung der Heere.

geräumt werden, um die Besatzung zu retten. Die Russen zogen sich nach ihren Grenzen zurück und die Franzosen drangen rasch gegen den Niemen vor. Am 15. Juni traf Napoleon in Tilsit, dem bisherigen kaiserlich-russischen Hauptquartier, ein. Während eines Waffenstillstandes, der bereits am 21. Juni zu Stande kam, erfolgte am 25. Juni, zum unzweideutigen Beweise ernstlicher Friedens-Absichten, eine Zusammenkunft beider Kaiser in der Mitte des Niemen, auf einem großen Flosse. In gleichem Momente fuhren die beiden Monarchen von den entgegengesetzten Ufern ab; in gleichem Momente betraten sie jeder auf seiner Seite das Floß, und als sie in der Mitte zusammentrafen, umarmten sie sich auf das Herzlichste. In einem schwimmenden Pavillon hatten beide eine Unterredung von etwa einer Stunde, ohne Zeugen; ohne Zweifel übte auch da Napoleon den Zauber seiner Rede, womit er Alle, die ihm nahten, zu gewinnen wußte, und erfüllte Alexander mit dem großen Gedanken, daß es von ihnen beiden abhange, sich in die Herrschaft über Europa zu theilen und ein großes westliches und ein östliches Reich zu errichten, welche ohne Eifersucht nebeneinander bestehen könnten. Wer sie Arm in Arm, mit verklärtem Gesichte heraustreten sah, zweifelte nicht mehr am Frieden; aus Feinden waren Freunde geworden. Napoleon erklärte nun sofort Tilsit für neutral, wo Alexander seinen Aufenthalt nahm und auch Friedrich Wilhelm III. eintraf. Gern hätte Alexander für seinen Bundesgenossen günstige Friedens-Bedingungen erwirkt, allein da Napoleon sich unnachgiebig bewies, so hatte die Vermittelung des Zaren nur eine neue schwere Demüthigung Preußens zur Folge. Denn der Friedens-Urkunde ward die Erklärung eingefügt, daß die völlige Vernichtung des preußischen Staates lediglich aus freundschaftlicher Rücksicht für die Verwendung des russischen Kaisers unterbleibe. Ebenso mißlang der Versuch, durch die persönliche Dazwischenkunft der Königin Louise den Franzosen-Kaiser milder zu stimmen. Mit großer Selbstüberwindung entschloß sich die unglückliche Fürstin, dem Manne gegenüberzutreten, der ihr durch rohe Schmähungen so tiefen Kummer bereitet hatte. Auch verfehlte die Anmuth und Würde ihrer Erscheinung nicht, auf Napoleon Eindruck zu machen. Er bezeigte sich freundlich, fast galant; allein wenn die Königin einen Augenblick gehofft hatte, dem Eroberer günstigere Friedens-Bedingungen abzugewinnen, und wenn sie eine dargebotene Rose nur mit Magdeburg annehmen wollte, so wurde sie bitter getäuscht. Er erklärte gleich nachher seiner Umgebung, daß höfliche Reden einer Dame gegenüber keine politische Bedeutung hätten. In der Mitternachtstunde vom 9. zum 10. Juli mußten Kalkreuth und Goltz die 30 Artikel des Friedens von Tilsit unterzeichnen, wie Talleyrand sie ihnen vorlegte. Demgemäß tritt der König von Preußen alle Gebiete zwischen dem Rhein und der Elbe, welche er vor dem Kriege besessen, an Frankreich ab und erkennt den jüngsten Bruder des Kaisers, Hieronymus Bonaparte (der nach dem ursprünglichen Plane König von Preußen werden sollte), als

rechtmäßigen Besitzer des aus diesen und andern Ländern (Braunschweig, Theilen von Kurhessen und von Hannover) zu bildenden Königreiches Westfalen (mit fast 2 Millionen Einwohnern) an. Ebenso verzichtete er auf ganz Südpreußen, Neu-Ostpreußen und den südlichen Theil von Westpreußen, welche Länder unter dem Namen Herzogthum Warschau (mit mehr als 2 Mill. Einwohnern) an den vormaligen Kurfürsten, den jetzigen König von Sachsen fallen. Auch der ritterliche Zar verschmähte nicht, ein Stück (3 Bezirke jenseit des Bug) von der seinem treuen Bundesgenossen entrissenen Beute anzunehmen. Die Stadt Danzig nebst einem Umkreise von 2 französischen Meilen ward ein Freistaat unter Preußens und Sachsens Schutz. Das Schlimmste war jedoch die Bestimmung, welche die Zeit der Räumung des preußischen Gebietes und seiner Festungen einer zu errichtenden Commission, d. h. der Großmuth des Siegers überließ. Erst am 29. Juli erfolgte von Dresden aus Napoleon's Forderung von 154 Mill. Francs, bis zu deren Abtragung Stettin, Küstrin und Glogau als Unterpfand von Franzosen besetzt bleiben sollten. Während der desfallsigen Unterhandlungen der preußischen Commission mit dem General-Intendanten Daru blieben bis über die Mitte des Jahres 1808 hinaus 157,000 Franzosen und Bundestruppen im Lande, um dasselbe planmäßig bis zur völligen Kraftlosigkeit auszusaugen. Die Franzosen behielten die Verwaltung des Landes in Händen und lieferten die königlichen Einkünfte in ihre eigenen Cassen ab. Was Preußen abgetreten hatte, betrug die Hälfte seines Ländergebietes und mehr als die Hälfte seiner Bewohner. Davon blieben Bayreuth, Erfurt und der größere Theil Hannovers unter unmittelbar französischer Verwaltung; desgleichen Fulda und Hanau. Münster, Mark, Tecklenburg, Lingen ꝛc. kamen zum Großherzogthume Berg, Ostfriesland an Holland, das dafür Vliessingen an Frankreich abzutreten hatte.

Ein geheimer Artikel des Friedens von Tilsit besagte, daß von Seiten Frankreichs und Rußlands eine Aufforderung an die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon, sich den erstern Mächten in dem Verfahren gegen England (Continentalsperre) anzuschließen, ergehen sollte. Das englische Ministerium hatte entweder nur eine Muthmaßung oder durch goldene Schlüssel eine sichere Kunde davon. Sein Blick richtete sich zunächst auf Dänemark, dessen stattliche Flotte ein bedrohlicher Zuwachs der feindlichen Streitkräfte werden konnte. Um dem zuvorzukommen, stellte das englische Ministerium dem dänischen Kronprinzen, der sich mit der Armee in Holstein befand, das Begehren, die dänische Flotte an England auszuliefern, nebst der Verheißung, daß diese nur als Unterpfand angesehen und nach dem Frieden zurückgegeben werden sollte. Da dies vom Kronprinzen mit Unwillen und Entschlossenheit zurückgewiesen wurde, so landeten die Engländer auf Seeland, bombardirten vom 2.—5. September Kopenhagen, legten einen Theil der Stadt in Asche und erlangten in der am 7. Sept. geschlossenen

Capitulation die Uebergabe der gesammten Flotte von 18 Linienschiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenbooten, die sie bei der Räumung Seelands davon führten. Auch bemächtigten sie sich der Insel Helgoland, deren Besitz ihnen späterhin einen vortrefflichen Stapelplatz für den Handel nach den benachbarten Küsten gewährte. Dänemark schloß eine Allianz mit Frankreich und erhielt ein französisches Hülfscorps zur Vertheidigung seines Gebietes gegen England.

---

101. Die Reformen in Preußen.

(Nach Ludwig Hahn, Geschichte des preußischen Vaterlandes, und Felix Eberty, Geschichte des preußischen Staates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Tilsiter Friede bezeichnet den Zeitpunkt der tiefsten Erniedrigung Preußens, aber von jenem tiefen Falle ging auch seine herrliche Wiedererhebung aus. Das Unglück von Jena und die Schmach der darauf folgenden Tage mußte den Blick der Regierenden wie des Volkes in Preußen auf die großen Gebrechen der inneren Einrichtungen lenken. Freilich war es keine leichte Aufgabe, unter so traurigen Verhältnissen und bei so drückenden Verpflichtungen (siehe S. 660) den Grund zu einer besseren Zukunft zu legen. Friedrich Wilhelm III. aber richtete seinen Blick auf einen Mann, dessen Einsicht, Thatkraft und Vaterlandsliebe schon längst sein Vertrauen erweckt hatten, auf den Freiherrn Heinrich Friedrich Karl von Stein.

Dieser, aus einem alt-adeligen Hause in Nassau geboren, in den Staatswissenschaften und besonders in der Bergkunde auf der Universität Göttingen ausgebildet, hatte nach Sitte des reichern Adels Dienste am Kaiserhofe, später aber in Preußen genommen, wo er schnell emporstieg. Wie kaum ein Anderer, verband dieser außerordentliche Mann die idealsten Anschauungen des ganzen Staatslebens mit einer Detailkenntniß ohne Gleichen, die er sich bei seiner gewissenhaften Thätigkeit innerhalb der verschiedensten Kreise der Verwaltung erworben hatte. Im J. 1804 war er Minister der Finanzen, des Handels und der Gewerbe geworden; aber mit dem damaligen Gange der preußischen Politik nicht einverstanden, machte er dem Könige freimüthige Vorstellungen, und da dieselben unwillig aufgenommen wurden, nahm er seinen Abschied (Anfang 1807). Kaum war aber der Tilsiter Friede geschlossen, so berief ihn der König auf den Rath der Königin nnd einiger hochgesinnter Männer von Neuem und übergab ihm die Leitung der ganzen innern Verwaltung, welche der eben so für das Vaterland begeisterte wie von Haß gegen die Fremdherrschaft erglühte Mann trotz der verzweifelten Lage Preußens muthig ergriff, im Vertrauen auf die Vorsehung und auf die Hülfe gleichgesinnter Männer, wie Minister von Hardenberg, die Geheimräthe Stägemann, Niebuhr,

von Altenstein, von Schön, die Obersten Scharnhorst, von Gneisenau. Er war von dem einen großen Gedanken erfüllt, daß Deutschlands Zukunft auf der Wiedererhebung Preußens beruhe und daß diese nur durch eine Umgestaltung des gesammten Staatswesens herbeizuführen sei. Daher war er entschlossen, vor keiner noch so gewaltsamen Maßregel zurückzuweichen, die zu diesem Ziele führen konnte.

Das erste Ziel, für welches kein Opfer gescheut werden durfte, war die Räumung derjenigen Provinzen, welche der Tilsiter Friede dem Staate gelassen hatte, daher als Vorbedingung die Zahlung der Contribution, die von 154 Mill. Francs auf 140 ermäßigt wurde. Um die Mittel dazu aufzubringen und die Finanzen des Staates überhaupt besser zu ordnen, erstrebte er theils die Beschränkung der Ausgaben, theils die Vermehrung der gewöhnlichen Einnahmen. Die Ersparungen in allen Verwaltungszweigen mußten die erste Hülfe sein. Der König ging mit dem Beispiele persönlicher Opfer voran: er schränkte die Hofhaltung in Memel und seit Januar 1808 in Königsberg so ein, daß er nur die unentbehrlichsten Personen beibehielt. An der königlichen Tafel ging es damals einfacher zu, als in vielen bürgerlichen Familien. Die Prinzen und Prinzessinnen verzichteten auf ein Drittel ihrer Apanagen. Als das wirksamste, ja unter den jetzigen Umständen als das einzige Mittel, den Franzosen jeden Vorwand zu fernerer Aussaugung des Landes zu nehmen, erkannte Stein die Veräußerung der königlichen Domainen, die ohnehin nur 2—3 Procent einbrachten. Die Zustimmung der Stände wurde vorbehalten; diese so wie die Kaufmannschaft in den größern Städten boten Vorschüsse auf den Erlös aus den Staatsgütern an. Auch gelang es, ein Anlehen von 20 Mill. Gulden bei den Holländern zu machen, und von Rußland erlangte man gegen 20 Mill. Thaler für Vorschüsse und Lieferungen in den letzten Feldzügen. So konnte man endlich im Nov. 1808 die übernommenen Verpflichtungen an die Unterdrücker abtragen und die stets unter neuen Vorwänden verweigerte Räumung des Landes bewirken.

Aber mehr noch als der Gegenwart war die Fürsorge der neuen Regierung der Zukunft zugewandt. Vor allen Dingen galt es, dem verödeten, ausgesogenen Lande seinen Ackerbau wieder zu verschaffen und den Stand der Landbauer zu heben. Der Bauer war mit seiner Person an das Gut, an die Scholle, auf der er geboren war, gebunden, seine Kinder durften nicht ohne Erlaubniß des Gutsherrn in fremde Dienste gehen, seine Töchter nicht ohne des Gutsherrn Wissen und Willen sich verheirathen, — der Acker, den er bearbeitete, gehörte ihm nicht als freies Eigenthum, sondern nur zum Nießbrauch, wofür er vielfach schwere Frohndienste, Natural-Lieferungen und Geldabgaben leisten mußte. Schon im October 1807 erschien das berühmte Edict, durch welches den Bürgerlichen der Erwerb adeliger Güter und umgekehrt gestattet, so wie überhaupt die freie Verfügung über das Grundeigenthum Behufs Verbesserung der Cultur erleichtert und

zugleich bestimmt wurde, daß fortan kein Unterthänigkeits-Verhältniß mehr entstehen und die vorhandenen aufhören sollten.

Die Städte bedurften gleichfalls einer gründlichen Aenderung ihrer Verwaltung. In Preußen wie in ganz Deutschland war seit dem 30jährigen Kriege die Selbständigkeit der städtischen Behörden immer mehr gesunken, und der bessere städtische Gemeingeist hatte sich fast gänzlich verloren. Stein beschloß, die freie und geordnete Theilnahme der Bürger an der Besorgung ihrer Gemeinde-Angelegenheiten herzustellen, mit Beseitigung des beschränkten Zunft- und Innungsgeistes. Die am 19. Nov. 1808 vom Könige bestätigte Städteordnung überließ den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate (mit theils besoldeten, theils unbesoldeten Mitgliedern) aus der Mitte der Bürgerschaft und die Theilnahme der letztern an der Verwaltung durch gewählte Vertreter („Stadtverordnete"), deren Stelle ein unbesoldetes Ehrenamt ist. Unterbehörden des Magistrates bilden Kirchen-, Schul- und Armen-Deputationen und die Bezirksvorsteher für die Aufsicht über städtische Baulichkeiten, zur Gesundheitspflege gehörige Anstalten u. s. w.

Wäre es möglich gewesen, gleichzeitig auch die Gedanken zu verwirklichen, nach welchen Stein die gesammte Staatsregierung bis zum Gipfel neu aufbauen wollte, so hätte die Welt eine friedliche Revolution erblickt, wie die Geschichte kaum eine zweite aufzuweisen hat. Allein die damaligen Zeitverhältnisse und nach Stein's Rücktritt die Kleinmüthigkeit seiner nächsten Nachfolger ließen seine Gedanken an Provincialstände und Reichsstände vorläufig nicht zur Ausführung kommen.

Dagegen ist die höchste Verwaltung des Staates selbst auf Stein's Rath und Anlaß durchaus neu geordnet worden. Der größte Einfluß beruhte damals nicht bei den Ministern in ihren einzelnen Departements, sondern im königlichen Cabinet, wo die Cabinetsräthe allein den Vortrag hatten. Stein hatte schon 1806 dem Könige dringende Vorstellungen über dieses Mißverhältniß gemacht, damals aber ohne Erfolg. Als er nun nach dem Tilsiter Frieden an die Spitze der Verwaltung berufen wurde, war die erste Bedingung, die er stellte und die ihm bewilligt wurde, die obere Leitung aller Staats-Angelegenheiten durch die Minister und Berathung derselben in gemeinschaftlichen Conferenzen. Fast gleichzeitig erschien die Organisation der Provincial-Behörden. In den einzelnen Provinzen wurden Regierungen eingerichtet mit mehreren Abtheilungen für die innere (Polizei-) Verwaltung, die Domainen und Finanzen. Als ein wesentliches Mittelglied aber zwischen den Provinzen und der obern Staats-Verwaltung wurden die Ober-Präsidenten hingestellt, welche als nächste Vorgesetzte der Regierungen an Ort und Stelle die Aufsicht über die öffentliche Verwaltung führen sollten.

Gleichzeitig ward die Wehrverfassung des Landes durch den General-

Major Gerhard David Scharnhorst auf neuen Grundlagen umgestaltet. Dieser, ein Mann von seltenen Eigenschaften, vereinigte ruhige Beharrlichkeit und eine fast prophetische Zuversicht in seinem milden und doch durchaus entschlossenen Wesen; sparsame Genügsamkeit und Uneigennützigkeit hatte er aus der Hütte seines Vaters (eines armen Pächters im Hannoverschen) bis an die Stufen des Thrones gebracht. Seine Wahl wurde um so freudiger begrüßt, weil es ein Bauernsohn war, der es unternahm, in der Armee die alten Standesvorurtheile zu durchbrechen, welche man für einen Hauptgrund der erlebten Unfälle ansah. Ihm zur Seite standen der Oberst von Gneisenau, der durch die einsichtsvolle, tapfere Vertheidigung Colbergs seinen Ruhm begründet hatte, und ausgezeichnete Militärs, wie Grolmann und von Boyen. Die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes war der oberste Grundsatz der neuen Wehrverfassung; statt des frühern Werbe- und Söldnerwesens sollten fortan alle dienstfähigen Söhne Preußens zwischen 18 und 25 Jahren zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sein. Indem so der Kriegsdienst den Charakter einer allgemeinen patriotischen Pflicht erhielt, wurde derselbe von innen heraus veredelt und die Mißachtung beseitigt, unter deren Druck der gemeine Soldat bisher gelebt hatte. „Nur Kenntnisse und Bildung sollten in Friedenszeiten, Tapferkeit und Ueberblick in Kriegszeiten einen Anspruch auf Officierstellen begründen, jeder Vorzug des Standes aufhören und alle Staatsbürger ohne Rücksicht auf Herkommen gleiche Rechte und Pflichten haben.“

Nicht mit einem Male durfte man ein großes Heer wieder erschaffen; denn Napoleon hatte in einer Convention vom 8. Sept. 1808 die Zahl der Truppen, welche Preußen unter den Waffen halten durfte, auf 42,000 beschränkt. Um dennoch eine größere Heeresmasse für die Zukunft auszubilden, ohne den Argwohn des fremden Gewalthabers zu erwecken, führte man einen raschen Wechsel in der Mannschaft der Armee ein: ließ die Recruten schnell einexerciren, um sie dann sogleich wieder zu entlassen und andere an ihrer Stelle auszuheben, welche eben so schnell einexercirt wieder andern Platz machten. So wurde in wenigen Jahren ein großer Theil des Volkes waffentüchtig gemacht, und ohne daß man die Zahl der 42,000 jemals überschritt, hatte man doch in kaum 3 Jahren schon 150,000 Mann einexercirter Leute im Volke, welche auf den ersten Ruf unter die Waffen treten konnten. Auch die spätere Schöpfung einer Landwehr beruht auf Scharnhorst's Plänen zu einer Reserve-Armee.

Stein selbst wurde leider seinem tief eingreifenden Wirken nur zu bald entrissen, und doch war seine gewaltige Persönlichkeit allein fähig, die vielfachen Hindernisse zu überwinden, die seinen Neuerungen, namentlich von Seiten des Adels, entgegentraten. Ein Brief von ihm an den Fürsten Wittgenstein, in welchem er unvorsichtiger Weise geäußert, man müsse den Geist der Unzufriedenheit unterhalten und Preußen zu einer neuen Erhebung

zu finden waren. Wiederholt hatte er sich gegen Frankreich nachgiebig bewiesen und im J. 1793, als jenes die Entwaffnung des spanischen Heeres verlangte, zwar einen löblichen Widerstand versucht, aber beim Vorrücken der Franzosen gegen Madrid die Räumung Spaniens im Frieden zu Basel (1795) durch Abtretung des spanischen Antheils von Domingo erkauft, weßhalb der ihm beigelegte Titel eines „Friedensfürsten" zum Gegenstande des Spottes wurde. Im J. 1796 hatte er dann ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit Frankreich zu St. Ildefonso geschlossen und dadurch Spanien in den Krieg gegen England verwickelt, der für Handel, Schifffahrt, Finanzen und Colonieen die traurigsten Folgen hatte. Bei Trafalgar ging (1805) die neugerüstete spanische Flotte zu Grunde. Napoleon aber ruhte nicht, bis er auch den letzten Zweig der ihm so verhaßten Bourbonen verdrängt hatte. Es fehlte ihm nur ein irgend scheinbarer Grund zur Feindschaft, da die spanische Regierung jedem seiner Winke zitternd nachkam.

Er nöthigte sie zunächst, mit ihm gemeinschaftlich ohne allen Anlaß den Krieg gegen Portugal zu erklären, mit der Aussicht auf eine Theilung Portugals, dessen südliche Provinzen der Friedensfürst erhalten sollte. Angeblich als Reserve des portugiesischen Occupationscorps rückten allmählich 100,000 Franzosen in Spanien ein (1808). Auf das Gerücht, daß der König beabsichtige, sich nach den Colonieen einzuschiffen und der allgemein gehaßte und verachtete Godói die Herrschaft fortsetzen werde, brach in der Nacht des 17. März in Aranjuez, wo der Hof sich aufhielt, ein Aufstand („die Revolution von Aranjuez") aus: die Menge drang in Godói's Palast und zerschlug Alles; er selbst wurde in einem Versteck (hinter einem Schirm in einer Bedientenstube) aufgefunden, gemißhandelt und mit dem Tode bedroht, aber vom Kronprinzen Ferdinand gerettet. Zu Gunsten des letztern entsagte Karl IV. dem Throne, worauf auch in Madrid der Haß gegen Godói zum Ausbruch kam, seine Paläste wurden geplündert, sein Bild nach dem Galgen und von da nach dem Schindanger geschleppt, er selbst auf Ferdinand's Befehl nach Villa-Viciosa entfernt. Kaum hatte Ferdinand VII. seinen Einzug in Madrid gehalten, ohne daß Murat, als Napoleon's Stellvertreter, ihn bewillkommnete, so widerrief Karl IV., auf Anstiften seiner Gemahlin (die ihren Günstling Godói herzustellen wünschte), seine Verzichtleistung. Den dadurch entstandenen Zwist innerhalb der königlichen Familie, bei welchem sich Vater und Sohn auf Napoleon's Schiedsspruch beriefen, benutzte dieser, um beide zu sich nach Bayonne zu locken und hier die Abdankung des Bourbon'schen Regenten-Hauses zu erzwingen. Der alte Hof nebst Godói begab sich nach Compiegne, später nach Rom. Ferdinand blieb in anständiger Haft zu Valençay und Napoleon ernannte seinen ältern Bruder, Joseph, zum Könige von Spanien, dessen bisheriges Königreich Neapel Murat erhielt. Eine Junta spanischer Großen, die nach Bayonne berufen war, erkannte ihn an, eine neue Verfassung wurde ebenfalls von Bayonne

rale, das Bürgerthum war kaum vertreten. Nicht anders wurde die aus den verschiedenen Provincial-Junten gebildete Central-Junta in Aranjuez, die neue Landes-Regierung, zusammengesetzt, und wenn man die Kraft zu einem enthusiastischen Ausbruch gehabt hatte, so zeigte sich jetzt eine gänzliche Unfähigkeit zu festen Organisationen und zweckmäßiger Vertheidigung. Nachdem die regelmäßigen Heere gesprengt waren, verordnete die Central-Junta die Bildung von Guerillas, welche allerdings den französischen Armeen alle erdenklichen Schwierigkeiten bereiteten.

Unterdessen traf Napoleon, auf das tiefste durch das unerhörte Mißgeschick seiner Waffen ergrimmt, die gewaltigsten Rüstungen, um seinen Bruder nach Madrid zurückzuführen. Er befestigte sein Einverständniß mit Rußland auf einer Zusammenkunft mit Kaiser Alexander zu Erfurt, wo Talma vor „einem Parterre von Königen" spielte und die Donau-Fürstenthümer den Russen zu sofortiger Besitznahme überwiesen wurden. Dann brachte er sein spanisches Heer, durch Aushebung aus allen von ihm abhängigen Ländern, auf 250,000 Mann, stellte sich selbst an dessen Spitze und rückte mit der Hauptmasse vom Ebro her unter siegreichen Gefechten gegen Madrid vor, während sein General St. Cyr Catalonien und Aragonien bis auf das einzige Saragossa eroberte. Zwar ergriffen die untern Klassen aufs Neue die Waffen, um die Franzosen mit Schwert und Büchse, mit Gift und Dolch zu bekämpfen, den Besitzenden und Gebildeten aber erfüllte bereits eine bange Sorge, welch ein Schicksal selbst der Sieg solcher Schaaren dem Lande bereiten müsse. Am 4. Dec. zog Napoleon in Madrid ein und war im Begriffe, von dort aus seine Armeecorps nach allen Seiten über die insurgirten Provinzen hinüber zu wälzen. Daran wurde er zuerst durch das Erscheinen eines englischen Corps in Galicien gehindert, und als er dies auf seine Schiffe zurückgejagt hatte, riefen ihn die neuen Rüstungen Oesterreichs auf einen andern Kriegsschauplatz. (Siehe Nr. 103.) Obwohl nach Napoleon's Entfernung keine rechte Einheit im Armeebefehl war, kein Marschall dem andern gehorchen wollte und alle mit einer stillen Verachtung auf ihren sog. Chef, den unkriegerischen König Joseph, blickten, drangen die Franzosen doch im J. 1809 nach Aragon und Catalonien vor, wo Saragossa nach heldenmüthigem Widerstand unter Palafox nur durch den Ausbruch der Pest unter den Belagerten gefallen war (20. Febr.). Gleichzeitig unterwarf Marschall Soult Portugal und machte schon Anstalt, sich in Oporto als König Emanuel I. ausrufen zu lassen, als Arthur Wellesley ihn durch nachdrücklichen Ueberfall wieder aus dem Lande (nach Galicien) hinausschlug. Wellesley eilte gleich nach seinem Siege am Duero auf Bitten der Central-Junta nach Estremadura zu Hülfe und schlug in Verbindung mit der spanischen Armee die französische bei Talavera am Tajo (27. und 28. Juli 1809), mußte aber sofort vor den heraneilenden französischen Verstärkungen wieder nach Portugal weichen. Für diesen Sieg ward Wellesley zum Lord Wellington

erhoben. Nachdem trotz aller Warnungen des englischen Generals die Spanier wieder eine offene Feldschlacht bei Ocaña in der Mancha (19. Nov.) versucht und in grauenvoller Niederlage verloren hatten, verfolgte Marschall Soult die flüchtende spanische Regentschaft durch Andalusien bis vor die Wälle ihres letzten Zufluchtsortes, Cadix, wo sie auf dem äußersten Vorsprung der spanischen Erde, der Insel Leon, für mehrere Jahre von den siegenden Fremden eingeschlossen wurde.

Gegen Portugal brach im Sommer 1810 der erste Soldat des kaiserlichen Heeres, Marschall Massena, auf mit mehr als 80,000 M., um, wie Napoleon sich ausdrückte, den britischen Leoparden in das Meer zurückzuschleudern. Allein er sollte seine Aufgabe schwer genug finden. Nach Wellington's Plan mußte die gesammte Bevölkerung Städte und Dörfer verlassen, Hab und Gut und Lebensmittel so viel wie möglich mit sich nehmen, den Rest verbrennen, die Männer sofort, in Guerillas formirt, sich in den Rücken des Feindes und dessen Verbindungen werfen. Dieser Plan wurde mit eiserner Beharrlichkeit ausgeführt. Wellington wußte, daß Massena von 80= nur noch 60,000 Mann verfügbar hatte, daß im ganzen Norden Spaniens die Guerillas sich aufs Neue rührten, daß in allen spanischen Provinzen kein einzelner Franzose und kein Anhänger König Joseph's seines Lebens sicher sei, daß also Massena schlechterdings auf keine Verstärkungen rechnen durfte. So wich er weiter in das Innere, bis fast in die Umgebung Lissabons und zog dort in eine längst ausersehene und vorbereitete Stellung, in die gewaltig befestigten Linien von Torres Vedras. Dort hatte Wellington auf drei hintereinander aufsteigenden Terrassen, deren jede also die vorliegende übersah und beherrschte, 150 Redouten mit mehr als 600 Kanonen angelegt. Vor dieser imposanten Stellung lag nun der französische Marschall, vergebens nach einer Blöße spähend, Wochen lang; seine Soldaten schmolzen durch Krankheit und Entbehrung zusammen. Mit knirschendem Herzen mußte er endlich im März 1811 sich zum Rückzug nach Spanien entschließen. Wellington hatte Portugal behauptet und ging seinerseits zum unaufhaltsamen Angriff vor.

Indessen hatte die Regentschaft in Cadix, welche bisher alle Rufe nach liberalen Reformen mit Censur und Polizei zum Verstummen gezwungen, sich endlich entschlossen, dem Verlangen nach Cortes nicht länger zu widerstehen. Niemals hat man ein ähnliches Parlament erlebt. Die Wahlen vollzogen sich in den Provinzen inmitten der feindlichen Occupation. War ein Ort vollständig von den Franzosen besetzt, so ernannte man ihm in Cadix einen Vertreter; solche Ersatzmänner bildeten fast die Hälfte der Versammlung, welche am 24. Sept. 1810 in dem ärmlichen Schauspielhause der Insel Leon eröffnet wurde. Ein Häuflein patriotischer Männer, sämmtlich von Muth und Eifer und Aufopferung beseelt, aber ohne jede parlamentarische Erfahrung, nahm die großen praktischen Aufgaben des Moments,

mit den Worten ab: „Ich habe zwei Kronen getragen und werde um einer dritten willen auch nicht einen Schritt thun.“

Sofort gab Napoleon seinem Marschall Soult den Befehl, mit einem neuen Heere nach Spanien zu eilen, aber dieser ward von dem an Streitkräften überlegenen Wellington über die Pyrenäen zurückgedrängt. Er machte einen musterhaften Rückzug nach Toulouse, wo er noch am 10. April den Kampf mit der zweifach überlegenen Macht des Gegners bestand und zwei Tage später die Nachricht von Napoleon's Sturz erhielt. Inzwischen war Ferdinand VII. bereits aus seiner Gefangenschaft in Valençay auf den spanischen Boden zurückgekehrt. Das Erscheinen des legitimen Königs, des angebeteten Herrschers, für dessen Recht das spanische Volk sechs furchtbare Jahre gerungen hatte, führte eine Macht zurück, durch deren Abwesenheit allein das Werk der Cortes von Cadix möglich geworden war. Hatten sich die Liberalen bisher in überraschender Weise gegen den Andrang ihrer Feinde, denen sie für Jacobiner galten, behauptet, jetzt mußten sie der Reaction erliegen. Aber Niemand ahnte, wie tief und grausam ihr Fall werden und wie schwer er das Leben der Nation schädigen sollte.

---

103. Der Krieg Oesterreichs gegen Napoleon, 1809.

(Nach Heinrich von Sybel, Kleine historische Schriften, und Anton Springer, Geschichte des Oesterreichischen Kaiserstaates, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie der Tilsiter Friede in Preußen (s. S. 661), so hatte auch der Preßburger in Oesterreich eine Aenderung des Ministeriums und damit des Systems bewirkt. An die Stelle des schlaffen, beschränkten Grafen Cobenzl war der bisherige Gesandte in Petersburg, Graf Philipp Stadion, getreten. Ein Reichsritter, wie Stein, aus einem uralten hohenrhätischen, später schwäbischen Geschlechte, brachte er bei sehr verschiedener Persönlichkeit eine ähnliche Gesinnung in seine Stellung mit. Feindschaft gegen Napoleon war vom ersten Augenblicke seines Ministeriums an die Seele seines ganzen Thuns. Unermüdlich drang er darauf, daß Oesterreich Alles auf einen Wurf setze und entweder rühmlich untergehe oder für sich und für ganz Deutschland siege. Denn wie Stein zuerst deutsch und dann preußisch war, so dachte auch Stadion mehr deutsch als österreichisch. In dieser Gesinnung verschwand ihm, wie Stein, ganz von selbst der Gedanke an das gegenseitige Mißtrauen, durch welches die beiden Staaten einer den andern und beide sich selbst zu Grunde gerichtet hatten. Und nicht weniger als in der Haltung nach außen, stimmte Graf Stadion auch in Bezug auf den Grundsatz der innern Politik vollkommen mit Stein's Ueberzeugung zusammen, daß in der ungeheuren Krisis die höchste Aufgabe die sei, in dem ganzen Volke eine freie,

selbstbewußte Thatkraft hervorzurufen. Er ließ die Presse beinahe frei durch eine äußerst milde Censur-Instruction; er beabsichtigte eine tiefgreifende Reform des ganzen Unterrichtswesens. Mit höchstem Nachdruck aber nahm die Regierung die Kräftigung des Heerwesens in die Hand. Der bewährteste ihrer Generale und zugleich der populärste der Prinzen, der Erzherzog Karl, trat an die Spitze des Kriegsministeriums und leistete in kurzer Zeit das Außerordentlichste für die Verstärkung der Armee, für einen einfachen und praktischen Dienst, für eine solide und reichliche Verpflegung der Truppen. Binnen 2 Jahren brachte er den Bestand des Linienheeres auf 350,000 M., und im Juni 1808, unmittelbar nach dem Ausbruch des spanischen Krieges, folgte darauf die Verordnung, aus allen Männern von 18—40 Jahren eine zur Vertheidigung des heimischen Bodens bestimmte Landwehr als Rückhalt des stehenden Heeres zu organisiren. Von allen Seiten drängten sich nun die Freiwilligen zu Tausenden hinzu, einzelne Corporationen rüsteten auf ihre Kosten kleine Abtheilungen aus, die reichen Gutsbesitzer traten als Officiere an die Spitze ihrer Bauern, die kaiserlichen Prinzen stellten ganze Reiter-Regimenter. Der Aufschwung ging durch alle Stände. Nach einigen Monaten erhoben sich die Listen des nationalen Heerbannes auf nicht weniger als 445,000 M.

Für Stadion war der spanische Aufstand das Signal, daß die Zeit gekommen sei. Sein heißer Wunsch war, auf der Stelle loszuschlagen. Stein drängte in gleichem Sinne wo möglich mit doppeltem Eifer. Von Napoleon geächtet (s. S. 665), kam er als Flüchtling über die österreichische Grenze; jede Mitwirkung Preußens war dadurch in unbestimmte Ferne geschoben. Indeß kam Napoleon im Januar 1809 aus Spanien nach Paris zurück, entschlossen, trotz des fortlodernden spanischen Krieges nicht die mindeste Gefügigkeit zu zeigen. Er drängte auf sofortige Entwaffnung und ließ keine Ausrede, keine Erörterung zu. Es wurde darüber März: Stadion hatte sich in keiner Richtung beirren lassen, die Heeresmassen waren überall dicht an die Grenzen vorgeschoben, Erzherzog Karl mit 170,000 M. in Böhmen, Erzherzog Johann mit 60,000 M. gegen Italien, Erzherzog Ferdinand mit 35,000 M. bei Warschau gegen die Sachsen und Polen aufgestellt. Man rechnete auf Aufstände in Hannover und Hessen, in Schwaben und Tirol (s. Nr. 104); man hoffte auf eine große englische Landung und endlich auch jetzt noch, wenn man nur einen ersten Erfolg erringe, auf den entscheidenden Beitritt Preußens. Etwa 100,000 Franzosen und 56,000 Rheinbündner standen in Süddeutschland, aber weit zerstreut von Ulm bis Regensburg, ohne kräftige Leitung; ein Angriff der Oesterreicher von Böhmen her in großer Masse hätte unendliche Erfolge haben können. Erzherzog Karl aber, der mit großer Besorgniß, schwankend und unsicher, in diesen Krieg eingetreten war, meinte wieder, um sicher zu gehen, müsse der Angriff von zwei Seiten, vom Inn und von Böhmen aus, zugleich erfolgen, und verlor vier Wochen, um sein

gesammeltes Heer zu theilen und zwei Drittel desselben auf das rechte Donau-Ufer hinüber zu bringen. In dieser Zeit schickte Napoleon Verstärkung auf Verstärkung aus Frankreich über den Rhein. Um die Mitte des April langte er selbst bei seiner Armee an und traf die Anordnungen, um unter den Augen des Gegners seine zerstreuten Heereskörper zu sammeln, sich zwischen die feindlichen Abtheilungen zu werfen, und dann jedesmal mit Uebermacht die einzelnen zu besiegen. So schlug er den General Fürsten Hohenzollern bei Hausen am 19. April, den General Hiller bei Abensberg am 20., den General Rosenberg bei Eggmühl am 22. und warf am 24. den Erzherzog selbst bei Regensburg über die Donau zurück. Dieser hatte in den fünftägigen Kämpfen fast 50,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt; die Hoffnungen auf eine glänzende Offensive, auf das Fortreißen des ganzen Deutschland waren dahin. Der größte Theil des gegen Baiern aufgestandenen Tirol wurde augenblicklich durch Lefebvre und Wrede wieder besetzt, der preußische Major von Schill, der auf eigene Faust einen Zug gegen Magdeburg versuchte, nach tapferem Ringen überwältigt. Die preußische Regierung war völlig entmuthigt, alle Rüstungen wurden suspendirt. Die Erzherzoge Ferdinand und Johann mußten mit ihren Corps eiligst zurückkehren, um den eigenen heimischen Boden vertheidigen zu helfen. Denn Napoleon verfolgte seinen Sieg mit demselben reißenden Ungestüm wie 1805. Am 13. Mai wurde Wien durch eine kurze Beschießung zur Capitulation genöthigt. Indessen war Erzherzog Karl durch Böhmen herangekommen und stand Wien gegenüber auf dem linken Donau-Ufer in den weiten Ebenen des Marchfeldes, ungefähr 80,000 M. stark. Napoleon beschloß, so rasch wie möglich den Strom zu überschreiten und den Krieg mit einer großen Feldschlacht zu beenden. Er wählte dazu eine Stelle, wo die Donau die große Insel Lobau umspült und diese eine bequeme Station zum Uebergange bietet. Hier begann er die Ueberbrückung, obgleich der durch die Frühlingsregen angeschwollene Strom reißend wie ein Bergwasser und breit wie ein Meeresarm war. Der Erzherzog ließ sie absichtlich gewähren, in der Hoffnung, sie, durch den Strom getheilt, zu schlagen und bei dem mißlichen Rückzug über die Brücke zu vernichten. Mittags den 21. brachen die Oesterreicher auf die beiden Dörfer Aspern und Eßlingen mit furchtbarem Ansturm ein; Aspern wurde sechs Mal genommen und verloren, endlich von den Oesterreichern, Eßlingen aber von den Franzosen behauptet. Die Nacht hindurch trieb Napoleon hinüber, was irgend zur Stelle war, so daß am 22. auf jeder Seite etwa 70,000 M. in Schlachtordnung standen. Der entsetzliche Kampf begann mit dem ersten Dämmern des Sommermorgens. Die Anstrengungen, die Verluste waren ungeheuer; gegen Mittag glaubte Napoleon die österreichische Linie durchrissen zu haben: da warf sich Erzherzog Karl mit dem Regimente Zach in die Lücke, dem dichten Kugelregen entgegenstürmend, und stellte das Gleichgewicht wieder her. Von die-

sem Augenblicke an wichen die Franzosen auf allen Punkten; zugleich erhielt Napoleon dringende Nachricht, die Wucht des immer wachsenden Stromes bedrohe den Stand der großen Brücke, gleich darauf, sie sei durch österreichische Brander und Flöße zerrissen worden. Damit war ein Theil seiner Reserve von dem kämpfenden Heere getrennt, und was noch schlimmer war, die allmählich ausgehende Munition konnte nicht mehr ersetzt werden. Der Rückzug auf die Insel wurde unvermeidlich. Der Kaiser selbst ging über den Strom zurück, um dort das Nöthige vorzukehren, und übertrug Massena die Fortsetzung des Kampfes bis zum Einbruch der Nacht. Die Oesterreicher, durch den Beginn des Sieges gespornt, verdoppelten ihr Ungestüm und ihre Todesverachtung. Die Franzosen, außer Stande, das feindliche Feuer zu erwidern, wurden gliederweise durch Kartätschensalven niedergestreckt und verloren 12,000 Todte, 29,000 Verwundete; auf der Insel drängten sich die Reste zusammen, ungeordnet, hungernd und durstend; Napoleon selbst, zum Tode erschöpft, lag 20 Stunden in dumpfem Schlaf; die Marschälle beriethen schon in leisem Flüstern, wie man den Rhein erreiche, wenn er nicht mehr erwache.

Um so lauter war drüben im deutschen Lager der Siegesjubel. Auch dort hatte man mit der ungeheuren Masse von 24,000 M. den Tag bezahlt; aber man hatte glorreich den Nieüberwundenen zur Umkehr genöthigt. Noch einmal war es ein Moment, in welchem das Größte möglich schien. Auf's Neue erhoben sich Tirol und Vorarlberg; der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig brach mit seiner schwarzen Legion aus Böhmen nach Sachsen und besetzte das halbe Land. Es gährte in Württemberg und in Hessen — welch ein Augenblick, wenn sich jetzt ein preußisches Heer von 150,000 M. für die gemeinsame Sache erhob und rings umher ganz Deutschland in Flammen setzte! Daß es nicht geschah, hatte vornehmlich zwei Gründe. In Berlin gab es Niemanden, welcher den König mit dem Ansehen Stein's hätte bestimmen und fortreißen können; im Angesichte der ungeheuren Gefahr kam er zu keinem Entschlusse. In Oesterreich aber, wo beide Gegner in mehrwöchentlicher Waffenruhe wetteiferten, die Verluste herzustellen, Verstärkungen heranzuziehen, war das Talent des Erzherzogs dem Genie Napoleon's nicht gewachsen. Anfangs Juli hatte der französische Kaiser eine Uebermacht von 180,000 gegen 130,000 M. zur Stelle und entschied den Ausgang des Krieges durch die Riesenschlacht von Wagram am 5. und 6. Juli. Der erste Fehler, daß man dem Feinde den Uebergang auf das linke Donau-Ufer nicht erschwerte, seine Absichten auch dann noch nicht errieth, als sie halb verwirklicht waren, konnte am ersten Schlachttage (5. Juli) noch durch energische Verwendung aller vorhandenen Streitkräfte verbessert werden. Aber man begnügte sich damit, einzelne Armee-Corps ins Gefecht zu ziehen. Dennoch gab am Abend des Tages die bewundernswürdige Tapferkeit der Soldaten dem Erzherzoge den Sieg nahezu in die Hand. Nach dem verunglückten Sturm auf Wagram war die Verwirrung unter den französischen

Schaaren so groß, daß nur noch ein kräftiger Stoß nöthig war, um ihre völlige Niederlage herbeizuführen. Auch diese Gelegenheit wurde versäumt. In der Nacht entwarf der Erzherzog einen neuen Schlachtplan, ähnlich demjenigen, den 6 Jahre später Wellington und Blücher bei Waterloo mit Erfolg ausführten. Man wollte die Schlacht so lange halten, bis das von Preßburg herbeigerufene Armee-Corps unter dem Erzherzoge Johann in der rechten Flanke und im Rücken der französischen Armee erscheinen würde. Dadurch wurde am zweiten Schlachttage (6. Juli) der gleichzeitige Angriff auf allen Punkten gehindert, die Unterstützung der einzelnen Corps unter einander aufgehoben und das dritte Armee-Corps unthätig im Hintergrunde gelassen. Schon um die Mittagsstunde war der gewisse Sieg an die französischen Adler gekettet, am Nachmittage ward die Schlacht abgebrochen und der Rückzug in getrennten Haufen nach Mähren angetreten. Das Armee-Corps von Preßburg, auf dessen rechtzeitiges Eintreffen man seine Hoffnung gesetzt hatte, erschien nach beendigter Schlacht auf dem Schlachtfelde — also zu spät; es zog sich wieder nach Preßburg zurück. Mit Unrecht hat man den Erzherzog Johann beschuldigt, er habe aus Eifersucht und gemeiner Schadenfreude den Marsch nach Wagram verzögert; vielleicht hätte er einige Stunden früher auf dem Schlachtfelde eintreffen können, aber niemals rechtzeitig genug und mit hinreichenden Kräften, um die Schlacht herzustellen und den Sieg zu entscheiden. Nicht ein einzelner Fehler, sondern eine ganze Kette von Fehlern, namentlich die eigensinnige Weigerung des Erzherzogs Karl, seinen Bruder früher herbeizurufen, in dem irrigen Glauben, der linke Flügel sei in Wahrheit nicht bedroht, hat die Niederlage bei Wagram herbeigeführt. Vor dem Ausbruche des Krieges hatte Oesterreich das Ansehen eines großen Kriegslagers, in welchem begeisterte Hingabe an das Vaterland, ein mächtig erregter idealer Sinn jede Brust erfüllte. Wer es nach der Schlacht bei Wagram, während des von Erzherzog Karl auf unerhörte Bedingungen hin abgeschlossenen Waffenstillstandes betrachtete, fand, daß die erschütternde Tragödie, weit entfernt, zur ernsten Einkehr in sich aufzufordern und eine nur um so kräftigere Spannung aller sittlichen Kräfte hervorzurufen, alle gemeinen Leidenschaften entfesselte und mit einem widerlichen Gezänke, mit gegenseitigen Anklagen und allgemeiner Erschlaffung als Nachspiel schloß.

Am 14. Oct. verkündete Kanonendonner, daß der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich zu **Wien** abgeschlossen sei. Oesterreich verlor in demselben an 2000 □-Meilen Flächeninhalt, 4 Millionen Einwohner, jede Verbindung mit dem Meere, jeden Ausweg seines Handels. Es trat ab zu Gunsten der Bundesgenossen Bonaparte's, und zwar an Baiern: Salzburg und Berchtesgaden, das im Teschener Frieden erworbene Innviertel nebst einem Theile des alten Oesterreich ob der Enns. Die armen, treuen Tiroler, welche beim Ausbruche des Krieges vor Allen dem begeisternden Aufrufe an den Volksgeist gefolgt waren, vergaß man vollständig. (S. Nr. 104 am Ende.) Krain

und von Kärnthen den Villacher Kreis, Triest, Görz, Moncalfone, Fiume, Istrien, das ungarische Küstenland und einen Theil von Croatien bis an die Save, deren Thalweg von nun an Oesterreichs Grenze bilden sollte, vereinigte Bonaparte durch ein Decret zur „Provinz Illyrien". Das österreichische West-Galizien mit Krakau, der alten Königsstadt und einem Bezirk um dieselbe am rechten Ufer der Weichsel, nebst dem Zamosker Kreise von Ober-Galizien, vergrößerten das Herzogthum Warschau. Alle in der pyrenäischen oder italienischen Halbinsel bereits vollbrachten oder dem allgemeinen Oberherrn des großen Westreiches noch ferner gefälligen Umwälzungen wurden anerkannt, auch mußte Oesterreich dem Continentalsystem unbedingt beitreten. Bevor die Franzosen Wien verließen, sprengten sie noch die Festungsmauern.

So endete der vierte Krieg, den Oesterreich seit dem Beginne der Revolution mit Frankreich geführt hatte, der zweite gegen Napoleon als Kaiser, der einzige, den es ohne Alliirte begonnen hatte, für die Freiheit Europa's gegen die Oberherrschaft Napoleon's. In diesem Kriege standen zum letzten Male alle Deutschen bei Oesterreich, fühlte sich dieses Reich zum letzten Male in seinem deutschen Wesen und seiner rein deutschen Bestimmung. Seitdem lernten die Deutschen außerhalb des Zusammenhangs mit Oesterreich Pläne für ihre bessere Zukunft fassen. Die leitenden Männer in Oesterreich und allmählich auch die weitern Volkskreise gewöhnten sich daran, die Interessen der deutschen Nation als fremde zu betrachten. Aeußerlich hatte sich Oesterreich bereits am 6. August 1806 von Deutschland losgesagt, als Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone niederlegte; der innere Bruch ward aber erst 1809 im Wiener Frieden vollzogen. Das deutsche Volk ging von nun an seine eigenen Bahnen; in Wien aber wurde eine selbständige österreichische Politik eingeweiht.

---

104. Die Aufstände der Tiroler, 1809.

(Nach Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen, und Eduard Richter, Der Krieg in Tirol im J. 1809 in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, bearbeitet vom Herausgeber.)

In dieses Alpenland war die verfeinerte Cultur der Ebene noch nicht eingedrungen; ein Stück altväterischen Lebens hatte sich hier unverändert erhalten. Ein Bauern- und Jägervolk lebte da sein abgeschlossenes Dasein unter dem alten, einfachen Regiment, treu ergeben dem alten Glauben und der überlieferten Sitte. Je enger und abgeschlossener die einzelnen Thäler waren, in desto schärferem Gepräge hatte sich die überlieferte Eigenthümlichkeit erhalten. Voll Kraft und Ausdauer, aber auch voll Trotz, Mißtrauen und Verschlagenheit, hatte der Tiroler, inmitten einer gewaltigen und wunder-

baren Natur, gelernt, die Gefahren des Lebens gering zu achten und selbst für das Wenige, was seinem bescheidenen Dasein Werth und Reiz gibt, bereitwillig Alles einzusetzen. Die Waffenübung war ihm auch in Friedenszeiten seine liebste Beschäftigung, und schon vor 100 Jahren (1703, s. S. 379) hatte er sein Heimatland gegen fremde Eindringlinge, auch damals Baiern und Franzosen, beschirmt.

Die erste Befreiung Tirols, im April 1809.

Der Friede von Preßburg hatte Tirol der mehr als vierhundertjährigen Verbindung mit Oesterreich (1363—1805) entrissen und es dem neuen baierischen Königreiche einverleibt. War auch diese Verbindung an sich keine unnatürliche, indem die örtliche Lage, die Verwandtschaft der Stämme, selbst ihre ältere Geschichte und der gegenseitige Austausch der Producte dafür zu sprechen schienen, waren auch die Vorzüge des neuen Regiments in einzelnen Zweigen der Verwaltung und Rechtspflege nicht zu leugnen, so war doch die Anhänglichkeit an das theure Herkommen, die Erinnerung an die früheren Händel und blutigen Kämpfe mit Baiern und die Pietät für das angestammte Herrschergeschlecht zu überwiegend, um nicht ein natürliches Mißbehagen aufkommen zu lassen. Die tiefste und allgemeinste Unzufriedenheit aber erweckten bei dem strenggläubigen Bauernstande die kirchlichen Neuerungen. Die Vergebung der Pfarreien durch die Regierung, und zwar nur an solche, die in königlichen Schulen ihre Studien gemacht, rief den Widerstand der Bischöfe des Landes hervor und führte zur Verweisung der Bischöfe von Chur und Trient. Sodann wurden die schon von Joseph II. gegebenen, aber in Tirol nie vollzogenen Verordnungen gegen die Menge der Feiertage erneuert und gegen die Zuwiderhandelnden mit unvernünftigen Strafen eingeschritten. Wer an einem solchen Festtage ein besseres Kleid trug oder nicht arbeitete, ward polizeilich bestraft; der Gottesdienst in der Christnacht, alle Nebenandachten, Processionen 2c. mit strengen Drohungen verpönt und das Geläute beschränkt. Auch die alte ständische Verfassung ward, trotz der wiederholten feierlichen Zusagen, sie zu erhalten, beseitigt und dies als ein neuer Beweis der Geringschätzung des Volkes (der „dummen Bauern") empfunden. Dazu kam die Last der Conscription (Aushebung), während früher die Wehrpflicht auf die Vertheidigung des Landes beschränkt war, endlich die Einführung neuer und die Erhöhung alter Steuern. Es ist überraschend, wie oft in gleichzeitigen Schriften und Proclamationen das Beispiel Spaniens angeführt wird. Auch hier erscheint der Krieg als ein Kampf des historischen Rechtes gegen das System des Länderschachers, welches sich in Napoleon's Kaiserreich verkörperte.

Die Mißvergnügten standen mit Oesterreich in Verbindung. Als daher dessen Rüstungen zum Kriege des J. 1809 auch in Tirol die Hoffnung eines baldigen Umschwungs weckten, begab sich (im Januar) eine Deputation, zu

welcher auch Andreas Hofer, Wirth „am Sand" im Passeyrthale, gehörte, nach Wien und verabredete mit dem Erzherzoge Johann, dem Lieblinge der Gebirgslande, und besonders mit dessen Vertreter, dem Freiherrn von Hormayr, den Plan des Aufstandes. Zwei österreichische Corps sollten im April in der Mitte Tirols, zu beiden Seiten des Brenner, eintreffen: das eine durch das Pusterthal, das andere durch das Unter-Innthal. Der allgemeine Haß lehrte die strengste Verschwiegenheit, und selten ist ein Feind argloser überrascht worden, als damals die Baiern. Keiner aber ergriff die vaterländische Sache, für die man in den Streit ging, herzlicher und wahrhaftiger als der „Sandwirth" Hofer, dessen äußere stattliche Erscheinung in gewählter Landestracht, selbst unter den markigen Gestalten seiner Heimat, sich imposant genug hervorhob. Kein Mann von großen Ideen (obgleich eine Art Wunderkind an frühreifer Gelehrsamkeit), aber eine von den Naturen, die um so zäher an dem beschränkten Kreise ihrer Gedanken festhalten, umfaßte er mit der ganzen Tiefe seines Gemüthes und der innigsten Hingebung die vaterländische und religiöse Sache, die ihn erfüllte.

Der Aufstand begann am „weißen Sonntage" (9. April) im Pusterthale, als hier das eine österreichische Corps von Lienz aus gegen Brixen vorrückte, wo der baierische Oberstlieutenant Wrede mit 1300 M. stand. Alles eilte unter Freudenschüssen und Glockengeläute den Oesterreichern als den Befreiern entgegen. Die Baiern versuchten vergebens, die Vorrückenden durch Zerstörung der Brücken aufzuhalten, sie wurden gezwungen, sich bis an die Ladritsche Brücke (in der Nähe der heutigen Franzensfeste) zurückzuziehen. Um den Besitz der Brennerstraße und eine Verbindung des italienischen mit dem deutschen Kriegsschauplatze handelte es sich für beide Theile. Wrede und General Bisson, der mit einem Corps Franzosen aus Mantua gekommen und sich in Schwaben mit der Hauptarmee Napoleon's vereinigen sollte, gelangte zwar über den Brenner nach Innsbruck, doch war der ganze Gebirgs-Uebergang ein fortwährender Kampf: von allen Seiten durch herabgeworfene Felsstücke bedroht, beschossen, verfolgt, konnten sie den Aufgeboten der benachbarten Thäler nur eine passive Tapferkeit entgegenstellen, und ihr Nachtrab (unter Lemoine) ward durch Zerstörung der Ladritscher Brücke abgeschnitten, so daß er sich nach Bozen und Trient zurück retten mußte. Andreas Hofer war mit seinen Passeyrn über den Jaufen-Paß nach Sterzing vorgedrungen und hatte die baierische Garnison in Sterzing nach mehrstündigem Kampfe auf dem Sterzinger Moos mit ihrer einzigen Kanone kriegsgefangen gemacht, sich dann aber vor der Uebermacht zurückgezogen.

Gleichzeitig hatte auch im Innthale der Aufstand begonnen. Schon am 8. April sah man ein Brett mit einem rothen Fähnlein den Inn hinunterschwimmen; in der folgenden Nacht kündigten Feuer-Signale auf den Bergen die Stunde der Entscheidung an. Aus dem obern und untern Innthale drangen die Bauern unter kühnen und gewandten Führern (jene unter

Tirol war abermals frei, nur in der Festung Kufstein hielt sich auch diesmal der Feind.

An demselben Tage hatte auch Vorarlberg sich frei gemacht. Die Schützen vertrieben nach einem Gefechte bei Hohenems die (1500) Franzosen bis nach Lindau. In den Siegesjubel über diese herrlichen Erfolge fiel die Botschaft von dem zweitägigen Riesenkampfe von Aspern. (S. S. 674.) So war die Verbindung zwischen Deutschland und Italien dem Feinde wieder verschlossen, die Streitkräfte Baierns und Württembergs in Schach gehalten.

Die dritte Befreiung Tirols, im August 1809.

Seit dem Siege vom Mai lebte in dem tiroler Volke eine Zuversicht, die den Gedanken an einen Umschwung des Glückes nicht aufkommen ließ. Man vertraute auf die von Wien aus versprochene Hülfe und wurde in seiner arglosen Sicherheit noch bestärkt durch die falsche Nachricht von einem Siege der Oesterreicher bei Wagram. Als nun nach deren Niederlage bei Wagram ein Waffenstillstand zu Znaim abgeschlossen war, demzufolge die österreichischen Truppen Tirol und Vorarlberg zu räumen hatten, glaubte man Anfangs der Nachricht nicht und hielt sie für eine Kriegslist, bis von verschiedenen Seiten her 50,000 M. Franzosen und Baiern in Tirol und Vorarlberg einrückten. Solcher Macht gegenüber schien es nicht zu fürchten, daß Tirol noch einen Versuch wagen würde. Und doch, nur vier Tage, nachdem Lefebvre die Hauptstadt besetzt, flammte der Aufstand mit frischer Kraft wieder auf, errang Sieg auf Sieg, trieb die fremden Dränger, die, in Ermangelung einer im Waffenstillstande ausbedungenen Amnestie, kaum erst ihre eben so scharfen als ungerechten, den Widerstand zum Aeußersten reizenden Maßregeln verkündet hatten, mit Schimpf zum Lande hinaus, und Tirol gewann für sich allein, ohne fremde Hülfe, seine dritte und glorreichste Befreiung, die freilich mit Verheerung und Zerstückelung des Landes, mit dem Opfertode der Massen auf dem Schlachtfelde und der Führer auf dem Richtplatze erkauft wurde.

Ein feuriger Aufruf Hofer's (vom 28. Juli) rief die Südtiroler auf's Neue unter die Waffen, um das Höchste und Heiligste gegen den „Feind des Himmels und der Erde“ zu beschützen. Der Marschall Lefebvre hatte die Division Rouyer von Salzburg aus durch die (im Mai) blutgetränkte Schlucht des Passes Strub und das Unterinnthal über den Brenner geschickt, um nach Italien vorzudringen. Aber die Tiroler unter Haspinger's, Speckbacher's u. A. Leitung hatten die steilen Berghalden des Eisackthales besetzt und an den engsten Stellen des Weges oben auf den Felsen Baumstämme, mit Weiden verbunden und mit Steinen beschwert, bereit gehalten, die auf ein gegebenes Zeichen auf den Feind herabgestürzt wurden. Die Wirkung war entsetzlich: die Steinlawinen begruben Mann, Roß und Kanonen; einen Augenblick trat eine dumpfe Stille ein, dann drang aus den Staub- und

Würde und Integrität seines Reiches als unvereinbar erwiesen mit den Ansprüchen eines souveränen Papstes. Pius VII. beantwortete den Gewaltschritt des Imperators mit einer Bannbulle. Da schritt Napoleon zum Letzten: am Siegestage von Wagram ward der Papst gefangen weggeführt und ihm in Savona sein Aufenthalt angewiesen. Aber auch in der Gefangenschaft ließ sich Pius weder durch die Drohungen aus Paris noch durch die Vermittelung von Wien zur Unterwerfung bestimmen.

Napoleon war in dieser Zeit vor Allem darauf bedacht, das neue Weltreich zu befestigen, und dazu fehlte ihm noch Eins — ein männlicher Erbe. Daher tauchte ein Plan, den Unberufene schon 1807 betrieben hatten, von Neuem auf: die Ehe mit Josephine Beauharnais zu lösen und sich in den alten Dynastieen Europa's eine neue Gemahlin zu suchen. Alsbald nach der Rückkehr aus Oesterreich (1809) ward Josephinen der Entschluß eröffnet und ihre Zustimmung erlangt. Am 15. December erfolgte die öffentliche Scheidung. Zur Zeit des Erfurter Congresses, als die Freundschaft mit dem Zaren in höchster Blüte stand, war der Gedanke an eine russische Verbindung aufgetaucht und hatte bei Kaiser Alexander freundliche Aufnahme gefunden. Auch jetzt kam Napoleon zunächst auf diese Idee zurück. Sie entsprach nicht nur dem Zweck, den eine legitime Heirath erreichen sollte, sondern war auch mit seiner Politik im Einklang, die wesentlich auf dem Bündniß mit Rußland beruhte. Der russische Hof lehnte zwar nicht ab, gab aber auch keine deutliche Zusage. Zu stolz, auf die Entscheidung aus Petersburg noch länger zu warten, brach Napoleon (Januar 1810) die Verhandlungen mit Rußland ab und entschied sich für ein Ehebündniß mit Oesterreich. Auf den ersten Blick erschien es noch undenkbarer, Oesterreichs Einwilligung zu erlangen, als die Rußlands. Das Haus Lothringen hatte seit 18 Jahren fast unablässig gegen die Revolution gekämpft und sich mit der Idee der Legitimität gleichsam identificirt. Dazu hatte man sich eben noch auf Tod und Leben geschlagen, und der leidenschaftliche Haß zwischen Dynastieen und Völkern schien den Gedanken an eine solche Verbindung hier mehr auszuschließen, als an irgend einem Hofe Europa's. Aber die Furcht, den mächtigen Bewerber zu kränken, überwog alle politischen und sittlichen Bedenken, und selten ist ein fürstlicher Ehebund so schnell eingeleitet worden, wie dieser zwischen Napoleon und Kaiser Franz' II. Tochter, der Erzherzogin Marie Louise. Schon in der ersten Woche des Februar ward der vorläufige Heirathsvertrag durch Fürst Schwarzenberg, den österreichischen Gesandten in Paris, abgeschlossen, im Anfang März durch Marschall Berthier in Wien die Procura-Vermählung vollzogen; am 2. April 1810 folgte die feierliche Einsegnung des neuen Bundes in Paris durch den Cardinal Fesch, wobei fünf Königinnen die Schleppe der neuen Kaiserin trugen.

Wenn der schlichte Sinn der Meisten in und außer Oesterreich diese Heirath wie einen Abfall von Allem ansah, was bisher der Dynastie und

kleinen Lande beliebte Herzog wollte den deutlichen Wink, in welchem Sinne er wählen sollte, nicht verstehen und erklärte, unter allen Bedingungen in dem Lande bleiben zu wollen, in dem seine Vorfahren seit fast tausend Jahren gewaltet hätten. Darauf erschienen französische Beamte in Oldenburg, kündigten ihm an, daß sein Land bereits dem französischen Kaiserreiche einverleibt sei, und richteten eine französische Verwaltung ein. — Diese norddeutschen Reunionen bezeichnen den Höhepunkt der herrschenden Willkür und den äußersten Grad der allgemeinen Rechtlosigkeit; aber sie waren auch der letzte Act dieser Art.

Nach sechs Jahren seit der Kaiserkrönung fand sich Napoleon auf dem Gipfel einer Macht, wie sie bis dahin kein Fürst der Welt besessen hatte. Es war ihm gelungen, sich und seinen Plänen alle Staaten des Festlandes dienstbar zu machen, einen nach dem andern zu besiegen und zu vernichten oder sich zu verbinden und alle in einen Krieg auf Tod und Leben gegen die politische und Handelsgröße Englands zu vereinigen. Er selbst übte die unumschränkteste Herrschaft in den unmittelbar unterworfenen Ländern, Frankreich und Italien; jenes hatte er zuerst bis zu seiner angeblich natürlichen Grenze, dem Rheine, dann über ihn hinaus über Holland und das deutsche Niederland und zuletzt bis an die Travemündung ausgedehnt; dieses im Norden durch Wallis und Südtirol, im Osten durch Illyrien (s. S. 677), Croatien, Dalmatien und die jonischen Inseln erweitert. Mittelbar, aber ohne Widerrede, gehorchten seinem Befehl seine Brüder, die Könige in Spanien und Westfalen, sein Marschall-König und Schwager in Neapel, die Vasallen des Rheinbundes einschließlich Warschaus, die Schweiz und, als Bundesgenossen gegen England, Dänemark und Schweden (wo im Sommer 1810 der Marschall Bernadotte zum Thronfolger erwählt worden war). Preußen, durch französische Festungsbesatzungen im Innern und unerschwingliche Erpressungen gedrückt, von französischen und Rheinbunds-Heeren umschlossen, vermochte nur im Stillen seine dereinstige ruhmvolle Erhebung vorzubereiten und sah seine Lage nun noch durch den neuen französisch-österreichischen Familienbund verschlimmert, welcher dem französischen Kaiser eine Verstärkung an Macht einbrachte, die sowohl für die Sicherung seiner Stellung im Osten, als für die Entwickelung seiner weiteren Pläne von großem Werthe war. Zwar erschien dagegen die russische Verbindung gelockert, und die Einverleibung Oldenburgs in das französische Reich zeigte sie auch der Welt als in der Auflösung begriffen; aber Rußland beharrte, trotz dieses Beweises von offener Nichtachtung, fortwährend in der Reihe der unterthänigen Verbündeten und Theilnehmer am Continental-Kriege mit England. So schien am Schlusse des 6. Jahres des Kaiserthums, wenn auch nicht der unmittelbare Besitz, doch die Unterthänigkeit des europäischen Festlandes unter der Alles erdrückenden Weltmacht Napoleon's entschieden und äußerlich gesichert.

106. Napoleon's Feldzug gegen Rußland, 1812.

(Nach Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen, Theodor von Bernhardi, Geschichte Rußlands, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Freundschaft von Tilsit war seit 1809 etwas erkaltet. Schon der Friede von Wien hatte den Zaren peinlich berührt, indem er darauf gerechnet hatte, daß Galizien, wenn Oesterreich es verlieren sollte, nicht anders als russisch werde, während nun das ihm unheimliche Herzogthum Warschau (das Bollwerk gegen Rußland) eine neue ansehnliche Vermehrung (siehe S. 660) erhalten hatte, Rußland aber durch die Abtretung Bialystocks nothdürftig abgefunden worden war. Eine zweite unangenehme Ueberraschung für den Zaren war der plötzliche Abbruch der Unterhandlungen wegen der Vermählung Napoleon's mit einer der Schwestern Alexander's; er sah darin schon den ersten Schritt zur Lösung der Allianz von Erfurt. Bald fand man auch die Nachtheile, die der Handel und die Finanzen Rußlands durch die Continentalsperre erlitten, unerträglich, und ein neues Zollsystem ließ die Einfuhr der Colonialwaaren unter neutraler Flagge zu, prohibirte dagegen mehrere wichtige französische Handelsartikel und legte auf den Wein einen hohen Einfuhrzoll. Endlich mußte der Petersburger Hof noch eine dritte Ueberraschung erleben durch die plötzliche Vertreibung des Herzogs von Oldenburg (siehe S. 687), worin der Zar eine absichtliche Kränkung des Kaiserhauses erblickte, wie Napoleon in dem neuen Zolltarif einen Abfall vom Continentalsystem. Auf beiden Seiten warf man sich feindselige Schritte vor, wenn auch jeder der beiden Verbündeten fortfuhr, seine Friedensliebe zu betheuern. Beide Theile sahen sich nach Verbündeten um. Rußland konnte auf die Völker zählen, welche Napoleon im Rücken ließ, wenn er den Niemen überschritt, während Alexander einen großen Vortheil darin hatte, daß er beim Kriege ruhige Gebiete hinter sich ließ. Auf Napoleon aber machten selbst die Warnungen seines Bruders Hieronymus keinen Eindruck. Wenn er nur der Regierungen sicher war, so machte ihm die Verzweiflung der Völker keine Sorge. Der Rheinbund mußte ihm ein Contingent von 100,000 Mann stellen, Oesterreich, welches die russischen Vergrößerungen auf Kosten der Pforte nicht gleichgültig ansehen konnte und daher ein natürliches Interesse am Kampfe gegen Rußland hatte, ward rasch und leicht gewonnen. Der bisherige Gesandte in Paris, Graf Metternich, welcher eben Minister geworden war, schloß, gegen das Versprechen einer territorialen Vergrößerung (etwa durch das 1809 abgetretene Illyrien) im Falle des Sieges, sein Bündniß mit dem neuen Schwiegersohne des Kaisers und stellte zu der großen Armee 40,000 Mann unter General Graf Schwarzenberg. Preußen entschloß sich, nach längerem Schwanken zwischen

einem russischen und einem französischen Bündnisse, zuletzt nothgedrungen zur Allianz mit Frankreich und stellte 20,000 M. Vielleicht gab es in dieser Lage für Preußen keinen andern und bessern Ausweg; aber es war begreiflich, daß gerade die Tüchtigsten sich nicht so rasch in diese Wendung „umdenken" konnten, als statt der Erhebung die Unterwerfung erfolgt war. Scharnhorst legte das Ministerium nieder, Gneisenau und 300 andere Officiere nahmen den Abschied, weil sie lieber in Rußland und Spanien gegen Napoleon fechten wollten, als unter ihm und für ihn. General York wurde Befehlshaber jenes preußischen Hülfscorps, zwar ein so heftiger Feind der Franzosen, wie irgend einer, aber zugleich von jeher ein Gegner des Stein'schen Liberalismus, verzweifelnd über das Loos, den Franzosen zu dienen, aber entschlossen, rücksichtslos bei seinem Kriegsherrn auszuhalten. Er wurde dem Marschall Macdonald zugewiesen, der 30,000 M. gegen Riga führte, um den äußersten linken Flügel der großen Armee zu bilden, so wie Schwarzenberg die äußerste Rechte derselben in Süd-Polen abschloß. Napoleon führte ein Heer über den Niemen, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. Es zählte mehr als 450,000 M., und wenn man nicht allein diese Zahl, sondern auch den kriegerischen Werth der Truppen erwägt, so erscheint die nicht selten gehörte Vergleichung mit den Schaaren des Xerxes fast als lächerlich, wie zahlreich auch dessen Schwarm gewesen sein mag. Rußland hatte dieser gewaltigen Macht, trotz aller Anstrengungen, nach Jahre langen Rüstungen nicht die 300,000 Krieger entgegen zu stellen, von denen man in den Petersburger Hofkreisen sprach, sondern, etwa 15,000 Kosaken abgerechnet, die auf dem Schlachtfelde wenig bedeuten, nur 176,000 M. Linientruppen. Finanzielle Schwierigkeiten, die Mängel der Verwaltung und die gewaltige Sterblichkeit, die in der russischen Armee, besonders unter der neu ausgehobenen Mannschaft immerdar herrschte, hatten zu diesem bedenklichen Mißverhältniß der Macht geführt. Daher sah man sich genöthigt, ohne daß dies von Anfang an eine planmäßige Berechnung war, den Krieg, nach Art der alten Parther, durch stetes Zurückweichen zu führen, so daß die Kräfte des Feindes auf dem unfruchtbaren Boden und an den großen Dimensionen des Reiches auch ohne Kampf allmählich erschöpft würden. Der Boden, der geringe Anbau, die dünne Bevölkerung waren die mächtigsten Bundesgenossen gegen jeden fremden Angriff. Beim Vordringen der Franzosen nach Litthauen zeigten sich bald die Schwierigkeiten des Marsches und der Verpflegung einer halben Million Menschen. Erst litt man unter drückender Hitze, dann machte anhaltender Regen die Wege bodenlos, die Pferde fielen zu Tausenden und verpesteten mit ihrem Aasgeruch die Luft, eine bösartige Ruhr raffte viele Menschen hin. Ordnung, Zucht und Gehorsam lockerten sich täglich mehr unter der zwingenden Noth von Hunger, Durst und Ermüdung. Erst bei Smolensk (17. August) erreichte man die russische West-Armee (100,000 Mann) unter Barclay; auch ihr hatte

Gefecht in die Hände der Franzosen geriethen. Aber Napoleon verhehlte sich nicht, daß das Ergebniß ein unvollkommenes sei. Zwar hatte er noch über 20,000 M. frischer Kerntruppen, darunter die Garden, zur Verfügung; eine Macht, die ohne Zweifel hinreichte, die volle Entscheidung zu bringen. Es war sonst seine Weise nicht, solch einen letzten vernichtenden Schlag dem Gegner zu ersparen. Aber dieses Mal fehlte ihm die Kühnheit, die äußerste Kraft daranzusetzen. „Ich werde," soll er zu seiner Umgebung gesagt haben, „meine Garden nicht zertrümmern lassen; 800 Stunden von Frankreich weg, riskirt man nicht seine letzte Reserve." Die Opfer der Tages waren ungeheuer. Über 80,000 Mann deckten todt oder verwundet das Schlachtfeld; Gefangene waren auf beiden Seiten wenige gemacht worden. Der Tod hatte namentlich unter den Führern eine reiche Aernte gehalten; bei den Franzosen waren 10 Generale getödtet und eine Menge verwundet worden. Zu allem dem stand das Ergebniß des blutigen Tages außer Verhältniß. Napoleon hatte zwar das Schlachtfeld behauptet. Moskau mußte ihm überlassen werden, und er glaubte in der alten Hauptstadt des Reiches ein sicheres Pfand des Friedens zu besitzen. Kutusow hatte bis zuletzt den Schein angenommen, dieselbe zu halten und dem Feinde einen neuen Kampf anzubieten. Aber es war im Kriegsrath schon beschlossen, sie preiszugeben, freilich nach den Siegesbulletins der letzten Tage für die Bewohner eine bittere Enttäuschung. In wilder Verzweiflung räumten sie die Stadt.

Am 14. September begann der Einzug des französischen Heeres in die menschenleere Stadt; ein peinliches Gefühl überkam die Sieger, als sie nur öde Straßen fanden; daß man sich inmitten einer Brandstätte befand, ahnte man noch nicht. Auch als am Abend an einzelnen Stellen Feuer ausbrach und man vergeblich nach Löschanstalten suchte, schrieb man das auf Rechnung des Zufalls: wie aber am 15. das Feuer um sich griff und bald über die ungeheure Stadt ein gewaltiges Flammenmeer hinwogte, da war keine Täuschung mehr möglich. In ohnmächtigem Grimme sprach Napoleon von Skythen, die nach Barbaren-Art ihre Kriege führten. Es war kein Zufall, sondern die That eines Einzigen, der sie auf eigene Verantwortung vollbrachte. Graf Rostoptschin, der Gouverneur von Moskau, ein ächter Russe, der unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft eines Barbaren barg, hatte, als Kutusow sich zurückzog, alle Maßregeln getroffen, das Ungeheure ins Werk zu setzen. Er schaffte die Vorräthe weg, zwang die Bewohner auszuwandern, ließ die Feuerspritzen wegschaffen, das Zuchthaus öffnen und durch die Sträflinge den Brand anfachen, zu dem der Zündstoff planmäßig angehäuft war. So stand denn Moskau, die Stadt, die den Frieden bringen sollte, in lichten Flammen, welche zwei Dritttheile der Stadt in Asche legten. Diese Katastrophe löste die Bande der Disciplin in der französischen Armee; das Gebot, nicht zu plündern, übte keine Macht mehr, der jähe Umschlag von stolzen Siegeshoffnungen

zur äußersten Rathlosigkeit gab sich in planlosen Thaten verzweifelter Wuth und Rache kund.

War Napoleon nicht gewiß, sich den ganzen Winter in Moskau behaupten zu können, so mußte er den Rückzug vor dem Eintritt des Winters antreten. Allein der Aberglaube an den Frieden war stärker als diese drohenden Gebote der Situation. Jetzt hing Alles davon ab, ob man in Petersburg standhaft bleiben würde oder nicht. Alexander selbst war eine weiche, geschmeidige Natur, die in solch furchtbar ernster Lage der festen Anlehnung bedurfte. Darum war es als eine weltgeschichtliche Fügung zu betrachten, daß er jetzt den Mann an seiner Seite hatte, dessen unerschrockene Seele Furcht und Schwanken nicht kannte. Stein, der Geächtete, war in Petersburg und setzte, nachdem ihm Deutschland verschlossen war, dort seinen Krieg gegen Napoleon fort. Der Zar hatte ihn kurz vor dem Ausbruch des Krieges zu sich eingeladen, damit er seinen Rath und seine Mitwirkung der großen Sache leihe. Stein folgte dem Rathe. Sein erstes Bemühen war, jeden Gedanken an einen faulen Frieden zu bekämpfen und das Interesse des Kaisers für die große Wendung, die dieser Krieg nehmen konnte, zu gewinnen: einen trefflichen Helfer fand er an E. M. Arndt, der jetzt auf Stein's Ruf in der russischen Hauptstadt eintraf. Während man in der nächsten Nähe des Kaisers die Fassung verlor, die Mutter Alexander's, sein Bruder Constantin verzagt nach Frieden riefen, blieb Stein aufrecht in ungebeugtem Muthe, stählte die Zuversicht der Gleichgesinnten und schreckte die Feigen. Auch im Volke schien kein Opfer mehr zu groß, nachdem Moskau in Asche lag, und jetzt erst begann die nationale Erbitterung, die lange Zeit dem fremden Eindringling die Verwüstung der heiligen Stadt zuschrieb, sich zur Höhe zu steigern. Die Erregung der Massen theilte sich den Behörden und der Regierung mit und gab dem nationalen und religiösen Rachekrieg erst seinen furchtbarsten Aufschwung.

Napoleon beging einen Fehler, der die Gestalt der Welt verändern mußte: er saß ruhig in den unwirthbaren Ruinen von Moskau und wartete auf den Frieden, der nicht kam. Endlich war der Rückzug unvermeidlich, nachdem fünf unwiederbringliche Wochen in müßigem Warten versäumt waren. Am 18. und 19. October, gerade ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig, brach Napoleon von Moskau auf, nachdem er noch den Kreml hatte sprengen lassen. Es waren wüste Landstriche, durch die man ziehen mußte, die Lebensmittel, die man von Moskau mitgenommen, waren in den ersten acht Tagen zum Theil schon verzehrt, man ging daher bitterer Noth entgegen. Schon jetzt begann die Armee sich in einen Haufen von Flüchtlingen aufzulösen, den Truppen fehlte es an Ruhe und Verpflegung, die Zugpferde fielen in Masse, und mit ihnen schwanden die Transportmittel für Munition und Proviant. Dazu kam ein neuer furchtbarer Feind, der nordische Winter. Seit den letzten Tagen des October erhoben sich eisige Nordostwinde, der

Thermometer fiel auf 18 Grade.*) Die Unglücklichen erstarrten in Schnee und Kälte, die nachdrängenden Russen fanden unübersehbare Haufen von Leichen, todte Pferde, umgeworfene Kanonen und Wagen; man glaubte, ganze Armeen von erstarrten Menschen zu sehen. Von den Fliehenden warfen schon viele ihre Waffen und ihre Patronen weg, an Kampf war mit diesen Haufen nicht mehr zu denken. Zugleich drängte eine Unglücksbotschaft die andere. Von den Flügeln war keine Hülfe mehr zu hoffen, in Witepsk waren schon die Feinde. Von Paris selbst kam aber die merkwürdigste Botschaft. Ein ehemaliger Soldat der Republik, General Malet, hatte es wagen können, in einem abenteuerlichen Handstreiche den Tod des Kaisers auszurufen, sich selbst als Regenten zu proclamiren, und dieser wunderliche Spuk hatte ein paar Stunden dauern können, ohne daß die kaiserlichen Behörden und der Eifer des Volkes den Verschwörer entlarvten! Der Feind drängte von Osten und Norden heran und fing an, im Westen den Rückweg zu bedrohen. Kutusow's scheue Vorsicht rettete dieses Mal die Franzosen, er hielt den Gegner für stärker, als er war, und mied gern den Anlaß, sich mit Napoleon selbst zu messen. „Man müsse," sagte er, „dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen und sich keine unnütze Mühe gegen ein Heer machen, das doch in kurzer Zeit von selbst zu Grunde gehe." So kam es nur zu Gefechten, die zwar für die Franzosen verlustvoll genug waren, aber doch den völligen Untergang abwehrten. Als man sich der Berésina näherte, stand hier schon ein feindliches Corps und hielt den Uebergang besetzt. Der Rest der „großen Armee", die noch in der Zahl von 100,000 die Hauptstadt verlassen hatte, zählte jetzt noch etwa 12,000 waffenfähige Soldaten! Mit Hülfe der Corps von Oudinot und Victor, die vom nördlichen Ufer der Düna herkamen, etwa noch 18,000 Mann, gelang es den Franzosen, unter neuen Kämpfen den Uebergang über die Berésina zu gewinnen, indem sie zwei Meilen weiter aufwärts, als wo ihr Uebergang erwartet wurde, unter großen Mühen und mit den dürftigsten Hülfsmitteln Brücken schlugen. Der Rest des Heeres war gerettet, um binnen Kurzem einem schlimmern Feinde zu erliegen. Die Kälte steigerte sich in der ersten Woche des December bis zu 25 Grad und mehr. Es waren der Opfer nicht mehr viele aufzuzehren; was aber übrig war, schmolz rasch zusammen. Von der halben Million mit 1200 Geschützen, die im Sommer ausgezogen war, fand sich hinter der Weichsel kaum der zwanzigste Theil noch übrig.

---

*) Um die Unfehlbarkeit ihres Helden zu retten, wiederholen französische Schriftsteller beständig, der ganz ungewöhnlich frühe und unerhört strenge Winter habe jede Berechnung getäuscht. Vielmehr trat der Winter später als gewöhnlich ein; selbst in den letzten Tagen des November war die Berésina noch nicht zugefroren, und das ist ein seltenes Ereigniß! Auch war er nicht strenger als sonst, jedenfalls nicht strenger, als man vorher wissen und in seinen Berechnungen berücksichtigen konnte. (v. Bernhardi.)

Ungeordnete Haufen, aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Commandoruf und Trommel, lautlos wie ein Todtenzug nahten sie als wandelnde Leichen den Städten, alle unbewaffnet, keiner beritten, die Kleidung zerlumpt, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Niemals hatte ein ähnlicher Stolz einen gleich ungeheuren Sturz erlebt. Die beiden Kaiser, welche fünf Jahre früher dort am Niemen die Welt zu theilen unternommen, hatten jetzt in einem riesigen Zweikampfe die beste Kraft ihrer Reiche sich gegenseitig hingeschlachtet. Denn auch die siegenden Russen hatten kaum weniger als die besiegten Franzosen gelitten. Der sechsmonatliche Feldzug hatte ihnen 300,000, den Franzosen fast eine halbe Million Menschen gekostet.

York's Convention. In Preußen betrachtete man den Vertrag, durch welchen die Hälfte der (auf 42,000 M. beschränkten) preußischen Armee als Hülfscorps unter den Befehl des Marschalls Macdonald gestellt war, als eine drückende Schmach. Auf das erste Gerücht von dem Untergang der „großen Armee" verbreitete sich daher rasch die Ueberzeugung, das unnatürliche Bündniß habe nun sein Ende erreicht. Der Augenblick war gekommen, wo Preußen sich entweder bedingungslos den Franzosen in die Arme werfen oder, von ihnen abfallend, auf Rußlands Seite treten mußte, um im Verein mit dieser Macht den Versuch zur Befreiung Deutschlands zu wagen. York, der Befehlshaber jenes (noch 15,000 M. starken) Hülfscorps, schickte Boten über Boten an den König nach Berlin, um dessen Entschluß zu erfahren, aber man hielt sie alle zurück, ohne eine bestimmte Antwort zu ertheilen. Inzwischen wurden die Aufforderungen der Russen an York, sich ihnen anzuschließen, immer dringender, und Kaiser Alexander I. wollte sich verpflichten, Preußen wieder in die Machtstellung einzusetzen, die es vor 1806 besessen. Als nun am 29. Dec. auch ein Bote Macdonald's durch die feindlichen Linien durchgekommen war mit dem Befehle, York solle unter allen Umständen zu ihm stoßen, und dieser andererseits die Versicherung erhielt, Wittgenstein sei in einer solchen Stellung, die das Vorrücken nach Königsberg unmöglich mache, kündigte er den Officieren sein Vorhaben, sich mit dem russischen Heere zu vereinigen, an. Da dieser Plan mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde, so schloß er am 30. Dec. mit dem russischen General Diebitsch in einer Mühle die Convention von Tauroggen ab, der zufolge das preußische Corps für neutral erklärt wurde und sich zwischen Memel und Tilsit aufstellen sollte, bis die Uebereinkunft von beiden Monarchen genehmigt sei. Indem York so unter eigener persönlicher Verantwortung in die Geschicke des Vaterlandes eingriff, schrieb er dem Könige: „Ich lege mein Haupt Ew. Majestät zu Füßen und bin bereit, mein ungesetzliches Verfahren auf dem Sandberge zu büßen." Durch einen unseligen Zufall erhielt der König die erste Nachricht vom Abschluß der Convention nicht von York's Abgesandten (von Thile), sondern durch den französischen Gesandten, bei dem

Macdonald's Courier einige Stunden früher eingetroffen war. Es blieb dem Könige, der von französischen Truppen ringsum eingeschlossen war und Gefahr für seine persönliche Freiheit befürchten mußte, nichts übrig, als das kriegsrechtliche Verfahren gegen York einzuleiten. Der Erfolg hat indessen gezeigt, wie wenig ernsthaft der Absetzungsbefehl gemeint war. In Paris ward York für den schwärzesten Verräther erklärt und ihm nach der bei den Franzosen gewöhnlichen Art die Hauptschuld an dem Untergange der großen Armee aufgebürdet.

---

107. Deutschlands Erhebung und Befreiung.

(Nach Heinrich von Sybel, Kleine historische Schriften, Theodor Bernhardi, Geschichte Rußlands, Felix Eberty, Geschichte des preußischen Staates, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als die preußische Monarchie durch die unerhörte Niederlage im J. 1807 um die Hälfte ihres frühern Bestandes geschmälert war und auch der Friede dem gedemüthigten Staate wenig Erleichterung brachte, indem bis zur Abzahlung der unerschwinglichen Kriegscontribution die feindlichen Garnisonen im Lande blieben, übermüthig und begehrlich, jeder Vorstellung mit brutalem Machtgebot begegnend, da erhob sich das Volk in Norddeutschland zu patriotischem Bewußtsein, Thatendrang und Opferfreudigkeit. Glücklicher Weise kam ihm seine Regierung auf gleichem Wege entgegen. König Friedrich Wilhelm III., tiefgebeugt, beinahe hoffnungslos, berief als leitenden Minister einen Staatsmann, den er erst vor einem halben Jahre wegen seiner gewaltigen Selbständigkeit ungnädigst aus dem Dienste entlassen, auf welchen aber, als den einzigen Retter, sich, gleich nach Tilsit, Aller Augen gerichtet hatten, seinen frühern Finanzminister, den Freiherrn von Stein, unter dessen Portrait man den Wahrspruch zu setzen liebte: „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, des Deutschen Edelstein". Von Memel aus unternahm dieser es (Ende 1807), durch die umfassendsten Reformen (s. Nr. 101) das Volk von innen heraus zur Freiheit zu erziehen und dadurch die Kraft des Staates zu verdoppeln. Als dringendste Aufgabe und höchstes Ziel wurde die Umgestaltung des Heerwesens (s. S. 664), in gleichem Sinne mit allen übrigen Schöpfungen, betrieben. Der preußische Kriegsminister Scharnhorst trat mit Stein in die engste Verbindung. Man strebte die Kraft des spanischen Volkskrieges mit der Ordnung des Linienheeres zu verbinden und dieses letztere zu einem nationalen Bildungsmittel zu machen, die Truppen mit allen edlen und geistigen Elementen der Nation zu durchdringen. Eine Menge freiwilliger Vereine bildeten sich zu diesem Zwecke hinter dem Rücken der französischen Späher, unter Officieren und Bürgern, Beamten und Bauern.

Zugleich sammelte sich eine Phalanx geistiger Kräfte, welche allem Denken und Fühlen der Nation die Richtung auf Gemeingeist und Vaterland gaben. Joh. Gottlieb Fichte, aus Jena als Theist oder Pantheist weggewiesen, lebte in Berlin ohne Anstellung, aber bald mit unendlichem Ansehen und Einfluß durch seine „Reden an die deutsche Nation", die er (1808) vor einem dichtgedrängten Publicum aller Stände hielt. Er forderte strenge Erneuerung des moralischen und volksthümlichen Sinnes durch eine nationale Erziehung. E. M. Arndt ermahnte, dem corsischen Gewalthaber, wie Arminius den Römern, zu widerstehen; der alte Turnvater Jahn wollte aller Cultur den Scheidebrief geben und die germanischen Urwälder erneuern, um ein „freies und frommes" Deutschthum vor den wälschen Drängern zu retten. Die unermeßliche Erregung erzeugte auch solche Wunderlichkeit. Gemäß dem Ausspruche des Königs, „daß der Staat durch geistige Kraft ersetzen müsse, was er an physischer verloren habe", ward, statt der beantragten Verlegung der von den Franzosen auseinandergesprengten Universität Halle nach Berlin, in der Hauptstadt eine selbständige Universität errichtet (1810), die nicht wenig dazu beigetragen hat, die Kräfte zu entwickeln und zu stählen, welche das Joch der Fremdherrschaft wenige Jahre nachher gebrochen haben. Und, damit auch die höchste Weihe des patriotischen Sinnes, die religiöse, in Deutschland so wenig wie in Spanien fehle, so trat Fr. Schleiermacher, Prediger und später Professor in Berlin, der voltairisirenden Frivolität wie der officiellen Schein- und Werkheiligkeit mit gleichem Ernste entgegen, und in wenigen Jahren war eine opferfreudige Andacht in allen Ständen, bei Alt und Jung, verbreitet. Während in Spanien, bei der sofortigen Zertrümmerung alles Staatswesens und einer raschen Abspannung der gebildeten Classen, eine mächtige Kirche Handwerker, Bauern, Soldaten zu einem heißen, tobenden Kampfgetümmel fortriß, sammelte in Preußen die Regierung die äußern, die wissenschaftliche Bildung die innern Kräfte aller Stände zu einer Erhebung, welche eine feste Ordnung und Einheit mit todesmuthiger Begeisterung vereinigen sollte.

Der Eindruck von York's Convention (s. S. 695) ging wie ein Erdbeben durch Deutschland und Europa. Napoleon erkannte, daß es kein Act militärischer Rebellion, sondern der Beginn eines unabsehbaren nationalen Aufschwungs war. Der König von Preußen, zunächst erbittert über York's Eigenmächtigkeit, verfügte Absetzung und Kriegsgericht gegen den General, an den freilich die russischen Vorposten keine Nachricht davon gelangen ließen. Indessen pflanzte sich die Erhebung und Begeisterung der Gemüther von Ostpreußen aus unaufhaltsam durch die Lande fort, und auch der König, der durch die Wucht seines Unglücks in Kraft und Vertrauen geknickt war, vollends seit dem Tode der Königin Louise († 1810), die recht eigentlich an dem Sturz ihres Landes dahin geschwunden war, vermochte nicht länger zu widerstehen, als Scharnhorst ihm alle Erinnerungen an die Leidenszeit wach rief

und die Mittel zum ruhmreichsten Kampfe anschaulich machte. Auf ein dringendes Schreiben Alexander's I. verlegte er seine Residenz, wegen der Nähe der Franzosen, von Potsdam nach dem freiern Breslau. Noch trug er sich mit dem Gedanken an Neutralität und Vermittelung; indeß auch dazu mußte man rüsten, und so erschien am 3. Februar ein königlicher Aufruf, welcher alle jungen Männer von 17—24 Jahren, die nicht beim Heere wären, einlud, als freiwillige Jäger die Waffen zu ergreifen. Die Wirkung übertraf alle Erwartung. Am 15. Februar entschied sich der König für den Bruch mit Frankreich und sandte den Oberst Knesebek an Alexander, um über den Abschluß eines Bündnisses zu unterhandeln. Am 27. Februar kam der Vertrag von Kalisch zu Stande: Preußen und Rußland verpflichteten sich, neben den offenen Artikeln für Schutz und Trutz, insgeheim, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Preußen in dem Bestande von 1806 hergestellt sei. Am 15. März kam Alexander nach Breslau. Tags darauf (am 16.) erfolgte die Kriegs-Erklärung Preußens, am 17. des Königs herrlicher Aufruf „An mein Volk" und das „Aufgebot der Landwehr". „Jetzt ist der Augenblick gekommen", sprach der König, „wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört; . . . welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein; es ist der letzte entscheidende Kampf." Dann die Stiftung des Ordens vom eisernen Kreuz und die Proclamation von Kalisch, in der beide Monarchen „den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit" ankündigen.

In diesem Augenblicke war alles preußische Land bereits ein einziges großes Heerlager, das Bild einer ungeheuren schwärmerischen Aufregung und einer festen, todesmuthigen Entschlossenheit. Ueberall strömten Jünglinge und Männer zu den freiwilligen Jägern, die Universitäten lösten sich auf, in Breslau führte Professor Steffens seine Zuhörer aus dem Auditorium zum Regiment, die Akademie in Liegnitz, die obern Classen der Gymnasien standen leer. Berlin allein stellte in 14 Tagen 9000 Mann, darunter 370 Gymnasiasten; als eines Tages 80 Wagen dieser Freiwilligen auf einmal in Breslau ankamen, führte Scharnhorst den König, der stets noch Zweifel hatte, an das Fenster und fragte, ob Se. Majestät sich nun überzeuge. Dem Könige stürzten die Thränen aus den Augen. Wie die Jugend, so das Alter; Familienväter und Greise stellten sich, und mehr als ein Mädchen*) trat verkleidet in die Reihe der Männer, um dem Vaterlande Blut und Leben darzubringen. Preußen stellte bis Ende März (bei einer Bevölkerung

*) So trat Sophia Friderike Kruger aus Mecklenburg, 25 J. alt, in ein preußisches Regiment zu Colberg ein, nahm Theil an den Schlachten bei Dennewitz und Ligny, avancirte zum Unterofficier und erhielt das eiserne Kreuz.

von 4½ Million) 110,000 M., und dazu während des April und Mai noch 170,000 M. Landwehr, welche eben so militärisch brauchbar war, wie die Linientruppen. Und das geschah nach der sechsjährigen Unterdrückung und Aussaugung, nach den Opfern und Leiden von 1812. Der Staat war im größten Geldmangel, die Flinten mußten erst aus England kommen, es gab nicht Tuch genug, die Massen zu kleiden, und keine Vorräthe, sie zu nähren. Dennoch entstand keine Stockung. Wer etwas Brauchbares hatte, gab es hin, und der Soldat war eben so bereit, zu hungern und zu frieren, wie zu kämpfen und zu fallen. Die schlesischen Gutsbesitzer schickten ihr Vieh, ihre Frucht- und Kartoffelvorräthe, schickten ihre Knechte und kamen dann selbst mit ihren Söhnen zur Armee. Ueberall vertauschten die Frauen den goldenen Schmuck mit eisernem, um ihre Spangen und Ringe an die Kriegskassen abzuliefern. Und wie im Leiblichen, so auch im Geistigen. Die Poesie erhob sich wie die Wissenschaft, um dem heiligen Kriege seine Waffen zu schmieden. Es sind nicht die ersten Talente, die hier auftraten, aber auch unsere Literatur darf stolz sein auf den kecken Lagerton in Körner's Liedern, Schenkendorf's tiefe Innigkeit, Arndt's polternden Ungestüm und Rückert's „geharnischte Sonette". Zugleich wandten sich die Herzen von dem Irdischen und Nichtigen hinweg, dem Ewigen und Göttlichen zu; man ging in den Krieg, wie zum Gottesdienst, mit tiefer und froher Andacht, das Bild des großen Vaterlandes vor Augen, welches aus dem Blute der Gefallenen zu der alten Herrlichkeit emporwachsen sollte. Ehe die Freiwilligen aus Berlin ausrückten, baten sie Schleiermacher um einen Abschieds-Gottesdienst. So entstand ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte gibt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und mit religiösem Schwunge.

Der Krieg im Frühjahre 1813.

Napoleon hatte, nach seiner Rückkehr aus Rußland, die Wintermonate hindurch mit der höchsten Anstrengung und der ganzen Fülle seines Organisations-Talentes gerüstet; Ende April war er mit 120,000 M. neuer junger Truppen in eiligem Marsch durch Franken und Thüringen gegen die Elbe. Die Verbündeten hatten sich zwischen der Saale und der Elster aufgestellt, die Preußen unter dem alten Reitergeneral Blücher, die Russen nach Kutusow's Tode unter Wittgenstein. Trotz ihrer Minderzahl (80,000 Mann gegen 120,000 Franzosen) beschlossen sie, nach Scharnhorst's Plane den Franzosen von der Flanke her in ihre langgedehnten Marschcolonnen zu fallen. So kam es am 2. Mai zur Schlacht von Lützen, der ersten mörderischen Feuertaufe für das junge Blut der deutschen Freiwilligen. Blücher ward verwundet, an seiner Seite fielen, tödtlich getroffen, der Prinz Leopold von Hessen-Homburg und schwer verwundet Scharnhorst († 28. Juni), aber die Franzosen wichen. Doch Napoleon brachte sie wieder zum Stehen, und

während seine Verstärkungen unter dem Vice-König Eugen auf dem linken Flügel immer mächtiger eintrafen und den rechten der Verbündeten heftig angriffen, ordnete er 16 Bataillone der jungen Garde unter dem Marschall Mortier und ließ 60 Stück Geschütze unter dem Kartätschenfeuer der Verbündeten auffahren, ihre verheerende Wirkung in die Mitte der Preußen und Russen einschmettern, und die brennenden Dorfstätten, deren Besitz mehrmals gewechselt hatte, kamen wieder in seine Gewalt. Nur Groß-Görschen, den Hauptpunkt des Schlachtfeldes, vermochte er den Verbündeten, da die russischen Garden schon zur Unterstützung in die Schlachtordnung einrückten, nicht zu entreißen. So standen beide Heere in beiderseitigem, nicht entscheidendem Vortheil, als die einbrechende Dunkelheit der Schlacht ein Ende machte. Beide Theile schrieben sich den Gewinn der Schlacht zu, welche die Franzosen die von Lützen, die Verbündeten die von Groß-Görschen nannten.

Am 12. Mai ging die Hauptstärke der Franzosen bei Dresden über die Elbe, und am nämlichen Tage zog das verbündete Heer bei Bautzen in das wohlgewählte Lager. Mittags am 20. Mai drangen die Franzosen gegen die Spree vor, und überschritten dieselbe unter heftigem Gefechte an mehreren Punkten. Fünf Stunden dauerte der Kampf, und nur Schritt vor Schritt gewann der Feind Boden. Als es dunkel geworden, waren die Stellungen des Vordertreffens sämmtlich den Franzosen überlassen. Nur Blücher allein (mit 18,000 M.) hielt sich in der seinigen. Am folgenden Tage (21. Mai) mit erster Frühe begann die Schlacht auf's Neue. Auf dem linken Flügel der Verbündeten blieb das Gefecht eine Zeit lang im Schwanken; endlich neigte sich der Vortheil sogar auf die Seite der Verbündeten; doch nicht auf diesem, sondern auf ihrem rechten Flügel sollte der Tag seine Entscheidung finden, Nach dem Eintreffen des Marschalls Ney (mit 70,000 M.) beschlossen die Verbündeten die Schlacht abzubrechen und durch geordneten Rückzug weiterem Verluste vorzubeugen. Sie zogen sich, Berlin preisgebend, nach Schlesien.

Der Waffenstillstand (4. Juni bis 10. August).

Die kühnsten unter den preußischen Generalen, Blücher und Gneisenau, riethen vergebens, man solle eine neue Schlacht in Schlesien wagen; Barclay de Tolly, in dessen Hände der russische Oberbefehl übergegangen, trennte sich von den Preußen und führte sein Heer an die Weichsel zurück, um es dort zu ergänzen und nach 6 Wochen zu neuem Angriff zurückzukehren. Glücklicher Weise ließ sich Napoleon bestimmen, als die Russen ihren Marsch eben erst angetreten hatten und ihre Absicht noch nicht zu errathen war, einen Waffenstillstand zu schließen, der dann bis zum 10. August verlängert wurde. So konnten beide Theile ihre fast gleichen Verluste ersetzen. Aber Napoleon, dem die reichen Hülfsquellen Frankreichs und die rücksichtslos auf das Aeußerste ausgebeuteten der Rheinbundstaaten und Italiens zu Gebote standen, brachte (ungerechnet die Besatzungen in den deutschen Festungen und

in Hamburg) eine im freien Felde verwendbare Armee von 440,000 M. (mit 1250 Geschützen) an der Elbe zusammen. Diese Zahlen wurden auf Seiten der Verbündeten bei Weitem nicht erreicht. Daher suchten sie um jeden Preis O e s t e r r e i c h in ihren Bund zu ziehen. Dieses verstand sich zunächst (in dem Vertrage von Reichenbach in Schlesien am 27. Juni) dazu, als vermittelnde Macht dem Kaiser Napoleon Friedensbedingungen zur Annahme zu empfehlen, und verpflichtete sich sogar, das Schwert gegen Frankreich zu ziehen, wenn der Friede auf diese Bedingungen abgelehnt werde.

Kurz vor Abschluß des Waffenstillstandes waren die Russen genöthigt worden, sich vor dem anrückenden Corps von Vandamme und Davoust aus H a m b u r g zurückzuziehen (31. Mai), welches Tettenborn mit seinen Kosaken und (2000) Hanseaten wohl hätte halten können, wenn einerseits die 100,000 Einwohner der Stadt mehr Thatkraft und Opferwilligkeit gezeigt, andererseits Bernadotte, bereits durch eine seltsame Verkettung von Umständen zum Kronprinzen von Schweden gewählt, der mit 25,000 M. ganz in der Nähe stand, zum Schutze der wichtigen Handelsstadt herbeigeeilt wäre. Aber dieser wollte sich auf nichts einlassen, was nicht mit seinem Plane, Norwegen den Dänen zu entreißen, zusammenhing. Und England blickte nicht ohne Schadenfreude auf den Fall einer Stadt, deren Schifffahrt und Handel der britischen Habgier längst unbequem gewesen. Davoust übte eine Herrschaft des Schreckens, welche bis auf den heutigen Tag im Gedächtniß der Einwohner fortlebt. Zwei Tage später fiel auch L ü b e c k den Franzosen in die Hände. Eine Gegenwehr von nur wenigen Tagen würde genügt haben, beiden Städten die Freiheit zu erhalten, da der Waffenstillstand schon am 4. Juni die Entscheidung gebracht hätte.

Derselbe Zeitpunkt wurde auch für das berühmte L ü t z o w ' s c h e F r e i c o r p s, diese „wilde, verwegene Jagd", wie das Volk die Freischaar nannte, verhängnißvoll. Im Sinne und Geiste von Schill (s. S. 657) beabsichtigte der Major von Lützow (geboren 1782, starb in Berlin 1834), die Kriegsstraße von Leipzig und Erfurt nach Dresden zu durchschneiden, Transporte und Besatzungen aufzuheben und, nach Westen vordringend, die Zuzüge aus den Rheinbundstaaten zu verhindern. Da er sich an den Waffenstillstand nicht kehrte, sondern noch bis zum 18. Juni die Feindseligkeiten innerhalb Sachsens fortsetzte, so ließ Napoleon die kleine Schaar (1400 M. zu Fuß und 340 Reiter) umringen, theils niedermachen, theils gefangen nehmen; Lützow selbst rettete sich mit nur 21 Reitern auf weiten Umwegen über die Elbe. Die Theilnahme des Volkes für die Lützower erwachte später noch einmal, als am 26. August bei einem Streifzuge in der Nähe von Schwerin Theodor Körner, der Dichter des Befreiungskrieges, erschossen wurde. Er ruht dort unter einer Eiche, während seine Kriegslieder im Gedächtniß und Herzen des Volkes fortleben.

Auf allen deutschen Vaterlandsfreunden lastete während des Waffenstill-

standes die Furcht, es würde demselben ein förmlicher Friede folgen, welcher bei der Machtstellung, die Napoleon nach den zwei gewonnenen Schlachten behauptete, für die Freiheit Europa's nicht anders als verderblich ausfallen konnte. Die Verblendung des Imperators bewirkte indessen, daß gerade das Gegentheil erfolgte. Seit der russische Feldzug dessen Siegeslauf unterbrochen hatte, war die frühere Sicherheit der Entschlüsse und damit auch die unbedingte Ueberlegenheit auf den Schlachtfeldern des Krieges wie der Politik von ihm gewichen. „Ja, wäre ich mein Enkel!" hat er einst ausgerufen und damit auf die Klippe hingewiesen, an der er scheitern sollte. Einem angestammten Herrscherhause hängt das Volk im Unglück mit doppelter Treue an; von dem Emporkömmling wendet es sich ab und überläßt ihn seinem Schicksal. Napoleon durfte keinen Frieden schließen, durch den die französische Eitelkeit verletzt wurde, daher führten die Friedensunterhandlungen auf dem Congresse zu Prag, die eigentlich nur von Oesterreich mit Ernst betrieben wurden, weil dieses noch im letzten Augenblicke den Kampf gern vermieden hätte, durch seine hohen Forderungen zu keinem Resultate. Er wollte zuletzt in die Auflösung des Herzogthums Warschau und die Rückgabe Illyriens (an Oesterreich) willigen, aber den „Deutschen Bund", womit doch wahrscheinlich der Rheinbund gemeint war, bis zur Oder ausgedehnt wissen, so daß Berlin sich innerhalb desselben befunden hätte. Er zögerte mit seiner Antwort auf die österreichischen Anträge, so daß beim Eintreffen derselben in Prag der Waffenstillstand bereits abgelaufen war. Mit dem Schlage der Uhr um Mitternacht des 10. August hatten die Gesandten Rußlands und Preußens erklärt, daß ihre Vollmachten erloschen seien, und der preußische (Wilhelm von Humboldt) hatte nicht geruht, bis er auch die österreichische Kriegserklärung nach Dresden abgesandt wußte. So waren die Friedensunterhandlungen abgebrochen und die kriegerische Thätigkeit begann wieder.

Der Krieg im Herbste 1813.

Der Beitritt Oesterreichs gewährte den Verbündeten eine gewisse Ueberlegenheit, aber keineswegs eine so überwältigende, wie bonapartistische Schriftsteller stets wiederholen; ihre Gesammtmacht, ohne die später erwartete Reserve-Armee Bennigsen's, mochte 470,000 M. Linientruppen und 23,000 Kosaken (mit 1455 Geschützen) betragen. Dagegen hatte Napoleon die Vortheile der centralen Stellung und die Einheit der obern Leitung voraus, während die Verbündeten ihre Streitkräfte in drei Heere unter drei Feldherren getheilt hatten: die Hauptarmee in Böhmen unter Fürst Karl Schwarzenberg (der einer so bedeutenden Aufgabe, wie hier vorlag, keineswegs gewachsen war); die Nordarmee in Brandenburg unter dem Kronprinzen von Schweden, dem ehemaligen französischen Marschall Bernadotte, der mehr die französischen als die deutschen Interessen wahrte, die französischen Heere schonte und dem

Kampfe mit ihnen auszuweichen suchte, so daß die unter seinem Befehle stehenden preußischen Generale, Bülow und Tauenzien, mehr als einmal gegen seine Befehle kämpften und siegten; endlich in der Mitte, zur Verbindung jener beiden Armeen, die schlesische unter Blücher, welche, obwohl die kleinste, sehr bald die treibende Feder des ganzen Krieges und in allen großen Momenten die entscheidende Kraft werden sollte.

Am 16. August begann der Herbstfeldzug mit einem Angriffe gegen Berlin. Oudinot sollte, während der Kaiser die aus Böhmen kommende österreichische und die aus Oberschlesien anrückende russische Armee in Schach halten werde, nach der Mark Brandenburg einbrechen, den Feind rasch zurückwerfen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die Landwehr, „diesen Schwarm von Lumpengesindel“, zerstreuen, und wenn die Stadt Widerstand leistete — 50 Haubitzen dieselbe in Brand stecken. Vor den Thoren Berlins, bei Groß-Beeren, kam es (23. Aug.) zur Schlacht, die Bülow wagte wider die Meinung des Kronprinzen von Schweden; die Preußen allein kamen ins Gefecht; die Kolbenschläge der Landwehr erzwangen den Sieg; Berlin war gerettet.

Hierdurch und durch das säumige Vorrücken Davoust's von Hamburg her war der große Angriffsplan Napoleon's gestört; vielleicht, daß die Mitte seiner Linie den Schaden ersetzte. Er erwartete einen Angriff von Böhmen her; Dresden schien stark genug, sich mehrere Tage halten zu können, die er selbst zu benutzen gedachte, die schlesische Armee zu vernichten. Er eilte an die Katzbach; so schwer es dem alten Blücher ankam, „die Künste des Fabius“ zu üben, er wich zurück und mied jedes Gefecht. Napoleon, zufrieden, den Feind mit seinen Avantgarden vor sich her getrieben zu haben, ging nach Dresden zurück, wo er eine große Schlacht mit der Hauptarmee der Verbündeten zu liefern hoffte. Da brach Blücher los, sich an der Katzbach auf Macdonald mit seinen 75,000 M. zu werfen (26. Aug.); unter strömendem Regen begann die furchtbare Schlacht. In drei Truppenzügen rückte das schlesische Heer Nachmittags um 2 Uhr gegen die Katzbach vor: Langeron auf dem linken Flügel, zwischen dem Gebirge und der wüthenden Neiße, York in der Mitte, durch das genannte Gebirgswasser links von Langeron getrennt, aber rechts nahe mit Sacken verbunden, dieser auf dem rechten Flügel. Doch ehe diese Truppenzüge die Katzbach erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits in vollem Anzuge. Die Franzosen waren über die Katzbach, darauf über die wüthende Neiße gezogen. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer derselben umändern, und schnell waren seine Maßregeln ergriffen. Die Ueberraschung störte seine Fassung nicht, er redete zu den Soldaten, als komme alles, wie er es gewollt und erwartet, und wie alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: „Nun, Kinder, hab' ich

genug Franzosen herüber, nun vorwärts!" York griff auf der Ebene von Wahlstadt das französische Fußvolk an; aber der Regen hinderte das Gewehrfeuer, es entstand ein Handgemenge, und die Preußen hatten mit Bajonnet und Kolben schnell die Oberhand. Blücher sendet an Sacken den Befehl mit seinen Reitern dem Feind in die linke Flanke zu fallen, und ruft die preußische Reiterei heran, um von vorn anzugreifen. Inzwischen kommen üble Nachrichten vom linken Flügel des Heeres unter Langeron, derselbe sei in vollem Rückzuge begriffen. Blücher selbst setzt sich an die Spitze der durch das Fußvolk durchgezogenen Reiterei, schreit: „Vorwärts!" und stürmt mit Ulanen und Husaren in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter, die zwar geworfen werden, aber während des aufgelösten Zustandes der Verfolgenden gerathen diese selbst in Gefahr; die beiden letzten preußischen Reiter-Regimenter müssen aus dem Rückhalt hervoreilen, diese und die russische Reiterei, die im rechten Augenblick dem Feind in die Seite fällt, entscheiden das Gefecht. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld. Der Regen strömte noch immer, die Gebirgswässer wuchsen mit jedem Augenblick und rissen Brücken und Stege fort. Vergebens suchte man Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit ließ Tausende von Flüchtlingen in der wüthenden Neiße und Katzbach den Tod finden. Große Ereignisse waren mit geringem Verlust erkauft. Während der gesammte Verlust der Franzosen an 30,000 M. betrug, der Gefangenen 20,000 waren, der genommenen Kanonen 105 und der Pulverwagen über 300, schätzte Blücher den Verlust des schlesischen Heeres auf höchstens 1000 M.; vielleicht nie, sagt er am Schlusse seines Berichtes, sei ein Sieg mit so wenig Blut erkauft worden.

In denselben Tagen war die böhmische Armee über das Erzgebirge nach Sachsen gegangen und hatte sich, 150,000 M. stark, auf Dresden geworfen, das man zum Widerstande zu schwach zu finden hoffte, da hier nur der Marschall St. Cyr mit geringer Truppenmacht stand. Am 24. August Abends stand man zwei Meilen von Dresden; man konnte am 25. den Sturm unternehmen; Schwarzenberg zögerte bis zum 26. Nachmittags. So ward es Napoleon möglich, aus Schlesien mit seinen Garden — in drei Tagen machten sie 19 Meilen — Dresden zu erreichen. Die Gewißheit, daß Napoleon selbst ihnen gegenüberstand, wirkte lähmend auf die Führer seiner Gegner. Obgleich den Franzosen um 50,000 M. an Truppenzahl überlegen, wollte Schwarzenberg sich zurückziehen. Da trat plötzlich König Friedrich Wilhelm III. mit überraschender Entschlossenheit auf und erklärte es für eben so schimpflich als unpolitisch, mit einem so großen Heere umzukehren, bloß weil Napoleon da sei. Man entschied sich für eine Schlacht, obgleich der Tag bereits vorgerückt war. Napoleon führte seine Truppen über die große Elbbrücke in die Stadt, begeisterte sie durch seine Gegenwart und seine kurze, kräftige Ansprache zur Siegesgewißheit, stürmte dann am Abend aus allen Stadtthoren mit großen Massen hervor und drängte die Verbündeten in ihre

Stellung auf die Höhen zurück. Durch Zuzüge unter Victor und Marmont verstärkte er seine Armee bis fast auf 120,000 Mann und war erfreut, daß die Verbündeten am 27. die Schlacht wieder aufnahmen. Schon um 10 Uhr ließ er dem Könige von Sachsen melden: „Der Feind ist geschlagen, er kämpft nur noch um den Rückzug." Da General Vandamme bei Königstein auf das linke Elbe-Ufer überzugehen drohte und eine andere französische Abtheilung bereits den Tharanter Wald umgangen hatte, so stand die gesammte Armee der Verbündeten in Gefahr, eingeschlossen und vernichtet zu werden; es blieb nichts übrig, als der Rückzug nach Böhmen. Unter den zahlreichen Opfern der Dresdener Schlacht (25,000 Todten und Verwundeten) fiel auch General Moreau, der Sieger von Hohenlinden, welcher auf den Ruf Kaiser Alexander's I. aus Amerika (siehe S. 641) zurückgekehrt war, um in der Stellung eines russischen General-Adjutanten an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Bei einem Recognoscirungsritte an der Seite des Kaisers Alexander zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel beide Beine, die er sich mit der größten Ruhe abnehmen ließ († 30. August).

Dem von Schwarzenberg angeordneten Plane des Rückzuges, dem zufolge die Oesterreicher die besten und sichersten Wege einschlagen sollten, widersetzten sich Kleist und Wittgenstein, und es erfolgte eine Verwirrung, welche den Untergang der ganzen Hauptarmee herbeiführen mußte, wenn Napoleon in Person die Verfolgung übernommen hätte. Er aber hatte sich in dem während der zwei Schlachttage fortwährend herabströmenden Regen eine fieberhafte Erkältung zugezogen, die ihn nöthigte, nach Dresden zurückzukehren. Außerdem hatte er die geschlagene Armee in so vollständiger Auflösung abziehen sehen, daß er glaubte, sie würde auf dem Marsche über die grundlosen Pfade des Erzgebirges gänzlich kampfunfähig werden. Bei rechtzeitigem Vordringen konnte dann Vandamme mit leichter Mühe die einzelnen aus den Gebirgspässen in die böhmischen Thäler herabsteigenden Schaaren angreifen und vernichten. Dies verhütete jedoch der im russischen Heere dienende wackere Prinz Eugen von Württemberg, indem er den nachdringenden Franzosen mit seiner (8000 M., später 17,000 M. starken) Schaar jeden Schritt breit Landes streitig und es dadurch den Verbündeten möglich machte, das Gebirge zu übersteigen und sich zu einem nochmaligen Kampfe bei Culm unweit Teplitz zu sammeln. Durch rechtzeitiges Eintreffen von Verstärkungen aus Sachsen konnten sie den ihnen gegenüber stehenden 32,000 Franzosen 40-—50,000 M. entgegenstellen. Auch Vandamme erwartete Verstärkung durch die von Dresden nachrückenden Franzosen; statt derselben kam aber General Kleist, nachdem er auf Befehl Königs Friedrich Wilhelm die Nollendorfer Höhe überstiegen hatte, um den Franzosen in den Rücken zu fallen. Nun war Vandamme verloren, um 3 Uhr (am 30. Aug.) war der Sieg entschieden, Vandamme selbst mit 10,000 M. kriegsgefangen, der Rest todt oder zersprengt. Auf dem Wege nach Sibirien konnte der gefangene General nur mit Mühe

vor der grimmigen Wuth des Volkes geschützt werden, in dessen Andenken der Uebermuth und die Grausamkeit, mit welcher er in Oldenburg, Bremen, Lübeck gehaust, sich tief eingeprägt hatte.

Inzwischen verweilte Napoleon in Dresden, wo ihn die Botschaften von Groß-Beeren, von der Katzbach und Culm mit überraschend schneller Aufeinanderfolge erreichten. Nochmals versuchte er, Berlin zu erobern, nachdem der erste Versuch unter Oudinot durch dessen Niederlage bei Groß-Beeren mißlungen war. Marschall Ney erhielt den Befehl, mit etwa 60,000 M. die Nordarmee anzugreifen. Da Bernadotte seinen Sieg gar nicht benutzt und, ungeachtet aller Mahnungen Bülow's, es unterlassen hatte, die geschlagene Armee zu verfolgen und zu zersprengen, so hatte Ney Zeit gewonnen, dieselbe wieder schlagfertig zu machen und in der Richtung nach Berlin zurückzuführen. Bei Dennewitz erfocht Bülow mit den Preußen (besonders mit der Landwehr) abermals einen großen Sieg wider den Willen Bernadotte's, der erst nach der blutigen Arbeit des 6. September mit seiner unversehrten schwedischen Armee auf dem Schlachtfelde erschien und sich dennoch, wie bei Groß-Beeren, in seinen lügenhaften Schlachtberichten das Hauptverdienst zuschrieb, obwohl er nicht nur keinen Antheil an dem glorreichen Kampfe genommen, sondern auch durch seine Befehle an General Borstell die Absicht verrathen hatte, den Sieg zu hindern. Der König von Preußen aber hat das wahre Verdienst dadurch anerkannt, daß er den Sieger unter dem Namen Bülow von Dennewitz in den Grafenstand erhob. Die unmittelbare Folge des Tages von Dennewitz war die abermalige Rettung Berlins, eine weitere Folge aber, daß sich bei den Rheinbundtruppen allmählich die Ueberzeugung zu regen begann, wie es in der That eine Schmach sei, für eine fremde Sache gegen Deutsche zu kämpfen; sie wurden um so unzuverlässiger, je mehr sie erkannten, daß die Napoleonischen Generale diese ihre „Bundesgenossen" stets in die gefährlichsten Stellungen brachten. Täglich gingen einzelne Schaaren von Rheinbundtruppen zu den Feinden über, sogar eine Abtheilung Spanier fand sich beim Kronprinzen von Schweden ein.

Die Alliirten suchten den Imperator von allen Seiten einzuschließen und zu einer Hauptschlacht zu zwingen, während dessen Absicht noch immer dahin ging, eins der feindlichen Heere zu überraschen, bevor die Vereinigung der großen Truppenmassen bewerkstelligt wäre, die aus Böhmen, aus Schlesien und von der Mark her einander entgegenrückten. Er konnte sich nicht dazu entschließen, Sachsen zu verlassen, denn sein Stolz sträubte sich, einen Schritt zu thun, der einem Rückzuge ähnlich gesehen hätte. Die Verbündeten waren daher genöthigt, sich den Uebergang über die Elbe zu erzwingen. Zum Glück waren endlich die russischen Verstärkungen (70,000 M.) unter Bennigsen bereits bei dem böhmischen Heere eingetroffen. Blücher hatte deßhalb freie Hand und ließ nun durch York den Uebergang über die Elbe beim Einfluß der Schwarzen Elster, beim Dorfe Wartenburg (4. Oct.) erkämpfen,

worauf sich sein Heer mit der Nordarmee vereinigte. Oesterreich, welches nach der Auflösung des Prager Friedens-Congresses die obere Leitung des ganzen Krieges übernommen hatte, wußte Baiern zum Ausscheiden aus dem Rheinbunde zu bewegen. Gegen weit gehende Zusagen von Entschädigungen versprach Baiern 36,000 M., Württemberg 4500 M. zu einem Armee-Corps stoßen zu lassen, welches Oesterreich unter den Oberbefehl des baierischen Generals von Wrede stellte.

Napoleon entschloß sich nun, mit allen noch verfügbaren Truppen um Leipzig herum eine möglichst feste Stellung zwischen den dahin vorandrückenden feindlichen Heeren zu nehmen und dadurch deren Vereinigung zu hindern. Da Bernadotte abermals einen Vorwand suchte, der sichtbar nahenden Entscheidung fern zu bleiben und erklärte, er müsse über die Elbe zurück, um Berlin zu schützen (welches er zur Zeit der Schlacht bei Groß-Beeren ohne Kampf hatte preisgeben wollen), so stand seltsamer Weise am ersten Tage (16. Oct.) der großen Völkerschlacht bei Leipzig keine erhebliche Uebermacht (193,000 M. gegen 177,000) den Verbündeten zur Verfügung und so erfochten sie denn auch keinen entscheidenden Erfolg. Zwar im Norden der Stadt trug der General York unter Blücher bei Möckern den Sieg über den Marschall Marmont davon; im Süden der Stadt aber, bei Wachau, wo Napoleon selbst mit 135,000 M. die 133,000 der Verbündeten bekämpfte, erleichterten die Anordnungen des österreichischen Hauptquartiers selbst es den Franzosen, das Uebergewicht zu gewinnen, indem Schwarzenberg die Hauptmacht des österreichischen Heeres in dem sumpfigen, unwegsamen, von vielfachen Wasserläufen durchzogenen Tieflande zwischen der Elster und Pleiße aufstellte, um von dort aus (auf unmöglichen Wegen) den Feind zu umgehen. Die Folge davon war, daß Napoleon zum Angriffe mit 109,000 M. gegen 84,000 (Anfangs sogar nur 65,000) übergehen und sich eines Sieges bei Wachau rühmen konnte, der aber nicht hinreichte, das Geschick zu wenden, da den Verbündeten schon am nächsten Tage (17. Oct.) 100,000 M. Verstärkungen, darunter sogar die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, zuströmten, während er bereits seine ganze Heeresmacht eingesetzt hatte. Daher suchte er Unterhandlungen anzuknüpfen, angeblich um den Frieden herzustellen, in Wahrheit aber, um seinen bereits sehr schwierig gewordenen Rückzug ohne Niederlage bewerkstelligen zu können. Dabei rechnete er noch auf die Mitwirkung seines Schwiegervaters. Aber die drei Monarchen wiesen einmüthig seine Anerbietungen zurück und erneuerten den Kampf am 18. October; Napoleon hatte bereits den Rückzug nach der Saale (durch Bertrand's Abtheilung) antreten lassen und focht nur noch für dessen Sicherung, so daß diese größte Schlacht der neueren Zeit gewissermaßen als ein Nachtrabs-Gefecht in kolossalem Maßstabe bezeichnet werden kann. Daß während der Schlacht 3500 M. sächsischer Truppen zu den Verbündeten übergingen und etwa 500 Württemberger von ihrem Schirmherrn abfielen, wird mit eben so

wenig Grund als entscheidend für Napoleon's Niederlage hervorgehoben, als das zu frühe Sprengen einer Brücke.

Der Rückzug begann noch in der Nacht, ohne daß Schwarzenberg die Abziehenden verfolgen ließ, sei es nun, daß er befürchtete, die Franzosen zu einem letzten verzweifelten Widerstande und zum Versuche eines blutigen Durchbruchs zu zwingen oder daß Kaiser Franz die völlige Vernichtung seines Schwiegersohnes abwenden wollte. Am folgenden Tage ward die damals feste Stadt Leipzig, welche Macdonald noch zu behaupten suchte, bis das Heer des Kaisers einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen habe, durch einen blutigen Straßenkampf von den Preußen und Russen erstürmt. Vor der Stadt fanden noch Tausende in den Fluten der angeschwollenen Elster ihren Tod, weil die Brücke gesprengt war, ehe das ganze Heer hinübergekommen; allgemein betrauert ward der eben so tapfere als liebenswürdige Fürst Joseph Poniatowski, der während der Schlacht von Napoleon zum französischen Marschall ernannt worden und beim Versuche, mit dem Pferde hinüberzuschwimmen, umkam. Der König August von Sachsen, den Napoleon noch im letzten Augenblicke getäuscht hatte, indem er ihm sagte, er verlasse Leipzig nur, um zu manoeuvriren und werde in einigen Tagen dahin zurückkehren, ward kriegsgefangen mit seiner Familie nach Berlin abgeführt. Welche Opfer an Menschenleben die Tage vom 16.—19. Oct. gekostet, ist nie genau ermittelt worden. Die Franzosen geben ihre Verluste, wahrscheinlich zu gering, auf 20,000 Todte und 30,000 Gefangene an, denn die Sieger rechnen über 40,000 Todte und Verwundete auf ihrer Seite. Ueber einen großen Theil von Deutschland verbreitete sich in Folge der damals überaus mangelhaften Krankenpflege eine verheerende Seuche, welche zu Tausenden die hochherzigen Männer hinraffte, die sich der Pflege der Verwundeten unterzogen. Auch Fichte starb (in Berlin) an der Seuche (29. Jan. 1814), ohne die Kunde von der vollständigen Befreiung Deutschlands zu vernehmen, deren Apostel er gewesen.

Blücher folgte Anfangs dem abziehenden Franzosen-Kaiser so dicht auf den Fersen, daß er in der Regel sein Nachtquartier an demselben Orte nahm, wo jener die Nacht vorher zugebracht. Aber bald wußte Napoleon seine Gegner über die Richtung seines Weges zu täuschen, und als Blücher schon bis Langensalza vorgedrungen war, erhielt er aus dem Hauptquartier der Verbündeten (wo man sich einbildete, die Franzosen würden durch die Wetterau abziehen) den unerwarteten Befehl, nach Wetzlar abzulenken. Als er dort am 3. Nov. ankam, hatte Napoleon bereits durch ein glückliches Treffen mit dem baierischen Corps unter Wrede, das ihm bei Hanau den Weg sperren wollte, sich (mit noch 70,000 M.) die Bahn nach dem Rhein gebrochen und diesen bei Mainz überschritten, also sein unmittelbares Gebiet erreicht. Die noch von den Franzosen besetzten Festungen zwischen Rhein und Weichsel fielen alsbald in den Besitz der Verbündeten; nur Danzig, von General

Rapp tapfer vertheidigt, capitulirte erst am 1. Januar 1814. Das Schlimmste für Napoleon war, daß Frankreich, erschöpft durch den Verlust zweier gewaltiger Heere innerhalb 15 Monaten, kein drittes von irgend ausreichender Zahl aufzubringen vermochte. Als die schlesische Armee unter Blücher und die Hauptarmee der Verbündeten unter Schwarzenberg in den ersten Tagen des November an dem Rheine erschienen, schlug Gneisenau vor, ohne Aufenthalt gegen Paris vorzudringen und den Krieg in einigen Tagen zu einem siegreichen und völlig entscheidenden Ende zu führen. Da aber, in diesem Zustande der gänzlichen Wehrlosigkeit, kam dem besiegten Kaiser die Diplomatie zu Hülfe — nicht die eigene, sondern die der Verbündeten, vor allem die österreichische.

Schon auf dem Congresse zu Prag war unter den österreichischen Staatsmännern die Besorgniß erwacht, daß (wie Metternich's Vertrauter, Gentz, die Sache ausdrückte) der Befreiungskrieg, wenn er länger fortgesetzt werden müßte, in einen Freiheitskrieg ausarten und zur Herrschaft liberaler Principien in Europa führen könne. Die „gefährlichen Grundsätze", die in dem bedenklichen Aufruf von Kalisch ausgesprochen waren, sollten ein- für allemal aufgegeben und der begonnene „Volkskrieg" in die correcten Bahnen eines nüchternen Cabinetskrieges zurückgeführt werden, hatte ja doch Kaiser Franz geäußert, er kenne kein „Volk", er kenne nur „Unterthanen". Die österreichische Diplomatie, welche weder die Herstellung eines großen einigen Deutschlands wünschte, dessen Schwerpunkt vielleicht eher in Berlin als in Wien sein würde, noch die Herstellung Preußens zu einer Macht ersten Ranges, am wenigsten, wenn dies durch eine Annexion Sachsens bewirkt würde, suchte daher vor Allem so schnell als möglich das Ende des Krieges herbeizuführen, und zwar nicht durch einen entscheidenden Sieg, sondern durch einen Friedensschluß unter Bedingungen, die, wie man meinte, Napoleon annehmen könne. Schon am Tage nach der Schlacht bei Leipzig knüpfte Fürst Metternich Unterhandlungen an und wußte auch die englischen Staatsmänner für seine Ansicht zu gewinnen, daß ein schnell geschlossener Friede mit Frankreich auf irgend erträgliche Bedingungen das Wünschenswertheste sei; selbst in Preußen huldigte der Staatskanzler Hardenberg und der militärische Vertraute des Königs, General Knesebek, diesen Ansichten, während die Pläne der „Exaltirten", nämlich Stein's, Blücher's, Gneisenau's, und deren Hoffnung, Napoleon's Thron zu stürzen, als chimärisch verschrieen wurden. So brachte es denn Metternich glücklich dahin, daß dem französischen Kaiser (als künftigem Bundesgenossen Oesterreichs gegen Rußland, gegen Preußen und zumal gegen den Liberalismus) Frankreich bis an den Rhein (!) angeboten wurde, und nur dem unbeugsamen Sinne Napoleon's verdankte es die Welt, daß ihr die Folgen einer solchen Combination erspart blieben. Er gab nur unbestimmte, zu nichts verpflichtende Antworten, so daß auch die Kurzsichtigen und Verblendeten sich entschließen mußten, zu sehen, daß er nur Zeit

zu neuen Rüstungen gewinnen wollte und die kriegerisch Gesinnten jetzt mit Erfolg auf das Einrücken in Frankreich dringen konnten, ehe dort jene Rüstungen vollendet waren.

---

108. Der Winterfeldzug der Verbündeten in Frankreich, 1814.

(Nach Felix Eberty, Geschichte des preußischen Staates, und Theodor von Bernhardi, Geschichte Rußlands, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Verbündeten rückten zwar mit einer überwältigenden Macht von 6—700,000 M. gegen Frankreich heran, aber in so unzweckmäßiger Weise, daß kaum ein Drittel dieser Zahl zu gleicher Zeit den Krieg begann. Denn, statt, der kühnen Gneisenau-Blücher'schen Absicht gemäß, mit aller Macht den Mittelrhein zu überschreiten und ohne Rücksicht auf die französischen Festungen geraden Weges auf Paris loszugehen, dessen Einnahme zugleich die Eroberung Frankreichs gewesen wäre, setzte Oesterreich es durch, daß jene ungeheuren Streitkräfte in eine lange, dünne Linie, dem ganzen Laufe des Stromes entlang, von Basel bis nach Holland, aufgestellt wurden, so daß, wenn Napoleon im Stande gewesen wäre, ein einigermaßen starkes Heer zusammenzubringen, er die Angreifer an jeder ihm beliebigen Stelle durchbrechen konnte. Da man Holland mit Recht als eine Vorfeste betrachtete, aus der die Franzosen mit Leichtigkeit über den Rhein setzen und die aufgestellten Truppen der Verbündeten umgehen konnten, so war Bülow, nach der Trennung von Bernadotte, bereits im November in Holland eingerückt, überall von der Bevölkerung freundlich aufgenommen, und der Erbstatthalter war auf einem englischen Schiffe nach Amsterdam zurückgekehrt (2. Dec.).

Kaiser Alexander I. wurde für einen Operationsplan gewonnen, den der österreichische General Langenau entworfen hatte und der durch sein wissenschaftliches Ansehen imponirte. Nach dessen Meinung sollte man durch die Schweiz und die Freigrafschaft Burgund in Frankreich eindringen und die Hochebene von Langres in Besitz nehmen, von der die Gewässer nach Norden (Seine und Maas) und nach Süden (Saone) fließen und die nach seiner Vorstellung den ganzen Kriegsschauplatz beherrschte. Er scheint vorausgesetzt zu haben, daß Napoleon dieser Hochebene dieselbe Wichtigkeit beilegen und sobald er dieses „entscheidende Plateau" im Besitz der Verbündeten sähe, erschreckt Frieden schließen würde. Auch die strategischen Rathgeber Schwarzenberg's gewannen denselben für eine solche „Winterbewegung", die in Langres ihr Ziel finden und Napoleon sofort zum Frieden bestimmen würde.

So drang denn im Januar 1814 die Hauptarmee der Verbündeten (190,000 M. stark) unter Schwarzenberg durch die Schweiz in die Freigrafschaft Burgund ein, so vorsichtig, daß sie in 28 Tagen eben so viele Meilen

zurücklegte, obgleich sie gar keinen Feind im freien Felde vor sich fand; denn Napoleon hatte seine verfügbaren Truppen zum Theil am Rhein, zum Theil auf der nach seiner Ansicht am meisten bedrohten Linie von den Niederlanden nach Paris aufgestellt. Da Metternich schon jetzt einen Stillstand der Operationen verlangte, um Zeit zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu erhalten, so erklärte Kaiser Alexander (welcher die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Stimmung in Frankreich eine Napoleon durchaus feindliche und an einen Volkskrieg zu dessen Gunsten nicht zu denken sei), er werde nöthigenfalls den Krieg allein mit seinen Russen fortsetzen, und da er auch den König von Preußen für seine Ansicht gewann, so mußte Oesterreich zustimmen, wollte es die Leitung des Krieges nicht ganz aus der Hand geben. Man einigte sich aber dahin, einen Mittelweg einzuschlagen, d. h. zu kämpfen und gleichzeitig zu unterhandeln. Denn Alexander machte der Friedenspartei das Zugeständniß, daß sofort zu Chatillon an der Seine ein Friedens-Congreß eröffnet werden sollte, den dann Metternich zur Hauptsache zu machen hoffte.

Blücher hatte die seinen Wünschen entsprechende Aufgabe erhalten, über den Mittelrhein in das Herz Frankreichs vorzudringen. Obgleich ein großer Theil seines Heeres noch im Anmarsch war und er nur 50,000 M. bei sich hatte, ging er in der kalten, sternenhellen Neujahrsnacht bei Caub (wo die Rheininsel, welche den wunderlichen Bau der Pfalz trägt, den Brückenbau erleichterte) in aller Stille über den Rhein, von der deutschen Bevölkerung des linken Ufers aufs beste empfangen. Gleichzeitig erzwangen seine Generale in derselben Nacht den Rheinübergang: Sacken bei Mannheim, St. Priest (ein geborner Franzose) bei Lahnstein und Coblenz. Indem Blücher seine Unterfeldherren York und St. Priest zur Beobachtung der Moselfestungen zurückließ, suchte er selbst die Vereinigung mit Schwarzenberg's Hauptarmee zu gewinnen, in dessen Hauptquartier zu Langres auch die Monarchen mit ihren Ministern sich eingefunden hatten. Am 29. Jan. stieß Blücher bei Brienne auf Napoleon, der fast doppelt so stark (50-—60,000 gegen 30,000) war. Das trübte aber die gute Laune des greisen Helden nicht: „Hier in Brienne“, rief er, „hat der Kerl, der Bonaparte, studirt, da kann er nun gleich sein Examen ablegen!“ Er besetzte die Stadt Brienne, deren Besatzung sich tapfer vertheidigte. Als am Abend der linke Flügel der Franzosen in die Flucht geworfen war, hielt Blücher die Schlacht für gewonnen und ritt in das hochgelegene Schloß; aber in der Dunkelheit gelang es einer französischen Abtheilung, Schloß und Stadt zu überfallen, und es entstand ein wüthender nächtlicher Straßenkampf, während dessen Blücher beinahe persönlich in Gefangenschaft gerathen wäre. Um Mitternacht mußte er sich zurückziehen und nahm 1½ Meilen stromaufwärts, an der Aube, bei La Rothière Stellung. Hier erhielt er von Schwarzenberg Verstärkung und für einen Tag (1. Febr.) den Oberbefehl. Bei der Uebermacht des verbündeten Heeres konnte der Sieg nicht zweifelhaft sein, die

Franzosen wurden nach tapferster Gegenwehr in wilde Flucht geworfen und unter ihnen riß nun eine massenhafte Desertion ein. Die Folgen des Sieges wären unberechenbar gewesen, hätte man ihn energisch verfolgt und benutzt. Daß dies nicht geschah, das verschuldeten „die verdammten Diplomaten“, die in Chatillon sich noch immer mit Friedensgedanken beschäftigten.

Daher blieb es bei halben Maßregeln: man erklärte, wegen der ungünstigen Jahreszeit die große Masse der jetzt vollständig vereinigten Armee nicht auf einer Stelle unterhalten zu können, Blücher solle deßhalb längs der Marne gegen Paris vordringen, Schwarzenberg an der Seine abwärts. So konnte sich Napoleon zwischen beide Armeen werfen, und da die schlesische Armee in einzelne Corps getrennt vorrückte, so überfiel er (10.—14. Febr.) eines nach dem andern und brachte denselben schwere Verluste bei. Dann aber beging er den für ihn verderblichen Fehler, daß er glaubte, die schlesische Armee vorerst kampfunfähig gemacht zu haben, und sich nun mit gleichem Erfolge gegen Schwarzenberg wenden zu können, wodurch es Blücher möglich wurde, die einzelnen Abtheilungen seiner Armee bei Châlons wieder zu sammeln. Doch Schwarzenberg ließ sich durch übertriebene Berichte von Verstärkungen, die Napoleon (durch Zuzüge aus Spanien u. s. w.) erhalten, täuschen und zog sich ohne Kampf auf das stets für wichtig gehaltene Plateau von Langres zurück, um dort abzuwarten, was Blücher mit seinem neu gesammelten Heere ausrichte. So sah die Welt das seltsame Schauspiel, daß von zwei Heeren, deren jedes über 100,000 M. zählte, das eine den Entscheidungskampf mit dem gemeinschaftlichen Feinde dem andern überließ und sich auf die Rolle des müßigen Zuschauers beschränkte! Desto energischer bestand Alexander I. auf der kräftigen Fortsetzung des Krieges und sprach damals das durchschlagende Wort: „Ich schließe nicht Frieden, so lange Napoleon auf dem Throne sitzt!“ Und auch Friedrich Wilhelm III. blieb fest, obgleich die Friedenspartei (Hardenberg und Knesebek) ihm dringend riethen, Napoleon's Friedensvorschläge anzunehmen. Blücher war von diesem Augenblicke (23. Febr.) an thatsächlich der eigentliche Oberbefehlshaber. Er ging unaufhaltsam vorwärts, trieb die ihm gegenüberstehenden Marschälle Marmont und Mortier bis nach Meaux zurück und brachte durch Vereinigung mit dem aus den Niederlanden heranrückenden Bülow sein Herr auf 110,000 M. mit 500 Geschützen. Napoleon aber glaubte, nach einem siegreichen Gefechte bei Craonne (7. März), dem blutigsten des ganzen Feldzuges, nur noch den Nachtrab der fliehenden schlesischen Armee vor sich zu haben, der die Festung Laon behaupten wolle. Ein nächtlicher Angriff der Franzosen auf die in weiter Ebene auf einem hohen Felsen gelegene Stadt ward abgewiesen. Am folgenden Tage (9. März) wurden sie von der Uebermacht geschlagen, aber, da Blücher an einer Augenentzündung litt, der Sieg eben so wenig benutzt, als derjenige, den die Hauptarmee inzwischen (27. Februar) über Oudinot bei Bar-sur-Aube gewonnen hatte, in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm III., der sich

mit seinen beiden Söhnen (dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. und dem jetzigen Kaiser Wilhelm) den größten Gefahren aussetzte. Denn Schwarzenberg blieb an der Aube stehen und ließ seine Truppen 8 Tage ausruhen, abwartend, was Blücher mit seiner schlesischen Armee ohne Hülfe des Hauptheeres ausrichten würde. Auch nach der Siegeskunde von Laon vereinigte er sich nicht mit Blücher und zog sich, nach langsamem Vorrücken auf der Straße nach Paris, wieder zurück bis Arcis-sur-Aube. Napoleon glaubte ihn noch auf dem Rückzuge begriffen und hielt abermals das ihm gegenüberstehende Heer für einen Vortrab, aufgestellt, um den Rückzug zu verdecken. Er ließ sich dadurch verleiten, den dreifach überlegenen Gegner (90,000 gegen 30,000) anzugreifen und entwickelte an diesem Tage (21. März) persönlich Muth und Ausdauer, wie niemals, indem er den weichenden Abtheilungen sich entgegen warf und sie mit gezogenem Degen ins Feuer zurückführte. Aber der Uebermacht war unmöglich auf die Dauer zu widerstehen; die Franzosen hatten 5000 M. verloren, als sie am Abend den Rückzug nach Vitry antraten. Wiederum unterließ Schwarzenberg die nachdrückliche Verfolgung der Abziehenden, welche, wie bei Laon, eine vollständige Vernichtung des Feindes hätte bewirken können.

Durch unverdientes Glück dem sichern Verderben entgangen, wollte Napoleon nun den Gedanken ausführen, der ihm während des ganzen Feldzuges vorgeschwebt hatte, nämlich sich mit ganzer Heeresmacht in den Rücken der Verbündeten zu werfen, in Lothringen und bis an den Rhein eine allgemeine Volkserhebung zu organisiren, die Verbündeten von ihren Magazinen abzuschneiden und dieselben zu nöthigen, ihm zu folgen, wodurch sie von Paris abgezogen würden. Gleichzeitig dachte er die Besatzungen von Metz und Straßburg, von Mainz und Luxemburg an sich zu ziehen und dadurch sein Heer wieder auf 100,000 M. zu bringen. Aus einem aufgefangenen Briefe Napoleon's an seine Gemahlin Marie Louise (vom 22. März) erfuhr das Hauptquartier der Verbündeten, was sein unbegreiflicher Zug nach Osten zu bedeuten habe. Da beschloß man denn endlich, auszuführen, was Gneisenau wiederholt angerathen hatte, nämlich mit gleicher Kühnheit nach Paris zu ziehen und einige Reiter-Abtheilungen und Jäger-Bataillone dem ostwärts abziehenden Franzosen-Kaiser nachrücken zu lassen, damit er glaube, es sei ihm gelungen, die Verbündeten hinter sich herzulocken.

Mit reißender Schnelligkeit entwickelten sich nun die letzten Scenen des weltgeschichtlichen Dramas. Ohne Schwierigkeit erfolgte bereits am 25. März die Vereinigung der beiden Armeen der Verbündeten (170,000 M.). Zwischen diesem Heere und der Hauptstadt befanden sich die Marschälle Marmont und Mortier mit etwa 25,000 M., welche sich plötzlich von einer überlegenen Kriegsmacht bei La Fère-Champenoise überrascht sahen und geschlagen wurden, aber nach Paris entkamen, ohne rasch verfolgt zu werden. Marmont nahm eine feste Stellung auf dem Montmartre (an der Nordostseite von Paris), die

er mit einer großen Anzahl aus dem Pariser Zeughause entnommener Geschütze vertheidigte. Blücher, welcher so schwach war, daß er nicht zu Pferde steigen konnte, leitete, in einem Wagen fahrend, den Sturm gegen den Montmartre. Den beiden französischen Marschällen blieb nichts übrig, als zu unterhandeln, da auf eine todesmuthige Erhebung der Bevölkerung um so weniger zu hoffen war, als die Regierung das Volk durch lügenhafte Berichte in gänzlicher Unwissenheit über die wahre Lage der Dinge erhalten hatte. Vielmehr eilte Alles, was fliehen konnte, besonders die reicheren Bürger, aus der Stadt. Die Kaiserin mit ihrem jungen Könige von Rom ward nach Tours in Sicherheit gebracht; auch Joseph Bonaparte suchte seine Rettung in der Flucht. Gemäß eines Waffenstillstandes erhielten die beiden Marschälle mit ihren Truppen und Kriegsvorräthen freien Abzug, und hofften sich mit dem (in der Nähe von Fontainebleau) heranziehenden Napoleon zu vereinigen und dann vielleicht unter dessen Führung den Kampf zu erneuern.

Napoleon hatte erst auf die Kunde von der Niederlage und dem Rückzuge der beiden Marschälle seine Täuschung erkannt und beschlossen umzukehren und der bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Macdonald hatte ihm vorhergesagt, daß er zu spät kommen werde, da nur der weite Umweg über Troyes und Sens es ihm möglich machte, für seine Person dem Heere vorauszueilen. Er sandte Eilboten nach Paris und ließ aussprengen, er werde in 12 Stunden dort eintreffen, man solle den äußersten Widerstand versuchen und den Straßenkampf vorbereiten. So erreichte er Fontainebleau. Als er sich in einer Postkutsche der Stadt auf 2 Meilen genähert hatte, erblickte er die Wachtfeuer der Verbündeten jenseit der Seine (von Neuilly bis Vincennes), empfing zugleich die Nachricht von dem Abschlusse der Capitulation und kehrte daher nach Fontainebleau zurück.

Am Vormittage des 31. März hielten Kaiser Alexander I., König Friedrich Wilhelm III. und Schwarzenberg, der seinen Kaiser vertrat, mit 30,000 M. Garden ihren feierlichen Einzug in Paris durch die Porte St. Martin über die Boulevards nach den elyseischen Feldern, von der gesammten Bevölkerung mit unermeßlichem Jubel als Befreier empfangen. Bei einer Berathung der beiden Monarchen und Schwarzenberg's in Talleyrand's Hause erschien von drei möglichen Wegen: 1) mit Napoleon Frieden zu schließen, 2) eine Regentschaft zu Gunsten des Königs von Rom einzusetzen, 3) die Bourbonen zurückzurufen — der letztere der wünschenswertheste und anscheinend sicherste für die Zukunft zu sein. Schon am 2. April erklärte der bisher kriechend unterwürfige Senat die Dynastie Bonaparte's des Thrones verlustig und entband Heer und Volk von dem Eide der Treue. Als auch die Marschälle Napoleon's ihn für unrettbar verloren erklärten und ihm dieses durch Ney ins Gesicht sagen ließen, entschloß er sich, zu Gunsten seines Sohnes der Krone zu entsagen. Als jedoch der Zar auf unbedingte Abdankung bestand und der Senat sich für Rückberufung der Bourbonen erklärte, zögerte Napoleon nicht länger, sich in das Unvermeid-

liche zu fügen, um noch zeitig genug für sich selbst und die Seinigen möglichst günstige Bedingungen zu erlangen. Und wirklich gestanden die Diplomaten dem entthronten Kaiser nicht nur das Recht zu, den Kaisertitel lebenslänglich zu behalten, sondern auch als Alleinherrscher sich auf die Insel Elba, sogar mit einer Abtheilung seiner alten Garde, zurückzuziehen. Die verhängnißvolle Verblendung, zu glauben, der gefesselte Titan, obgleich damals in voller Manneskraft, werde den Rest seiner Tage auf einer kleinen Insel in harmloser Beschaulichkeit verträumen, sollte schon binnen Jahresfrist ihre verderblichen Folgen zeigen.

Da im südlichen Frankreich, wo bereits Wellington den Marschall Soult von den Pyrenäen gegen die Garonne zurücktrieb (siehe S. 672), eine große Aufregung zu Gunsten der Bourbonen sich zeigte, so mußte der abgesetzte Imperator bei seiner Durchreise von alliirten Truppen gegen die Verhöhnung Seitens des Pöbels geschützt werden. Am 28. April schiffte er sich in Fréjus (auf einem englischen Kriegsschiffe) ein, wo ihn einst der Jubel des Volkes bei seiner Rückkehr aus Aegypten empfangen hatte, und landete am 2. Mai in Porto Ferrajo mit seinen Getreuen.

Ein neuer verhängnißvoller Irrthum der verbündeten Monarchen, namentlich eine übel angebrachte und wohlfeile Großmuth des Zaren Alexander lag dem am 30. Mai abgeschlossenen ersten Pariser Frieden zu Grunde. Denn man glaubte aus politischen und menschenfreundlichen Gründen der französischen Eitelkeit nichts zumuthen zu dürfen, was einer Wiederherstellung der Bourbonen hinderlich werden könnte. Daher behielt Frankreich nicht nur seine alten Grenzen vom J. 1792, sondern über diese hinaus noch einige Bezirke in Belgien, einige deutsche Enclaven im Elsaß, die päpstlichen Grafschaften Avignon und Venaissin, ja sogar an seiner Südostgrenze Savoyen und die Grafschaft Nizza. Von einer Entschädigung für die unermeßlichen Summen und Leistungen, welche Napoleon 7 Jahre lang in Deutschland erpreßt hatte, von einer Rückerstattung des geraubten Eigenthums, insbesondere der Kunstwerke, welche aus allen Ländern (mit Ausnahme Rußlands) nach Paris geschleppt worden, war eben so wenig die Rede wie von der Rückgabe der urdeutschen Länder, welche Ludwig XIV. unserm Vaterlande wider alles Völkerrecht entrissen hatte. Denn eine Ausdehnung Deutschlands auf die alten Reichsgrenzen im Westen über Elsaß und Lothringen (oder gar Burgund) lag nicht in den Absichten Englands und Rußlands. Die deßhalb in den Befreiungskriegen laut gewordenen Wünsche sollten noch mehr als ein halbes Jahrhundert ihrer Erfüllung harren.

Die Verbündeten ließen es geschehen, daß Ludwig XVIII. als „König von Frankreich und Navarra" seine Erlasse vom 19. Jahre seiner Regierung datirte und somit alle die ungeheuren Ereignisse, welche seit der ersten französischen Revolution die Welt bewegt hatten, gleichsam aus der Geschichte der Menschheit ausstrich. Eine solche Anschauung stimmte ja auch mit der der

meisten Herrscher überein, während nur wenige unter den Einsichtsvollsten in jenen Tagen erkannten, daß ein auf solchen Grundlagen errichtetes Gebäude, welches in einigen Monaten seinen weitern Ausbau auf einem Fürsten-Congresse zu Wien erhalten sollte, nothwendig in kurzer Zeit zusammenstürzen müsse.

---

109. Fürst Blücher von Wahlstadt.

(Nach Ludwig Hahn, Geschichte des preußischen Vaterlandes, und K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Fürsten Blücher von Wahlstadt, bearbeitet vom Herausgeber.)

Gebhard Lebrecht von Blücher, zu Rostock den 16. Dec. 1742 geboren, zeigte schon früh eine unwiderstehliche Neigung zum Kriegsleben und nahm an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges Antheil; besonders bei Kunersdorf focht er tapfer mit. Als Rittmeister wegen willkürlicher Maßregeln gegen einen polnischen Geistlichen im Avancement übergangen, forderte er trotzig seinen Abschied, worauf Friedrich der Große in gewohnter Kürze antwortete: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren.“ Als 1778 der baierische Erbfolgekrieg ausbrach, bat er in wiederholten dringenden Gesuchen um Wiederanstellung, wurde jedoch immer zurückgewiesen, bis nach Friedrich's Tode ihm die Verwendung des Generals von Bischoffswerder den Wiedereintritt als Major in demselben Husaren-Regimente, wie früher, verschaffte. Im J. 1793 nahm er am Feldzuge gegen Frankreich Theil und zeichnete sich überall durch Kühnheit, kluge Anschläge und rasche Ausführung vortheilhaft aus. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena suchte er im Gewühl den König auf und erbot sich, mit seinen frischen Truppen und der gesammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden Versuch zu machen. Doch wurde der Befehl, schon hierzu ertheilt, wieder zurückgenommen und der Rückzug angeordnet. Wenn es ihm nicht vergönnt war, das Geschick jenes unglücklichen Tages zu wenden, so hat er wenigstens auf dem Rückzuge die alte preußische Waffenehre glänzend bewährt. Mit einer Reiterschaar wollte er versuchen, sich dem Feind in den Rücken zu werfen und wo möglich Magdeburg zu entsetzen. Von allen Seiten durch die Uebermacht gedrängt, schlug er sich bis Lübeck tapfer durch (siehe S. 655) und wehrte sich in und bei dieser Stadt gegen den fünf Mal überlegenen Feind mit solchem Heldenmuthe, daß ihm der feindliche Feldherr, Marschall Bernadotte, ehrenvolle Bedingungen anbot. Er begab sich auf sein Ehrenwort vorerst nach Hamburg. Im März 1807 wurde er gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt und nahm an dem unglücklichen Feldzuge in Preußen, bis zum Tilsiter Frieden, rührigen Antheil.

Als in den folgenden Jahren sich in Preußen Stimmen erhoben, welche

einen allgemeinen Aufstand zur Abschüttelung des französischen Jochs herbeiwünschten, war auch Blücher dieser Richtung ganz hingegeben und persönlich zu jedem Wagniß bereit. Kraftvoll sprach und schrieb er in diesem Sinne und eilte, seine Truppen zum Vorrücken bereit zu halten; mit Unmuth empfing er den Befehl, die ungefragt begonnene Rüstung wieder einzustellen. Durch den Tod der Königin Louise sehr ergriffen, schrieb er darüber in seiner Weise an einen Freund: „Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im himmel, sie muß vor uns zu guht gewesen sein. Schreiben sie mich ja, alter Freund, ich bedarff uffmunterung und unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staht so viel uf einander vollgendes unglük treffen kann als den unsrigen. In meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vihr Enden. Immer derselbe Blücher." Auch an der Schlacht bei Bautzen hatte Blücher glänzenden Antheil, noch strahlender aber sollte sein eigenthümliches Feldherrntalent erst nach dem Waffenstillstand im schlesischen Feldzuge und in dem Winterfeldzuge in Frankreich glänzen. (Vergl. Nr. 108.)

Blücher war von großer, schlanker, kräftiger Gestalt. Sein ganzes Ansehen trug das Gepräge eines Kriegshelden; Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen innern Gleichmuths begleitet. Seine Sprache war rauh und dumpf, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Mit einem scharfen, durchdringenden Verstande, war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend und mit großem Tact sich bewegend, erwarben ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose, gutmüthige Haltung überall Freunde. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Den Officieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber unbedingt. Es ist nicht zu läugnen, daß er, in Folge seines Temperaments, in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu sein. Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit auseinander; daher

wird er selbst häufig überfallen, aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein oder verbunden mit andern Feldherren, mit eigenen oder mit fremden Truppen, selbständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische wie keine persönliche Gefahr kennend und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt.

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny (siehe Nr. 112) rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. Seine Umgebungen hatten immer alle Mühe, ihn von der persönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei Alles wieder umlenken. Aus dem Schlafe aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen!" gab einige für den Fall nöthige Befehle und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterschlafen. Durch solche Art zu sein und die Dinge zu nehmen, hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn. Ihm war insbesondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther. Eben so glücklich trafen oft seine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch sehr gelitten hatte und in ernster, fast düsterer Haltung einherzog, vertröstend zurief: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lang in Frankreich bleiben, bis ihr Alle französisch könnt!" Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune versetzt. Mit seinen Officieren ging er eben so vertraulich, ja ganz kameradschaftlich um. Ein solch geselliges Zusammensein mit Kriegskameraden und andern guten Leuten, die allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glase Wein Bescheid thaten und Mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer sein bestes Vergnügen. Er liebte besonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demselben in Namur bei Tische eine Lobrede, indem er das Glas erhob und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Ist es nicht jammerschade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen so herrlichen Trank braut, man sollte denken, das müßten die allerbesten Menschen sein, aber o Gott, o Gott!"

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige

Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler. Willig erkannte er jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an. Einzig in ihrer Art waren die Verhältnisse erst zu Scharnhorst und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letztern. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen, als seine Freunde und Vertraute waren. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. In einer großen Versammlung, als schon viele Trinksprüche ausgebracht waren, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen; das Räthsel blieb nicht lange ungelöſ't, er stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntniß, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis ans Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sonderung dessen herbei, was durch das Leben selbst vereint worden, und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

In London ward Blücher während seiner Anwesenheit (6. Juni bis 11. Juli 1814) als der eigentliche Ueberwinder Napoleon's mit fast abgöttischer Verehrung gefeiert und höher geehrt als die Monarchen, in deren Gefolge er erschien. Sein ehrwürdiges Greisenhaupt erhöhte die Theilnahme, die das offene, anspruchslose Auftreten des Helden überall hervorrief.

---

110. Der Congreß in Wien.

(Nach G. G. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Im pariser Frieden waren die Mächte übereingekommen, nach zwei Monaten Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Congresse in Wien zu versammeln, um die nur in flüchtigen Umrissen getroffenen Bestimmungen des Friedensschlusses zu vervollständigen und in endgültiger Form bekannt zu machen. Dieser Zeitpunkt, der auf den Anfang des August wies, ward nachher, aus Rücksicht auf die Sitzung des englischen Parlamentes und die unverschiebbare Heimreise des Kaisers von Rußland, bis zum 1. October und dann bis zum 1. November verlängert. Seit dem westfälischen Frieden hatte keine Versammlung von so allgemeiner europäischer Bedeutung statt

gefunden, und gegenwärtig lagen die Dinge für eine großartige Umgestaltung des ganzen Welttheils und besonders für die gedeihliche Ordnung der deutschen Angelegenheiten ungleich günstiger als im J. 1648.

a. Gestaltung der europäischen Staatengebiete.

Die Hauptfrage des Friedens, die über den künftigen Umfang Frankreichs, war in Paris selbst durch die Verhandlungen der Mächte entschieden worden. Frankreich erhielt seinen Besitz von 1792 sogar mit einem abrundenden Zuwachs (siehe S. 715), 150 □-Meilen mit ½ Million Einwohnern, zurück, nebst den meisten Colonieen, die es an England, Portugal und Schweden verloren hatte. Auch die Vertheilung der Napoleon entrissenen Lande war schon in Paris und London, zum großen Theile in Uebereinstimmung mit älteren Umrissen, wie sie in früheren Bundesverträgen vorbereitet waren, vereinbart worden. Es war wie selbstverständlich angenommen worden, daß England seine wesentlichen Entschädigungen in Colonieen nehmen würde, Oesterreich in Italien, Rußland im Herzogthum Warschau, Preußen in Norddeutschland, hauptsächlich in Sachsen. Von den bundesgenössischen Mittelstaaten waren vier neu herzustellen oder in neue Gebietsverhältnisse umzuschaffen. In zweien derselben, und gerade in den an Europa's äußersten Enden gelegenen, in Schweden und Neapel, zugleich den einzigen Ländern, wo zwei Männer der napoleonischen Kriegsschule hier den Thron, dort die Thronfolge besaßen, mußte die neue Ordnung der Dinge auf dem Wege der Gewalt durchgesetzt werden. Dies geschah in Schweden zu Gunsten Bernadotte's kurz vor dem Beginne des Wiener Congresses, in Neapel zum Schaden Murat's kurz vor dem Ende des Congresses.

Napoleon hatte nach dem Frieden von Tilsit in unverzeihlichem Leichtsinne das mit Frankreich altverbündete Schweden Finnlands beraubt, das er 1808 an Rußland überließ. Der mißglückte Versuch, Finnland wieder zu erobern, gab hierauf Anlaß oder Vorwand zu Gustav's IV. Absetzung; die Kinderlosigkeit seines Nachfolgers Karl's XIII. hatte dann die Adoption Bernadotte's zur Folge, nachdem der erstgewählte Thronfolger, Prinz Christian August von Augustenburg, gestorben war und der Nächstausersehene, dessen Bruder, Herzog von Augustenburg, aus unpolitischem Edel- oder Kleinmuthe abgelehnt hatte. Von dem Augenblicke seiner Erhebung an hatte dann Bernadotte gestrebt, seinem künftigen Reiche, zum Ersatz für Finnland, Norwegen als Mitgift zuzubringen. Dänemark mußte nun im Frieden von Kiel (14. Jan. 1814) Norwegen aufgeben und erhielt Anfangs Schwedisch-Pommern und Rügen, später den von Hannover an Preußen gekommenen Theil Lauenburgs gegen Herausgabe von Pommern und Rügen an Preußen. Die Norweger aber erklärten in Worten, die 1813 ihr dänischer König selbst gebraucht hatte, daß über sie nicht wie über eine Heerde verfügt werden solle; sie sprachen ihre Unabhängigkeit aus, nahmen ihren Statthalter, den dänischen

Thronerben, Prinz Christian Friedrich, zum Regenten und ließen durch auserwählte Männer eine eigene Verfassung entwerfen, die demokratischste, die in monarchischen Staaten besteht. Nach Unterdrückung des Aufstandes in Norwegen, des einzigen, den ein Volk gegen die Verfügung der Mächte wagte, gewann der Kronprinz von Schweden die Norweger durch die fast unveränderte Annahme ihrer freien Verfassung. Der Storthing beschloß darauf die Vereinigung mit Schweden.

Ganz das Gegentheil von dem klugen und staatsmännischen Spiele des napoleonischen Feldherrn war das Verfahren des Schwagers von Napoleon, Joachim's von Neapel. Dieser hatte in seinem neuen Vaterlande nicht Wurzel gefaßt, ja nicht einmal die Anhänglichkeit an ein Königspaar, wie Ferdinand IV. und Karoline, austilgen können, und Sicilien nicht bei Neapel zu erhalten vermocht. Dabei hatte er die Schwäche, Oesterreich wiederholt seiner Treue zu versichern, während er mit Napoleon verhandelte; er ließ seine Truppen gegen die Oesterreicher schlagen und nannte es dann ein Mißverständniß. So machte er sich bei Oesterreich und bei Napoleon zugleich verachtet. Oesterreich erklärte ihm den Krieg. Sein Heer, schon 1813 nicht mehr gestimmt, für Frankreich zu kämpfen, ward überall geworfen; ein Aufstand zwang seine Gemahlin, aus Neapel zu weichen, wo die Oesterreicher 8 Tage später einzogen. Von Napoleon selber verschmäht, war Murat unsinnig genug, noch nach dessen Fall die gleiche Ueberrumpelung, die dem Kaiser in dem Lande seines Ruhmes nur auf 100 Tage geglückt war, in Neapel zu versuchen, wo sich Räuber und Lazzaroni für Ferdinand IV. erhoben hatten. Und noch in seiner Gefangenschaft, nach diesem rasenden Versuche, war er verblendet genug, zu hoffen, König Ferdinand werde mit ihm seine Reiche freiwillig theilen, der eben befahl, den Tod eines gemeinen Aufrührers über ihn zu verhängen.

In den Niederlanden hoffte sich England einen dankbaren Nachbarstaat zu gründen, obgleich es ihm den Kern seiner Macht ausgebrochen hatte, indem es die Flotte und die besten Colonieen Hollands in Guyana, die indischen Comptoirs, Ceylon und das Cap an sich behalten hatte. Dafür bot es ihm einen Ersatz in der Nähe (Belgien) an. Der Vorwand war, daß hier und in Sardinien mächtige Bollwerke, starke Vorposten Europa's zu Frankreichs beiden Seiten unumgänglich seien.

Die Vereinigung Genua's mit Sardinien war die erste reife Frucht des Congresses. Bei keiner der vielen Staatsvergrößerungen in dieser Zeit hat der gewinnende Theil so reinen Gewinn, der verlierende so empfindlichen Verlust gehabt. Piemont, eine Festung von Natur, erhielt so den ergänzenden festen Seeplatz, eine große Handelsstadt und die ungehinderte Verbindung mit der Insel Sardinien auf einmal. Für Genua dagegen war die Unterwerfung unter einen alten Feind und die Einbuße der republikanischen

Freiheit ein um so furchtbarerer und empfindlicherer Schlag, je länger erhalten, je neuer aufgefrischt seine Hoffnung auf Unabhängigkeit war.

Die Schweiz hatte weniger für ihre Unabhängigkeit zu fürchten, als Italien, denn ihre Lage, die sie zu einer erwünschten Scheidewand zwischen Oesterreich und Frankreich machte, und die Wichtigkeit ihres Besitzes, der einer größeren Macht nicht gegönnt werden konnte, sicherte ihr den selbständigen Fortbestand und Neutralität. Drei neue Cantone: Wallis, Genf und Neuenburg, die durch Frankreich aus ihren früheren Verhältnissen zur Schweiz losgerissen worden waren, wurden hinzugefügt.

So ordneten sich die Angelegenheiten der Mittelstaaten an Frankreichs Grenze ohne allzugroße Schwierigkeit. Auch die neuen Gebietsverhältnisse der beiden Großstaaten Oesterreich und England boten wenige oder keine Anstände dar.

Oesterreich hatte von Baiern Tirol und Vorarlberg zurückerhalten. Die entfernten Niederlande und schwäbischen Besitzungen und mit ihnen den früher stets behaupteten Einfluß am Rhein gab Oesterreich auf; es war damit jener belgischen Provinz entledigt, die Thugut einen Mühlstein am Halse Oesterreichs genannt hatte, und des Breisgau's, den Metternich während des Rheinbundes von einem politischen Geiste erobert sah, der ihn von Oesterreich allzusehr entferne. Für diese so leicht verschmerzten Lande erhielt Oesterreich Venedig und die Lombardei als „lombardisch-venetianisches Königreich". Sein Einfluß auf Italien ward verstärkt durch die Ueberlassung von Parma, Piacenza und Guastalla an die Kaiserin Marie Louise, durch die Secundogenituren in Toscana und Modena, durch das Besatzungsrecht in Ferrara und Comacchio. Durch die Vergrößerung seiner Seeküste war Oesterreich ferner die Aussicht gegeben, zur Landmacht die Seemacht hinzuzufügen, und sein (erweiterter) Umfang hatte durch die abgerundete Lage einen Werth gewonnen, den er nie zuvor besessen hatte.

Eben so befriedigt wie Oesterreich konnte England auf seinen Frieden blicken. Seine wichtige Besitzung auf dem Continent, Hannover, ward zum Königreiche erhoben und noch durch Ostfriesland und andere preußische Gebietstheile (Lingen, das Eichsfeld u. s. w.) vergrößert, so daß es eine abgerundete Masse bildete, die den preußischen Nebenbuhler nicht nur von der Nordsee ausschloß, sondern auch dessen wespenartigen Leib in zwei Hälften zerlegte und seine Uebermacht in Ohnmacht zu verwandeln drohte. Die kleine Frieseninsel Helgoland, zur Verbindung mit den welfischen Landen an Weser und Elbe so bequem gelegen, war während der Continentalsperre in den Besitz des seebeherrschenden Albion gefallen, um stillschweigend darin zu verbleiben. Auch die südlichste Felseninsel des Welttheils, Malta, hatte England nicht wieder fahren lassen; der Hafen von La Valette, diese maritime Zwingburg des Mittelmeeres, barg, statt der Galeeren der Johanniter, hinfort eine britische Armada und durfte eben so wenig in die Hände der Russen fallen,

als die jonischen Inseln. Diese für die Seeherrschaft in den östlichen Gewässern des Mittelmeeres so ungemein wichtige Inselgruppe ward unter dem Namen einer Republik der Schutzherrschaft Englands übergeben. Auch jenseit des Weltmeeres behielt England, trotz aller gepriesenen Großmuth, mit welcher es Frankreich seine meisten eroberten Colonieen zurückgab, doch einzelne wichtige Stationen, wie die Inseln Tabago und S. Lucia in West-Indien, und im Osten Isle de France. Weit wichtiger jedoch war, daß man einige der dem alten Rivalen Holland entrissenen Colonieen behielt, so Stücke von Surinam, in Süd-Amerika Demarara, Essequibo und Berbice mit ihren reichen Baumwolldistricten, so wie in Süd-Afrika das Cap der guten Hoffnung, das die transatlantische Fahrt nach Ost-Indien deckte, wie Gibraltar die Einfahrt ins Mittelmeer. Solche Erwerbungen waren ungleich willkommener als eine continentale Vergrößerung der britischen Ländermasse in Europa.

Nicht so leicht ordneten sich die Entschädigungen für die beiden andern Großstaaten, Rußland und Preußen. Die Ansprüche Rußlands auf das Herzogthum Warschau und Preußens auf Sachsen riefen eine polnische und eine sächsische Frage hervor, welche die Fürsten und Staatsmänner der großen Reiche in Athem hielten bis zu Napoleon's Rückkehr aus Elba. (Siehe Nr. 111.)

Seitdem Rußland mehr in den Vordergrund unter den europäischen Mächten getreten war, hatte es unausgesetzt das Ziel verfolgt, Polen zu besitzen, um dadurch der gebildeten Welt näher zu rücken und seiner Macht einen größeren Spielraum zu öffnen. In diesem Bestreben ward es gestört, als Napoleon 1807 das Herzogthum Warschau errichtete und dann den Gedanken der Herstellung Polens faßte. Um Napoleon zuvorzukommen, ließ Alexander seine Absicht ausstreuen, selbst ein Polen unter russischer Oberherrschaft wieder aufzurichten. Die schwierige Aufgabe des Kaisers war aber, seine Absichten nicht allein für die Polen gewinnend, sondern auch für Europa scheinbar gefahrlos zu machen. Europa gegenüber sollte daher die hergestellte polnische Nationalität die Vergrößerung Rußlands mit dem Scheine einer ermäßigten Abhängigkeit Polens durch eine besondere Verfassung verdecken. Auf dem Congresse bot der Kaiser Oesterreich nur etwa sechs Geviertmeilen an, gegen Preußen hin begehrte er die Linie von Thorn auf Kalisch und Krakau mit diesen beiden wichtigen Endpunkten. Dafür erhielt Preußen von Rußland ganz Sachsen zugesprochen, das eine Eroberung der Verbündeten geworden war. Der König von Sachsen war nicht, wie andere Fürsten, der deutschen Sache beigetreten, als ihre Verfechter in seinen Staaten standen; er hatte den unglücklichen Gang des Krieges und seine verlängerte Dauer wesentlich mit verschuldet und befand sich allein persönlich in preußischer Kriegsgefangenschaft. Hätten die Verbündeten gehandelt, wie sein Schützer pflegte, so hätte seine Dynastie gleich im

October 1813 „aufgehört zu regieren". Und wie vom Standpunkte des Rechts, so sprachen auch von dem der politischen Räthlichkeit wesentliche Gründe für die Einziehung Sachsens. Gegen Rußland hin ward Preußen so mit dem großen Kern seines Gebietes ein Bollwerk, wie man deren gegen Frankreich so eifrig suchte. Dem Allem aber ließen sich die schwersten Gegengründe entgegenstellen. Das Recht, das man gegen den König von Sachsen hatte, war doch gegen keinen andern der altdynastischen Lehenträger Napoleon's angewandt worden. Diese traten den Verbündeten erst bei, als der Krieg sich ihren Staaten näherte und eine Wahl bereits unmöglich war. Den andern deutschen Fürsten verbürgte man ihre Staaten, auch ihre napoleonischen Vergrößerungen; es blieb kein Verhältniß darin, daß, nachdem der allgemeine Unheilstifter gefallen war, von allen seinen Werkzeugen gerade nur dieses Eine mitzerstört werden sollte. Wenn aber auch von allem diesem nichts für den König von Sachsen sprechen sollte, so durfte man doch über das Land und Volk, dem man feierlich versprochen hatte, die feindliche Politik seines Königs nicht ihm anzurechnen, nicht verfügen, ohne zu hören, ob es diese Verfügung für Strafe oder Wohlthat ansah. Im Lande selbst war die Stimmung sehr getheilt: die Beamten wünschten natürlich die Erhaltung Sachsens, die Kaufleute und Gewerbetreibenden, namentlich in Leipzig, dessen Verbindung mit Preußen, Adel und Volk verhielt sich gleichgültig, das Heer und die Officiere waren gespalten. Außerhalb Sachsens drangen die Patrioten (wie Niebuhr) auf die Vereinigung als auf eine vaterländische Ehrensache, die Neider Preußens, die Rheinbündler, die das Beispiel des bestraften Verrathes zu fürchten hatten, wütheten (in Schmähschriften gegen Preußen) wider die Vereinigung. Dazu schien es im deutschen Interesse nur wohlthätig, wenn ein Mittelstaat, wie Sachsen, die beiden mächtigen Nebenbuhler, Preußen und Oesterreich, schied und wenn Preußen am Rhein stark wurde, um gegen Frankreich Schutz zu gewähren. Dasselbe schien auch dem Interesse Oesterreichs angemessener, weil ihm Preußen, so in zwei Theile gespalten und nach dem Rheine hingedrängt, weniger gefährlich werden konnte. So kam es denn auf Metternich's Vorschlag zu einer Theilung Sachsens, von welchem die größere Hälfte, die aber nur zwei Fünftheile der Bevölkerung enthielt, an Preußen abgetreten ward. Außerdem erhielt dieses nebst Danzig und Thorn den westlichen Theil des Herzogthums Warschau, woraus die Provinz Posen gebildet wurde, ferner seine ehemaligen und mehrere neue Besitzungen in Westfalen und am Rhein. So war denn Preußen als die größte Mittelmacht in Europa zwischen die vier großen Mächte gestellt und gegen jede derselben in eine nachtheilige Lage gebracht; im Osten hatte Rußland sich durch den Besitz Polens wie ein Keil zwischen Oesterreich und Preußen eingedrängt; im Süden war Sachsen durch Preußens feindselige Absichten ganz in Oesterreichs Arme geworfen; im Westen war der neue Erwerb am Rhein und in Westfalen mit einer

Bevölkerung, die durch ihr religiöses Bekenntniß, durch französische Herrschaft und Einrichtungen für den preußischen Staat schwer versöhnbare Elemente enthielt, nur ein schwaches Bollwerk gegen Frankreich. Und diese Theile erstreckten sich von Memel bis Saarbrücken, in einer Ausdehnung von Grenzen, wie sie das mehr als doppelt so große Oesterreich in früheren ähnlichen Verhältnissen nicht behaupten konnte. Diese endlose Linie war noch dazu mitten durchschnitten durch das eifersüchtige, mit England verbundene Hannover. Und zu Gunsten dieses Hannovers war die Verbindung mit der Nordsee aufgegeben, das Kleinod des großen Kurfürsten, Ostfriesland, abgetreten, dessen Besitz seit dem Zollvereine Preußen von dem größten Nutzen geworden wäre. Wenn so die Gestaltung Preußens unter der Hand der Diplomaten voller Schäden geworden war, so hat doch ein günstiges Schicksal durch die Schäden den Weg zu desto größerem Heile offen gelassen. Verzweigt, durchbrochen, umlagert wie Preußen seitdem mit und von Deutschland war, entledigt eines Theiles polnischen Gebietes und polnischer Sorgen, ist es aus einer slavischen Macht eine ganz deutsche geworden.

b. Die deutsche Verfassung.

Die neuesten Erfahrungen, wohin es mit der Schwäche und Auflösung des deutschen Reiches gekommen war, die Abreißung des Westens und Nordens, die Bildung eines Königreiches Westfalen und des Rheinbundes unter französischer Herrschaft, hatten die großen Mächte auf das Bedürfniß gewiesen, in diesem Mittellande Europa's einen dauerfähigeren Zustand herzustellen. Man hatte einsehen gelernt, daß die Unabhängigkeit Deutschlands nach außen eine der wesentlichsten Grundbedingungen für die Ruhe des Welttheils sei; daher waren schon (1807) Preußen und Rußland übereingekommen, einen föderativen Staat, wie den Rheinbund, künftig aus ganz Deutschland zu bilden und unter Oesterreichs und Preußens gleich abgewogenen Einfluß zu stellen. Dieser Gedanke war in den Verabredungen zu Paris festgehalten worden. Man hatte ferner einsehen gelernt, daß zu dem großen Zwecke der Beruhigung Europa's auch die Befriedigung Deutschlands in seinem Innern und in den einzelnen Staaten ein gewisses Maß ständischer Freiheit unumgänglich sei. Ueber die künftige Verfassung Deutschlands aber war jetzt noch Niemand im Klaren, selbst Stein nicht, welcher fortwährend neue Entwürfe zu diesem Zwecke ausarbeitete und nach den jedesmaligen Umständen dasjenige aufstellte, was er bei dem Widerstreben der Fürsten für erreichbar hielt. In seiner Schrift: „Ueber die künftige ständische Verfassung Deutschlands“ war noch von einem deutschen Kaiser und einem aus gewählten Abgeordneten bestehenden deutschen Reichstage die Rede. Bald aber verfiel er auf mehrere dualistische Entwürfe, entweder einer Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen oder einer Allianz des deutschen Bundes mit Preußen und Oesterreich (also eigentlich eine Dreitheilung) mit einer

dualistischen Theilung der obersten Leitung des deutschen Bundes zwischen den beiden deutschen Großmächten. Stein war wohl ein Mann der Verwaltung, aber in constitutiven Dingen ein Neuling, wie alle Deutschen jener Zeit. Während daher die preußischen Staatsmänner sich in Entwürfen erschöpften, wollte Metternich im eigenen, wohl erwogenen Interesse, keine eigentliche Verfassung, sondern nur ein ausgedehntes System von Verträgen und Bündnissen zwischen den deutschen Fürsten zum Schutz gegen außen, ohne Rücksichtnahme auf die innere Verwaltung. Schon im December 1814 reichte Philipp von Wessenberg einen Entwurf ein, der im Wesentlichen das enthielt, was später geworden ist. Die Bundesglieder sollten gleiche politische Rechte haben und theils einzelne, theils collective Stimmen im Bundesrathe führen. Doch wurde die Berathung verzögert, selbst als Napoleon bereits wieder in Frankreich herrschte, und dann endlich in eilf rasch einander folgenden Sitzungen (23. Mai bis 10. Juni 1815) unter dem Drange der Verhältnisse die deutsche Verfassung zu Stande gebracht. Der zufolge sollte über gewöhnliche Gesetze in einer engern Versammlung des Bundestages (von 17 Stimmen) nach der Mehrheit der Stimmen entschieden werden; die wichtigern Beschlüsse aber über organische Bundeseinrichtungen und Abänderungen der Bundesgesetze sollten in einem Plenum, worin jeder kleinste Staat eine Stimme, die großen mehrere hatten, nur durch Stimmeneinheit gültig werden.

111. Die „hundert Tage“ des zweiten französischen Kaiserthums, 1815.

(Nach Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen, Felix Eberty, Geschichte des preußischen Staates, und Andern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die in Frankreich wiederhergestellte Dynastie der Bourbonen, von der Napoleon sagte, sie habe nichts gelernt und nichts vergessen, hatte alsbald ihre Unfähigkeit beurkundet, den Abgrund der Revolution durch eine dauerhafte Schöpfung zu schließen. In den ersten Augenblicken hatte man allerdings die Rückkehr des schwer heimgesuchten Hauses der alten Könige Frankreichs mit Freude, ja mit Begeisterung begrüßt, indem der eiserne Druck eines straffen, militärischen Regiments aufzuhören schien, aber bald trat die Neigung der Bourbonen zu altköniglichem Absolutismus unzweifelhaft hervor und fand ihre Stütze in den ehemals privilegirten Ständen, die an unbedingte Herstellung ihrer alten Güter und Rechte dachten. Das Jahr 1814 war noch nicht zu Ende, und schon war der grellste Umschwung gegen die Stimmungen vom Frühjahre eingetreten. Nicht nur das Heer, das sich in seinen Erinnerungen wie in seinen Ansprüchen gekränkt fühlte, bildete das über ganz Frankreich ausgebreitete Gewebe einer unsichtbaren

Verschwörung; auch in den übrigen Klassen des Volkes regte sich immer lauter der Widerwille gegen die unfähige Regierung. Dieser Umschwung war so offenkundig, daß noch vor Ausgang des Jahres die kältesten Beobachter eine nahe Katastrophe prophezeiten. Nur die Regierung war mit Blindheit geschlagen; mit der Gefahr schien ihre Sicherheit zu wachsen. Napoleon in Elba entging kein Mißgriff, keine Verkehrtheit der Bourbonen; er bedurfte nicht einmal der Winke und Berichte seines treugebliebenen Anhanges, um zu sehen, daß sich hier alles vorbereitete, mit einem Handstreich das restaurirte Königthum über den Haufen zu werfen. Auch von der Lage des Congresses in Wien war Napoleon genau unterrichtet. Er hatte auch dort seine Berichterstatter; es waren Telegraphen hergestellt, um ihn auf seiner Insel rasch über Alles in Kenntniß zu setzen. Er kannte das Zerwürfniß der Mächte, den Streit um Polen und Sachsen; er glaubte an die Möglichkeit, wenigstens einen Theil seiner Gegner von dem schon gelockerten großen Bunde ablösen zu können. Er selber mußte fürchten, daß man, je kritischer die Lage in Frankreich ward, desto eher seine eigene Stellung in Elba bedrohlich finden mußte und vielleicht darauf sann, sie mit einem abgelegenern Exil (Malta, St. Helena) zu vertauschen.

So entschloß er sich zu dem Einfall in Frankreich. Noch einmal übte die Macht seines Namens und die Erinnerung seiner Größe einen Zauber aus, dem nichts Aehnliches in der Geschichte an die Seite gestellt werden kann. Mit kaum Tausend seiner Getreuen landete er (1. März 1815) im Süden (bei Cannes), riß Nation und Heer in einen Taumel des Abfalles mit sich fort, um nach 20 Tagen eines unblutigen Triumphes seinen Einzug in Paris zu halten; die Bourbonen und ihr Schweif hatten sich nach allen Weltgegenden verlaufen. Er bemühte sich, den Ton des Friedens anzustimmen, und suchte die bürgerlichen und friedlichen Theile der Nation über ihre Interessen zu beruhigen. Er erklärte, auf die Gedanken der Eroberung fortan verzichten und die Aera eines constitutionellen Kaiserthums eröffnen zu wollen. Wohl kamen jetzt in rascher Folge Verfassung, Wahlen, Kammern, freie Presse, Schwurgerichte zurück, aber es zeigte sich auch in einer Menge von einzelnen Zügen, welche Ueberwindung es dem Manne kostete, in dieser ungewohnten Rolle sich zurechtzufinden. Darüber war kein Zweifel, daß der ganze Versuch, zwischen dem militärischen Kaiserreiche und den Ideen von 1789 eine Fusion vorzunehmen, vollkommen fehlgeschlagen ist.

Die erste Nachricht vom Aufbruche des gemeinsamen Feindes von Elba hatte auf dem Congresse in Wien schnell diejenigen vereinigt, welche im Begriffe gewesen, das Schwert gegeneinander zu ziehen. Man beschloß eine gemeinsame Acht-Erklärung gegen Napoleon, als Feind und Störer der Ruhe der Welt, die auch der französische Gesandte unterzeichnete. Die vier Großmächte Preußen, Oesterreich, England und Rußland verpflichteten sich, je 150,000 M. zur Aufrechthaltung des Pariser Friedens aufzustellen und die

Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Bonaparte durchaus außer Stand gesetzt sei, die höchste Gewalt in Frankreich wieder zu erlangen. Daran schloß sich ein Subsidienvertrag, worin England seinen Verbündeten, vorerst auf ein Jahr, eine Geldunterstützung von 5 Mill. Pfund Sterling bewilligte, die zu gleichen Quoten unter die drei alliirten Mächte zu theilen waren. Castlereagh hatte im englischen Parlamente die Friedenstaktik Bonaparte's als ein trügerisches Spiel bezeichnet, das sehr bald in die alten Künste umschlagen werde. Dann folgte der Beitritt der andern Staaten (der mittlern und kleinern deutschen Staaten, Sardiniens, Schwedens) zu dem Bündnisse, wodurch dasselbe in der That ein europäisches ward.

So stand Frankreich eine neue Invasion bevor, nachdem die Spuren der ersten kaum verwischt waren. Das dämpfte rasch den Jubel, womit die Franzosen die Rückkehr des Kaisers begrüßt hatten. Die bittere Aussicht auf neue, unabsehbare Lasten nahm dem Kaiserthum Vieles von dem Zauber, der seine Wiedergeburt umgeben hatte. Mit trüben Ahnungen sahen darum die Meisten der kommenden Entscheidung entgegen; auch in Napoleon selbst lebte nicht mehr die frische Zuversicht des Erfolges, wie in seinen früheren Tagen.

So schwach und unzulänglich wie im Januar 1814 waren dieses Mal die Streitkräfte Napoleon's nicht. Aus der Kriegsgefangenschaft, aus den geräumten Festungen, aus Spanien und aus Italien war ein stattlicher Rest der großen Heere von ehedem nach Frankreich zurückgekehrt; der Kaiser selbst nahm alle seine Kraft zusammen, um durch beschleunigte Rüstungen und das Aufgebot aller vorhandenen Mittel eine Heeresmacht aufzubringen, die den vereinten Armeen der Gegner gewachsen wäre. Diese verfügten freilich über sehr große Mittel (wenigstens 600,000 M.). Außer dem österreichisch-sardinischen Corps, das 60,000 M. stark im Piemontesischen stand, waren es vier große Armeen, die sich von der Schweiz bis nach der Nordsee an den französischen Grenzen sammelten. Die Oesterreicher mit den süddeutschen Contingenten (230,000 Mann) unter Schwarzenberg's Oberbefehl bildeten den linken Flügel am Oberrheine. Die Russen, unter Barclay (mindestens 150,000 M.) befanden sich noch auf dem Marsche nach dem Mittelrheine, um als das Centrum der großen Angriffslinie bei Mainz und Mannheim den Strom zu überschreiten. Den rechten Flügel bildeten zwei Heere, die sich von der untern Mosel durch Belgien bis gegen die Nordsee hin ausbreiteten: ein britisch-deutsches (über 100,000 M.) unter Wellington und ein preußisches unter Blücher, das 130,000 M. zählen sollte. Dieser rechte Flügel allein hat den Krieg ausgefochten, ehe die 400,000 M., die sich von Mainz bis Freiburg sammelten, zur Entscheidung mitwirken konnten.

Am Jahrestage der Schlachten bei Marengo und Friedland, 14. Juni, zeigte Napoleon seinem Heere durch einen Tagesbefehl die Eröffnung des Feldzuges an, der zwar nur 3 Tage dauerte, allein dennoch das Geschick

Europa's bestimmte und entschied. Napoleon beschloß gegen den Rath seiner Generale, welche auf einen defensiv zu führenden Feldzug drangen, den Angriffskrieg, der nur dann von Erfolg sein konnte, wenn es gelang, die einzeln heranrückenden Heere vor ihrer Vereinigung zu schlagen. Daher setzte er seine ganze Kraft daran, jenen rechten Flügel der ungeheuren Aufstellung zu vernichten, ehe die übrigen Bestandtheile eingetroffen. Mit seiner Hauptmacht warf er sich auf die Vorhut des preußischen Heeres und drängte sie in Folge der Gefechte bei Charleroi und Gosselies zurück; doch zogen sie nicht nach dem Rhein ab, sondern nach Norden, um den Anschluß an Wellington zu wahren. Dann griff er das noch immer nicht ganz vereinte preußische Heer unter Blücher bei Ligny an (16. Juni). Er beabsichtigte nämlich, eine gänzliche Trennung des preußischen Heeres von dem englischen dadurch zu bewirken, daß er jenes über den Rhein und dieses nach Holland zurückzudrängen gedachte. Zu dem Ende hatte er den Marschall Ney mit 30=—40,000 M. entsendet, um gerade nach Brüssel vorzudringen. Er rechnete für Ney auf keinen ernsten Kampf, sondern behielt sich vor, einen Theil von dessen Kräften näher an sich selbst heranzuziehen. Es zeigte sich aber, daß er die Schnelligkeit und Energie der Gegner unterschätzt hatte. Denn Ney hatte bei Quatrebras nicht bloß eine Plänkelei, sondern ein Gefecht mit den stets zunehmenden Massen der Engländer zu bestehen, das ihn dauernd zurückhielt und zudem nicht günstig ausfiel. Napoleon selbst siegte zwar bei Ligny über Blücher, der von seinem verwundeten Pferde abgeworfen, aber von preußischer Reiterei gerettet wurde; doch war der Sieg keineswegs so entscheidend, wie es für Napoleon's Lage nothwendig gewesen wäre. Und niemals ist ein Irrthum schneller und glänzender wieder gut gemacht worden, als derjenige, den man bei Ligny durch die zu weit ausgedehnte Stellung der Truppen begangen hatte. Grollmann und Gneisenau wußten, statt des kranken Oberfeldherrn, den Rückzug so anzuordnen und zu sichern, daß die Verbindung mit den Engländern nicht abgeschnitten wurde.

Die Schlacht bei Waterloo, 18. Juni 1815. Das Terrain, welches Wellington mit treffender Ueberlegung gewählt hatte, war recht eigentlich zur Vertheidigung geschaffen. Etwas südlich von Waterloo (dem Hauptquartiere Wellington's) zieht sich vor dem Dorfe Mont St. Jean ein langgestreckter Höhenrand mit sanften Abfällen hin, der sich wie von selbst dem ersten Treffen der verbündeten Heere zur Aufstellung darbot. Weiter rückwärts senkt sich der Boden wellenförmig, so daß die Reiterei und die Nachhut gegen die Blicke wie gegen die Geschosse des Feindes völlig gedeckt stand. In solcher Stellung durfte Wellington hoffen, sich mit seinen 67,000 M. auch gegen einen stärkeren Feind so lange zu halten, bis Blücher mit den Preußen herankäme. Napoleon glaubte diese in vollem Rückzuge nach Namur und dem Rhein und entsandte zu ihrer Verfolgung seinen Marschall Grouchy mit 32,000 M., während er selbst mit seiner Hauptmacht (70,000 M.) sich gegen

Wellington wandte. Aber am Schlachttage (18. Juni) verzettelte er den ganzen Vormittag mit einem regelrechten Aufmarsch und griff erst um Mittag den rechten Flügel der Wellington'schen Stellung an, welcher in Erwartung der Preußen der schwächste war. Durch diese Zögerung wurde den Preußen das rechtzeitige Eintreffen möglich trotz aller Hindernisse, die namentlich der durch anhaltende Regengüsse aufgeweichte Boden in den Weg legte. Als der Kaiser durch sein Fernrohr einen herbeieilenden Truppenkörper bemerkte, glaubte er, Grouchy kehre siegreich von der Verfolgung der Preußen zurück. Spät erst erkannte er, daß es die Preußen waren, verstärkte sofort seine Truppen an der von diesen zunächst bedrohten Stelle und ließ gleichzeitig seine Garden vorrücken, um den erschöpften Engländern den Todesstoß zu geben. Deren erste Schlachtreihe war schon durchbrochen, als ein letztes verzweifeltes Vordringen des rechten Flügels die zähe britische Tapferkeit mit siegreichem Erfolge belohnte. Die französischen Garden mußten weichen und zogen sich nach der Meierei La belle Alliance in der Nähe von Planchenois zurück. Zuletzt nahm Blücher das im Rücken der Franzosen liegende, von den Garden aufs tapferste vertheidigte Dorf Planchenois. Das gab die Loosung zur allgemeinen Flucht, und Blücher mit Gneisenau übernahmen, statt der gänzlich erschöpften Engländer, die Verfolgung, von welcher jetzt der ganze Ausgang der ungeheuren Schlacht abhing, da man Napoleon keine Zeit lassen durfte, seine Truppen zu neuem Widerstande zu sammeln. In Genappe hatten diese sich hinter Kanonen und umgeworfenen Wagen verschanzt, aber wenige Kanonenschüsse reichten hin, um die Stadt zu nehmen, wo auch Napoleon's Wagen erbeutet ward, den er eben erst verlassen hatte, um sich auf ein Pferd zu schwingen. So ging es durch die mondhelle Nacht fort bis zum Anbruche des Tages. Gänzlich vernichtet, stürzten die Franzosen der eigenen Grenze zu. „Niemals hat wohl eine Armee den zweiten Tag nach einer verlorenen Schlacht (bei Ligny) einen solchen Kampf unternommen und so glänzend bestanden" sagt Gneisenau's Armeebericht, und weiter heißt es in demselben: „Zum Andenken des Bündnisses zwischen den beiden Nationen und der wechselseitigen Freundschaft der beiden Feldherren befahl Blücher, daß die Schlacht von der Meierei B e l l e A l l i a n c e, wo sich nach Sonnenuntergang beide Führer als Sieger begrüßt hatten, benannt werden sollte." Blücher selbst schrieb am folgenden Morgen an Knesebek, den General-Adjutanten des Königs: „Mein Freind, die Schönste Schlagt ist geschlagen. Der herligste Sig ist er fochten. Das Detallie wird er vollgen. Ich denke die Bonapartische Geschigte ist nun wol zimlig wider zu ende. La Belliance den 19. früh. ich kan nich mehr Schreiben, den ich Zittere an alle glider, Die Anstrengung wahr zu groß." So ward denn die in Leipzig von einer weit größeren Anzahl Kämpfender begonnene Vernichtung der Napoleonischen Herrschaft hier auf den belgischen Gefilden von einer ungleich kleineren Zahl aber durch eine mindestens gleiche Tapferkeit und todesmuthige Ausdauer der Feldherren und Soldaten vollendet,

allerdings mit schweren Opfern für die Sieger, die 18,000 Todte und Verwundete zählten, während der Verlust der Besiegten beinahe ein Drittel ihrer Streitmacht betrug.

Schneller noch und schmählicher als der erste, war der zweite Sturz des Welteroberers. Nach der verlorenen Schlacht war er nach Paris geeilt, in der Hoffnung, durch seine Gegenwart die Parteien niederzuhalten und die Kammern zu bewegen, das Zeichen und Beispiel zu einer einmüthigen Erhebung zu geben. Allein kaum war seine Rückkehr und die Ursache derselben, die gänzliche Niederlage und Auflösung des Heeres, bekannt geworden, als die Parteien von Napoleon stürmisch seine Abdankung als das einzige Rettungsmittel verlangten. Er entsagte zum zweiten Male der Krone zu Gunsten seines Sohnes und begab sich in das Schloß zu Malmaison, und als man mit Ungestüm auf seine Abreise drang, nach Rochefort, wohl in der Hoffnung und Absicht, von da aus nach Amerika zu gehen. Allein als er hier angelangt war, zauderte er, sich einzuschiffen, sei es, weil er noch auf eine Umwandlung der Verhältnisse in Frankreich zu seinen Gunsten hoffte, oder weil er die Gefahr scheute, auf offenem Meere von den englischen Kreuzern ergriffen zu werden. Endlich faßte er den unseligen Entschluß, sich Englands Großmuth anzuvertrauen und schrieb in diesem Sinne an den damaligen Prinz-Regenten, nachmaligen König Georg IV., von der Rhede von Plymouth aus an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon. Allein das englische Cabinet ließ ihn mit einer kleinen Schaar treu gebliebener Freunde nach St. Helena führen, wo er am selben Tage anlangte, an welchem vor zwei Jahren die Schlacht bei Leipzig seiner Herrschaft in und über Deutschland für immer ein Ende gemacht hatte. Hier beschäftigte er sich damit, durch Aufzeichnungen der Nachwelt glauben zu machen, daß seine sämmtlichen Kriege und Eroberungen allein den Zweck gehabt hätten, nach Beendigung derselben ein Weltreich voll Glück und Segen für alle Völker der Erde aufzurichten. (Vergl. Nr. 112.) Am 5. Mai 1821 beschloß er auf den Felsenklippen von St. Helena sein thatenreiches Leben.

Mit Blücher und Wellington zog auch Ludwig XVIII., von Gent unter dem Schutze fremder Bajonette zurückkehrend, wieder in Paris ein und löste sofort die Kammern auf. Von allen Seiten ward nun Frankreich von den verbündeten Heeren überströmt. Da man sich nicht zu beeilen brauchte, so kam der zweite pariser Friede erst am 20. Nov. 1815 zum Abschlusse. Er hätte die gerechteste Gelegenheit geboten, Deutschland gegen Frankreich zu stärken und Preußen zur westlichen Hut geeigneter zu machen. Als sich im Hauptquartier in Heidelberg Stein, Hardenberg, Metternich mündlich besprachen, schienen auch sie alle einig, daß Elsaß, Lothringen und Französisch-Flandern nebst den Festungen, welche seit 150 Jahren stets als Ausfallsthore gedient hatten, zurückgefordert werden müßten. Aber das im J. 1814 Versäumte wurde auch dieses Mal nicht nachgeholt durch den Widerspruch Eng-

lands und Rußlands, die darin keinen unmittelbaren Vortheil für sich erblickten, da sie keine Besitzungen am Rhein erwerben konnten.

Natürlich traten weder England noch Rußland mit ihren wahren Gesinnungen hervor. Sie gaben vor, die Forderung der Abtretung einer Provinz werde eine Erneuerung des Krieges herbeiführen und beraube man ja dadurch den eigenen Bundesgenossen, Ludwig XVIII., für dessen Wiedereinsetzung man Krieg geführt habe! So wurde Frankreich nur eine Kriegsschatzung (700 Mill. Franken) auferlegt und eine zeitweilige Besetzung (von mindestens 150,000 M.), die Anfangs auf 7 Jahre bestimmt, dann auf 5 und zuletzt (auf dem Congresse zu Aachen 1818) auf 3 Jahre beschränkt ward und zum Hauptzwecke hatte, den Bourbonen Zeit zu gewähren, sich auf ihrem schwankenden Throne zu befestigen; von seinem Gebiete trat es nur die meisten fremden Gebietstheile ab, die es 1814 noch zu seinem früheren Umfange erhalten hatte: Landau und das Land bis zur Lauter wurde an Deutschland, Savoyen an Sardinien (das den Verbündeten 15,000 M. gestellt hatte) zurückgegeben. Von der Rückerstattung der Kunstwerke ist in der Friedensurkunde selbst nicht die Rede; doch setzte Blücher bei den Monarchen durch, daß dieselbe erfolgen mußte. Dieser zweite Pariser Friede war also im Wesentlichen nichts als eine Wiederholung des ersten. Noch einmal erkannten die Herrscher Europa's an, daß ein starkes, mächtiges Frankreich für das Gleichgewicht des Erdtheils unumgänglich nothwendig sei. Von der Nothwendigkeit eines großen und starken Deutschlands sprach Niemand. Von der Wiederaufrichtung des Kaiserreiches konnte nicht mehr die Rede sein, seitdem Kaiser Franz die Krone abgelehnt und Preußen erklärt hatte, es werde sich niemals deutscher Oberhoheit unterordnen, und da auch keiner der mittleren deutschen Staaten geneigt war, von seiner „Souverainetät" nur das Geringste dem gemeinsamen Vaterlande zu opfern. So blieb es denn bei jener Metternich'schen Bundesverfassung, welche weder Bestimmungen über eine vollziehende oberste Gewalt noch über die ständische Vertretung der einzelnen Länder enthielt.

Auf den beiden Friedensschlüssen von Paris und den Wiener Verträgen sollte hinfort die Ordnung der europäischen Welt beruhen. Es war das größte Friedenswerk, das in den neueren Zeiten erlebt worden ist. Selbst die Friedensschlüsse in Münster und Utrecht betrafen mehr die örtlichen Verhältnisse nur weniger, wenn auch mächtiger Staaten; der Wiener Congreß berührte in seinen Verfügungen jedes Land in Europa mit Ausnahme der Türkei. Der ganze Welttheil fühlte sich in diesem Augenblicke mehr wie je als eine einzige Staatengemeinde. Es war daher nicht zu verwundern, daß damals vielfach die ausschweifendsten Hoffnungen und Wünsche laut wurden: es möge diese Friedenseinigung der Ausgangspunkt werden für eine gesetzliche völkerrechtliche Gemeinschaft; es möge ein großes Schiedsgericht niedergesetzt werden, das eine allgemeine Entwaffnung erleichtere und die Kriege des gewöhnlichen Ehrgeizes erschwere. Diese idealistischen Aussichten für die

Zukunft wurden sogar von den gekrönten Häuptern selbst getheilt und zu politischen Handlungen ausgeprägt. Alexander I., der schon damals mit dem Gedanken umging, den christlichen Orient von dem Joche der Türken zu befreien, trat während der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens mit dem Vertrage der heiligen Allianz hervor, der als eine Vervollständigung der Friedensverträge, ja als die Grundlage eines europäischen politischen Systems von den Fürsten der drei Ostmächte (als Repräsentanten der drei christlichen Bekenntnisse) unterzeichnet wurde (26. Sept. 1815). Nach dem Inhalte dieser Urkunde sollte die Politik der Mächte in ihren gegenseitigen Beziehungen so wie die innere Verwaltung der Staaten künftig auf die Vorschriften des Christenthums, auf Gerechtigkeit, Liebe und Friede gegründet werden. Die drei unterzeichneten Herrscher wollten sich bei jeder Gelegenheit gegenseitige Hülfe leisten, sich als Glieder Einer und derselben christlichen Nation betrachten, um drei Zweige einer Familie zu beherrschen.

---

112. Rückblick auf Napoleon's Fall.

(Nach G. G. Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen.)

Der große Mann zweier Jahrhunderte, dem Europa eine zu kleine Bühne für seine Thaten gewesen war, fiel in den beschränkten Raum einer kleinen Insel zurück. Es war ein Schicksalsfall voll tragischer Größe. Und nie hat die tragische Dichtung in schärferen Zügen, als es hier die Geschichte that, die Lehre von der selbsträchenden Verschuldung dargestellt: daß des Menschen Natur und Wandel die eigenste Werkstätte seiner Geschicke ist. In der Aufrichtigkeit der Leidenschaft rühmte sich Napoleon, daß ihn sein Seelenstolz zu seiner Höhe emporgehoben habe; bei gelassener Ergebung hätte er sich gestehen müssen, daß er ihn auch gestürzt habe. In den Ideen und Thatsachen der französischen Umwälzung erwachsen, rein gehalten von ihren Verbrechen, begabt mit der Geistesstärke, ihre Wahrheiten wie ihre Verirrungen zu erkennen, war er in Zeiten innerer und äußerer Zerrüttung der Retter Frankreichs geworden und schien berufen, der Sammler der großen Ernte des Jahrhunderts, der Wohlthäter Europa's, der Begründer einer neuen Ordnung der Zukunft zu werden. Die Welt traute ihm diesen Beruf zu, und er ihn sich selber. Hörte man ihn in den Tagen, wo er die Summe seines Lebens ziehen konnte, so war der große Zweck seines Bestrebens gewesen, zwischen Fürsten und Völkern zu vermitteln, freistaatliche Ordnungen mit monarchischen Formen zu verbinden, die Höhle der revolutionären Stürme für immer zu verschließen, den faulen Zuständen der Vergangenheit ein Ende zu machen, alle gesunden Staatsgrundsätze der neuen Zeit in Kraft zu setzen und in dem wiedergebo-

renen Europa die „Herrschaft der Vernunft" zu begründen. Zufälligen Ereignissen, wie der Feindschaft der Elemente in Rußland, gab er dann Schuld, daß diese Wiedergeburt nicht ausgeführt wurde. Wäre er fähig gewesen, in sein Inneres mit Aufrichtigkeit hinabzusteigen, so hätte er sich gestanden, daß nicht jene Zufälle, die seine Wege kreuzten, seine Ziele vereitelnd, ihn zum Sturze führten, sondern die eingeschlagenen Wege selber.

Hätte er in seinem Vaterlande ein großes Beispiel aufgestellt der Erziehung zu Freiheit und Wohlfahrt, indem er mit den Wohlthaten seiner Gesetzgebung den Segen einer unbeugsamen Gesetzesherrschaft, mit der Ordnung seiner Verwaltungs-Einrichtungen die Selbstsorge und freie Bewegung der Staatsglieder verband, hätte er die Macht Frankreichs auf eine gedeihliche Entwickelung in der Zeit, seine eigene Unsterblichkeit auf die innere Förderung des Zeitalters gründen wollen, so hätte dieses gegebene Beispiel Europa in Wahrheit eine Verjüngung verheißen. Sobald diese Wohlthat aber mit Zwang beschafft werden sollte, sobald Napoleon seinen Ruhm in die Waffen und Frankreichs Glück in die Herrschaft über Europa setzte, so waren mit dieser Einen Irrung jene großen Zwecke, wenn sie je gefaßt waren, nicht verfehlt nur, sondern aufgegeben. Denn auf diesem Wege konnte zwischen Volk und Herrscher nicht vermittelt, es konnte der alte Spalt nur weitergerissen werden; die alte Entsittlichung des Volkes, die, von dem Beispiele der Bourbonenhöfe gefördert, seine Verwilderung, die in den Gräueln der Revolution gesteigert war, konnten auf diesem Wege nicht gesunden; in den Geschicken des Staates, die sich von einem schwindelnden Abenteuer zum andern ziellos und ruhelos bewegten, konnten die glanzlos echten Tugenden der Häuslichkeit und Bürgerlichkeit nicht gedeihen. Und wie die sittlichen, so waren dem Volke auch die geistigen Fortschritte auf diesem Wege versagt. Es ist ein Ausspruch von Napoleon selber, daß, wer die Ideen unterdrücke, an seinem eigenen Verderben arbeite; er selbst hatte die Wahrheit des Spruches bewiesen mit den eigenen Thaten. Er spottete der Idee überall, wo sie nicht seines Sinnes war; er ließ der Kunst keinen Raum als zur Schmeichelei, der Wissenschaft als zu seinem Dienste; er achtete nicht, er ächtete und unterdrückte jede ihrer selbständigen Bewegungen in der Schule, in der Presse, in der Gesellschaft und auf der Rednerbühne. Denn auch die bürgerliche Reife des Volkes konnte ihm auf jenem Wege nicht taugen; er bedurfte des einheitlichen Machtgebrauchs und konnte nicht wollen, daß ständische Körperschaften über die Mittel der Macht verfügten. In diese Nothwendigkeit getrieben, suchte er für seine Unterdrückung beschönigende Beweggründe: dem beweglichen Leichtsinne des Franzosen fehle die erhaltende Stetigkeit des Engländers, die Bedingung eines freien Staatslebens; ihn beseele nur kriegerisches Ehrgefühl, nicht echte Liebe zur Freiheit. Und er handelte so, als ob es eine rühmliche Aufgabe sei, den angeblichen knechtischen Sinn des Volkes noch mehr zu knechten. Er zerstörte eine der großen politischen Erwer-

bungen Frankreichs nach der andern. Er setzte an die Stelle der Revolution eine Gewaltherrschaft, an die Stelle der Nationalität ein Universalreich, an die Stelle des Freistaates eine Dynastie, die ihre weltherrschaftliche Berechtigung von Karl dem Großen herleitete, an die Stelle der Gleichheit einen Erb- und Lehnadel, an die Stelle der Erbtheilung Majorate und Substitutionen, an die Stelle des Gesammtwillens der Gemeinde die einheitliche Wirksamkeit der Präfecten. In Haus und Familie griff er mit Willkür ein und umspann sie mit Späherei und Angeberei; die Ersten dieses von ihm selbst mit Ruhm getränkten Volkes demüthigte er mit roher Behandlung und würdigte sie zu blinden Werkzeugen herab. Selbst einen Tiberius ekelte die sklavische Gesinnung seiner Senatoren an, dem französischen Imperator aber schien die niedrigste Fügsamkeit allein genug zu thun. Wohin aber, bis zu welchem Grade von überhobener Selbstsucht war auf jenem Wege zur Weltbeherrschung Napoleon's eigene Natur, sein angeborener Hochsinn und Seelenstolz zuletzt ausgeartet! Welche Kluft lag zwischen dem General Bonaparte, den einst Talleyrand als das bescheidene Kind der Zeit, des Vaterlandes, der Revolution darstellen durfte, und dem Kaiser Napoleon, der den geschmacklosen Hofglanz der faulen Vergangenheit wieder hergestellt hatte, der in der Ueppigkeit eines asiatischen Fürsten (wie der Perser sein Trinkwasser) seinen Lieblingswein bis Moskau mit sich führte, der, schon im Sturze begriffen, sich vermaß, daß er Frankreich nöthiger sei als Frankreich ihm, der selbst an seine Allüberlegenheit und Unfehlbarkeit glaubte und dessen Diener den Menschen in ruchlosem Ernste zumutheten, „seinen Willen wie das Fatum zu betrachten". Er dachte sein Land zu entschädigen mit der Sättigung an Größe und Ruhm. Er hätte gern, so spiegelte er Frankreich spät noch vor, alle Europäer unter französischer Oberherrschaft zu Einem Volke gebildet, mit gleichen Verkehrsmitteln, unter Einem Rechte und Einem Amphiktyonenhofe, hätte gern aus Paris die Hauptstadt der Welt und „aus Frankreich einen Roman" gemacht. Aber diese Politik galt selbst dem geblendeten Frankreich nicht für „gesunde Staatsgrundsätze" noch für eine „Herrschaft der Vernunft"; sie galt ihm nicht als ein Preis für seine Arbeiten und Schicksale seit 20 Jahren; nicht als ein Ersatz für die 5 Milliarden an Geld (welche die eingestandenen Kosten der Kriege von 1802—1814 für Frankreich allein betrugen), noch für die 3 Millionen Menschen, die von 1804—1814 ausgehoben und bis auf ein Sechstheil dem Ehrgeize des Einen geopfert waren. Konnten aber der Ruhm und die Vortheile des Weltreiches das französische Volk nicht einmal zufrieden stellen, so regte dagegen die Noth und die Schmach der Unterdrückung den ganzen Welttheil gegen den Unterdrücker auf. Ein Fürstenhaus nach dem andern sollte weichen vor seinen Verwandten, Staat um Staat in der Nähe sollte zur Provinz, ganze Volksstämme sollten „entnationalisirt" werden, um das große Reich zu bilden; die Meere zu befreien, sollten alle Länder erobert werden; um Frankreich den Sieg über den Erb-

feind England zu sichern, mußte sich Europa der Oberherrschaft und, wie einer gewaltsamen Sequestration, der Festlandssperre beugen; das Gleichgewicht des Welttheils wurde aufgehoben, und dies genügte nicht: um England auch in seinen Pflanzstaaten anzugreifen, schien zuletzt der Plan nicht zu verwegen, über das besiegte Rußland und die aufgelöste Türkei hin auch noch Asien bis Ostindien zu überziehen. Aber über der Vermessenheit, die Völker in Trümmer zu schlagen, den Räumen und Zeiten zu trotzen und in menschliche Lebensfrist die Werke von Jahrhunderten pressen zu wollen, waren schon größere Eroberer und menschlichere Helden als Napoleon gescheitert. Die nationale Leidenschaft in den bedrückten und bedrohten Völkern waffnete sich gegen ihn, der er unterlag, seitdem der erste Schlag in dem russischen Kriege das Vertrauen auf sein Glück erschüttert hatte. Kein blindes Geschick hatte ihn geschlagen, sondern die Ueberhebung und Uebersteigerung der eigenen und fremden Kraft hat ihn zu Grunde gerichtet. Er selbst hatte einst gesagt: im Kriege bezeichne immer ein großes Unglück einen großen Schuldigen; er hatte damit sein eigenes Urtheil gesprochen. Ueber der Kraftüberspannung zerbrach zuletzt Stütze um Stütze, und Triebfeder um Triebfeder erlahmte. Die Werkzeuge, ohne eigene Antriebe, entfielen seinen Händen; das Volk, der eigenen Thätigkeit entwöhnt, entsprach seinem Aufrufe nicht mehr; der Kleinmuth der Minister im Amte, der Verrath der Minister außer Amte, der rohe Undank der Günstlinge, die Schlaffheit der im Genusse gesättigten Feldherren, Alles war zuletzt gegen den Meister verschworen. In ihm selber kämpfte bis ans Ende die Verzweiflung des Besiegten und das herbe Gefühl der Demüthigung nach so viel Uebermuth mit dem Trotze des Stolzes und dem Vertrauen auf das frühere Glück; der kriegerische Genius erschöpfte seine letzten Kräfte in einer letzten vergeblichen Anstrengung. Der politische Sturz war erschütternd, der menschliche war erschütternder. Sein Seelenstolz hatte Napoleon eine tiefe Menschenverachtung eingeflößt, sie sollte zuletzt durch die eigene Erfahrung traurig gerechtfertigt werden; sein Seelenstolz hatte ihm auch die Meinung eingegeben, daß er die tiefste Menschenkenntniß besäße, darüber sollte er bitter enttäuscht werden. Sein Heer zwar in den untern Schichten blieb ihm aufopfernd und bewunderswerth treu bis zur äußersten Prüfung; je höher hinauf aber, desto greller wurde der Abfall. Die Tapfersten versagten in dem letzten Augenblicke, die Bevorzugtesten verschwanden und verriethen, die Beleidigten und Zurückgesetzten dagegen bewährten sich als die Edelsten: die Verwandten in Italien verzagten oder fielen ab. Die verstoßene Gattin überlebte des bewunderten Gemahles Sturz nur um wenige Wochen, die regierende Kaiserin dagegen gab ihre Hauptstadt, ihren Gatten, ihre fürstliche Würde preis; den Sohn traf das tragische Loos des Astyanax, das dem Vater von allen Loosen das schrecklichste schien.